Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

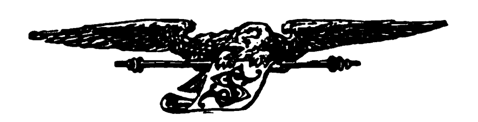
Begründet

von

Paul Lindau.

Hundertdreizehnter Band.

Mit den Portraits von:
Hans Benzmann, Karl Spitteler, Helene Böhlau, radiert von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 113. Bandes.

April — Mai — Juni.

1905.

Seite

Hans Benzmann in Wilmersdorf bei Berlin.
Neue Gedichte 55

Arnold E. Berger in Halle.
Schillers Beruf 235

Karl Bienenstein in Marburg a. d. Drau, Steiermark.
Hans Benzmann 48

Hugo Böttger in Steglitz-Berlin.
Die neuen Handelsverträge 118

Paul Bourget.
Der Talisman. Übersetzung von Martha Schiff 210

Hedwig Dohm in Berlin.
Ein Schwanenlied 1

Hans Eschelbach in Köln.
In die Kaserne mit der Frau! Anregungen 351

Ludwig Geiger in Berlin.
Max Waldau und Adolf Stahr 390

Kurt Walter Goldschmidt in Berlin.
Karl Spitteler 176

Wolfgang Hammann in München.
Von Dreien, die sich auf der Reise trafen. Erzählung 129

Ludwig Kleiber in Friedenau-Berlin.
Über Goethes Zwischengesang zur Logenfeier des 3. Septembers 1825 94

Rudolf Klein in Berlin.
Segantini 206

Mite Kremnitz in Berlin-Wilmersdorf.
Mutterrecht. Erzählung 293

Max Krieg in Freiburg i. Br.
Helene Böhlau 334

Ferdinand Laban in Berlin.
Hamlet und das Gespenst. Alte Schatten, neue Lichter 375

Seite

Max Messer in Wien.
Die Wandlung der Gottesidee 347

Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin.
Ein Großstadtmärchen 422

Philalethinos.
Der National-Charakter der Chinesen 59

Erika Reinsch in München.
An einen zertretenen Mohnblumenstrauß 88

Hans Schmidkunz in Berlin-Halensee.
Geschichtswissenschaft und Philosophie 104

Eduard Sokal in Charlottenburg.
H. Moissan und seine Forschungen. Eine wissenschaftliche Charakterskizze 78

Ott. Stauf von der March in Wien.
Andersens Jugend 271

Wilhelm Stekel in Wièn.
Hallucinationen des Normalmenschen 193

Kurd von Strantz in Berlin.
Die magyarische Anmaßung im Lichte der deutschen Geschichte 264

F. Tetzner in Leipzig.
Geschichte eine Wortes 257

Johanna Thimm (J. Hutten) in Tilsit.
Schuld. Erzählung 151

Oskar Wilda in Breslau.
Schiller. Zu seinem hundertjährigen Todestage (9. Mai 1905) 147

Helene Zimpel †.
Aus Italien. Gedichte. I. Der Engel. II. Elegie 416

Bibliographie 138 282 429

Bibliographische Notizen 142 286 433

Überſicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze 144 290 436

Mit den Portraits von:
Hans Benzmann, Karl Spitteler, Helene Böhlau,
radiert von Johann Lindner in München.





Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste Nr. 5619.)



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in komplett **broschierten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXIII (April bis Juni 1905), wie auch zu den früheren Bänden I—CXII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

begründet von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band: ....

....

....

Elegant broschiert zum Preise von Mk. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Mk. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft: ....

....

....

zum Preise von Mk. 2.— pro Heft.

.... Expl. Einbanddecke zu Bd. ....

....

....

zum Preise von Mk. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.


Hundertdreizehnter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1905.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXIII. Band. — April 1905. — Heft 337.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hans Benzmann.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

April 1905.

Inhalt.

Seite

Hedwig Dohm in Berlin.

Ein Schwanenlied 1

Karl Bienenstein in Marburg a. d. Drau, Steiermark.

Hans Benzmann 48

Hans Benzmann in Wilmersdorf bei Berlin.

Neue Gedichte 55

Philalethinos.

Der National-Charakter der Chinesen 59

Eduard Sokal in Charlottenburg.

H. Moissan und seine Forschungen. Eine wissenschaftliche Charakterskizze 78

Erika Reinsch in München.

An einen zertretenen Mohnblumenstrauß 88

Ludwig Kleiber in Friedenau-Berlin.

Ueber Goethes Zwischengesang zur Logenfeier des 3. Septembers 1825 94

Hans Schmidkunz in Berlin-Halensee.

Geschichtswissenschaft und Philosophie 104

Hugo Böttger in Steglitz-Berlin.

Die neuen Handelsverträge 118

Wolfgang Hammann in München.

Von Dreien, die sich auf der Reise trafen. Erzählung 129

Bibliographie 138

Aus dunkeln Tiefen. Dichtungen von Kleon Rangabé. Deutsch von Karl Macke. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Bibliographische Notizen 142

Ueberficht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze 144

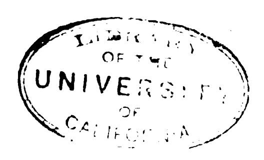
Hierzu ein Portrait: Hans Benzmann.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.





Ein Schwanenlied.

Von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

m Jahre 1903, an einem Herbstmorgen, wurde in dem Gartenhaus einer abgelegenen Straße der Großstadt ein Ehepaar tot aufgefunden: der Bildhauer Andreas Hubertus und seine Gattin.

Der Anblick der Dahingeschiedenen war von plastischer Schönheit. In antiken Sarkophagen (der Bildhauer hatte sie einstmals von Italien heimgebracht) ruhten sie. Die Köpfe auf feines weißes Linnen gebettet.

Ein faltenreiches Gewand von demselben Stoff hüllte die tote Frau ein. Ein weiter langer Schleier floß an ihr nieder. Durch den feinen Schleier hindurch sah man, daß der Mund ein Lächeln festgehalten, daß die langen goldblonden Wimpern einen leichten Schatten auf die marmorweißen Wangen warfen. Wer sie sah, hatte den Eindruck, daß diese Frau unbeschreiblich lieblich gewesen sein mußte.

Der Bildhauer hatte wohl den Tod der Gattin abgewartet, um sie so liebevoll zu betten und ihr die Augen zuzudrücken. Dann erst hatte er — dem Anschein nach schon im Sarkophag liegend — das schnellwirkende Gift getrunken. Am Boden neben ihm lag das leere Fläschchen.

Er hatte einen herrlichen Kopf, der jetzt in seiner Farblosigkeit, in der scharfen Zeichnung der Formen wie gemeißelt erschien.

Der Stoff, den er um sich geschlungen, ließ den Oberkörper frei.

In ihrer weißen reinen Schönheit glichen die Toten in der Tat griechischen Marmorbildern.

Das Atelier des Künstlers hatte in der letzten Zeit verwahrlost ausgesehen. Der abgegrenzte Raum, in dem die Toten aufgebahrt waren,

machte jetzt den Eindruck einer Kapelle. Weiße Lilien und Palmen. Im Hintergrund Marmorbilder. In einer alten metallenen Schale, die vom Plafond niederhing, brannte eine rötliche Flamme. Dunkle Vorhänge schlossen das Tageslicht ab.

Offenbar hatte der Künstler mit dieser fürstlichen Aufbahrung ein letztes Kunstwerk schaffen wollen.

Unbegreiflich erschien dieser Doppelselbstmord. Die Beiden hatten in einer vollkommen glücklichen Ehe gelebt. Nahrungssorgen schienen ausgeschlossen. Zwar waren dem Bildhauer in den letzten Jahren wohl kaum noch größere Aufträge zugegangen, er mußte aber ein Kapital zurückgelegt haben. Seiner Zeit war er mit Aufträgen überhäuft worden. Und das Paar hatte nicht verschwenderisch gelebt. Außerdem befand sich ihr Sohn, ein junger Mann von einwandsfreiem Charakter, in einer Vermögenslage, die ihm erlaubt hätte, ausreichend für seine Eltern zu sorgen.

Die Frau kränkelte seit einigen Jahren, und dieser Kränklichkeit und der vornehmen Reserviertheit des Künstlers mochte es zuzuschreiben sein, daß das Ehepaar allmählich etwas vereinsamte.

Ein Kollege, der den Bildhauer wenige Tage vor seinem Tode im Atelier aufgesucht, traf ihn mit dem Meißel in der Hand, dem Anschein nach im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte.

So blieb der Tod ein Rätsel. Nur einer wußte des Rätsels Lösung. Man hatte auf dem Tisch der Werkstatt ein versiegeltes Büchelchen gefunden. Es war an einen Schüler des Bildhauers adressiert, der seit einem Jahrzehnt in Rom lebte.

Ein paar Briefzeilen lagen in dem Buch. Sie lauteten: „Dich, mein junger Freund, grüßt ein dem Tode Geweihter. Das kleine Buch — mein letzter Gruß. Als ich die Blätter beschrieb, dachte ich nicht daran, daß ein Mensch sie lesen sollte. Du siehst, ich habe meinen Entschluß geändert.

Ich habe Dich lieb gehabt, und ich möchte, daß Du verständest, warum ich es tat.

Immer hast Du mich Meister genannt. Damit die Schüler Meister werden, gehen die Meister. Um anderswo wieder Schüler zu werden? Vielleicht!"

— — — — — — — — — —

Und dies der Inhalt des Buches:

„Ich schreibe. Warum? Weil ich nicht arbeiten kann, weil ich einer quälenden Unruhe Herr werden will. Unwillkürlich sehe ich mich um, ob auch Niemand sieht, was ich hier tue. — Ein Künstler, der den Meißel mit der Feder vertauscht! „Bilde Künstler, rede nicht!" Und nun schreibt der arme Tropf gar.

Ich schreibe auch, um mir Rechenschaft über meinen krankhaften

anormalen Zustand zu geben, dahinter zu kommen, ob mein Unvermögen ein akutes, heilbares oder ein chronisches, unheilbares ist.

Der Arzt hat mich untersucht. Mir fehlt eigentlich nichts, fast nichts. Eine Enervation des Herzens, Folge geistiger und körperlicher Ueberarbeitung. Nerven! Wird schon wieder werden!

Er riet mir eine auffrischende Reise, ans Meer oder in die Berge. Ich kann ja nicht. Monikas Mitreisen ist ausgeschlossen. Ich lasse sie nicht allein.

Seit wann datirt diese Nervendepression? Vor zwei — es können auch drei oder vier Jahre her sein — begann es, langsam, sprunghaft. Hier und da noch eine inspirirte Stunde, aber immer mit der Empfindung: es gelingt Dir nicht. Dann Wochen absoluten Nichtkönnens, und nun sind's Monate — Monate!

Und ich habe Eile, — Eile! Noch so viel muß ich fertig bringen. Ideen — sie jagen sich in meinem Hirn, — sie rufen, sie drohen, sie klagen. Ihren Leib fordern sie von mir.

Ich gehe jeden Morgen, wie ich es gewöhnt bin, in meine Werkstatt und bleibe darin — stundenlang. Monika denkt, ich arbeite. Und ich nehme auch gewohnheitsmäßig die Hülle von der Tonmasse, und ich knete, knete an dem Ton herum, mit zuckenden Fingern. Umsonst!

Ich werfe Alles wieder in einen Klumpen zusammen, und hier auf meinem Pantherfell, auf der Ruhebank, sitze ich, und ich grüble.

Mein Wille, mein Wollen ist stark, wie nur je. Der Weg zur Tat, wer — was versperrt ihn?

Ob es Monika ist? Das Leid um sie, das an mir zehrt? Ich denke jetzt oft über sie nach, mit Gewissensunruhe, als hätte ich sie früher in ihrer Eigenheit nicht begriffen, die Brücke zu ihr nicht gefunden, wohl auch garnicht gesucht. Sie ist wie ein Stück schöner Natur, das auf dem Wege zur Menschwerdung allzulange in einer Blume stecken geblieben ist. Da hat sie ihren Duft bewahrt, aber auch ihre vegetative Art des Seins.

Ein so süßes, weiches, herzgewinnendes Geschöpf, fast ohne Selbstbewußtsein, undisciplinirt, ungeordnet, verschwimmend in all' ihren Vorstellungen, die sich fast niemals mit der Wirklichkeit decken.

Wenn Dramatiker Träume, Visionen auf der Bühne veranschaulichen wollen, pflegen sie die Schauspieler hinter einem Gazeschleier agiren zu lassen. Daran erinnert Monika, als bliebe sie immer hinter einem Gazeschleier, auch für mich.

In früheren Jahren fühlte ich zuweilen eine feindliche Ungeduld, die sich gegen ihr verschleiertes Wesen richtete. Ihr Hinwegträumen von aller Wirklichkeit schien mir Dumpfheit, ihre Sensitivität pathologisch. Ich hätte sie rütteln mögen: „Du — spring' doch auf! Sei einmal über-

mütig. Tanze! Schmiege Dich leidenschaftlich in meine Arme! Sei eifersüchtig! Du bist ja langweilig — Nachtwandlerin Du!" —

Und nun sehe ich, wie heldenhaft sie ihr Leiden trägt. Ueber ihre Gesichtszüge hat sie eine solche Gewalt, daß sie selbst bei den heftigsten Schmerzen sich nicht verzerren. Und sie weiß nicht, daß sie todkrank ist.

Ich liebe sie und habe sie immer geliebt. Eine Ergänzung oder Gefährtin aber war sie mir niemals. Mein Weib — kaum. In ihrer rührenden Hilflosigkeit eher mein Kind.

Ich sah sie zum ersten Male in einem wehenden blauen Schleier. Sie trug ein sonderbares Kleid, das sehr faltenreich war und zwischen zartem Rosa und Grau schillerte. Das dunkelblonde Haar rollte in weichem Gelock ihr frei über die Schultern. Ihre grauen Augen haben goldige Wimpern. Immer sah sie aus, als ob ein Licht von innen sie überhauchte. Und so ist sie geblieben, auch mit der Vorliebe für wehende blaue Schleier und für zartschillernde, faltenreiche Kleider.

Das, was von draußen an sie herantritt, sucht sie abzuwehren. Unter den Anforderungen des täglichen Lebens leidet sie. Unpraktisch ist sie, wie ein Mensch es nur sein kann. Immer hat sie Not mit den Dienstboten. Ihre unfreundlichen oder unzufriedenen Mienen, ihre gelegentlichen derben Ausdrücke empfindet sie als Kränkungen, sie nimmt sie sich zu Herzen. Drollig genug ist ihre Art, die Leute zu behandeln.

Neulich, am Vormittag, klingle ich nach dem Stubenmädchen. Sie kommt nicht. Ich gehe hinaus und finde die Anna in der Küche an ihren Winterstrümpfen strickend und dabei „Jörn Uhl" lesend.

„Monika, hast Du ihr das erlaubt?"

Sie sieht schüchtern bittend zu mir auf. „Aber, Andreas, der „Jörn Uhl" ist doch ein so sehr gutes Buch."

Ueberhaupt ist die Anna nie da, wenn man sie braucht.

Monika entschuldigt sie: die arme Anna litte so an Kopfschmerzen und fühlte sich nur im Freien wohl, da wäre es doch hartherzig, sie nicht ins Freie gehen zu lassen.

„Wo sie nicht selten bis 11 Uhr Nachts bleibt."

„Das darf sie, Andreas. Als ich sie mietete, da hat sie gleich gesagt: ‚ich bin social, gnädige Frau, ich komme nicht um 10 Uhr nach Hause.'"

„Aber ganz unsocial scheint es mir, daß sie gestern total angebrannten Reis auf den Tisch brachte."

Monika senkt beschämt den Kopf. Sie hätte die Anna auch tüchtig gescholten. „Anna," habe sie zu ihr gesagt, „Sie wissen doch, daß mein Mann Angebranntes nicht gern ißt." Die Anna hat aber gemeint: „Angebranntes wäre noch lange kein Beinbruch."

„Und was hast Du ihr geantwortet?"

„Ja, da haben Sie wohl Recht, Anna."

Zuweilen hat Monika aber auch Launen, plötzliche Energien. Ich

habe sie oft so dringend gebeten, eine erste ärztliche Autorität zu konsultiren. Nein, sie will nicht, das Gesicht des in Frage stehenden Arztes ist ihr antipathisch.

Mit einer ihrer Freundinnen hat sie vor Jahren den Umgang abgebrochen, weil sie Zeuge war, wie sie ihr Kind schlug.

Als unser Söhnchen sich zum ersten Male in der Schule mit einem Mitschüler raufte, weinte sie bitterlich, daß ihr Kind so roh sein konnte! Und sie verzog das Söhnchen so gründlich, daß — ach ja — nichts davon.

Von Geld hat sie keinen Begriff. Immer ist sie verschwenderisch gewesen. Sie kaufte immer dasjenige Kostüm, das sie am schönsten fand, gleichviel ob es 50 oder 500 Mark kostete.

Dem Söhnchen schenkte sie einmal ein enorm teures Spielzeug. Ich machte ihr sanfte Vorwürfe; gleich wurden ihre Augen feucht. Ob ich es denn nicht entzückend fände? Ob sie etwa etwas Häßliches hätte kaufen sollen?

— — — — — — — — — —

Ich bin eigentlich nicht krank, der Arzt sagt es. Warum schlafe ich so schlecht? Ist das der Grund meiner Kraftlosigkeit? Nein! — In der letzten Nacht schlief ich fest und gut. Frisch, fast freudig ging ich in die Werkstatt: du wirst arbeiten! Und ich packe die Tonmasse an mit einer Kraft, einer überflüssigen, als gälte es den Widerstand zu brechen, den sie mir etwa leisten würde.

Nach einiger Zeit merke ich, ich bin nicht bei der Sache. Bei welcher andern denn? Weiß ich's? Ein Verlieren in etwas Weites, Leeres, Unbestimmbares.

Ich werfe mich auf die Pantherpritsche und grüble wieder. Höre ich, daß Jemand sich dem Atelier nähert, so springe ich auf und nehme den Meißel zur Hand. Ich schäme mich meines Unvermögens, selbst vor dem Stubenmädchen.

Das Grübeln macht mich noch dumpfer. Ich verbiete es mir. Meine Blicke schweifen im Atelier umher. Ich wundere mich. Hat es denn hier immer so ausgesehen? So verfallen, so lieblos, als wäre, wer darin gehaust, lange schon auf Reisen, oder verstorben? Staub, Zerbrochenes, Verstümmeltes! Der Löwenkopf da mit dem wütend aufgesperrten Rachen, — sein Leib liegt am Boden, zerborsten. Ich komme mir wie eine Scherbe unter Scherben vor.

Häßlich, häßlich diese Werkstatt mit all' den Gerüsten und Gestellen aus Holz und Stein, den Drehstühlen, Leitern, den Säcken mit Gips. Und die langen, hölzernen Tische, die zerknifften, großkrempigen Hüte auf rostigen Nägeln. Und am Boden die persischen Teppiche, einst so farbenleuchtend, nun zertreten, beschmutzt mit Gips und Ton, voll kahler Stellen, löcherig. Und der Fries in dem riesigen Holzrahmen! Herrlich

hob sich von seinem feurigen Rotbraun der weiße Marmor ab. Mißfarbig und befleckt ist er nun.

Und dort im Winkel das Skelett und die Gliederpuppe. Sie starren sich an, als hätten sie sich etwas zu sagen.

Ist es hier erst so häßlich geworden, seitdem ich stumpf über Alles wegsehe, als ginge es mich nichts mehr an?

Wenn ich ein paar Schritte durch den Raum mache, höre ich förmlich den Staub rieseln. — So rieselt's und knistert's in uralten Ruinen, als wollte die Vergangenheit Geheimnisvolles mit uns flüstern.

Ich bin vor der Büste unserer kleinen Ruth stehen geblieben. In der zerbrochenen Vase das Rosenbouquet — vertrocknet. Sonst sorgte ich dafür, daß immer frische Rosen da waren. Nun schon lange nicht mehr. Nicht nur die Rosen sind vergessen, auch das Kind selbst. Die kleine Ruth ist ganz tot.

Verfluchte Depression! Suche ihrer Herr zu werden.

Das verstaubte Gerümpel um mich her — doch nur Handwerkszeug.

Siehe dorthin: die Abgüsse Deiner Werke! — Ich habe sie lange betrachtet, intensiv, mit gespannter Neugierde. „So redet doch! Redet! Warum bleibt Ihr stumm?" Warum seht Ihr mich fremd an, als wäret Ihr entfernte Bekannte, mit denen ich kaum noch auf dem Grüßfuß stehe?

Etwa nicht wahr, daß ich Euch mit Begeisterung in der Seele empfing? Ein Gottesrausch, als ich Euch schuf? Oder nur ein Liebesrausch?

Staunen wir nicht oft, daß wir gerade für dieses oder jenes Weib in Leidenschaft entbrennen konnten? Ist die Leidenschaft gewichen, so erkennen wir, daß es ein unbeträchtliches Geschöpf war, keiner tieferen Empfindung wert. Ein Brennen des Bluts, das dem Gegenstand, den es umflammte, erst seinen roten Zauber lieh.

Oder war meine Kunstbegeisterung noch weniger? Eine Jagd vielleicht, voll heißer Lust und Gier nach Beute, mag die Beute Ruhm, Geld oder wie sonst heißen?

Oder noch Niedrigeres? — Nichts als die wohlig wärmende Glut, wie sie auch den Proletarier durchströmt, der mit Energie arbeitet, hackte er auch nur Holz? — Arbeitsfieber? Entladung explosiver Blutkörperchen? Ist Gott in uns, wie der Buddhismus und andere Religionen lehren, war er der Meister, und ich der Geselle, der nur seine Gebote ausführte — so hat er mich nun verlassen, — mein Gott. Und ich verfolge den Fliehenden? Ob ich ihn einhole?

— — — — — — — — — —

Ich war bei Monika. Zuweilen kommt naive Weisheit von ihren Lippen, wie Funken aus einer Astralwelt; das ist die Welt, an die sie glaubt. Ihr Denken ist wie ein Blühen aus der Seele.

Ich traf sie, den Kopf vorgebeugt, in der Haltung Eines, der gespannt lauscht.

„Hörst Du nichts, Andreas?“

„Nein, was soll ich hören?“

„Ein Klingen wie von ganz, ganz feinen Glocken oder Harfen. Ich höre es oft. Zuweilen ist mir's, als stiegen die Töne aus meinem eigenen tiefsten Innern empor und wollten mir etwas sagen, das mit Worten nicht zu sagen ist. Und dann wieder ist's, als käme das Klingen aus weiter, weiter Ferne, und ich muß an die Legende von der versunkenen Stadt denken, aus der in Mondscheinnächten, um Mitternacht, die Glocken tönen.“ Und nach einer Pause fügte sie nachdenklich hinzu: „Ich glaube, wir haben Alle so viel Versunkenes in uns, das in stillen Stunden herauf klingt.“

„Versunkenes, Monika, ja, das habe ich auch. Meine Arbeitskraft ist versunken. Ich kann meine Werke nur noch denken, sie nicht mehr machen.“

Sie lächelte überlegen: „Es kommt wieder, Andreas. Weißt Du es nicht, — Erdreich, das lange allzu reiche Früchte getragen, muß zeitweise brach liegen. So ist es auch mit Dir. Die Felder werden wieder blühen und Deine Schaffenskraft auch.

Die Menschen aber wollen immer Alles besser machen als die Natur. Die schuf die Nacht zur Ruhe. Sie konnte nicht wissen, daß der Mensch sie überlisten würde, indem er die Lampe erfand, die die Nacht vertreibt.“

„Aber Monika, tust Du nicht Aehnliches? Du sperrst ja auch die Sonne aus.“

„O nein, ich tu' ihr nur schöne Gewänder um. Ich mag das Nackte nicht. Sieh Dich einmal um. Kommt sie nicht in diesem gedämpften bräunlichen Goldton zu mir wie eine Dichtung, etwa wie tiefe, dunkle Verse von Nietzsche oder Stephan George?“

Sie zog die Vorhänge zurück. Dicht vor den Fensterscheiben waren kleine, fast durchsichtige Gardinen von gelblichem Rosa angebracht.

„Und nun ist's ganz anders, nicht? Jetzt grüßt sie mich — die Sonne — wie eine rosige Braut, zart, verschämt, und doch freudig, hold und hell. Ich spüre beinah' Orangenblütenduft.

Bin ich aber in übermütiger, genußsüchtiger Stimmung, so setze ich meine Butzenscheiben, weißt Du, die mit den verschiedenfarbigen Glasquadraten, vor das Fenster, und dann flimmert's und schillert's durch's Zimmer, zärtlich, festlich, üppig. Lauter Perlmutterglanz. Die Farben tanzen. Sie haben einen kleinen Rausch. Sie sind wie Blumen: Hyazinthen, Narzissen, Reseden, Alles blüht durcheinander.

Siehst Du, so mache ich mir immer Erlebnisse mit der Sonne im Zimmer. Da ich doch nicht draußen sein kann.“

Sie hätte Dichterin werden sollen, meine Monika. Sie hat nie daran gedacht. Da dichtet sie nun Alles in sich hinein.

„Monika, und wenn mein schöpferisches Vermögen für immer versiegt wäre, niemals wiederkehrte?"

Sie sah mich erschrocken an. „Ja — dann . . . müßte da nicht der König oder der Staat zu Dir sagen: Meister Andreas, mach' Feierabend. Auf Lorbeeren ausruhen — ein schönes Wort." — Und mit einem Anflug von Schelmerei setzte sie hinzu: „Die Lorbeeren aber müßten aus purem Golde sein, denn weißt Du, Dein Feierabend müßte eine wirkliche Feier sein."

„Wie denkst Du Dir eine solche Feier?"

„Hauptsächlich als Freiheit, frei von allen Tages- und Arbeitspflichten. Du brauchst nicht mehr wie zwischen Mauern zu einem bestimmten Ziel zu gehen. Du kannst abbiegen vom Weg, dahin, wo Dich ein Ausblick, ein Ruhesitz, eine Blume lockt. Oder auch, — es ist, als hättest Du nach langen Märschen ein Schiff bestiegen, mit dem Du nun sanft dahingleitest über ein blaues Meer, über Dir der rosige Himmel. Und während Du, weichgebettet in träumender Ruhe liegst, ziehen Ufer und Menschen an Dir vorüber; wunderschöne Bilder, nichts zum Gebrauch, nur zum Genuß."

„Möchtest Du mit auf dem Schiffe sein, Monika?"

„Ach ja, aber ich bin ja krank."

„Tröste Dich, Monika. Auch ich werde nie ein solches Luftschiff für invalide Künstler besteigen. Wir müssen ja von der Kunst leben."

Monika schüttelte erzürnt den Kopf und wollte sofort die Gesellschaftsordnung dahin ändern, daß der Staat jeden echten Künstler — standesgemäß natürlich — zu erhalten hätte, da ja doch die Kunst zur Veredelung der Menschen diene, und darum dürfen die Kunstwerke auch nicht Einzelnen gehören, sondern Allen, und damit sie Allen gehören können, müßte der Staat sie erwerben.

„Und wovon sie bezahlen, Monika?"

„Muß der Staatsbürger nicht für alles Mögliche Abgaben entrichten? Warum nicht auch für die Anschaffung von Kunstwerken? Ist die Veredelung der Menschen nicht ebenso wichtig, wie etwa Wegebauten und Straßenbeleuchtung und vieles Andere?"

Ich lachte meine kleine kindische Monika aus. Sie wurde traurig, und nach einer Pause sagte sie leise, zögernd: „Ich werde an Erwin schreiben."

Ich sah, wie tief sie errötete. Sie wußte so gut wie ich, daß für seinen eleganten Haushalt seine Einnahmen kaum ausreichten. Und die Hauptsache: das Geld gehört Melanie, seiner Frau. Und die Schwiegertochter ist ihr antipathisch, in so hohem Grade, daß sie sich jedes Mal überwinden muß, ehe sie im Gespräch mit ihr das „Du" über die Lippen

bringt. Sie wäre so physisch, so sehr, sehr Weib. Und ihre Art zu gehen, rauschend und raschelnd mit ihren Schleppkleidern, vertrüge sie nicht. Und wenn sie da wäre, fülle sie immer das ganze Zimmer aus. Sie schrieb nicht an Erwin.

— — — — — — — — — —

Als ich unsere Wohnung mietete, hatte ich nicht bemerkt, daß die Fenster von Monikas Zimmer auf einen Friedhof gingen. Ich wollte gleich wieder kündigen. Sie litt es nicht. Friedhöfe hätte sie sehr gern. Sie behauptet, oft kleine Flammen über den Gräbern zu sehen. Sie wisse ja, daß diese Flämmchen nicht etwa die Seelen der Verstorbenen wären, aber die Vorstellung, daß sie es sein könnten, sei doch schön.

Wenn sie sich nicht vor mir, vor meinem Skepticismus fürchtete, würde sie gern an die Geister der Verstorbenen glauben.

Hat sie Grund zu dieser Furcht? Mein Skepticismus fängt an, in die Brüche zu gehen.

Warum, fragte ich mich, hast du oft über Monikas Geistvisionen gelächelt oder gespottet? Sind die Ideen, die ich da in letzter Zeit in Goethe, in Nietzsche und vielen anderen Geistesgrößen gelesen habe, nicht viel wunderbarere Geistererscheinungen? Diese Gedanken, die losgelöst von ihrer Geburtsstätte, den Gehirnen längst Vermoderter, eine Sprache mit mir reden, die mich erschüttert, entzückt. Leben wir denn nicht hauptsächlich von und mit Geistern? Was wäre ich ohne Michel Angelo, ja ohne Rodin? Monika stellt sich diese Vorgänge nur substanzieller vor.

— — — — — — — — — —

Meine arme Monika! Ihre Tage sind gezählt. Niemand kennt sie, und Niemand nennt sie. Ich will ihr einen Nekrolog in Marmor dichten, der durch Jahrhunderte von ihr reden soll.

Ich grolle oft mit Marmor und Bronze, weil sie gegen die Darstellung des Seelenhaften sich sträuben. Und gerade das wollte ich! Gerade das! Mehr Seele, mehr Innerlichkeit in der Plastik. Gebt mir ein Material, so geschmeidig, durchschimmernd, daß ich Gebilde daraus schaffen kann, deren Herzen man pochen fühlt, denen man die leuchtenden Gedanken von der Stirn liest.

Meunier ist es gelungen, den Arbeiter bei der Arbeit zu charakterisiren. Und Rodin — ja — der hat seinen Skulpturen eine neue Beredsamkeit verliehen, sie fühlen, sie glühen. Unter seiner Hand gewinnt der Marmor geistige Transparenz. Er ist der Dramatiker der Plastik. Er hat die Psyche in sein Reich gezwungen. Er — ein neuer Pygmalion, macht seine Galatheen lebendig.

Und ich, Größenwahniger, ich wollte über ihn hinaus wachsen, noch feinere Nüancen der Seele dem Marmor abringen. Und nun, da ich an der Schwelle eines neuen Kunsttempels zu stehen glaube, lähmt mich — eine Nervendepression.

Und das Grabmal — es wartet. Und das ist meine Idee dazu: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag." (Von wem der Vers herrührt, weiß ich im Augenblick nicht.) Ein weiblicher Genius, Psyche selber, mit einem Cypressenkranz auf dem Haupt; sie trägt Monikas Züge. Die eine Hand ruht auf dem Sarg, wie mit sanfter Beruhigung, eine schmeichelnde, lächelnde Hand. Mit der anderen hebt Psyche den Schleier vom Haupt. Eine leise, seitliche Neigung des emporgerichteten Hauptes deutet an, daß sie in die Tiefe horcht, während ihre Augen in weite Fernen sich verlieren, hin zu den „Neuen Ufern", im Blick seliges Weinen. In einem Blick von Marmor? Augen von Marmor schimmern nicht in Tränen, können den Rausch transscendentalen Entzückens nicht ausdrücken. Könnte ich der Plastik neue Augen ausdenken! Unmöglich? Warum?

Die Gestalt lebt in mir. Ich sehe in ihr Monika vergeistigt, leiderlöst, sieghaft, im Licht des „Neuen Tages".

— — — — — — — — — — —

Einmal überraschte ich Monika, als sie weinte. Sie weint so leise, es ist wie Tau, der aus einer Blume fließt.

„Weinst Du, Monika, weil es so einsam um Dich her ist, Du nicht ins Freie kannst?"

Sie schüttelte den Kopf. — „Nein, ich liebe die Einsamkeit. Gerade, wenn Leute von früher bei mir sind, dann komme ich mir verlassen vor, so abseits, weil ich nicht mehr zu ihnen gehöre. Und sie reden so laut, und von ganz fremden Dingen. Es ist immer, als brächten sie mir schlechtes Wetter herein."

„Aber so vieles Andere mußt Du entbehren, armes Kind."

„Nicht Vieles. Ich ginge wohl gern manchmal zur Kirche. Aber ich höre doch die Glocken läuten bis in mein Zimmer hinein. Die predigen und singen mir Frommheit ins Herz, und ich bin wie in der Kirche." Im Frühling brachte ich ihr den ersten frischen Blütenzweig nach Hause: „Damit Du weißt, daß Frühling ist."

„Siehst Du, das ist wie mit dem Kirchgang. Kann ich zu dem Frühling nicht heraus, Du bringst ihn mir herein. Der Blütenzweig ist mir so viel wie der ganze Park. Draußen, da sind Duft und Farbe, Licht und Luft so verschmolzen, das war immer nur so ein allgemeines, sinnliches Frühlingsfreuen. In diesem Zweig, da gehört mir Alles viel intimer. Ich genieße jedes Staubfädchen und Blättchen, ja jedes kleine Zäckchen am Blatt freut mich. Und ich entdecke immer eine neue Schönheit daran."

An einem Frühlingsabend fand ich sie am Fenster, im Dunkeln, hinüberstarrend zum Friedhof.

Ich wollte Licht anzünden.

„Nein, laß, ich bin so gern im Dunkeln. Wenn die Lampe brennt,

spüre ich den Blumenduft nicht, der vom Kirchhof herkommt. Ich meine, die Toten haben Teil an der Frühlingsfeier. Weißt Du, die Toten und die Menschen, die lange krank liegen, wie ich, die sind verwandt, wahlverwandt, meine ich."

Sie legte ihre durchsichtigen Hände auf meinen Arm: „Aber natürlich, das sind nur Phantasien — Du mußt nicht lachen — sie sind gar nicht schwermütig, eher heiter und schön. Du weißt ja, ich freue mich auf den Tod."

Es ist, als gehörte das Kranksein zu ihr, so still und ergeben trägt sie es. Sie verzehrt sich wie ein Licht, langsam, langsam, aber bis zuletzt wird noch ein zartes Leuchten von ihr ausgehen.

Nur von der Pflegeschwester weiß ich's, daß sie zuweilen schwer leidet. So oft ich aber ins Zimmer trete, wendet sie mir ein helles Gesicht zu. — „Wie kommt das?" fragte ich die Pflegerin. Sie wollte erst mit der Sprache nicht heraus. Dann erfuhr ich's: in einem gegebenen Moment richtet sich Monika plötzlich mitten aus ihren Schmerzen auf und erschmeichelt sich eine Morphiumeinspritzung. Täte sie ihr nicht den Willen, so geberde sich die Kranke ganz verzweifelt. „Warum es auch verhindern," fügte sie leiser hinzu, indem sie mich traurig und verständnißvoll ansah.

Aber sie wisse doch nicht, wann ich in ihr Zimmer kommen würde, wendete ich ein. Doch, sie wisse es. Minutenlang vorher fühle sie mein Nahen.

Ja, Monika ist eine Sensitive. Sie hat die Idiosynkrasieen und die starken Sympathieen und Antipathieen der Sensitiven. Unter anderem ist ihr das Lampenlicht unangenehm, sie findet es vulgär. Es scheuche auch die Dunkelheit nur in die Winkel, aus denen es dann unheimlich herauskröche. Ganz finster darf es aber in ihrem Zimmer auch nicht sein. Sie schließt Nachts die Vorhänge nicht, so daß der Laternenschein von draußen her an den Wänden oder an der Decke zitternde Lichter malt. Mit intensiver Aufmerksamkeit verfolgt sie das Spiel der Schattenzweige an der weißen Decke ihres Zimmers, wie sich die Schatten — je nach dem Winde draußen — in sanftem Rhythmus auf und ab wiegen, oder aber in wilden Verschlingungen durcheinander sausen.

„Nicht merkwürdig," sagt sie, „ich fühle den Wind nicht und höre keinen Laut, und doch ist es ganz wie wirklich. Ich höre Musik, die nicht da zu sein scheint, ich sehe Farben- und Lichtgestalten, die auch nicht da zu sein scheinen. Könnten sie aber nicht da sein, ist das nicht sogar wahrscheinlich?"

Und als ich lächelnd den Kopf schüttelte, fuhr sie immer eifriger fort: „Unter welchem Riesendonner muß der Erdball sich um die Sonne drehen, und wir hören es nicht. Unser Blut rauscht durch den Körper, und wir hören es nicht.

Und siehst Du bei den Nebelstreifen über dem Friedhof, — da muß ich an die Milchstraße am Himmel denken. Für gewöhnliche Augen auch nur ein Nebelstreif. Der Astronom aber, der durch Riesenfernrohre guckt, weiß, daß es unzählige kleine Sterne sind. Könnte es nicht Menschen geben, die in der Seele so ein verborgenes Fernrohr haben, und die im wallenden Aether und in den Nebelstreifen dort drüben . . ."

Sie brach ab, erst nach einer Pause fuhr sie fort. Ueberhaupt wären oft Menschen und Dinge in ihrer Vorstellung nicht sehr verschieden. Z. B. schwarze Stiefmütterchen mit den hellen Kelchäuglein erschienen ihr immer wie Waisenkinderchen in Trauerkleidern. Sie erinnere sich einer Spazierfahrt im Spätherbst. An einem schnellströmenden Bach kam sie vorbei. An seinem Rand standen verkrüppelte Weidenbäume, eigentlich nur rötliche Stümpfe, die dürren Zweige mit spärlichen, fahlen Blättern emporgesträubt. Sie duckte sich im Wagen. In den Weidenstümpfen sah sie Furien mit rötlich gesträubtem Haarschopf. Und die Melanie, die sähe sie immer wie ein flottes Schiff mit geblähten Segeln.

„Siehst Du mich auch als ein Ding, Monika?"

„Zuweilen ja. Du bist dann eine schöne, monumentale Architektur, etwa wie der Palazzo Strozzi in Florenz; ein so stolzer und fein gegliederter Rhythmus ist in Deiner Art. Nur (und dabei blinzelte sie mich betrübt an) sind seit einiger Zeit die großen, lichteinsaugenden Fenster verhängt, und es ist inwendig nicht so hell, wie es sein sollte — im Palazzo Strozzi."

— — — — — — — — — —

So lange die Depression anhält, wollte ich wenigstens lesen, viel lesen, das Beste, Tiefste wollte ich lesen, Bücher, die Erlebnisse sind. Ich habe bisher so wenig Zeit dazu gehabt. Und wer weiß — vielleicht rufen — so meinte ich — die starken, schwingenden Stimmen Anderer meine eingeschlafenen Kräfte wieder wach.

Ich dachte falsch. Auch hier ein Riegel, eine Schranke. Die Depression erstreckt sich, wie es scheint, auf alle Sinne, auch auf die Augen. Lesen kann ich — ja wohl — aber viel — nein. Die Lampen verbreiten einen Dunst, den mein Kopf nicht verträgt. Alle Viertelstunden muß ich die Fenster aufreißen. Fliegende Hitze. Und die Augen schmerzen. Und eine andere Hemmung noch. Ich darf Abends nichts An- oder Aufregendes lesen, ich schlafe sonst nicht.

Wie sagte der Arzt? Abwechselung in der Beschäftigung, Spaziergänge in freier Luft, Musik, heitere Eindrücke u. s. w. Sicher, er hat Recht. Mein Instinkt kommt seinen Vorschriften entgegen. Eine verdrossene Unruhe treibt mich ganz von selbst, bald hierhin, bald dorthin. Sie treibt mich immer von da fort, wo ich gerade bin — weiter — weiter, als wäre irgendwo etwas, das ich suche — suche.

Ich setze mich oft in die Stadtbahn, und fahre irgend wohin — oder auch nur hin und zurück.

Ich weiß, was ich suche. Ich will der Kreatur entrinnen, die sich anmaßt, Ich zu sein, der berühmte Bildhauer Andreas Hubertus.

Ja, laufe nur, laufe bis Du an eine Grube kommst. — Hinab!

Widerwärtig dieser Hospitaljammer! Wie in meinem Atelier liegt auf mir Staub — Staub!

— — — — — — — — — — —

Ich sitze oft stundenlang an Monikas Lager und spiele Schach mit ihr, oder, wenn sie sich gar zu matt fühlt, Domino. Gewiß, ich tue es gern, aus Liebe zu ihr, und doch rase ich innerlich über den Zeitverlust. In dieser Stunde könntest Du vielleicht arbeiten. Gemeiner Charakterzug.

Heitere Eindrücke!

Ich ging nach langer Zeit wieder einmal in meinen Klub. Brillante Erzähler, Witzbolde treiben da ihr Wesen, und an dem Tage erzählten sie besonders brillant, Anekdoten — nur für Herren.

Man wälzte sich vor Lachen.

Ich sehe jetzt Alles, wie ein Beschauer ein Bild sieht. Er ist nicht mit auf dem Bilde. Häßlich, häßlich ist der lachende Mensch.

Und wie sie alle lachten, wiehernd, quietschend, knarrend. Ich mußte an ein Bild denken, das ich in der Secession gesehen; im Katalog stand: „Das Lachen". Eine Reihe tanzender Weiber, alle in zerflatterndes Rot gekleidet, Alles rot, rot! Auch die Gesichter, und aus dem Rot blitzten die Reihen weißer, gieriger, spitzer Zähne — animalisch, dumm, diese Grinsenden!

In einer phantastischen Erzählung las ich, daß die Marsbewohner im Beisein Anderer nicht essen. Sie sollten auch nur lachen, wenn sie allein sind.

— — — — — — — — — — —

Traurige Wahrnehmung: Meine Nervendepression ist nicht blos eine Skepsis des Körpers, sie verdirbt auch den Charakter. Sie macht mich übelwollend, gehässig bis an den Rand der Bosheit. Besonders unter Menschen fühle ich bösartig.

Im Allgemeinen sehe ich die Dinge anders als früher, gleichgiltiger, unaufmerksamer. Sie rücken mir ferner, oder vielmehr sie rücken von mir ab, als wollten sie nichts mehr von mir wissen; oder habe ich angefangen, von ihnen nichts mehr wissen zu wollen?

Meine Sinne fassen, z. B. auf den Straßen, die Einzelheiten nicht auf, oder halten sie nicht fest. Schemenhaft fast ziehen ungegliederte Massen an mir vorüber. Und drängt sich meiner Aufmerksamkeit etwas auf, so ist es Häßliches, das mich ärgert, irritirt.

Ein Herr geht vor mir her. Aus seinem steifen Kragen rollt sich

im Nacken eine rote Fleischwulst. Wie ich ihn verachte, ihn hasse, diesen ästhetisch Verwahrlosten.

Und da — das Weib, das sich die Kleider so straff um die üppigen Hüften spannt — dirnenhaft. Und ich kenne sie, sie ist eine ehrenwerte Dame, die nur eine Mode mitmacht. Hat sie nötig, die Mode mitzumachen?

Jemand — im schnellen Gehen — stößt mich — absichtslos. Ich empfinde es wie eine Injurie, und ich reibe den Arm, den er gestoßen, mit dem Taschentuch ab, als hätte er ihn beschmutzt.

In der elektrischen Bahn, wenn ein lesender Mensch mich wieder und wieder mit dem Ellenbogen berührt, so ertrage ich diese zudringliche Berührung nicht. Ich steige aus.

Das Geräusch der Straße, die Luft und das Menschengewirr im Klub oder im Theater, verschlimmert mein Leiden.

Also: Spaziergänge im Freien. Frühlingsanfang. Mit der elektrischen Bahn fuhr ich hinaus. Fürbaß schritt ich in den Tannenwald hinein. „O, Du schöner, grüner, grüner Wald," wie oft hatte ich als Jüngling mit anderen Jünglingen auf Gebirgswanderungen das Lied mehr gejauchzt als gesungen.

Und da war er ja, der dunkle Tannenwald, das knospende Grün, da waren die Lerchen, die jubilirten, da waren die Veilchen, die dufteten. Und die grünen, grünen Wiesen, und der blaue, blaue Himmel darüber, und da war ich, der kranke, kranke Mensch. „So fühle doch etwas, Du öder Mensch!" schrie ich in mich hinein, „fühle doch etwas!" Und ich sah, ich sah, ich begriff, daß Alles schön war und gut, aber die Brücke von den Augen zur Seele war morsch, meine Freude kam nicht herüber.

Nein, so kann es nicht weitergehen. Diese Depression nimmt mir den Glauben an die Freude. Gleich morgen konsultire ich unsern ersten Nervenarzt. Seine Diagnose soll unfehlbar sein. Ich ahne sie: Neurasthenie.

— — — — — — — — — —

So! schön! Die Autorität wäre konsultirt. Gründlichste Untersuchung. Danach fixirte der unfehlbare Diagnostiker mich scharf, etwas ironisch — so kam es mir vor. „Wie alt sind Sie?" — „Sechsundsechzig." Ich sagte es zögernd. Er nickte unmerklich. Und das war sein Verdikt: „Keines Ihrer Organe ist im eigentlichen Sinne krank, nur eine Herabminderung ihrer Funktionen ist zu konstatiren. Sie sind im Alter der Rückbildungen."

Wenn ich meine Kräfte schonte, könnte ich es auf achtzig bringen. Von ferneren Arbeitsversuchen riet er mir ab.

Die indifferente, gleichgiltige Art, mit der er sprach, reizte mich. Ich sagte kein Wort mehr. Ich tat keine Frage. Ich verabschiedete mich kurz.

Zu Hause schritt ich lange in meiner Werkstatt auf und ab.

Warum zögerte ich, ehe ich mein Alter angab? Mein Gott, ich schwankte ja einen Augenblick, ob ich nicht lügen, mich nicht jünger machen sollte. Warum das? Warum?

Ich blieb stehen. Es durchrieselte mich vom Scheitel bis zur Sohle. Wußte ich es nicht schon, ganz im Geheimen? Ich ließ es nur nicht über die Schwelle des Bewußtseins. Mit aller Macht hielt ich den Gedanken zurück, den furchtbaren: Altersschwäche! Marasmus! Rückbildung! Der Anfang vom Ende. Alle diese Hemmungen, diese Weltverärgertheiten und Kraftlosigkeiten der letzten Jahre — Altersschwäche!

Ich habe gegrübelt und gebrütet, bis es mich wieder aufriß. Ich sah mich um, hülflos, als wäre ich einem Feinde preisgegeben.

Wo kam das Alter her? Mir ist, als wäre es von außen gekommen. Ich erinnerte mich — wie lange war es her? Vier, höchstens fünf Jahre, da ging ich an einem kalten Winterabend, über knirschenden Schnee, den weiten Weg vom Klub bis zu meiner Wohnung, und wie ich vor meiner Tür stand, wäre ich gern noch weiter gegangen, so voll Kraft und Frische war ich. . . . Und nun nach einem so kurzen Zeitraum. . . . Wo kam das Alter her?

Möglich, daß Viele, nicht älter als ich, der Abbröckelung verfallen. Alle? Nein, das Gegenteil ist bewiesen. Der letzte Papst hat mit 93 Jahren noch eine Welt beherrscht. Goethe, Moltke, Bismarck, Leonardo, Michel Angelo bewahrten über 80 Jahre hinaus ihre Schaffenskraft, und unzählige Andere auch, die man nicht nennt und nicht kennt. —

Wahrscheinlich, natürlich ist dieser Marasmus nur bei denen, die sich selbst pensionirten, die nicht in der Uebung des Lebens blieben.

Muß es wahr sein? Braucht es wahr zu sein, weil der Arzt es sagt? Die Todesurteile der Aerzte werden nicht immer vollstreckt, sogar sehr oft nicht. Ich will mein eigener Arzt sein. Nebenbei bemerkt: Jeder sein eigener Arzt, das dürfte der Arzt der Zukunft sein.

Ehe ich die Flinte ins Korn werfe, will ich scharf, argusäugig die Symptome meines Zustandes prüfen, sammeln, mich gewissermaßen analysiren, womit ich ja in der modernsten Geistesrichtung bleibe. Gemütsaffekte schalte ich aus.

Scheint mir die Sammlung ausreichend, so werde ich das Facit ziehen. — Ob es mir dabei ergehen wird wie den Leuten, die Abends im Bett sich vornehmen, die Vorgänge beim Einschlafen zu beobachten, mit einem Male aber schnappt's, und das Bewußtsein ist fort?

Hier wurde ich durch den Briefträger unterbrochen. Der verhalf mir gleich zu einem Symptom. Ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten nehme ich jetzt jeden Brief mit Unlust in Empfang. Plage, Plage, daß ich ihn beantworten muß. Und Erfreuliches steht ja doch nicht darin.

Altersschwäche — diese Unfrohheit?

Vielleicht schätze ich die Dinge nur anders als früher. In diesem Brief da spricht mir ein beliebiger Herr X. seine Bewunderung über eines meiner Werke aus. Erfahrung hat mich belehrt, dasselbe sagen und schreiben diese Xse auch von Leistungen, die ich für nichtig halte. Verständnißloses Lob beleidigt.

Erfreuliche Briefe! Woher? Von wem? Staatsaufträge? Dem Staat bin ich, nun schon so Alter, immer noch zu neu. Privataufträge? Die modernen Einrichtungen mit orientalischer Farbenpracht schließen die Skulptur beinahe aus. Weißer Marmor wirkt da wie ein Fleck. Die Skulptur hat etwas Einsames, läßt sich nicht hineinquetschen in das Gedränge von Stoffen, Polstern, tausenderlei Sächelchen. Dekorationszwecken zu dienen ist sie zu vornehm.

Das Publikum glaubt auch nicht mehr an alte Künstler. Hin zu den Neuen! „La jeunesse triomphante" nennt Rodin eines seiner Werke.

Das ist nicht meine Altersschwäche, eher die Neuheitsschwäche der Andern.

Briefe mag ich nicht und Besuche auch nicht. Bleiben aber viele Tage die einen oder die andern aus, so bin ich auch enttäuscht. Man wirft Dich zum alten Eisen. Bald wird Einer den Andern fragen, wenn mein Name genannt wird: Was, der lebt noch? Der Andreas Hubertus?

Aber sie kommen ja noch ab und zu, die Besuche. Erst vorhin der Kunsthändler.

Mit so lautem Wohlwollen begrüßte er mich: „Schau — schau! Man wird ja alle Tage jünger und frischer. Wo sprudelt denn Ihr Jungbrunnen?" — Und im Zwinkern seiner Augen las ich: „Na, also endlich doch zusammengeklappt." Wofür halten mich diese Leute? Für einen Narren!

Ein junger genial veranlagter Bildhauer brachte mir Entwürfe zur Beurteilung. Er trug einen unsauberen vernachlässigten Anzug, der mich degoutirte. Seine Arbeiten mußten mein Mißvergnügen entgelten. Er verließ mich zweifellos in der Ueberzeugung, daß ich ein Neidhammel wäre.

— — — — — — — — — —

Heute zwei Kollegen auf einmal. In den ersten Minuten solcher Besuche bin ich steif, einsilbig, unliebenswürdig. Sie geniren mich wie die Zumutung an einen Lahmen, daß er tanze. Allmählich löst sich dann die Steifheit, und ich biege in das Geleise konventioneller Höflichkeit ein. Ich höre aufmerksam auf ihre Gespräche. Plötzlich merke ich, daß ich nicht weiß, wovon sie reden. Ich habe eine sonderbare Art von Schwer-

hörigkeit. Die Worte klappern laut genug, oft nur zu laut, an mein Trommelfell. Aber — wie die Brücke von den Augen zum Hirn, so scheint auch die von den Ohren zu den betreffenden Gehirnnerven zu wackeln. Die Worte kommen gar nicht oder unzusammenhängend herüber. Immer häufiger kommt es von meinen Lippen: „Wie?“ Und ich schäme mich dieses „Wie“. — Nur wenn von schrecklichen oder gewaltigen Dingen die Rede ist, dann strömt das Blut stark durch mein Gehirn, die schlaffen Nerven spannen sich. Ich höre!

Ich ertappe mich auf einer sehr drolligen Neigung: ich teile die Menschen in solche, die laut und deutlich sprechen — denen bin ich gut —, und in solche, die leise und undeutlich sprechen, denen bin ich gram.

Freilich, freilich habe ich auch ganz unverhoffte Freuden und Genüsse in meinem Depressionselend. Vornehm sind sie gerade nicht, man könnte sie beinahe negativ nennen. Z. B. wenn ich Morgens aufwache — ohne Kopfschmerzen. Oder: wenn ich 6 bis 7 Stunden hintereinander geschlafen habe (meistens bringe ich es nur auf 3 bis 4), dann freue ich mich so kindlich. Oder: ich bin geschlagene anderthalb Stunden spazieren gegangen, während mein übliches Kraftmaß sich auf $^3/_4$ Stunden beläuft. O, man wird bescheiden, man wird bescheiden. Ich war auch wieder im Klub — um Symptome zu sammeln. Mittun wollte ich, auch hübsche Anekdoten erzählen, auch über Kunst und Literatur plaudern. Und ich versuchte es einmal, und noch einmal und ein drittes Mal. Und immer verlor ich den Faden der Erzählung. Gedankenflucht. Ich werde verwirrt, mache verzweifelte Anstrengungen, den Gedankengang festzuhalten. Umsonst. Oder — ich rede mit einem Einzelnen über Dinge, die mir geläufig sind. Hier keine Gedankenflucht. Wortflucht. Die einfachsten Worte fallen mir nicht ein. Ich bin auf der Jagd nach dem Wort, wie das Kind, das einem davonhüpfenden Vögelchen nachläuft. Es versteckt sich vor mir, das Wort, wie hinter einer Mauer. Mein Gehirn sucht. Da lugt es durch ein Löchelchen in der Mauer. Habe ich Dich endlich! Noch lange nicht, nur den Anfangsbuchstaben „W“. Fort ist's! — Ein paar Stunden später — ich kleide mich gerade an, — meldet es sich: „Eccomi: Warenhaus.“ Und ohne jede für mich erkennbare Gedankenassociation.

— — — — — — — — — —

Heute bin ich beinahe lustig aufgelegt; nur etwas Galgenhumor ist hineingemischt. Ich bin dahinter gekommen, daß Kobolde ihr Spiel mit mir treiben. Wie wären sonst all' die kleinen neckischen Abenteuer zu erklären, die sich hübsch für Knittelverse eigneten, mit dem Refrain: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“ Ein Kobold spielt in meinem Gehirn Kaleidoskop mit den Worten. Bald verdreht er sie mir im Munde, bald vertauscht er sie, oder er bläst aus einem Wort

ein paar Buchstaben heraus, und da wird aus Association: Associon, oder aus Initiative: Iniative. Sagte ich nicht neulich anstatt Konstantinopel: Konstinopel?

Neulich, im Gespräch mit Jemand, spreche ich von einer Sache, die ich mit Stumpf und Stiel ausgerottet wünschte. Der Jemand lacht laut auf. „Warum lachen Sie denn?“ — „Weil Sie mit Strumpf und Stiel gesagt haben.“ — Der Kobold kichert. Ich lache auch. „Ha, welche Lust ein Greis zu sein.“

Ganz unangenehm ist mir's, daß, wenn ich zufällig meinen Schneider erwähne, der Schrapps heißt, ich ihn immer Koppe nenne. Koppe hieß mein früherer Schneider. Der ist seit 5 Jahren tot. Das erste Mal war's nur so ein zufälliges Versprechen. Seitdem aber — als hätte sich der tote Koppe in mein Gehirn eingeklemmt, — nenne ich den Schrapps beinahe regelmäßig Koppe, und merke es immer erst, wenn Monika lacht. Ich vermeide schon über Röcke zu sprechen, so fürchte ich den toten Koppe.

Koboldchen macht sich auch über meine Orthographie her. Ich bin im Stande, „endlich“ mit einem „t“ zu schreiben, und „herrlich“ mit einem „g“ hinten. Zuweilen schlage ich in irgend einem Lexikon nach, wie ein ganz gebräuchliches Wort geschrieben wird. Oder — ich besinne mich minutenlang, wie ein lateinisches R aussieht, und ich male es mir erst auf einem Stück Papier vor, ehe ich wage, es in dem betreffenden Wort anzuwenden.

Und wie ich die Worte verwechsele, — zu amüsant — für die Andern. Ich will „elektrisiren“ sagen. Der Kobold schüttelt mich, und „photographiren“ kommt heraus.

Ich lege ein Kleidungsstück ab und werfe es auf den Stuhl. Es fällt von der anderen Seite wieder herunter, zweimal hintereinander, und ist der Kobold bei Laune, auch dreimal. Ich bücke mich, die Sache aufzuheben, stoße mir dabei den Kopf an dem Fensterbrett, reibe die schmerzende Stelle, ohne daran zu denken, daß ich die Zahnbürste in der Hand halte.

Ich will etwas aus einem Schrank holen, stehe vor dem Schrank und besinne mich vergebens darauf, was ich aus dem Schrank nehmen wollte, und erst, als ich zehn Minuten später mich ankleide, weiß ich, daß es ein Hemd war.

Oder, ich habe mich auf den Schrank zu bewegt. Auf halbem Wege bleibe ich stehen, ich mache einen Schritt nach rechts, dann nach links — wohin wollte ich denn?

Neulich schrieb ich an zwei verschiedenen Tagen zwei Kondolenzbriefe an dieselbe Person. Der Empfänger war so höflich, einen Kondolenzbrief seinerseits an mich zu unterdrücken.

Ich will eine Abhandlung über Innendekoration lesen. Versehent-

lich greife ich nach einem Katalog, der daneben liegt, und lese mechanisch in dem Katalog, bis der Kobold mich anranzt: „Aber Mensch, warum liest Du denn den Katalog?"

So und so oft, während ich schreibe, fällt mir die Feder aus der Hand. Eine Statistik ließe sich daran knüpfen. Ich bin wütend, und voll Rachsucht gegen die tückische Feder schreibe ich mit der wieder aufgehobenen die nächsten Buchstaben groß, hart, in das Papier einreißend.

Habe ich doch all' mein Lebtag nicht bemerkt, wieviel Schlüssel in meinen Möbeln stecken; nun bemerke ich es. Ich stoße mich ja alle Augenblicke daran.

Und wieviel Kanten und Ecken haben die Möbel, blos damit ich dagegen anlaufe, wie es scheint. Der braune Fleck ist wohl auch ein Alterssymptom?

Ich stehe im Kampf mit den Dingen. Sie widersetzen sich mir. Sie überwältigen mich, früher überwältigte ich sie.

Oft genug habe ich bemerkt, — und ich fand es stets überaus komisch — daß alte Leute so vor sich hin, zu sich selber reden.

Nun ertappe ich mich selbst darauf. Und ich weiß auch den Grund.

Wir Greise (ja ja Greis! Du bist's, ich kann Dir nicht helfen) sind wie Redner, die reden wollen, aber es ist Niemand da, der uns hören will, und da wird allmählich unsere Stimme leiser und leiser; und schließlich fangen wir an, mit uns selbst zu reden. — Der Schluß der Lebenskomödie ist ein Monolog.

Nach langer Pause war ich wieder einmal im Theater. Mitten im Parquet. Eine Première. Das Haus war ausverkauft. Ich hielt es nur zwei Akte aus, dieses fürchterliche Zusammengepferchtsein mit vielen Hunderten, wo man den Besonderheiten jedes Nachbarn preisgegeben ist. Hinter mir ein Mensch mit einem Katarrh. Das schnüffelte, schnaubte und hustete. Der Patient gehört ins Bett, nicht ins Theater.

Vor mir ein Herr mit einem mehrgliedrigen Gewächs auf der Glatze, das hin und her zappelt. Und gerade vor mir. Gehörte doch in die Klinik. Auf stark parfümirte Sirenen in der Nähe ist immer zu rechnen. Mein Gott, gehen wir denn ins Theater, um uns ästhetisch abzuhärten?

Und die Luft in dem heißen Raum. Daß es Menschen darin drei Stunden aushalten, ohne den Notschrei auszustoßen: Hebt die Dächer ab! Wie, die Technik soll auf einer märchenhaften Höhe sein? Und den notwendigsten Ventilationen gegenüber versagt sie?

Altersschwäche — diese Repulsion gegen den Atem von Menschenmassen? Nicht eher eine Verfeinerung der Nerven und des ästhetischen Sinnes?

— — — — — — — — — —

Ich saß heute im Park auf einer Bank. Ein Automobil raste vorüber. Eine wahnsinnige Lust kam über mich, in einem solchen Gefährt den Erdkreis zu durchsausen. Ganz allein. Beinah' Herr über Raum und Zeit.

Ein Mensch schreitet schnell und rüstig an mir vorüber; so breit und wuchtig tritt er auf, als nähme er Besitz vom Erdboden. Seine Jugendkraft kommt mir, meiner Ohnmacht gegenüber, wie unlauterer Wettbewerb vor. Finster, grollend sehe ich ihm nach.

Ich war ausgegangen. Märzkälte. Rauher Wind. Die Augen tränen mir. Ich fröstle. „Geh schneller, Du schleichst ja." Ich gehe schneller. Mein Atem wird kurz. „Alter Kerl, scheinst asthmatisch zu werden." Die Stiefel drücken. Der große Zeh tut weh. Aha — auch gichtisch? Und ich schleiche wieder, und ich fröstle wieder, und ich sehne mich nach dem warmen Ofen zu Hause und den weichen gefütterten Schuhen und dem heißen Tee. — — Hm! Altersschwäche? Ja oder nein? Es giebt kränkliche, nervöse junge Menschen, die dasselbe empfinden.

— — — — — — — — — — —

Heute blieb ich lange an einem Vorgärtchen stehen, in dem viele kleine, hübsche Blumen blühen, bis ich merkte, daß ich nur mechanisch auf die Blumen starrte. Dasselbe geschieht mir vor Schaufenstern, wenn irgend ein Gegenstand darin die Netzhaut meines Auges afficirt. Warum bleibe ich vor dem Gärtchen, vor den Schaufenstern stehen? Reminiscenzen von Gewohnheiten aus einer Zeit, wo Blumen, glänzende Stoffe oder Arrangements mich fesselten? Wo mein Auge mehr war, als ein gleichgiltiger Spiegel, in dem die Dinge sich mechanisch reflektirten?

Altersschwäche? Könnte es einem zerstreuten Gelehrten nicht ähnlich ergehen? O ja, aber der bleibt wohl deshalb mechanisch stehen, weil er an einem so tiefen Punkt seines Denkens angelangt ist, daß jede körperliche Bewegung seine innere Koncentration stört.

Ich aber, — bei mir ist es einfach Gedankenlosigkeit, die Eindrücke verlieren sich in dem leeren Raum meines Gehirns. Was ist diese Leere? Eine Lockerung der Gehirnfasern und Nerven, so daß wie durch ein großmaschiges Netz alles hindurch fällt — ins Bodenlose? Oder eine Gehirnverengung, so daß, was hineinwill, keinen Einlaß findet?

— — — — — — — — — — —

Das Alter frißt so viel Zeit. Müdigkeit zwingt uns so viel leere Stunden auf. Wann hätte ich die sonst gekannt! Früher liebte ich Stille, Einsamkeit. Jetzt umfängt sie mich oft unheimlich, wie Windstille den Schiffer, als provocire sie irgend etwas unerwartet Schreckliches.

Darum Leben von außen! Das strahlende, elektrische Licht auf den Straßen ist mir nicht strahlend, das Gewühl nicht toll genug. Ein Auf-

lauf. Ich gehe schneller. Es geschieht etwas. Leben! Ich werde die Empfindung nicht los, als geschähe garnichts mehr in der Welt. Und ich müßte es herauslocken, etwas aufstöbern, ein bischen an der trägen Erdachse drehen.

Wenn ich durch die Straßen gehe, ödet mich ihr Einerlei an. Immer dieselben Läden, an denen ich vorbei muß, dieselben Firmenschilder, dieselben Reklamen. Na ja, na ja, das wissen wir ja schon auswendig. Könnt Ihr Ladenbesitzer denn nicht ausziehen, und anderen Läden und anderen Firmenschildern Platz machen. Den Mann mit dem Bierkrug an den Lippen, der so widrig schmunzelt, muß ich Tag für Tag aushalten, und den geistreichen Firmaeinfall: „Hier kauft man billig bei Franz Trillich." Diesen Franz Trillich könnte ich würgen.

Die scheußlichen Wachsfigurengruppen vor dem Panoptikum reizen mich zum Zorn. Ich mache oft einen Umweg, um ihnen zu entgehen. Das Stereotype in einem Städtebild, und daß wir täglich durch dieselben Straßen gehen müssen, ist abstumpfend. Der Hang und Drang nach Veränderung, nach Neuem oder Umgeformtem ist ein Instinkt geistiger Selbsterhaltung.

In meinem Atelier habe ich die Ruhebank aus der Ecke unter das Fenster gerückt, das Skelett habe ich hinter die Gliederpuppe geschoben, nur um nicht immer dasselbe an demselben Platz zu sehen.

— — — — — — — — — —

Kleinlaut bin ich geworden. Versickern wirklich meine Kräfte? Ja? Unwiederbringlich? Sinken ins Bodenlose? Versinken?

Ich höre Taucherglocken läuten.

Fort mit den Symptomen. Unfruchtbares Spioniren!

Andreas Hubertus! Raffe Dich auf! Höre, was ich Dir sage: In der Kälte erstarrt fließendes Wasser. Wärme, Sonne taut es auf. Suche Deine Sonne, daß Deine Kälte auftaue! Mag sein, daß der Altgewordene nicht mehr von selbst, gewissermaßen aus heiler Haut leben kann. Er muß hinter sich her sein, Einnahme und Ausgabe klug abmessen, um dem Bankerott vorzubeugen. Sich vor Windstille hüten.

Selbstzucht, mein Freund! Deine geistige Müdigkeit, Deine körperliche Hinfälligkeit — sie sind Blutstockungen.

Wenn mir der Fuß einschläft, springe ich auf; eine starke Bewegung, Veränderung der Lage bringt das stockende Blut wieder in Fluß. So mit dem ganzen Menschen. Starke innere und äußere Bewegung, Wechsel, Massage des Gehirns.

O, ich lege meine Hände nicht in den Schoß. Mit Energie stütze und flicke ich an meinem Organismus. Ich stähle mich, ich härte mich ab.

Vorhin hatte ich mich in ein Plaid gehüllt. Mir war kalt. Ich warf es wieder von mir Du bildest Dir ein, daß Du frierst, es behindert Dich nur. — Ich esse wenig, um nicht mehr Kräfte als unumgänglich nötig

sind, für die Verdauung aufzubrauchen. — Ich schlafe nur fünf Stunden. Allzuviel Schlaf lähmt die Gehirnnerven.

Ja, schaudere nur, Weichling! Mit kaltem Wasser wirst Du begossen. Gymnastik, das Fahrrad, Luftbäder, Lungenübungen! Nicht so gebückt gehen, altes Männchen! Und ich ziehe meinen Stock auf dem Rücken zwischen den Armen hindurch, um mir eine aufrechte Haltung anzuzwingen. Den schlaffgewordenen Bogen will ich von Neuem spannen.

Heraus, mein Wollen und mein Wille, aus Deiner verkrochenen Höhle. Blinzle nicht!

Und alle Augenblicke rufe ich mich an: Sieh'! Höre! Halte fest! Laß die Unterlippe nicht hängen! Kopf hoch!

Auf der Straße und in der elektrischen Bahn nehme ich jeden einzelnen Menschen auf's Korn. Ich höre auf das, was sie reden. Nicht einen Moment der Dumpfheit gestatte ich mir. Immer mit dem Ruf im Ohr, in der Seele: Wache!

Und ich dachte an jenen Kranken, der, von den Aerzten aufgegeben, sich plötzlich vom Lager erhebt, wochenlang reitet, und — gesundet. Freilich, es war in Amerika, und er ritt durch die Prärien.

Heute hatte ich ein paar junge Bildhauer im Atelier. Meister hier und Meister da, sie lobten, lobten, was da stand und lag. Und sie lobten so glatt, so unbedingt, ein Loben wie eine maskirte, schmunzelnde Schadenfreude.

Und ich las von ihren Stirnen: „Senil, senil! Der alte Herr sollte nicht mehr mittun, wir sind ja da: die Jungen."

Größenwahnige, die meinen, daß sie die Zukunft in der Tasche, im Hirn, in der Seele haben. Die Elenden, ich werde ihnen zeigen, daß es mit mir nicht zu Ende ist.

Es wogt ja in mir von Ideen. Ich schwimme in einem flutenden, schimmernden, gebärenden Meer. Tiefer, klarer als je erfasse ich meine Entwürfe. Ich empfinde es mit einem Schauder der Wollust: erst jetzt werde ich meine Meisterwerke schaffen. Früher dachte ich immer, Du hast noch Zeit, viel Zeit, arbeite nur vorläufig, wie die Aufträge einlaufen, später . . . Ja, jetzt erst habe ich allen geistigen Ballast, alles Konventionelle, an dem der Schweiß der Arbeit klebt, über Bord geworfen; und mein Schiff — ein Luftschiff — es ist mit herrlichen Gestalten befrachtet.

Ich war angeseilt an die Andern, nun ist das Seil zerrissen. Gefährlicher wohl ist der Weg, da Andere ihn nicht mehr stützen; aber freier, stolzer fühle ich mich. Die Stimmen der Andern übertäuben mich nicht mehr. Mir allein gehöre ich, gehört meine Kraft. Meine Kraft?!

— — — — — — — — — —

Ich habe vor meiner Skizze gestanden: Simson, oder der blinde Titan, oder mein Dämon, oder wie man sie nennen will. Ich sehe die



fertige Skulptur vor mir: Er zerreißt die Stricke. Ein ausgemergelter Leib, ganz Sehne. Von der Mähne, der wieder wild gewachsenen, das schöne Jünglingsantlitz löwenhaft umwallt. In den blinden Augen die Flamme eines ungeheuren Wollens. Er weiß, er vollbringt's. Rache an der Menschheit, an Gott, und die Wollust des triumphirenden Todes. Davon rede Du, mein Titan!

Die ungeheure Kraft des Wollens? Und ich sollte nicht leben wollen? Mich von einer Jahreszahl vergewaltigen lassen! An Marasmus glauben! Nein! Nein! Nein!

— — — — — — — — — —

Nein! So schrieb ich zuletzt. Ich bin eine Woche krank gewesen. Erkrankt wahrscheinlich an dem „ungeheuren Wollen". Ein Anfall von Herzschwäche. Aus ist's. Ich spanne den Bogen nicht mehr.

Ich habe sie wieder aufgegeben, diese Gewaltsamkeiten. Ich spiele den Kraftmeier nicht mehr.

Das Alter ist ein anderer, ein neuer Zustand der Persönlichkeit. Kein herabgesetzter. Das neue Sein muß nur in seiner Art gepflegt werden.

Wird im Körper ein Gewebe zerstört, so pflegt ein anderer Organteil die Funktion des zerstörten zu übernehmen. Ob eine solche ausgleichende Hilfe nicht auch auf geistigem Gebiet, im Alter stattfindet?

Sind die Jahre wirklich wie eine Gefängnißmauer, die allmählich sich höher und höher aufbaut, so daß Luft und Licht immer spärlicher in den Garten unseres Daseins fallen? Ich habe Augenblicke, wo mir das Umgekehrte richtiger scheint, nämlich: daß die Jahre mehr zu tun haben mit dem Niederreißen als mit dem Auftürmen von Mauern. Ist es Marasmus, daß man mit dem Alter anspruchsvoller, exklusiver, aristokratischer, ich möchte sagen vornehmer wird? Wir Greise (läuft Dir schon wieder ein Schauer über den Rücken?), wir möchten Alles feingesiebt, destillirt haben. Von Büchern und Menschen die erlesensten. Den Extrakt der Dinge. Statt der Quantitäten, die wir nicht mehr bewältigen können, die feinste Qualität.

Unleugbar, die Aufnahmefähigkeit meiner äußeren Sinne ist herabgesetzt. Aber — schließen sich allmählich Augen und Ohren für die Außenwelt, ob sie nicht feinhöriger, hellblickender werden für die Innenwelt?

— — — — — — — — — —

Monika hatte anfangs verwundert, dann verständnißvoll meinem Treiben zugeschaut. Allmählich aber, als sie sah, daß ich lässiger, matter meine Uebungen betrieb, wurde sie traurig. An einem Tag fand ich sie erregt, freudig erregt. Sie hätte einen herrlichen Plan. Widerspruch ertrüge sie nicht. Ich müßte nach Rom. Wieder nach Rom. Seit Jahren verzehre mich ja die Sehnsucht nach Rom.

„Ich habe das niemals gesagt, Monika."

Sie hatte wieder ihr überlegenes Lächeln. „Du hast es gedacht.“

Sie hatte recht, meine Hellseherin!

Von meiner ersten Römerfahrt wäre ich damals als großer Künstler zurückgekehrt, diese zweite würde ein Jungbrunnen, ein Gesundbrunnen für mich sein.

„Aber, Monika, wir haben ja kein Geld.“

Sie hätte Geld. Sie nahm ein Kästchen aus dem Schreibtisch und öffnete es. Eine Perlenschnur lag darin. Ein Erbstück war's, ich wußte, daß sie daran hing.

„Ich konnte Dir keine Freude in unserer Ehe geben, gönne mir in der zwölften Stunde das große Glück, etwas für Dich tun zu können.“

Sie nahm die Schnur in die Hand und berührte beinahe zärtlich jede einzelne Perle. „Siehst Du, diese Perle hier, die giebt Dir den Glanz Deiner Augen wieder; und aus dieser anderen wachsen Deiner Phantasie neue Flügel — neue? Nein, die alten wachsen wieder.“ — Und so gab sie jeder einzelnen Perle eine bestimmte Mission.

Ich lehnte die Perlenschnur ab. Tränen traten ihr in die Augen: „Dann bedeuten diese Perlen Tränen, Tränen die nicht eher versiegen werden, bis Du mir den Willen getan.“

„Ich kann Dich nicht allein lassen, Monika!“

„Aber ich bleibe nicht allein, die Pflegeschwester zieht zu mir. Die hat mich sehr lieb. Und dann — ich werde ja Deine Briefe haben. Der eine wird mir immer so lange Gesellschaft leisten, bis der andere kommt. Und meine allerschönste Gesellschaft, das ist die Freude, die große Freude darüber, daß Du in Rom bist. Sei nicht böse, das ist noch schöner, als wenn Du bei mir wärst, das wird m e i n Gesundbrunnen sein.“

Ich gab nach. Vielleicht hat sie Recht, meine Monika, und im Wunderquell Rom bade ich mich gesund. Morgen reise ich ab.

— — — — — — — — — —

Morgen reise ich ab. Nicht nach Rom, sondern fort von Rom. Drei Monate sollte ich hier bleiben. Es sind nur 14 Tage geworden. Länger hier zu bleiben ertrüge ich nicht. Das war die erste Enttäuschung: mein junger Freund, auf den ich gerechnet, ist auf einer Studienreise im Gebirge.

Was war? Rom und ich, wir kamen nicht mehr zu einander, Rom blieb jenseits, ich diesseits, ich konnte nicht herüber. Eine eiserne Mauer zwischen uns — ein Menschenalter.

Zweimal in Rom! Das erste Mal: der Rausch der Entdeckung einer neuen Welt, einer Welt von apollinischer Schönheit; und zugleich die Erweckung eines Gottes, der uns im Norden abhanden gekommen, der Hort des Südens: Dionys.

Das zweite Mal in Rom: „Unbefugten ist der Eingang nicht gestattet.“ — Ich bin ein Unbefugter.

Anfangs suchte ich mir einzureden, nicht ich, Rom habe meine bittere Enttäuschung verschuldet. Hatte man die ewige Stadt nicht ihres Ewigkeitscharakters beraubt?

Ein modernisirtes Rom! Ein Götterbild im Smoking.

Die Ruinen von all' dem wildschönen Unkraut sorgfältig gesäubert, das mit umschlingender Liebe sich in die Quadern geschmiegt. Man hat damit das Herz aus diesen monumentalen Leibern gerissen. Einsame Klagemauern nun.

In die grandiose Schönheit der Campagna lange Straßenzüge mit Mietskasernen hineingeschoben. Und die Straßen sind schmutzig, und die Mietskasernen gehen schon wieder dem Verfall entgegen. Die Campagna ist entgeistert. Und diese Villengärten noch vor wenigen Jahrzehnten, wie durchklungen von heidnischen Evoerufen, sie sind bis auf einen kleinen Rest der Bauspekulation zum Opfer gefallen.

Und so viele, liebe, kleine Kirchlein, die einmal so kinderfromm zu mir geredet mit ihren rötlichen Lämpchen, den welken Blumensträußen, den unzähligen blechernen und silbernen Herzen, den Puppenmadonnen in Kattun oder brüchiger, knisternder Seide, vor denen alte Weiblein, ihre Rosenkränze murmelnd, gekniet, — wie legendäre Reste dunkler Zeitalter erschienen sie mir jetzt, ein armseliger Fetischdienst.

In St. Peter war ich. Eine große, geistliche Funktion. Qualmende Riesenkerzen erhellten den immensen Raum. Ein Jahrmarktstreiben, halb Zigeunerlager, halb Promenadenkoncert. Man lachte, plauderte, trieb allerhand Kurzweil. Man hockte auf den Altarstufen, schwang sich auf die Balustraden, die Menge füllte die Beichtstühle oder saß platt auf den Marmorfliesen. Statt der Gebetbücher — Bädeker.

Und über das Menschengewühl hin klang Orgel und Gesang. Die Töne wurden von der Menge eingesogen, oder sie stiegen empor über die Kuppel hinaus in den Aether.

Was da unten kribbelte und krabbelte, das blieb eben unten, tief unten, blieb unter sich. — Gott war oben.

Und mein Zimmer! — Es macht mich wahnsinnig. Ich kann häusliche Unannehmlichkeiten nicht mehr ertragen. Mäuse sind darin, und sonnenlos ist's. Und ich friere, ich friere. Ich gehe aus, um mich zu erwärmen, aber so bald bin ich erschöpft. Und dann sitze ich immer wieder in der sonnenlosen, kalten Stube mit meinen Mäusen, und ich friere. Sie tun mir nichts, die Mäuse, aber sie lassen mich nicht schlafen.

Das Haus liegt in einer schmalen Straße. Alle fünf Minuten donnert die elektrische Bahn vorbei. An der Ecke ist ein Kasperletheater, und Stunde um Stunde höre ich Kasperles Kreischen, und das brüllende Ausrufen der Verkäufer, dazwischen den tremulirenden Gesang der Drehorgelspieler.

Ich sah vom Fenster aus, wie zwei Weiber aus dem Volk sich blutig rauften. Die Zuschauer schrieen vor Entzücken.

Monika, Monika, Du warst nicht hellsehend, als Du mich nach Rom schicktest.

Rom kam mir so jung primitiv vor, unerwachsen, kindlich unartig, bilderbuchartig bunt, und dann wieder so gespenstisch alt, historisch vergraut, so, als hätte man in einen ausgegrabenen Tempel Kinderspielzeug aus einer Schachtel hineingestellt. Ein Ort für Kinder und Gespenster.

Gegen Sonnenuntergang bin ich gestern noch einmal durch die Stadt gewandert bis zum Palatin hinauf. Und weit über die Gefilde ließ ich meinen Blick schweifen. Und ich erkannte, daß ich Unrecht hatte, tausend Mal Unrecht. Das war dasselbe Rom, das mich damals berauschte. Was sich daran verändert, trifft nicht den Kern. Es ist nicht Roms Herz, nicht seine Poesie und Mysterien, die entwichen sind.

Armer, armer Andreas! Es ist Dein abbröckelnder Geist, Dein erkaltetes Herz, Deine müde Seele, die Rom umgestaltet haben.

Die Augen sind nicht mehr da, die schönheitsdurstigen Vampyre, die das Blut aus dem Herzen Roms saugten. Die Ohren sind nicht mehr da, die selbst aus dem Gebrüll der Ausrufer, aus Kasperles Kreischen, aus der ganzen lärmvollen Tollheit die brausende Lebenslust einer leidenschaftlichen Volksseele heraushörten. Das Herz ist nicht mehr da, mein junges, blühendes Herz, das auf Abenteuer der Schönheit auszog und sie mit Entzücken bestand.

Monika, warum hast Du mich nach Rom geschickt?

Ich war in den Museen und Galerien. Ich stellte im Geist meine Werke neben diese hier. Ein Plebejer bin ich neben diesen Aristokraten. Im königlichen Stolz ihrer ungebrochenen Persönlichkeit fühlten sich jene Vornehmen den Göttern ebenbürtig, die ihnen Modell standen. Da gab's noch keine verschiedenen Richtungen, und es gab noch keine Nerven. Sie sprachen dieselbe Sprache wie ihre Götter. Und wenn sie schaffend nur sich hörten, hörten sie zugleich die Olympier.

Wir Modernen, wir sind auch in der bildenden Kunst — um ein Modewort zu gebrauchen — suchende Seelen, denkend, leidend, schwankend, und ach — so komplicirt und so nervös. Wir möchten so viel, viel zu viel. Wir möchten die ganze Kunst revolutioniren und wissen doch nicht, wen oder was wir auf die umzustürzenden Throne setzen werden.

Die Krankheit der Zeit — der Größenwahn — hat uns erfaßt. Auch ich wollte „über meine Kraft". Will ich es nicht noch immer? Eine grenzenlose, schwermütige Bitterkeit zernagt mich.

Fort muß ich. Mein Kopf schmerzt, und meine Seele atmet Fiebermiasmen. „Si chiude," rufen gellend die Wächter, wenn beim Eintritt

der Dämmerung die Tore der Gärten und Paläste Roms für das Publikum geschlossen werden.

Er tönt in meinem Ohr, der gellende Ruf. Er gilt mir, mir allein. Er verschließt mir ganz Rom. „Si chiude, si chiude!“

— — — — — — — — — —

Am Nachmittag habe ich lange, lange in den Gärten der Villa Pamphili zugebracht. Ich blickte nicht um mich, nicht auf die mit Veilchen und Anemonen bedeckten Wiesengründe, nicht auf die Pracht des Sonnenuntergangs. Ich sah in mich. Ein hilfloses Kind des Weltalls suchte ich nach Trost. Reden sollte meine Intelligenz, sie allein; schweigen mein banges Gemüt.

Ein Frage an Dich, du alter Mann: warum eigentlich klammerst Du Dich noch so brünstig, zudringlich an ein Leben, das Dir den Rücken kehrt? Nur der blinde Wille zum Leben? Ein Lebensfieber?

Nein! Wüßte ich, ich könnte noch 50 Jahre als ein unheilbar schwachsinnig Gewordener, gut genährt, gut gepflegt, in körperlicher Gesundheit existiren, ich würde das Dasein, wenn ich darüber zu entscheiden hätte, schaudernd ablehnen.

Ja, ich liebe das Leben, ich liebe es heiß. Nicht um seiner Genüsse willen. Nicht verliebt bin ich in das Leben, wie Nietzsche verächtlich von den Menschen sagt, die nicht zur rechten Zeit zu sterben wissen. Ich liebe das Leben mit dem tiefen, leidenschaftlichen Ernst des Künstlers, der seine Aufgabe noch nicht erfüllt, seine Ideale nicht verwirklicht hat. Ich liebe es wie die Mutter, die nicht sterben will, weil ihre Kinder sie noch brauchen.

Der Priester ist Verkünder von Gottes Wort, der Künstler der Interpret der Schönheit. Meine Liebe zum Leben ist Liebe zur Kunst, ist Schaffensbegeisterung, ist die Seelenlust, weiter zu schwimmen im Strom der Schönheit, aus dem ich schöpfe .... Perlen meine Werke? Ach nein. — —

Nun ist doch eben Deine Schaffenskraft versiegt?

Es scheint so. Und mir ist, als schluckte ich den Rauch von meinem eigenen erloschenen Feuer, und ich müßte daran ersticken.

Na also. Mach der Welt ein schönes Kompliment und empfiehl Dich mit Grazie.

Noch nicht! Noch nicht! Die schönsten Perlen noch leuchten mir aus der Tiefe des Stroms entgegen.

Und schenkten mir die Götter die paar Jahre, um die ich sie anbettle, ich kann ja das Leben nicht mehr leben, da ich nicht mehr Künstler bin.

Was hat denn überhaupt von meinem Ich gelebt?

Die moderne Technik erreicht nur durch die detaillirteste Arbeitsteilung ein Maximum von Kulturwerten. Verfahren die Mächte der

Kultur nicht ebenso, auf geistigem Gebiet, mit uns? Sie pressen aus jedem Menschen nur eine Kraft heraus, gleichgiltig, ob bei dieser einseitigen Kraftabgabe andere Kräfte und Fähigkeiten zu Grunde gehen. Damit, daß ich nur meine bildnerische Fähigkeit entwickelte und ausübte, habe ich der Kunstwelt am besten gedient? Gewiß! Aber mir? Unermeßliche Felder meiner Seele blieben unbestellt. Ein Wuchergeist lebt in der Kulturentwickelung. Wie oft habe ich Wehen, starke, machtvoll drängende, gespürt, die anderes noch als meine bildnerische Kraft gebären wollten.

Hätte ich nicht auch Maler werden können, oder sollen? Hat man mir nicht immer vorgeworfen, ich sähe die Skulptur zu malerisch? Wo blieb der Maler? Ich habe ihn vor der Geburt erstickt. Nur den Maler? Nicht auch den Dichter, den Denker? Stand ich nicht einmal auf dem Scheidewege zwischen dem Studium der Philosophie und der Kunst? Und der Redner und der Archäologe? Ich verschloß alle Gemächer meines Gehirns, bis auf ein einziges. Und das war vielleicht nicht einmal das für mich wohnlichste.

„Gebt mir zehntausend Augen — läßt Shakespeare seine Seherin sagen — daß ich sie fülle mit prophetischen Tränen . . . ."

Gebt mir zehntausend Leben, daß ich jedes mit einem andern Inhalt fülle.

Sich ausleben! In einigen Jahrzehnten! Lächerliches Modewort.

Fürchterlich diese Einseitigkeit, diese Unfreiheit, daß wir uns selbst anbinden müssen, weil wir einmal in einer Stunde, in der vielleicht der blinde Zufall uns einen Possen spielte, unwiderruflich über unser Schicksal entschieden.

Habe ich nicht ebensoviel Ursache, über das, was in mir gestorben ist, ehe es lebte, zu trauern?

In mir war immer der Tod.

Der Tod! Man kann Kindern eine betrübende Sache so darstellen, daß sie ihnen lustig und heiter vorkommt. Den erwachsenen Kindern der Welt auch.

Warum wählt man die Symbole des Todes so, daß sie Schrecken und Grauen in die Seele des Menschen tragen, Symbole, grausam, als wäre der Sterbende ein Delinquent, den man zum Richtplatz schleppt. Das Skelett, der Totenschädel, der schwarze Sarg, das Betten tief unter die Erde, schwarze Flore, Alles schwarz, schwarz, schwarz! Und sie sollten von weißer Schönheit sein, die Symbole. Die Vorstellung der langsamen Verwesung abweisend. Gehen wir nicht mit Entsetzen an einem verwesenden Tierleichnam vorbei, den etwa das Meer ans Ufer gespült hat? Und schaudernd denken wir unsere eigene Verwesung voraus.

Und man hat die Toten nicht von jeher verbrannt? Hätte man es getan, nie würde die Verwesungsvorstellung uns so brutal gepackt haben.

Die Symbole des Todes müßten wie eine Erläuterung zu dem Spruch sein, den ich für mein Grabmonument gewählt habe: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag," oder so, daß sie ein tiefes und feierliches Mysterium ausdrückten, wie auf der Toteninsel Böcklins: dunkle Cypressen, die in einen rosigen Himmel hineinragen.

Der eben Dahingeschiedene ist schöner, als der Lebende es war, und schön ist die Flamme, die ihn verzehrt, und die Urne soll noch schöner sein, in der seine Asche ruht, und der Raum, in dem die Urne steht, soll schön sein.

— — — — — — — — — —

Ja, was wollte ich nur? Trost suchen? Wo?

Ich will mich durchdringen mit dem Gefühl meiner Winzigkeit, meiner Ersetzbarkeit, damit, daß ich nur ein Atomchen im Wirbel der Materie bin.

Gleichgiltig will ich mir selber werden, wie ich es dem Kosmos bin.

Ich kam an einer Wiese vorbei. Rinder weideten darauf. Mäher schnitten das Gras und warfen den Rindern Büschel davon zu.

Ich blieb stehen, und ich dachte: das Gras wird gemäht, damit die Rinder es fressen. Sie sollen es fressen, damit sie uns zur Nahrung dienen, und wir, jeder Einzelne von uns, lebt, um die Menschheit zu realisiren. Und die Menschheit — wissen wir, ob sie nicht auch nur ein Mittel ist, in der Hand einer Urmacht, die wir nicht kennen, und zu einem Zweck, den wir auch nicht kennen.

Und das wäre ein Trost? Ach nein, ach nein! Nur ein Mittel sein, ein Handwerkszeug wie der Hammer in der Götterfaust Thors?

Ist der Mensch am Ende nicht mehr als ein kosmischer Einfall? Ein Ornament, an irgend welchem Weltendom, in dem Gott seine Mysterien feiert?

Denke tiefer, Du Trostbedürftiger!

Ja, ich will mich bemühen, die Weisheit des Naturgeschehens zu verstehen.

Ich weiß, daß Geburt und Tod sich bedingen, daß er gewissermaßen eine Cirkulationsnotwendigkeit ist, der Untergrund für alle Lebensenergien.

Ich kenne sie, die ins Herz der Dinge dringenden Erkenntnisse der Philosophen und Religionskünder. Ich höre die Botschaft der Unsterblichkeit.

Der Glaube daran, den der Materialismus beseitigt zu haben glaubte, er lebt, er lebt mehr als je, von der frommen, grobmateriellen Anschauung, die noch immer die Auferstehung in unserem speciellen Fleisch hofft, bis zu der sublimirt transcendentesten, die uns zur ewigen Seligkeit in das „All-Eine" zurückspedirt. Und Zwischenstufen gibt's.

Die beliebteste, flachste und gebräuchlichste ist die Unsterblichkeit, die unsere Kinder uns verbürgen sollen.

Bei Gott, ein Trost für Größenwahnige, die darin eine Beglückung finden, daß ihre Qualitäten in den Kindern fortleben werden; abgesehen davon, daß diese Qualitäten es meistens garnicht tun.

Ich, im Gegenteil, stände es in meiner Macht, ich würde es verhindern, daß meine Kinder würden, wie ich war. Und außerdem, mein Sohn mag diese oder jene körperliche oder geistige Eigenschaft von mir erben, mein eigentliches Wesen, das, was meine Individualität ausmacht, erbt er nicht.

Erwins Leben! Was geht mich das an. Es ist mein Leben, das ich will!

Müßte nicht die Vorstellung, daß die Kinder ihre Krankheit, ihre für Glück und Fortkommen verhängnißvollen Eigenschaften erben werden, viele Eltern mit Gram anstatt mit anticipirten Unsterblichkeitsgenüssen erfüllen?

Besseren Trost brauche ich, höheren. Zu Euch flüchte ich, Schopenhauer, Plato, die Ihr die Idee der Unsterblichkeit tief, tief erfaßt habt.

„Das Sterben ist der Augenblick jener Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den innersten Kern unseres Wesens ausmacht, vielmehr als eine Art Verirrung desselben zu denken ist."

Als eine Art Verirrung! Darüber habe ich gesonnen, versucht meinem Ich auf den Grund zu kommen. Haben nicht unabsehbare Reihen von Generationen die Atome, geistige und körperliche, zu meinem Sein und Werden geliefert? Und in diesen Generationen waren vielleicht Henker und Hohepriester, Verbrecher, Tyrannen, Dichter, Philister. Und ich denke zurück an Taten, die ich fast gegen meinen Willen, triebhaft, begangen.

Als ich damals ein Modell, das sich widerspenstig zeigte, fast erwürgte. Und dann wieder denke ich an den Knaben, der beim Schlittschuhlaufen eingebrochen war, und den ich mit Einsetzung des eigenen Lebens rettete.

Ich sehe mich in Rom beim Miserere in Tränen zerknirschter Verzückung. Ich sehe mich in animalischer Erniedrigung einer Dirne preisgegeben.

Und das war immer dasselbe Ich — dasselbe! Ein Ragout, das ein raffinirter Schöpfungskoch zusammenbraute.

Mir selbst ein Rätsel.

Und der Kern?

„Das wahre Wesen sieht, daß es selber nur Eines in allen Menschen ist . . . . Der ganze Wille zum Leben ist im Individuum, wie er

im Geschlecht ist, und daher ist die Fortdauer der Gattung blos das Bild der Unzerstörbarkeit des Individuums."

Und Schopenhauers schönes Bild vom Baum: „Der betörte Frager gleicht im Verkennen seines wahren Wesens dem Blatt am Baum, welches im Herbste welkend, und im Begriff abzufallen, jammert über seinen Untergang und sich nicht trösten lassen will durch den Hinblick auf das frische Grün, welches im Frühling den Baum bekleiden will, sondern klagend spricht: ‚Das bin ja ich nicht! Das sind ganz andere Blätter!' — O, törichtes Blatt! Wohin willst Du? Und woher sollen andere kommen? Wo ist das Nichts, dessen Schlund Du fürchtest? — Erkenne doch Dein eigenes Wesen, gerade das, was vom Durst nach Dasein so erfüllt ist, erkenne es wieder in der inneren, geheimen, treibenden Kraft des Baumes, welche, stets eine und dieselbe in allen Generationen von Blättern, unberührt bleibt vom Entstehen und Vergehen."

Unsterblichkeit also nicht in den Kindern, sondern in der Menschheit, in der Gattung.

Die Unsterblichkeit der Gattung!

Ist sie verbürgt? Nein. Nur ein unermeßlich längeres Dasein hat sie, als der Einzelne, ungefähr wie der Mensch mit seinen 70 und 80 Jahren das Eintagsinsekt überdauert.

Und warum soll mir diese Unzerstörbarkeit der Gattung so am Herzen liegen, selbst wenn diese Gattung sich bis zur Engelhaftigkeit entwickeln sollte?

Ich müßte doch überhaupt erst den Sinn des Lebens gefunden haben, ehe diese Vorstellung trostreich sein könnte; und diesen Sinn, wir werden ihn in absehbaren Milliarden von Jahren nicht finden.

Und dann — ist es sicher, daß die Erdbewohner eine solche Vollkommenheit erreichen werden, daß Nietzsches Uebermensch daneben ein unreifer Knabe wäre?

Nicht ebenso möglich, sogar wahrscheinlicher, daß ihre Entwicklung nur bis zu einem gewissen Höhepunkt gelangen und dann abwärts sich vollziehen wird, endend bei vertierten Geschöpfen?

Ueberall sehen wir Analogien.

Kein Trost, kein Trost ist die Unzerstörbarkeit der Gattung.

Fliege höher, zagende Seele, lasse im Tal die Unzerstörbarkeit der Gattung. Zu Gipfeln erhebe Dich, die im weißen Glanz kosmischer Glorien erstrahlen. Höre die Verkündigung des All-Einen. Erfülle Dich mit dem Glauben an die abstrakteste, aber tiefste und reinste Unsterblichkeit. Wisse, daß Du eins bist mit dem Urwesen, dem Urgeist, der ohne Entstehen ist und ohne Vergehen, aus dem Du hervorgegangen und in den Du zurückfließen wirst.

Expatriirt Dich der Tod aus dem irdischen Heim — eine neue, unaussprechlich schönere Heimat bietet Dir das Welt-Eine.

Erkenne, daß „hinter unserm kleinen ephemeren Ich ein höheres kosmisches Ich sich birgt, das unser eigentliches unzerstörbares Wesen ausmacht."

„Der Leib," Plato sagt's, „ist das Grab der Seele."

Und des Unsterblichkeitspsalms Schlußakkord „Ich werde stets sein, und ich bin stets gewesen." — Und in diesem Sinne erhebe ich das Glas: „Es lebe das Welt-Eine, der jüngste Gott, das Nesthäkchen des Universums."

Nein — nein! Es lebt nicht, nicht in mir!

Die Tiefe, der ästhetische Zauber, der phantastische Glanz dieser geistreichen Märchen nimmt mich gefangen. Das Wunderbarste aber scheint mir, daß diese intellektuellen Abstraktionen dem Tode seinen Stachel nehmen sollen. Wie? Das bischen unmittelbare Persönlichkeitsbewußtsein wäre nicht der Rede wert? Wir bezahlten damit — billig — das Weltbewußtsein, das Einssein mit dem All?

Blaß, blutlos sind mir diese Gehirnbilder, gemaltes Feuer, das freilich unzerstörbarer ist, als das wirkliche, aber es wärmt nicht und leuchtet nicht. — Ein Schaugericht ist's, ein metaphysisches Hazardspiel, wo man abwechselnd auf rouge und auf noir setzt. Rouge das Gemüt, noir das Gehirn. Und zuweilen meine ich, daß man, wie man früher Rebusse, — so jetzt Welträtsel löst.

Und in meinen schwärzesten Stunden fange ich an Dich, das Welteine, zu hassen, schon weil Du so eminent modern bist!

Zudringlich ist es. In Alles steckt es seine sublime Nase. Sprich von den modernsten Büchern — auch Romanen —, der Weltgeist geht darin um. Sprich vom Tode, der Weltgeist ist da. Fange an zu denken, und der Weltgeist präsentirt sich auf der ersten Gehirnstation.

Ja — wenn ich ihn, den Weltgeist — und wär's nur, um ihn los zu werden — gestalten könnte, wie Heine aus seinen großen Schmerzen kleine Lieder machte! Der alte Gott, ja, der existirt in allen möglichen Kunstformen, in unzähligen Exemplaren. Dieser neue modernste Gott aber — das Welt-Eine — wie gestalte ich ihn? Als Vexirbild?

Ich martere mir das Hirn ab mit dem All-Einen. Ich — der Bildhauer — sehe Alles plastisch. Ich sehe das All-Eine wie ein wogendes Meer, in dem meine Vorstellungen auf und ab schwimmen, auf und ab, aber sie kommen zu keinem Ufer. Uferlos, uferlos treiben sie dahin.

Wunderschön seid Ihr Philosophen zu lesen. Sublimer Weisheit voll mögen Eure Sprüche sein. Ich aber brauche irdische Augen, nicht übersinnliches Schauen. Ich bin ganz und gar Künstler. Ohne blühen-

des Leben komme ich nicht aus. Metaphysische Entzückungen gleichen einer Fata Morgana, die dem verschmachtenden Wüstenwanderer zauberhafte, quellengetränkte Gegenden vortäuscht.

Astrologen sind wir noch immer. Nur lesen wir die Zukunft nicht aus den Sternen, sondern aus funkelnd tiefen Worten und Begriffen. Jene alten Astrologen verkündeten von Zeit zu Zeit Weltuntergänge; die modernen Zukunftsdeuter, die Gläubigen des Welt-Einen, verkünden Weltaufgänge. Ich höre die Botschaft, doch mir fehlt der Glaube.

Fern und fremd bleibst Du mir, erhabenes Welt-Eine. Ein Riesenloch, um das man immergrüne Kränze windet. Deine glaubensbrünstigen, prahlerischen Seligkeitsversprechungen können mir den Tod nicht erklären und nicht das Leben. Ich weiß nicht, was die Seele ist und was der Geist. Rätsel! Rätsel! Und das ist die zermalmende Schwermut, daß wir leben, handeln, leiden und sterben, und wir wissen nicht, warum und wozu.

So kriech' ich denn in bleicher Resignation aus dem transcendentalen Gottesreich zurück in meine Maulwurfshöhle, um zu verenden. — Altersschwach! Unwiderruflich! Nun ist mir, als müßte ich mich meines Alters schämen. Es lastet auf mir wie eine Schuld. Verbergen möchte ich sie, wie der Schwerhörige, der, kaum noch etwas verstehend, sich den Anschein giebt, als verstände er Alles.

Die nagende Pein eines Schauspielers fühle ich, der für große Rollen engagirt war, und der nur noch für ganz kleine nichtssagende taugt. Und er nimmt nicht seinen Abschied? So ganz ohne Stolz ist er?

— — — — — — — — — —

Zu Hause. Monika wird es vielleicht nie erfahren, daß ich nur vierzehn Tage in Rom war. Ich hatte ihr nicht geschrieben. Mündlich wollte ich ihr Alles erklären.

Und nun dieses neue, schwere Schicksal! Sie ist krank. Ich darf nicht zu ihr. Ein Schlaganfall scheint's.

Und als sollte Alles über mir zusammenstürzen — der liebste, mir vertrauteste unter allen Künstlern, ist gestorben. Ich habe ihm die Totenmaske abgenommen. So berühmt war er als Sonnenscheinmaler. Vor seinen Wäldern und Feldern lachte einem das Herz im Leibe, man nahm förmlich in ihnen Sonnen- und Luftbäder.

Nun war er lange schon krank, und er malte noch immer sonnendurchflutete Wälder und Felder. Aber sein Sonnenschein war auch krank geworden, eine trübe, schwere Sonne, die durch Trauerflöre schien.

Ich sah kürzlich eine Frau vor einer Wiege. Die Wiege war leer, das Kind tot. Aber sie wiegte noch immer das Kind.

Wiege ich auch noch immer mein totes Talent?

Ja — tot! Ganz tot! Binde einem Genius die Flügel mit Stricken, er zerreißt sie wohl. Oeffne einem Nichtgebundenen, wie ich es bin, die ganze Welt und sage: Fliege! — Hohn! Hohn! Mit gebrochenen Flügeln!

Der Unterbau für unser bildnerisches Schaffen ist Phantasie; die Funken, die aus Jugendflammen sprühen, nähren sie. Fülle eine Lampe bis zum Rand mit Petroleum; hast Du kein Streichholz, Du kannst sie nicht anzünden.

Hier ist der Ton und hier die Hände, stark genug zum Kneten und Meißeln, und hier die Stirn, hinter der die Ideen brennen. Der Schöpfungsfunke fehlt.

O, Du mein Pegasus, Deine Flügel sausten einmal sturmgleich durch den Aether, nun bist Du nur noch zum Karrengaul zu gebrauchen, zu niedriger, mechanischer Arbeit. Warum tu' ich sie nicht? Ich könnte Ornamente modelliren oder andere Stukkaturarbeiten herstellen. Ich wollte es. Ich war in einer Steinmetzwerkstatt mich anzubieten. Ich brachte es nicht über die Lippen. Statt meine Dienste anzubieten, bestellte ich einen Fries, den ich nicht brauchte.

Wer ein König war, kann nicht als Kärrner leben.

Mein Haus ist morsch. Ein Mieter nach dem andern kündigt mir, und nun stehen all' meine Kammern leer. Und ich wandere betrübt von der einen zur andern.

Ich feiere täglich kleine Begräbnisse. Vorgestern (das Vorgestern datirt Jahre zurück) begrub ich meine Phantasie, gestern meine guten, hellen Augen, und die Sicherheit meiner Hand begrub ich, und was wird morgen und übermorgen an die Reihe kommen? — Mit bitter ironischer Neugierde verfolge ich die Stationen meines Zerfalls.

Zuweilen kommt mir, schaudernd, die Vorstellung, als wäre ich, ein Lebendiger, an einen Leichnam gebunden, und der Lebende sieht — sieht das Grausige . . . .

So wie mir muß einem Stummen zu Mute sein, der unaussprechlich Großes empfindet, und er kann es nicht aussprechen. Nur unartikulirte Laute bringt er über die Lippen, Schreie, sie zersprengen ihm die Brust. Und dieser verzehrende Neid auf die zukünftigen Geschlechter, denen sich Welten erschließen werden, deren Wunderpracht wir heut' noch nicht einmal zu ahnen im Stande sind.

Phantastische Zukunftsbilder schweben mir vor. Mußten nicht ungeheure Zeiträume verstreichen, ehe der Mensch die wahnsinnig kühne Idee faßte, über die Meere zu fahren? Und wieder in Tausenden von Jahren könnte man da nicht Herr der Stürme, der Winde werden? Und Schiffe auf dem Wasser und Schiffe in der Luft werden zu Wohnstätten der Menschen dienen, und mit einer Raserei der Geschwindigkeit

werden wir von Norden nach Süden, von Süden nach Norden fliegen. Der Erdkreis unser Vaterland, die Sonne unser Trabant, die Schönheit der ganzen Welt unser Recht.

Die Häusermassen in den Straßen sehe ich verschwinden, und die Zwangsehe und die Zwangsarbeit. Und keine Menschen wird es geben, die einen bestienhaft physisch oder geistig anfallen. Der Krieg: eine verschollene blutige Legende.

Jeder Einzelne sein eigener Herr und Gesetzgeber, sein eigener Seelenhirt.

Und meine Brust weitet sich, mein Herz klopft in Liebesleidenschaft für diese fernen Jahrtausende. Und ich werde tot sein, tot, und nichts davon wissen und fühlen.

Zukunftslos bin ich, und nun löst sich auch die Gegenwart von mir wie ein zertragenes Gewand. Ich werde das Gefühl nicht los, daß ich aus dem Zusammenhang der Dinge gerissen bin.

Ich las von der Entdeckung der Radiumstrahlen, die der Wissenschaft eine so grandiose Perspektive eröffnen sollen. Ich warf den Aufsatz fort, ehe ich damit zu Ende war. Was kümmern mich die Radiumstrahlen! Ich erlebe ja doch an ihnen nichts mehr.

Und all' die tiefen und starken Bücher, ich will sie nicht mehr lesen. Und noch viel stärkere und tiefere Bücher wird man schreiben, und ich werde sie alle nicht mehr lesen, weil ich tot sein werde.

Nach materiellem Besitz mag man bis zum letzten Tage trachten. Es sind ja Erben da. Was ich Geistiges noch erwerben könnte — für wen denn? Ja, wenn ich an das Karma der Theosophen glaubte, dann wäre ich selbst mein eigener Erbe. Bei der Wiederverkörperung würde der geistige Besitzstand, in dem ich gestorben, mein neues Schicksal bestimmen.

— — — — — — — — — —

Ich komme von einem Spaziergang zurück. Ich habe mich erkältet. Ein Schüttelfrost. Nebeldünste stiegen auf. Ich habe nichts gegen eine Influenza, mag sie mich hinraffen.

Feigling! Das ist, als dingte Jemand einen Mörder, weil er selbst zum Mord zu feige ist.

Die Uhr! Die alte holländische Uhr da; hat sie immer so laut, so vorlaut getickt? Diese unbeirrbare Regelmäßigkeit und Einförmigkeit, als fiele mir ein Tropfen immer auf dieselbe Stelle, quälend, schmerzhaft. Und als ticke sie: „Ich bin die Zeit, und ich habe Zeit, Du hast sie nicht, Du hast sie nicht. Ticktack."

Ich wollte an etwas Anderes denken. Unmöglich. Immer tickte sie mit kalter, höhnischer Ruhe dazwischen: „Ich habe Zeit, ich habe Zeit, Du aber nicht, Du aber nicht. Ticktack, ticktack."

Ich habe die Uhr angehalten. So, nun ticktacke doch weiter! Ich empfinde eine Erleichterung, als wenn die Zeit nun wirklich eine Weile still stände.

Ich war in einen leichten Schlummer verfallen. Plötzlich schreckte ich auf. Was war das? Sie ging ja wieder — die Uhr! „Du hast keine Zeit, Du hast keine Zeit.“

Das rätselhafte, furchtbare Nichts! Langsam, langsam kriecht es heran.

Nichts! Eine ewige Finsterniß, die kein Auge durchdringt, ein Abgrund, in den kein Senkblei reicht.

Nichts! Und schlingt doch in unersättlicher Gier Welten in seinen schwarzen Schlund. Mich auch! Mich auch! Ich wehre mich mit der Verzweiflungskraft eines Ertrinkenden, nicht gegen das Nichts, — was hülfe es auch, — nur gegen das Grauen vor diesem Eisesatem, dem giftigen Magneten, der mich in sich einzieht, Stück für Stück.

Ich rufe meinen gesunden Menschenverstand an. Da ist er. Er nickt freundlich, begütigend. Es wäre ja Alles so natürlich, auch mein Verfall. Es müsse ja so sein. Was ich denn eigentlich wolle?

Na ja, ja wohl, ich weiß, es ist Alles so natürlich; es kann nicht anders sein. Naturkorrekt das Siechtum. Und ich werde mich ja auch daran gewöhnen, und es wird allmählich zum Inventar meines schäbigen Daseinrestes gehören.

Ganz natürlich, daß ich im Staube liege. Aber ich lechze nach Höhen, nach Licht, nach Kraft. Im Kern bin ich noch urlebendig, ideenzeugend. Nur diese ekelhafte, schrumpfende Schale, die zugleich Kern sein will. Weil sie nicht mehr kann, soll ich nicht mehr dürfen.

Was mein Inneres durchschauert, gleicht wilden Brandungen, die von einem steilen Ufer abprallen, und immer wieder fallen sie auf mein todwundes Herz zurück.

— — — — — — — — — —

Ich verbrannte heute meine Papiere. Plötzlich störte es mich, daß dicht neben dem Kamin das Skelett stand. Ich wußte, es war das Skelett eines Mörders, eine Tatsache, die mich ganz gleichgiltig gelassen hatte. Das Knochengestell war für mich nie etwas Anderes als Handwerkszeug gewesen.

Unleugbar, das Ding hatte eine scheußliche Physiognomie. Und wechselte es die Physiognomie nicht? Grinste es nicht bald widerwärtig freundlich, bald höhnisch mit einem verstohlenen Triumph?

Mit dem Verbrennen war ich fertig geworden. Müde war ich und überreizt. Ich wollte ins Freie. Wie ich meinen Hut nehmen will, entfällt er meiner Hand. Ich fühle mein Gesicht, meine Hände kalt werden.

Das Skelett blutet. Aus seinen Augenhöhlen rinnt Blut. Im blutigen Dunst steht es.

Einen Augenblick später lache ich laut auf. Ich lache grell, überlustig, so daß mein eigenes Lachen mich widerwärtig berührt. Ich hatte nicht beachtet, daß die Sonne, die sich den ganzen Nachmittag hinter schwerem Gewölk gehalten, plötzlich hervorgebrochen war und nun, im Untergehen, das Skelett umflammte.

Von dem Moment an sammelte sich in mir eine stille Wut gegen das Knochengerüst. Oder, — galt sie dem Mörder, oder — sah und haßte ich in diesem Skelett mein eigenes zukünftiges?

Meine Nervosität stieg. Ich klingelte nach dem Mädchen. — Als sie kam, trug ich ihr auf, das Skelett in die Kammer neben dem Atelier zu schaffen. Ein Modell, das ich erwarte, fürchte sich davor.

Ich ging. Draußen sah ich mich alle Augenblicke um, als erwartete ich etwas, als würde etwas geschehen, etwas Schweres, Schicksalsvolles, vor dem ich auf der Hut sein müßte.

Es war dämmrig geworden. Bleich, grau die Luft. Die Landschaft fahl. Das Wasser still, dumpf. Ein dünner unhörbarer Regen. In Dunst gehüllt Alles. Die Leute, denen ich begegnete, tauchten wie Schattenbilder aus dem Dunst hervor und verschwanden darin wieder. Die großen elektrischen Lichtballons lugten blaß mit Gespensteraugen durch das Nebelgrau, sie erloschen und flammten wieder auf. Zwei ganz weiß gekleidete Kinder eilten flüchtend durch den Nebelregen. Jedes trug eine große rote Apfelsine in der Hand.

Ein alter Mann in weitem Mantel, mit langem, weißem Bart, kroch mühsam vorwärts. Den kannte ich ja — ein Kupferstecher. Er war nicht älter als ich. Er murmelte vor sich hin: „Ja, ja, ja, ta, ta, ta!" Seine Hände zitterten. Ich sah auf meine Hände. Nein, sie zitterten nicht. Aber sie waren kalt, eiskalt. Der Frostschauer kam wieder. Ich hatte mich ja am Tage vorher erkältet.

Und immer hörte ich durch den Nebel das Ticken der Uhr, oder waren es Regentropfen; oder war's das Hämmern meines Herzens?

An einer Stelle des Parks überschritt ich die von Eisenschienen durchzogene Chaussee. Ein dunkler Gegenstand lag quer über den Schienen. Mein Gott — das Skelett. Sinnestäuschung — ja wohl. Ich kehrte um. Ich kam an den See. Noch ein einziges letztes Boot trieb auf dem Wasser. Was schwamm hinter dem Boot her? Ich wußte es, wußte es — das Skelett.

War da auf den Schienen ein Mensch überfahren worden, und hatte sich im See an jener Stelle Jemand ertränkt? Und das Skelett, das meine Sinne erfüllte, hatte diese Schattenbilder herbeigezogen, und sie tauschten telepathische Grüße aus?

Das hätte Monika denken können, — aber ich? Ich dachte es ja

auch nicht. Es war das Fieber, das in meinem Blut raste. Ich bog in die Straßen der Stadt ein. Die erste Straße war beinah' einsam. Ein Mensch ging hinter mir her. Plötzlich schauderte ich. Ich fühlte seine kalte Faust im Nacken. Ich raste auf die andere Seite. Der Mensch war ruhig weitergegangen.

Zu Hause, im Atelier, warf ich mich auf die Ruhebank. Ich wollte versuchen, zu schlafen. Der Mond stand im ersten Viertel. Ich verfolgte mit einer Art Spannung, wie er von einem Gegenstand zum andern glitt. Wohin sein Licht fiel, war's, als habe er Schlafendes geweckt, Erstarrtes ins Leben gerufen. Aber er war nicht still, der Mond, wie sonst. Ein leises Rascheln, Raunen, Zischen, Knistern hörte ich, als ob sein weißer Glanz Töne aus den Dingen hervorlockte. Oder war's der Wind, der draußen ging? Aber das Fenster war fest geschlossen.

Ich lag im Halbschlummer. Ab und zu öffnete ich die Augen. Der Mond traf jetzt auf dem Vorsprung der Tür meinen ausgestopften Raubvogel. Seine Augen glitzerten, raublüstern. Er spreizte die Flügel. Will der schwarze Vogel etwas von mir? Etwa mit seinem spitzen Schnabel — —

Ich schüttelte die Vision ab. Und ich summte vor mich hin: „Kommt ein Vogel geflogen, setzt sich nieder auf . . ."

Ich hatte Lust, ihm die Augen auszustechen. Zugleich fiel mir ein, ob man nicht auch Menschen ausstopfen könnte? Grausig wär's, wenn in der Kammer dort, anstatt des Skeletts, der ausgestopfte Mörder stände, leibhaftig — mit funkelnd lüsterner Mordlust. . . . Da war der Mondstrahl schon weitergeglitten, hinüber zur Büste meiner kleinen Ruth. Mein Kind — es lebte! Traurig sah es mich an. Ich ging zu ihr hin. Mit zitternden Händen umfing ich ihr Köpfchen. Es fiel vom Postament, zerbrach. Ich war außer mir. Ich suchte die Scherben auf und hatte dabei die Empfindung, als wären es ihre wirklichen Gliederchen, die ich sammelte. Es wandelte mich an, wie ein Kind zu weinen.

Der Mond glitt über den Teppich. Ich hatte nie beachtet, wie merkwürdig verschlungene Arabesken in die Borte des Teppichs eingewebt waren. Lauter kleine Gerippe schienen es, die miteinander tanzten.

Was war das? Die getrockneten bräunlichen Palmen hinter der Ruhebank raschelten, als wenn ein starker Windzug sie schüttelte. Diese Palmen hatte ich einmal einem kleinen Modelljungen abgekauft. Der hatte sie aus dem Kehricht auf einem Kirchhof aufgelesen. Sie hatten wohl lange, lange auf Grabhügeln gelegen, und nun — nun — — Mein Herz fing an, wild zu schlagen. Ich habe eine Flasche Kognak aus dem Schrank genommen und fast ein Weinglas davon gut hinuntergestürzt. Nun sind mir die Augenlider schwer, schwer. Ich will schlafen.
— — — — — — — — — —

Was für eine Stunde liegt hinter mir. Ein Delirium. Der Kognak tat's wohl. Jetzt ist mir wohl. Ich atme tief, wie Einer, der gehängt werden sollte, und der aus der Schlinge entschlüpft ist. Gräßlich war's, gräßlich. Ich schreibe es nieder, absichtlich, um mir damit den Puls zu fühlen, ob ich vor Rückfällen sicher bin.

Ich schlief nach dem Kognak vielleicht eine halbe Stunde; dumpf und schwer wie ein Alpdruck war der Schlaf. Und der Traum — der Traum! Ich wollte ein Bad nehmen. Viele warteten in demselben Raum auf das Bad. Aber ich hatte es zuerst bestellt. Ich stieg in die Wanne. Es war bald keine Wanne mehr, in der ich saß; das Wasser breitete sich weiter und weiter aus, den ganzen Raum erfüllte es. Ich schwamm darin wie im Meer. Weitab trieben meine Kleider. Und nun war es das Meer. Und Alle, die mit mir gewartet hatten, sie schwammen um mich her. Und mit einem Male waren es nicht mehr Lebendige. Ich schwamm in einer Flut von Leichen. Und die wurden immer schmaler, schmaler, und sie rasselten und klapperten. Das kam daher, die Leichen waren alle Gerippe geworden. Ich auch.

Und mit einem Male ertönte von irgend woher ein Schrei: „Das ist ja das tote Meer."

In Schweiß gebadet erwachte ich. Der schreckliche Traum! Ich wollte das elektrische Licht aufdrehen, vermochte aber nicht, mich zu erheben. Der Mond war höher gestiegen. Wie mit verstohlener Arglist glitt er in den dunkelsten Winkel des Ateliers. In der Silberglut wurde eine Gestalt sichtbar, die ich vorher nicht bemerkt hatte.

Mein Herz stand still. Das war ich ja. Meinen Mantel trug die Gestalt, meinen Hut auf dem Kopf, tief in's Gesicht gezogen. Entsetzt sprang ich auf. Ich zerrte den Mantel herunter — das Skelett. Diesmal keine Vision. Wie war es aus der Kammer gekommen, wie zu diesem Hut, zu diesem Mantel, die doch im Schrank hingen. Ich griff an meinen Kopf, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn meine Hand einen blanken Totenschädel gefühlt hätte.

„La mort triomphante," murmelte ich abwesend. Warum auf französisch — ich wußte es nicht. Irgend eine Reminiscenz.

Fort wollte ich, ich stürzte zur Tür. Da war sie wieder, die eiskalte Faust im Nacken. Der Mut der Verzweiflung kam über mich. Ich wende mich gegen die entfleischten Knochen, in denen noch die Mordlust brennt.

Knochen? Aber — nein — ich hatte ihn nur nicht erkannt — das ist ja — der Tod — er selber. Inkognito, als das Skelett eines Mörders hat er sich zu mir geschlichen, mich zu überrumpeln. Und er war das Skelett auf den Schienen, im See. Jetzt galt es mein Leben. Ich packe ihn, ich kralle meine Hände in seine Rippen, mit Wollust höre ich wie seine Knochen vor Entsetzen klappern. Er wehrt sich. Mit eisernen Klammern halten seine Rippen meine Hände fest. Meine uner-

hörten Anstrengungen, sie herauszureißen, sind umsonst. Ich fühle mein Blut rieseln. Ich ringe mit ihm. Wir stürzen zu Boden und wir rollen — rollen — rollen. Ich verlor das Bewußtsein.

Wie lange ich bewußtlos blieb, weiß ich nicht. Als ich zu mir kam, dämmerte ein schöner, klarer Herbstmorgen herauf. Ich war fieberfrei. Eine Krise war's.

Ich wußte gleich, wie Alles zugegangen. Das Stubenmädchen hatte sich gefürchtet, das Skelett anzufassen, und ihm — um es vorläufig meinen Blicken zu entziehen — meine Kleider übergestülpt.

Ich bin feig, dumm, verächtlich. Ich wäre für diesen Rausch des Grauens nicht verantwortlich, weil ich im Fieber war?

Lampenfieber, Kanonenfieber, Todesfieber — auch Tapfere würden davon ergriffen?

Ich habe das arme Knochengestell aufgehoben, ihm die Rippen gerade gebogen, das Blut von seinen Nägeln — mein Blut — abgewaschen. Ihm ein paar ausgefallene Zähne wieder eingesetzt. Es beißt nimmer. Freundlich und vertraulich habe ich ihm auf die Schulter geklopft. Wir sind gut Freund.

— — — — — — — — — —

Monika! Ich war bei ihr. Ich darf sie wieder sehen. Ein ganz leichter Schlaganfall ist's gewesen. Sie hat ihn völlig überwunden und ist kräftiger und gesunder als vordem. Wie sonst liegt sie tagsüber auf der Chaiselongue, nur ist sie noch mehr als früher dem Tageslicht abgeneigt.

Sie hat nach ihren schillernden Kleidern verlangt, wie sie sie in jungen Tagen trug. Ich habe sie in Eile anfertigen lassen. Und wie früher ihr blondes, läßt sie ihr silbern schimmerndes Gelock über die Schultern fallen. Ihre Stimme ist noch leiser geworden, fast flüsternd, an Harfentöne erinnernd. Die Augen hält sie nun fast immer geschlossen. Sie scheint eher ein geträumter als ein wirklicher Mensch.

Erst ganz allmählich merkte ich das Furchtbare und doch Wunderbare: sie hat das Gedächtniß für Zeit verloren. Die 30 Jahre, die ihrer Erkrankung vorausgingen, sind in ihrem Gedächtniß ausgelöscht. Sie ist wieder jung, eine junge, bräutliche Frau. Eine mystische Dichtung, eine Seelentragödie, voll spannenden schmerzlichen Zaubers ist sie für mich. Und das ist noch nicht Alles. Ihr ganzes Wesen, ihre Gebärden sind wie die eines jungen Weibes, und doch anders, als sie es in ihren Jugendjahren waren.

Als ich zum ersten Male Alles begriff, zerriß es mein Herz.

Der Gazeschleier, der ihr Wesen verhüllte, ist zerrissen. „Wir haben Alle Versunkenes in uns," sagte sie einmal. Das Versunkene ist aus ihrer Seele emporgetaucht, und es klingt hinaus wie in sehnsüchtigen Geigentönen.

Ich sorge nun selbst ängstlich dafür, daß kein helles Licht auf sie fällt. Ich könnte den Kontrast zwischen ihrem Wesen und ihrer äußeren Erscheinung nicht ertragen.

Ja, war sie denn nicht bis zuletzt lieblich? Und nun, da das erregte Seelenleben ihre Züge geglättet, ist sie in dem dunkelgoldigen magisch tiefen Dämmerschein ihres Zimmers schön. Eine materialisirte Lilie, mit dem weißen Gesicht, das zart aus den Silberfäden ihres Haares leuchtet.

Der Hoheit dieser zitternden, jungfühlenden Seele gegenüber dachte ich, ob es nicht viele bejahrte Frauen geben mag, in deren Innerem das helle Lebensfeuer weiter brennt, oder brennen würde, wenn nicht das Bewußtsein „ich bin alt“ wie Asche darauf fiele und es erstickte.

Diese Frauen haben ihr Inneres ihrem Aeußeren angepaßt, nicht scheinbar nur. Mag das Alter gleichsam eine Verkleidung ihres Innenlebens sein, schließlich verwachsen sie mit der Verkleidung: die physische Wirkung des Bewußtseins „ich bin alt“ löscht in der Tat aus, was in den Augen der Andern keine Daseinsberechtigung mehr hat.

Nun stelle ich mir vor, daß plötzlich durch einen Zauber Gesicht und Gestalt dieser Frauen wieder jung würde, ihr Seelenleben aber bliebe unberührt von dem Zauber. Und ob nun, da sie wissen, daß sie für die Welt wieder jung und schön sind, dieses Bewußtsein nicht doch wie ein Zauberstab wirken würde, vor dem Türen ihrer Seele sich öffneten, die schon geschlossen waren. Und sie werden wieder jung, weil sie jung sein dürfen?

Monika hat mich in ihre Atmosphäre eingesponnen. Ich unterliege ihrer Suggestion. Ich sehe sie, ich höre sie, wie sie gesehen, gehört sein will. Ich rede mit ihr, als wäre sie die, die sie zu sein glaubt. „Weißt Du noch,“ sagte ich einmal, „als wir neulich (Jahrzehnte war es her) nach dem wundervollen Spaziergang heimkamen? Meine Sinne flammten noch von dem Sonnenuntergang. Ich zog Dich an mein Herz. Du aber entglittest mir und ließest mich, krank vor Sehnsucht, allein. Liebtest Du mich denn nicht?“

„Ich liebte Dich innig. Aber — das elektrische Licht brannte, und Du sprachst so laut, und Dein Blick — er war auch so laut. Du wurdest mir fremd — fern. Nun bist Du tiefer geworden und stiller.“

Ich halte sie an meinem Herzen wie ein Liebender, bis mich ein Grauen befällt. Sie ist ja irrsinnig. Bin ich mit ihr irrsinnig?

Irrsinnig oder schwachsinnig? Damit ich's nicht werde — ich weiß mir zu helfen.

Wer an heftigen Kopfschmerzen leidet, reißt vom Haupt, was ihn beschwert, und wäre es eine Krone. Mich beschwert das Leben.

— — — — — — — — — —

Ich habe Tage lang mit mir gerungen. Nun ist's überwunden. Ich bin entschlossen. Noch 20 Jahre könnte ich leben. Die Aerzte behaupten es. Ich will nicht. Ich beantworte alle lästigen Fragen des Lebens mit dem Tode.

Es ist so natürlich, beinahe selbstverständlich, was ich tun will. Ich töte nicht Lebendiges, nur eine langsame Agonie. Mich lasse ich sterben? Nein, nur das Gehäuse, das Futteral, in dem ich einmal war.

Schon lange spann mir die Parze den Faden des Lebens zu dünn, viel zu dünn, ich entreiße ihr die ungeschickte Scheere.

Ich bin eine Herrennatur. Der freie Tod ist ein Abgang nur für Herrschaften.

Nein — nicht keuchend, bedeckt mit Wunden lasse ich mich zur Richtstätte schleifen, vor Zuschauern, denen ich ein düsteres Schauspiel bin.

Auch nur eine Mode, bis zu Ende zu leben. Nicht der ein Tor, der eine Mode mitmacht, auch wenn sie ihn verhäßlicht, entstellt? Für mich, den Gläubigen der Schönheit, ist der freie Tod auch eine ästhetische Forderung.

Ich lasse zurück, was für Andere Wert haben könnte. Ich gehe mit reinem Gewissen. Monika nehme ich um ihretwillen mit.

— — — — — — — — — —

Ich war zu den duftigen Tannenwäldern des Vororts hinausgewandert. Unter dem betäubenden Lärm der Landstraße schritt ich dahin. Ein chaotisches wildes Durcheinander von Wagen und Pferden, von kreischenden elektrischen Bahnen, Radfahrern, staubaufwirbelnden Automobilen, und die Sonne darüber, lachend, lustig, grell.

War denn das Alles wirkliches, ernst zu nehmendes Leben? Mir schien es ein mechanisches Getöse, wie das Abdrehen einer Riesenspieluhr. Immer dieselben Stücke. Hypnotisirend.

Wenn ich jetzt unter Menschen bin, habe ich immer ein Gefühl der Ueberlegenheit, als wüßten all' die Andern nicht, was ich weiß. Wissen sie denn, wie bald sie Alle nicht mehr sein werden?

Mir fiel der Ausspruch einer jungen Verwandten ein, die, gefragt, ob sie nicht heiraten wolle, antwortete: „Ach nein, wenn man heiratet, ist man immer so bald Großmutter." — Ach, wenn man lebt, ist man immer so bald tot.

Im Vorübergehen sah ich im Garten einer Villa einen blondgelockten Knaben im roten Röckchen auf einem Schaukelpferd. Mit Vehemenz gebrauchte er die Peitsche und geberdete sich, als ritte er im rasenden Tempo.

„Wohin, wohin die Reise?" rief ich.

„Nach Amerika," rief er zurück, und aus den blauen Augen sprühte die Lust.

Ist der Unterschied zwischen diesem Kind und den Erwachsenen

so groß? Wir glauben auch vorwärts zu kommen, wenn wir uns nur hitzig bewegen.

Ist — nach Calderon — das Leben ein Traum, so scheint es mir ein Traum, den auf seinem Sturz vom Himmel zur Hölle Lucifer geträumt. Himmelslust und Höllenfeuer ist in dem Traum.

Ob Monika bereit sein würde, mit mir zu gehen? Ich mußte sie fragen. „Monika, Du kennst Hamlets Monolog: ‚Sein oder Nichtsein — Sterben — schlafen. Zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh endet . . .‘ Herzweh haben wir beide, Monika.“

Sie verstand mich gleich. Sie lächelte. „Für Hamlet mag es eine Frage gewesen sein, nicht für mich. Es kommt mir fabelhaft vor, wie Menschen glauben können, daß wir ganz und gar sterben. Es stirbt so wenig von uns. Stirbt denn irgend etwas in der Natur?“

Sie macht jetzt beim Sprechen immer Pausen, als horche sie auf eine innere Stimme.

„Die Vögel,“ sagte sie nach einer solchen Pause, „ziehen nach dem Süden, wenn es ihnen im Norden zu kalt geworden. Für uns ist es nun auch im Norden zu kalt. Unser Süden — es bedarf keiner langen Reise dahin, vielleicht — ein Gedanke, nur ein Gedanke, ein Wille, stark wie Adlerflug, der zum Atem sagt: steh still.“

Sie öffnete weit ihre Augen und sah mich strahlend an.

„Es ist recht, was Du tun willst; tu’ es. Sterbend erwachen wir.“

Sie schlang die Arme um meinen Hals und legte den Kopf an meine Brust. Und sie flüsterte. Alle Süßigkeit ihres Wesens strömte sie in dieses schmeichelnd weiche Getön. Und so sonderbar war’s, sie sprach, als ob sie nicht mit dem Ohr, sondern mit dem Herzen hören müßte. Ihre Lippen berührten meine Brust. Und mein Herz schlug.

Monika, Monika, wohin verirrtest Du Dich!

Verirrung dieses Ausatmen ihrer süßen Menschlichkeit? Für sie, der Wirklichkeit Entrückte, giebt es kein Sollen und kein Dürfen mehr, kein Jungsein und kein Altsein. Wie losgelöst vom Alpdruck ihres siechen Leibes, sucht ihre nackte Seele die meine.

Sagte ich es nicht schon einmal: alles Menschenleben ist wie ein Traum, den auf seinem Sturz vom Himmel zur Hölle Lucifer geträumt? Versprühen wir die letzten Funken unseres Lebensfeuers in einem solchen Traum? Ein Trancezustand — ein mystisches Einssein. Ich liebe Dich, Monika.

— — — — — — — — — —

Aus stürmischem Meer bin ich in eine stille See gelangt; nur ein fernes schwaches Grollen und Wetterleuchten erinnert an überstandene Unwetter.

Die Andern alle um mich herum sind schon lange für mich stumm

geworden. Nun werde ich auch still. Gott hat das Wort. Irgend ein Gott.

Und was ich glaube, ist dies: die Unsterblichkeitsverkündigungen der philosophischen Genies bieten mit ihren grandiosen Gebärden nur pompöse Abgänge von der Bühne des Lebens. Und alle Religionen mit ihren Paradiesesverheißungen sind Märchen für Kinderherzen. Ein anderer Stern ist mir aufgegangen. Er heißt Vernunft. Sie ist Herr geworden über die Unvernunft, leben zu wollen.

Und die Vernunft wächst unter meinem ernsten starken Willen. Und sie redet zu mir ruhig, fest, klar, und so einfach, so ureinfach. Ein Kind müßte sie verstehen.

Pose nennt sie meine vermeintliche Trauer um ein Kunstideal, das zu realisiren mich nun das Siechtum hindert. Den mystischen Lebenstrieb, mit dem der Mensch gern seine Todesfurcht bemäntelt, verwirft sie. Widersinnig erscheint ihr mein inbrünstiges Sehnen, zukünftiger Weltwunder Zeuge zu sein; denn: wären alle jene Utopien, von denen ich neulich schrieb, Wirklichkeit geworden, und ich lebte in dieser Wirklichkeit, die mir heute so fabelhaft schön vorschwebt, immer würde ich die Empfindung haben, ich wäre in einem dunklen Tal, hoch über mir die sonnenverklärten Gipfel, zu denen eine neue große Sehnsucht mich zieht. Und hätte ich auch diese Gipfel erreicht, immer neue, leuchtendere würden emportauchen, und was heute strahlender Gipfel ist, würde bald wieder den neuen Gipfeln gegenüber dunkles Tal sein.

Wären unsere Ohren millionenfach schärfer und feiner, als sie es sind, wir würden immer das Röcheln einer sterbenden Welt und den Geburtsschrei einer neuen vernehmen.

Und weiter sagte die Vernunft: „Erkenne klug, und bekenne redlich, daß es ganz gewöhnliche Ichsucht ist, die Deinem Anklammern an das Leben zu Grunde liegt. Narrenliebe!

Siehst Du denn nicht, daß diese Ichsucht, diese Selbstliebe sinnlos, grundlos, absurd ist? Schämst Du Dich nicht, in und an Dir zu lieben, was kaum noch des Mitleids wert ist?

Was hast Du noch zu erwarten? Nichts! Was kannst Du dem Leben noch geben? Nichts! Wozu bedarfst Du Deiner noch? Zur Pflege des Siechtums.

Nicht tausendmal besser ein Nichts im Tode sein, als ein Nichts im Leben?

Hältst Du Dich für etwas besonders Seltenes, Unersetzliches?

Nein. Mittelgut bin ich.

Reißt Dein Hingang eine Lücke in das Leben Anderer?

Nein.

Nicht komisch, wolltest Du dennoch Dein Aufhören als etwas Furchtbares, Unnatürliches, als einen unerhörten Unglücksfall empfinden?

Ja, urkomisch.

Wirst Du Dir diese urkomische Ichsucht nicht abgewöhnen?

Ja, ich will's. Man hat mich Meister genannt. Ich meistere nun mich selbst.

Den feigen Soldaten, der vor den Kugeln des Feindes sich zur Flucht wendet, trifft die Kugel von hinten.

Der ehernen Notwendigkeit biete die Brust und sei still! Das will ich.

Mein freier Tod ist ein letztes Aufflammen der Selbstliebe, die nicht erträgt, daß ich meine eigene Karikatur werde; und zugleich lösche ich damit den letzten Rest der Ichsucht aus.

Ich habe das Schiff des Feierabends bestiegen, das Monika mir einmal zugedacht. Die Trauerfahnen sind eingezogen. Weiß wehen von den Masten die Fahnen. Und ich sehe die Ufer an mir vorüberziehen, Natur und Menschen, und ich sehe sie gleichsam ohne mich, in ihrem eigenen Licht, und mein zärtlicher Blick grüßt sie wie liebe Bekannte, von denen ich nun Abschied nehme.

— — — — — — — — — —

Zum letzten Male war ich heute im Freien, in der trauten, lieben Landschaft. Leicht gewelltes, grün bewachsenes Erdreich. Am Rand des Tannenwaldes ein kleiner See, das dunkle Auge in dem blumigen Wiesengrund. Nicht weit vom Ufer stand eine breitästige Buche. Unter dem Baum küßte sich ein Liebespaar.

Eine Libelle kam über das Wasser geflogen. Ihre Flügel wurden naß, und sie versank. Das junge Mädchen bückte sich nieder, nahm die Libelle vorsichtig aus dem Wasser und legte sie in die Sonne. — Ich trat zu dem jungen Geschöpf und legte die Hand auf ihren Scheitel: „Gesegnet seist Du, frommes Kind, Du und Deine Kinder." Der Bursche wurde rot, sie aber sah mich leuchtend an und küßte mir die Hand.

Vor einer Gruppe von Birken blieb ich stehen. Ihr lustiges Gehänge wiegte der Wind. Daneben auf einer Wiese unter dem rosigen Abendhimmel spielten Kinder Ringelreihen, und sie sangen dazu: „Ringel Ringel Reihe! Sind der Kinder dreie, sitzen unterm Hollerbusch, schreien alle: husch, husch, husch."

Liebe Geschöpfchen waren es, mit Himmelsaugen, aus denen das Leben wie ein süßer Duft quoll.

Und ich sah noch mehr kosende Liebespaare, die die kommenden Kinder zeugen werden, die wieder unter den lustigen Birken spielen werden. Und immer wird es singende Kinder geben, und immer Birken, deren lustige Zweige der Wind wiegt. Und etwas in mir spielte und sang mit diesen Kindern, und etwas von meinem Herzen war in der blühenden Sinnlichkeit dieser Liebespaare.

So fühlte ich nun doch wohl das Leben der Gattung in mir, fühlte die geheimnißvollen Fäden, die mich mit allen Andern verbanden?

Auf dem Rückwege trat ich in das Atelier meines jungen Schülers, dessen vernachlässigtes Aeußere mich vor nicht allzu langer Zeit degoutirt hatte. Ich begriff diese Regung nicht mehr. Ich sah und empfand nur seine herrliche Begabung. Ich atmete den Frühling. Leidenschaftlich hatte ich für die Flamme, die meinen schöpferischen Geist genährt, und die im Erlöschen war, Brennstoff gesucht. Vergebens, ach vergebens! Und nun finde ich hier meine Flamme wieder, rein und hoch in dieses Jünglings Brust lodernd.

Die Verzweiflung an meinem Können war grundlos. Alles entwickelt sich stufenweise. Dieser da schreitet auf dem Wege, den ich angebahnt, vorwärts.

Willkommen, Du Neuer! Du Schöner! Du mein Erbprinz! Ich umarmte ihn zärtlich. „La jeunesse triomphante."

Doch während ich noch mit tiefer Freude das Bildwerk und das schöne Jünglingsantlitz betrachtete, dachte ich schon darüber hinaus. Auch dieser Jüngling wird einmal nicht mehr schaffen, und mein und sein Feuer vereint werden neue Seelen entzünden.

Und wie ich vorhin die Lebensgemeinschaft in der Gattung empfunden, so empfand ich jetzt die große Todesgemeinschaft, die mich mit allen Menschen verband. Ich fühlte die Tragödie der Menschheit. Und sie erhob mich, und sie läuterte mich.

— — — — — — — — — —

Und nun ist mir, als hätte eine verborgene Wunde sich geöffnet, und aller Krankheitsstoff flösse heraus, und ich ginge der Gesundung entgegen. Und mir ist, als stände ich im Vorhof eines Tempels, und nur eine kleine Pforte trennte mich von einem heiligen Raum.

Heilig, heilig? Ja, bin ich denn nicht ein Ungläubiger par excellence? Ich denke an ein Wort, das einmal mein Knabe sprach. Er war 8 Jahre alt und hatte schon in der Schule Religionsunterricht. Ich examinirte ihn: „Glaubst Du an Gott?" Und er: „Ja, ich glaube an Gott, aber es giebt keinen."

Beinah' wie dem Bübchen geht es mir. Mein Verstand hat den Glauben kopfüber in das Riesenloch des Welt-Einen gestürzt. Mein Gemüt bleibt in den immergrünen Kränzen hängen. Ich werde den Himmel nicht los. Und wenn ich mit einem Gemisch von Feierlichkeit und wehmütiger Ironie vor der Entscheidung stehe, so gilt die Ironie eben der feierlichen Stimmung, die halb Psalm ist, halb Requiem.

Auf der Böcklin'schen Toteninsel ragen die schwarzen Cypressen in einen rosigen Himmel hinein.

Und so gehe ich doch mit einer Frage auf den Lippen zu den

schwarzen Cypressen? Die Frage: Präludium oder Schlußaccord? Zieht mich eine göttliche Wesenheit in sich ein, oder — nur Staub zu Staub?

— — — — — — — — — —

Seit einigen Tagen glaube ich bei Monika leise, ganz leise Anzeichen von einem Wiedererwachen ihres Zeitgedächtnisses wahrzunehmen. Sie preßt zuweilen die Hand an ihre Stirn und sieht forschend um sich, als besänne sie sich auf etwas. Und einmal sah sie mich dabei lange und ernsthaft an. „Da ist etwas, was falsch ist, so Sonderbares, sage es mir doch, Andreas . . .“ Sie verlor den Faden ihres Gedankens wieder.

Gestern verlangte sie einen Spiegel. Ich lenkte ihre Aufmerksamkeit auf etwas Anderes. Aber sie wird den Spiegel wieder verlangen . . . .

Nein, meine geliebte Monika, das Furchtbare erspare ich Dir.

— — — — — — — — — —

Ich habe das elektrische Licht ausgedreht, diese letzten Zeilen schreibe ich im Licht des Vollmonds. Da ich mich nun entschlossen habe, Dir, mein Freund, diese Blätter zu überlassen, wisse auch von meiner letzten Stunde.

Lange, lange habe ich vor Monika gestanden. — Mein Weib! Wie sanft sie ruht in ihrer Todesschönheit. Mein letztes Kunstwerk. Ich liebe sie, die nun Schmerzlose, Stille, Friedvolle, und wie ihr erscheint mir nun der Tod vornehmer, wichtiger als das Leben.

In dem Sarkophag da lag vielleicht ein König, oder ein Priester, oder ein Weib in prangender Schönheit. Keine war im Tode so schön wie Du, Monika; das macht, weil Du glaubst, in einer Brautnacht gestorben zu sein, Du weiße Blume, vom Mond geküßt. — Nur eine kleine Schraube an Deiner Zeituhr hatte sich gelockert, und die Zeiger drehten sich einige Jahrzehnte rückwärts. Und Dein Irrsinn war schön — vielleicht war es ein Sinn mehr; was Jahrzehnte lang schlief oder latent in Dir war, das hat er erweckt. Du warst bis dahin nur wie ein singender Vogel auf einem toten Baum. Nun war der Baum grün und blühend geworden, und Dein Gesang herzergreifend. Das Schwanenlied Deiner Seele. Das Lied war zu stark für Deine Zartheit. Es sprengte Dir die Brust. Mein Gift wolltest du nicht.

Bis zuletzt war noch im tiefsten Grund meiner Seele ein Schimmer träumender Sehnsucht nach einem jenseitigen Wunderland — Reminiscenzen der Kindergewohnheit, vor dem Schlafengehen ein Gebet zu sprechen. Nun ist auch dieser blasse Stern vor der strahlenden Sonne reiner, einfacher Vernunft untergegangen.

Keine weihevollen Grimassen mehr. Ganz wahr ist nur: Ich sterbe, weil es vernünftig ist zu sterben.



Hans Benzmann.

Von

Karl Bienenstein.

— Marburg a. d. Drau, Steiermark. —

Wer die Literaturentwicklung der letzten beiden Jahrzehnte mit aufmerksamem Auge verfolgte, der konnte allerlei interessante Entdeckungen machen. Da waren Namen, die gleich Kometen aufstrahlten, und ein langer Schweif rühmender Nachreden folgte ihrem Erscheinen. Es gab auch Leute genug, welche geneigt waren, den Kometen für einen Fixstern erster Größe zu halten, und die erst durch sein rasches Verschwinden über dessen wahre Natur aufgeklärt wurden; daneben aber gab es wieder andere Sterne am deutschen Dichterhimmel, die anfangs nur von den literarischen Astronomen beobachtet wurden. Scheu und schüchtern strahlte ihr Licht auf, aber es nahm stetig an Fülle und Leuchtkraft zu, und schließlich stand ein Stern am Himmel, an dessen reinem milden Glanze sich männiglich erfreuen konnte.

Ein solcher Stern am Himmel der deutschen Lyrik ist Hans Benzmann*). Wiewohl seine erste im Jahre 1894 (bei Baumert und Ronge, Großenhain) erschienene Gedichtsammlung „Im Frühlingssturm" durchaus modernen Charakter zeigte, so wurde sie dennoch wenig beachtet. Man liebte damals noch das Himmelstürmende, Kraftmeierische, Soziale, oder auch das müde, spöttische Lachen der ausgesprochenen Dekadenzler, die alles gesunde Denken und Empfinden für unmodern hielten und sich mit ihren kranken und perversen Trieben geradezu brüsteten. Davon waren nun allerdings bei Benzmann nur einige schwache Ansätze zu finden. Gewiß, auch er wollte dämonisch erscheinen, auch er wollte von qualzerrissenen Seelen singen und von dornenumkränzten Stirnen, durch welche die Schemen

*) Hans Benzmann wurde geboren im Jahre 1869 zu Kolberg; er besuchte Gymnasien zu Kolberg, Thorn, Berlin und studierte Jurisprudenz in Berlin. Er lebt seit 1898 in Wilmersdorf bei Berlin.

und Spukgestalten kranker Begierden huschen: aber daneben drängte ein anderes zum Licht, und das war das gerade Gegenteil, nämlich der Drang nach Läuterung all dieser Begierden, die Liebe zur Reinheit und Kindlichkeit des Herzens, die Sehnsucht nach jenem süßen Herzensfrieden, wie er stille, genügsame Menschen beglückt, wenn sie in stummem Entzücken durch die Schönheit der Natur wandeln und in herzinniger Hingabe des Schauens das Leben um sich betrachten.

Diese beiden Gegensätze charakterisieren Benzmanns erstes Buch und geben ihm etwas zwischen der Konvention der Moderne — denn auch diese hatte eine solche! — und eigener Art Schwankendes. Modern waren die Gedichte, welche Benzmann der Liebe widmete. Im jagenden Tempo freier Rhythmen, bilderstrotzend und pomphafte Worte mit vollen Händen verschwendend, brausten diese Gedichte dahin. Düsterprächtig, wie schwere, drückende Gewitterwolken, von den Blitzen der Leidenschaft durchloht, war die Stimmung, die aus ihnen sprach, aber sie ging jedesmal über in Klarheit und Milde. Man fühlte, daß all dieses Tosen und Ringen, dieses Gären und Drängen nur Werdesturm war, aus dem sich ganz anderes entwickeln mußte. Und dieses andere konnte nur der Sonntagsfrieden einer stillbeglückten Seele sein, die überall Quellen der Schönheit springen sieht und mit reinen Händen aus denselben schöpft.

Vorerst suchte Benzmann die Schönheit nur in der Natur selbst, zu welcher der Naturalismus wohl die Bahn gewiesen hatte, die er aber selbst nicht erschöpfen konnte, weil er sich trotz seines Gesetzes von strengster Objektivität nicht naiv zu ihr stellte, sondern beladen mit dem ganzen Rüstzeug der Naturwissenschaft ihr zu Leibe rücken wollte. Benzmann war einer der ersten, die sich wieder der reinen Naturstimmungspoesie widmeten, und er hat in dieser Richtung Gedichte geschaffen, aus denen wahre Farbensymphonien leuchten. Es sind Schöpfungen darunter, die man nicht anders als Freilichtstudien bezeichnen kann, wie sie dazumal gerade auch in der Malerei an der Tagesordnung standen. Überhaupt spielt das Malerische in dem Erstling Benzmanns eine große Rolle. Er sieht stets Bilder vor sich, meist Landschaften, manchmal auch solche mit menschlicher Staffage, welche ihrer Stimmung entspricht, hie und da einzelne allegorische Gestalten, und sein Bemühen ist es nun, diese Bilder in Worten nachzuschaffen. Aber da geschieht es ihm nicht selten, daß er aus der Rolle fällt und das Ganze mit eigenen Reflexionen so durchdrängt, daß es ein wesentlich anderes wird. Ein fortwährender Kampf zwischen Eigenem und Fremdem, das ist das Merkmal fast aller Gedichte, die dieser erste Band enthält. Nur in einigen Stücken schien dieser Kampf bereits ausgekämpft, und das waren Lieder, in denen sich Naturbild und Seelenstimmung zu vollendeter Harmonie durchdrangen, die auch in den überaus sangbaren und wie auf weichen Wellen dahingleitenden Rhythmen zum Ausdruck kam. Hier lag Benzmanns Eigenart, und wer an seine Entwicklung glaubte, wozu das

Buch als eine starke Talentprobe berechtigte, der konnte sie nur in dieser Richtung erwarten.

Immerhin vergingen aber volle vier Jahre, bis er mit einem zweiten Buche hervortrat. Diese Jahre waren aber nicht nur Lehrjahre, sondern auch Reifejahre. Der Dichter füllte sie damit aus, daß er sich der Kritik zuwandte und Essays über moderne Dichter schrieb. Diese Beschäftigung war für ihn von vielfachem Nutzen. Er lernte Echtes von Falschem unterscheiden, er lernte erkennen, daß sich der Meister nicht in der Anhäufung und Verschwendung poetischen Materials, sondern in der Beschränkung und Sparsamkeit zeigt, und er gewann ferner die Überzeugung, daß man auch in der Moderne leicht ein Modedichter werden könne, wenn man sich nur in die jeweilig herrschende ästhetische Theorie zu finden vermag, daß damit aber durchaus noch kein Dichter gemacht ist, dem auch spätere Generationen noch gerne lauschen. Bleibende Bedeutung, das sagt ihm das Beispiel jedes echten Dichters, erringt nur der, welcher den Mut hat, immer seine eigenen Wege zu gehen und nur das zu gestalten, wozu ihn sein Herz drängt. So brachte die kritische Tätigkeit Benzmann eine feste ästhetische Überzeugung, eine reife Anschauung von Kunst und Künstlertum, die sich, als er nun wieder mit eigener Produktion hervortrat, auch in derselben abspiegelten. Er hat damit auch an einem schlagenden Beispiel das landläufige Vorurteil entkräftet, daß kritische Betätigung nur ungünstig auf den schaffenden Künstler einwirken könne.

Das neue Gedichtbuch Benzmanns (erschienen 1898 bei Schuster und Loeffler in Berlin) führt den Titel: „Sommersonnenglück". Dieser Titel ist nach mehr als einer Richtung hin sehr bezeichnend. Er ist erstens subjektiv zu fassen, indem der Dichter wirklich die Sonne reifer Kunst über sich strahlen fühlt, und er ist auch objektiv zutreffend, indem das ganze Buch anmutet wie ein von leuchtenden Blumen durchwirktes reifes Ährenfeld im Flimmergolde alles überflutender Sommersonne. Auch jetzt ist es vor allem wieder die Natur, welche Benzmann zu poetischem Schaffen inspiriert. Aber er sieht sie nicht mehr mit dem Auge des Malers, sondern mit dem des Dichters, vor dem sie Leben und Gestalt gewinnt. Und dieses Leben ist sein eigenes, und diese Gestalten borgt er nicht mehr wie früher von anderen, sondern er schafft sie selbst, sie stammen aus seiner Phantasie und aus seinen Träumen. Und ein Träumer ist Benzmann mit jedem Zoll. Seine Sehnsucht malt ihm Königsburgen in seligen Gefilden, und da kein irdischer Weg zu denselben führt, besteigt er den Kahn der Träume, dessen Ferge die Schönheit ist. Von diesem Kahn aus betrachtet er nun alles, was an seinem Auge vorüberzieht, und es erscheint ihm in ganz anderem Lichte. Wo früher der Alltag mit seiner nüchternen Stimme sprach, da hört er nun ein märchenhaftes Tönen und Wispern, die Romantik schlägt auch vor ihm ihre süßen Wunderaugen auf, und aus seinem visionären Schauen heraus wird Benzmann mit einem Schlage zu einem

unserer besten Balladendichter. Haben andere die norddeutsche Heide lyrisch besungen, so hat sie Benzmann personifiziert, so wie etwa Böcklin das Schweigen im Walde, das Spiel der Meereswellen, das Dräuende einsamer wilder Felsenklüfte zu Gestalten verdichtet hat. Nur so und nicht anders sind Gedichte aufzufassen wie: Parsifal, Vom Ritter, der suchte . ., Stille Fahrt, Traumjörge, Reiter im Herbst. Was diese Balladen auszeichnet, das ist neben der suggestiven Kraft die Einfachheit und das Ungekünstelte des Ausdruckes, in dem sie an unsere deutsche Volksdichtung erinnern, wie sie in „Des Knaben Wunderhorn" gesammelt ist. Überhaupt ist die Schlichtheit ein Charakteristikum des neuen Buches. Der Dichter sucht nicht nach Worten, um sein Empfinden ausdrücken zu können; was er zu sagen hat, das quillt ihm scheinbar mühelos aus dem Herzen über die Lippen, und nur ein geübtes Ohr hört aus dieser Sprache die Sprache feinster Kunst heraus, die alle aufdringlichen Wörter beiseite schiebt und nur jene zur Geltung kommen läßt, die den Begriff in seinem ganzen Assoziationskomplex in die einfachste Formel zu fassen vermögen. Diese Einfachheit gibt Benzmanns Lyrik eine tiefe Ruhe und eine wundersame Abgeklärtheit, die noch verstärkt wird durch des Dichters Weltanschauung, welche hie und da besonders in der tieftönigen Lyrik vorschlägt und einem Optimismus huldigt, der zwar die Schmerzen dieser Welt nicht verkennt, sie aber im Mittel einer alles umfassenden Liebe zu lösen trachtet. Wenn Benzmann selbst diese Liebe wieder personifiziert, ganz besonders und in reinster Weise in seinen Christus-Phantasieen, so hat er dadurch nur bewiesen, daß er erfaßt hat, daß das Geheimnis der Kunst nicht im Reden, sondern im Bilden und Gestalten besteht. „Sommersonnenglück" ist das reife Produkt eines reifen Dichters, der in Kunst und Leben zu einem Urteil gelangt ist, das er wohl in einigem noch fester begründen und erweitern, aber im wesentlichen nicht mehr abändern kann.

Durch ihre Schlichtheit hat Benzmanns Lyrik schon in seinem zweiten Buche, wie angedeutet, einen stark volkstümlichen Zug erhalten. Dieser Zug erscheint noch entscheidender ausgeprägt in seinem jüngsten Buche „Meine Heide" (erschienen als 60. Bändchen der Volksbücherei von Max Hesse). Er hat in dasselbe die schönsten Gedichte aus „Sommersonnenglück" hinübergenommen, und nur etwa die Hälfte ist Neues. Aber das ältere schließt sich diesem in voller Harmonie an und gibt dem Buch den Eindruck, als wäre es aus einem Gusse entstanden. Der Titel sagt schon, daß auch hier wieder die aus der Betrachtung der Natur hervorgegangene Lyrik den Ton angibt. Diese Lyrik hat aber mit einem poetischen Nachahmen der Naturstimmung nicht das geringste mehr zu tun. Benzmann steht vor der Natur nicht mehr als bewußter Künstler, sondern als einfacher Mensch, und die Empfindungen, die sie in ihm weckt, werden nun zu Motiven seiner Dichtung. Und es sind durchweg Empfindungen stiller und ernster Art. Er fühlt sich in der Natur geborgen, in ihrem Werden und Vergehen sieht er Menschenlos wie in einem Spiegel, sie ist ihm

ebenso ein Teil seines Ichs, wie er selbst nur eine Zelle ihres Riesenleibes ist. Eines der schönsten Gedichte, das dieses Einssein von Natur und Dichterseele ausdrückt, möge hier Platz finden:

An die Natur.

Ich will mich müde legen
in deinen weichen Schoß,
will tiefste Ruhe pflegen,
nun frei von allen Schmerzen,
nun frei und friedelos.

Will meine Zeit verträumen,
da ich nicht singen kann,
da ich nicht überschäumen,
nicht lachen und nicht weinen,
nicht leben und sterben kann.

Ich will in diesem Grunde,
in diesem Mutterschoß
still fühlen Stund' um Stunde,
wie leis sich von mir löset
des Menschen dunkles Los,

wie meine Sinne schwinden,
wie Berge, Tal und See
sich innig mir verbinden,
in Wurzeln und in Winden
hinfließt mein Wohl und Weh.

Wer dieses Verhältnis zur Natur, zum All gefunden hat, der hat auch einen sicheren Stand auf Erden errungen, er kann fest und furchtlos in das Leben hinausblicken und wird all die kleinen Zufälligkeiten, welche das Leben so manches Menschen verbittern, nur mehr von der humoristischen Seite ansehen. Auch Benzmann ist auf diesem Wege zum Humor gelangt, zu jenem wirklichen Humor, der nicht im Kopfe, sondern im Gemüte sitzt. Er hat ihn deswegen auch dort gesucht, wo er in dieser Art am reinsten zu finden ist, in der volkstümlichen Überlieferung. Die Schwänke, die er nach pommerscher Überlieferung erzählt, sind ganz prächtige Stücke und verhelfen altdeutschem Humor aufs glücklichste zu neuem Leben.

In letzter Zeit hat sich Benzmann wieder mehr der kritischen Tätigkeit zugewendet. Seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Werken der modernen Dichter, über deren viele er schon eigene Studien veröffentlicht hat, ließ ihn daran denken, eine Anthologie der modernen deutschen Lyrik herauszugeben, welche in weitesten Kreisen die Kenntnis von dem unstreitigen Hochstand der lyrischen Dichtung der Gegenwart verbreiten sollte. Als Vorbild schwebte Benzmann Maximilian Berns bekannter Reclamband „Die deutsche Lyrik seit Goethes Tode" vor, und seine Anthologie wurde denn auch die Fortsetzung des Bernschen Buches bis auf unsere Tage herauf. Durch den Titel seines Buches „Moderne deutsche Lyrik"

(Philipp Reclam jun., Leipzig) hat sich Benzmann die Sache nicht leicht gemacht. Denn was ist „modern"? Es sind schon viele Definitionen versucht worden, ohne daß eine den Begriff in allen seinen wesentlichen Merkmalen voll erfaßt hätte. Am besten war es daher, „moderne Lyrik" überhaupt mit „neuerer Lyrik" zu übersetzen, und so konnte Benzmann bei jenen Poeten einsetzen, die den Übergang von der älteren Generation zur jüngeren herstellen, bei K. F. Meyer, Fontane, denen er noch Storm hätte anfügen sollen, da gerade dieser Dichter auf die jungen Talente einen großen Einfluß ausgeübt hat. Von diesen Poeten ausgehend, schildert Benzmann in der gediegenen literarischen Einleitung seines Buches die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik von dem Sturm und Drang der achtziger Jahre bis herauf zur modernsten Artistenlyrik, wobei er einen eigenen Abschnitt der Frauenlyrik widmet. Wir müssen dieser Einleitung das Zeugnis ausstellen, daß sie nicht nur die springenden Punkte in der Entwicklung scharf auffaßt und auch ihren Wert richtig beurteilt, sondern daß sie auch den einzelnen Erscheinungen gegenüber, so verschiedenartig sie auch sind, eine schöne Objektivität bewahrt. Diese Einleitung ist zugleich der Leitfaden, an dessen Hand der Inhalt der alphabetisch geordneten Anthologie von jenen genossen werden muß, denen es nicht um die Poesien allein zu tun ist, sondern welche aus dem Buche ersehen wollen, welche Wege und zum Teil auch Irrwege unsere Lyrik gewandelt ist und wandelt, um ihr Ziel zu erreichen, den Menschen der Gegenwart mit seinem ganzen Denken, Empfinden und Tun im Spiegel der Dichtung zu zeigen. Daß Benzmann einige Namen, die entschieden in sein Buch gehören, vergessen hat, wird man ihm in Hinsicht auf die ungeheure und für den einzelnen beinahe unübersehbare Zahl deutscher Lyriker gerne verzeihen.

Ein zweites kritisches Büchlein, das ebenfalls für weiteste Leserkreise berechnet ist, ist Benzmanns Schrift über Detlev von Liliencron, die als 148. Bändchen der Hesseschen Volksbücherei erschienen ist. Die Schrift ist sicher eine der besten Würdigungen von Liliencrons Schaffen und Persönlichkeit, im besten Sinne populär geschrieben, ohne den literarischen Wert vermissen zu lassen. Die Disposition ist ungemein klar. Benzmann fixiert zuerst Liliencrons Stellung in der deutschen Dichtung überhaupt, zeigt die Entwicklungswerte seiner Lyrik und deren Eigenart auf und geht dann nach einer kurzen Darstellung des Lebenslaufes des Dichters auf die besonderen Charakterzüge seiner Dichtung ein. Wir lesen da vorzügliche Ausführungen über Liliencrons Verhältnis zur Natur und seine Naturpoesie, über die Abspiegelung seiner Soldatenlaufbahn in seiner Dichtung, über Liliencron als schleswig-holsteinischen Heimatskünstler, über das Erotische in seiner Dichtung und über seine Weltanschauung. Das alles in seiner Totalität gibt ein prachtvolles Bild der bestrickenden Persönlichkeit, und die Art, wie Benzmann an passender Stelle immer den Dichter selbst zu Worte kommen läßt, gibt seiner Darstellung einen besonderen Reiz.

Diese beiden Bücher sind keine Zufallsprodukte, sondern sie gehen aus der Weltanschauung Benzmanns organisch hervor. Diese betont immer und überall die Wichtigkeit einer ästhetischen Kultur, und solche durch die Vermittlung gediegener Kunst in das Volk zu tragen, hat sich Benzmann als Lebensaufgabe gestellt. Wie ihm selbst die Kunst zum Born der Läuterung geworden ist, so soll sie es auch dem Volke werden. Darauf zielt sein ganzes Schaffen ab.

Hans Benzmann ist kein Dichter, der sich die Welt erobern wird, dazu ist er zu still und fein; aber er ist einer, der auf engem Gebiet eine Welt von Schönheit entdeckt hat, sie liebevoll pflegt und alle daran teilnehmen läßt, welche so wie z. B. auch Rosegger im Frieden des Herzens das erstrebenswerteste Ideal des Menschen erblicken. Diesen Frieden zu geben, ist Benzmanns Lyrik wie nicht leicht eine andere geeignet, und er darf daher mit Recht ein Dichter des Friedens genannt werden.





Neue Gedichte.

Von

Hans Benzmann.

— Wilmersdorf bei Berlin. —

Christus, der Herr des Lebens.
(Die Erweckung des Jairi Töchterleins.)

Die Mittagssonne krönte den Sommertag,
als Christus neugestärkt die heilige Öde
des Hochgebirgs verließ und sich zu Tal
zu seinen Menschen wandte. Schnellen Schritts,
ein rüstiger Wandrer, eilte er dahin.
Und seines Auges Glanz umfing die Pracht
der stäubenden Felder, schwärmende Herden, tief
im Tal das Städtchen, weit die Sommerwelt
wie eine andre Sonne: starken Schritts,
gebräunt, nur schauend, eilte er dahin.
Schon drang der Stiere Gebrüll zu ihm empor,
schon üppiger Duft der blühenden Wiesen, schon
der Ruf, Gesang und Scherz der Schnitterinnen . . .
Und Christus überkam es — „Leben, lebendiges!
Ein Wille bestürmt mein Herz, mein Sehnen
springt wie der Quell zu Tal, zu euch, zu euch,
ihr Schaffenden, Säer und Schnitter! Welch seliges Jauchzen
erfüllt meine trunkene Seele . . .“ Geflügelten Schritts,
ein hoher Wandrer, eilte der Herr zu Tal.
— — — — — — — — — — — — — — —
Und schwer stand über der Stadt ein Gewölk,
sturmdunkel und drohend . . „Weicht, Wolken, weicht!
Der Wandrer will: Leben!“ und es entwich.
— — — — — — — — — — — — — — —

Und Christus kommt in die Stadt . . an Scheunen und Gärten
vorbei: die liegen wie träumend . . . was war das? . ein Schatten? . .
Wo seid ihr Menschen? . . Welch Wesen, grauenhaft und tot,
bannt plötzlich diese jäherschrockne Stille,
wo eben noch das Leben mit tausend Stimmen
durch die Lüfte jubelte? . . . Die Häuser stehen,
hilflose Horcher, — ein Gesumme umhüllt den Ort —
„Wo such' ich dich, entsetzliche Gewalt?
Du bist's! Dich will ich selbst!" Strahlenden Auges
schreitet der Herr des Lebens dahin — — Und dort,
dort ist's, — dort stehen sie voll dumpfer Trauer:
Mitten im Leben war sie, ein blühendes Kind,
dahingegangen . . . Und Christus teilte die Menge —
scheu wichen die trüben entsetzten Augen —
und Christus tritt in die Halle: strömendes Licht
geht von ihm aus —: „Ich will, daß du lebest, Mägdlein!"
Siehe, da hebt sie sich aus dem Schnee der Linnen,
wie eine welke Blüte im Morgentau,
lebendig, ganz vom Leben durchglutet . . . . Sonne
fällt breit in das Haus, Sonne singt auf den Gassen —
Er aber schreitet hinaus, umjubelt, umjauchzt
von seinen Menschen, von seines Herzens seligen
Gesängen; er schreitet hinaus, wo die Schnitter,
die Säer schaffen und singen, er schreitet weiter,
wo nur die Quellen ihn noch umklingen, und weiter, immer weiter,
wo nur seines Herzens tiefselige Chöre singen . . .

Des Gefangenen Abschied.

Der Morgen dämmert fahl und kühl —
Horch, schon erhebt sich das Gewühl!
Durch Mauern und Dielen dringt herb hohl
das Murmeln des Sklaven: Leben, fahr wohl! . .

Und Ketten klirren in Flur und Gang,
und Ketten schleppen den Hof entlang,
und in den Straßen bis zum Tor
quält nur der eine Klang mein Ohr —

Bis nach Sibirien Schritt für Schritt
stöhnen die Teufel neben mir mit,
bis an mein Sterben — o wär es so weit! —
geben sie mir ihr schaurig Geleit! . .

Nun Rößlein, zieh an! — fahr wohl! fahr wohl! . .
Und Gesichter um mich von Schande hohl —
Und der Wagen rollt hin, und rings herum
nur Klirren der Ketten, die Seelen sind stumm . . .

— — — — — — — — — — — —

Und wie die Menge mit dumpfem Trab
sich vorwärts schiebt, als geh es zu Grab —
da seh ich plötzlich mitten im Hauf —
o Kutscher, hemme des Rößleins Lauf! —

da seh ich — o Gott! — mein Mütterlein . . .
O Kutscher, laß sie zu mir herein,
o Kutscher, sie sucht mich, sie sieht mich nicht:
der Gram zerfraß ihrer Augen Licht . . .

O Kutscher, sie sah mich seit Jahren nicht,
halt ein — sie sieht mich im Sterben nicht!
halt ein! halt ein! o sieh, wie sie sucht!
o sei gesegnet! — o sei verflucht!

Sieh, ihre Haare sind weiß wie Schnee,
ihr Leib ist verdorrt vor Gram und Weh —
O Mutter! Mutter! . . . leb wohl . . . leb wohl . . .
Und Murmeln nur um mich: leb wohl! leb wohl! . . .

Und der Wagen rollt schneller, — und sie läuft mit,
doch die alten Füße halten nicht Schritt —
Nun, Kutscher, fahr zu! — sie fällt, sie sinkt . . .
Und dumpf nur das Klirren der Ketten klingt . . .

Bis nach Sibirien, Schritt für Schritt,
läuft das Gespenst nun neben mir mit —
Bis an mein Sterben — o wär es so weit! —
gibt mir die Liebe ihr schaurig Geleit . . .

Wächter der Nacht.
(Eine Erscheinung.)

Horch, schwer rollt die Woge der Nacht!
leise stimmen die ewigen Harfen —
Sieh, dort droht schon mit den scharfen
entflammten Augen die einsame Wacht!

Sahst du ihn jemals, den Wächter der Nacht?
sag, sahst du ihn? sieh, wie die langen
Flügel schwer in die Tale hangen . . .
Die Nebel umschweben ihn sacht . . .

Siehst du ihn nun? sein Gesicht
leuchtet jetzt wie die heiligen Mienen
St. Georgs, — vom Monde beschienen
glänzt sein Speer wie lauter Licht!

Nein, sieh — o wundergesegnetes Tal! —
er breitet die seligen Gotteshände
weit über die schlafenden Gelände:
Christus ist's! O sieh seiner Wunden Mal . .

Geliebteste milde Gestalt! —
Doch jetzt, o sieh — ist es Gott selbst? Grauen
erfaßt mich, durchschüttert die Auen,
erfaßt ihn selbst . . . Satan! entsetzliche Gewalt! — —

Wie leuchtet nun wieder die einsame Wacht!
Sie horcht hinab in das Träumen;
Harfen umtönen aus allen Räumen
die rätselhafte versinkende Nacht . . .

Zwei Frühlingslieder.

I.

Ich ging in einem Frühling
an bunten Wiesen hin;
die ahnungssüßen Düfte
umwölkten meinen Sinn, —

daß leis mein Herz sich regte,
mein Herz, das vergessen schlug,
daß wie eine träumende Stimme
mein Herz, das traurige, frug:

„O sag, wie ist es gekommen? . .
sahst du dies einmal nicht? . .
siehst du es wieder wie damals? . .
Wie leuchtet dein Gesicht! . .

Wie ist das alles gekommen? . .
Horch, horch, ein Vöglein singt . .
Dein Vöglein singt." Ich lausche:
mein Herz, das traurige, singt . . .

II.

Träumt ich von dir heut wieder,
geliebteste Frau? . . . o Frühlingsnacht!
Horch, meine Seele singt Lieder,
meine Seele ist wie erwacht . . .

Ich sah dich in Traumes Landen
lustwandeln mit lächelndem Blick,
Genoveva, die Bäume standen
in Blüten und rauschten vor Glück, —

daß sie dich sahn Genoveva, — Singen
ging vor dir her, so voll Weh —
Deine goldnen Haare umfingen
mich wie ein rauschender See . . .

O süßeste Frau, du milde,
meines Herzens Gärtnerin,
vor deinem beglückenden Bilde
schmolz meine Seele hin . . .

— — — — — — — —

So ganz erfüllt, wie im frühen
verblichenen Jugendtraum,
von einem stillen Glühen,
erwach ich im Morgengraun . . .





Der National-Charakter der Chinesen.

Von

Philalethinos.

Neulich fiel mir eine Nummer einer angesehenen deutschen Zeitung in die Hände, wo es über die bezopften Söhne des uralten orientalischen Kaiserstaates hieß, sie seien „allesammt schlitzäugige Halunken". — Ein der Jugend zur Belehrung dienendes Blatt faßte seine Weisheit über den Charakter dieser sonderbaren Nation von Zopfträgern in den Satz zusammen: „Der kriechend höfliche Chinese ist knechtisch vor seinen Oberen, kalt und hart gegen Untergebene." Und nun erinnere man sich des sonderbaren Kauzes, jenes holländischen Dichters, den hier bei seiner Anwesenheit in China vor einigen Jahren der Charakter und die Kultur der Chinesen so fascinirt hatten, daß er Beides als den Gipfelpunkt der menschlichen Entwickelung pries und sie allen Ernstes den bildungstrunkenen Europäern als ein der Nacheiferung würdiges Ideal hinstellte. — Reime sich das, wer's kann! — Es gewährt dem, der wie der Verfasser von Berufswegen mit diesem merkwürdigen Volke in allen seinen Ständen und Klassen Tag für Tag zu tun hat, nicht blos Vergnügen, sondern großes psychologisches Interesse, zu beobachten, wie diametral entgegengesetzt die Urteile über den Charakter desselben selbst bei solchen Leuten lauten, die als Globetrotter und Reisende aus eigener Anschauung schöpfen; der Zeitungsschreiber beruft sich auf sie als Gewährsmänner für seine Specialmeinung und läßt sich dann dafür köpfen, wenn auch nur in effigie. — Schlitzäugige Halunken — naive Kinder! — Jener Zeitungsschreiber ist überzeugt, daß sie alle blutgierige rohe Barbaren sind; der oben erwähnte schwärmerische Holländer hingegen ereifert sich für eine Nation hochgebildeter Philo-

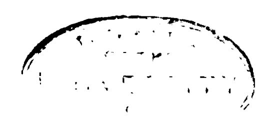
sophen. — Dem einen sind die Chinesen eine zerlumpte, im Schmutz umkommende Bande von Betrügern, Bettlern und Spitzbuben; der andere kann sie sich nur vorstellen als in langen Seidengewändern einherstolzirende Grandseigneurs, Alles bei Alt und Jung gentlemanlike! Bald preist man sie als das fleißigste und genügsamste Volk unter der Sonne, bald schilt man sie ein faules, verseuchtes opiumrauchendes Mongolengesindel. Müller nennt sie die höchstbegabte Rasse im Besitze enormer Vorzüge, wie Neigung zur Meditation und Kontemplation, tiefsinnig und höchst gemütvoll veranlagt; Schulze aber schwört darauf, daß ihre ganze Begabung aufgehe in Schachern und Feilschen, im Lügen und Schwindeln, und was der Doppeleigenschaften mehr sind. Ein Bekannter erkundigte sich einmal mit Ausdrücken des Bedauerns bei mir, wie groß die strohgedeckte Lehmhütte sei, in der ich zu wohnen genötigt sei; ein Anderer fragte mich, ob alle Häuser der Chinesen aus Marmor aufgeführt seien, und beneidete mich um den Genuß der zauberischen Märchenpracht, die hier allenthalben herrsche. Fürwahr, der Chinesen Charakterbild schwankt nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Vorstellung des universell gebildeten Sohnes des 20. Säkulums! — Wer hat nun eigentlich recht? Denn daß die Verteidiger beider Anschauungen zugleich im Recht sein sollten, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil ihre gegenteiligen Worte viel zu exklusiv gewählt sind; der Fernstehende dürfte außer Stande sein, zwischen beiden Meinungen irgend eine innere Verbindungslinie zu entdecken, so daß ihm also entweder nur die Wahl zwischen diesen beiden Ansichten bleibt, oder aber er erklärt bescheiden, die Chinesen seien ihm „ewig rätselhaft“. Das ist ja dann auch eine „Ansicht“, klar und tief zugleich, deren Vertreter merkwürdiger Weise auch nach Anno 1900 noch nicht ausgestorben sind.

Jetzt, wo die Augen aller Welt wieder auf den Osten gerichtet sind, auf das Drama, das sich hier abspielt, steigt auch das Interesse wieder an den „handelnden Personen“, auch an denen, die „inaktiv“ bleiben, oder vor der Hand nur „Statistendienste“ tun müssen. — Es dürfte demnach Manchem erwünscht sein, einmal eine, wenn auch subjektive, doch vorurteilsfreie Darstellung des Chinesen nach Lebensart, Charakter und Bildung von einem Augenzeugen und intimen Kenner zu erhalten, um sich dann selber ein Bild machen zu können vom Chinamann, das der Wirklichkeit möglichst nahe kommt. Bei Beurteilung fremder Nationen neigt der Deutsche nur allzu leicht zu dem Vorurteil, daß das deutsche Volk vor allen andern Völkern ausgestattet sei mit all' den hohen Tugenden wie Treue, Ehrlichkeit, Mut, Reinheit der Sitten und a. m.; wer aber je seinen Fuß gesetzt über die Grenzen des Vaterlandes, weiß sehr wohl, daß der Deutsche nicht allein alles Edle und Erhabene gepachtet hat, daß andere Rassen und Völker durchaus nicht jener Vorzüge baar sind. Dieses Vorurteil ist schon manchem Besucher und Beurteiler

Chinas verhängnißvoll geworden; sein Blick muß notwendigerweise ein falsches Bild vom Chinesen auffangen. Dazu kommt noch die eine Tatsache, daß der größte Teil der Reisenden selten weiter eindringt ins Innere Chinas; in der Regel besucht er nur die bekanntesten Hafenplätze und wähnt nun das ganze Volk beurteilen zu können, nachdem er das Treiben der dortigen Zopfträger einige Zeit beobachtet hat; unzutreffende Verallgemeinerungen sind dann das Resultat einseitiger Kenntniß und voreiliger Urteilsbeflissenheit. Ich besinne mich noch sehr wohl des abstoßenden Eindrucks, den ich beim ersten Anblick einer größeren Menge Chinesen im Hafen von Penang in der Sundastraße hatte. — Es gehört ferner mehr als bloßes Beobachten des Tuns und Treibens eines Volkes dazu, um seinen Charakter bestimmen zu können; vor Allem wird das ohne Eindringen in den Geist seiner Sprache und Litteratur nicht möglich sein. Ich kenne Kaufleute, die jahrzehntelang unter den Chinesen gelebt haben und doch mit einer bewundernswerten Ausdauer bei ihrer schiefen Ansicht über dieselben geblieben sind, eben deshalb, weil sie nicht imstande sind, den gelben Mann zu verstehen; begnügen sie sich doch zumeist mit dem abscheulichen Pigeon-Englisch bezw. -Deutsch als Verständigungsmittel. Was Wunder, wenn ihnen die Chinesen im Grunde doch nur Barbaren, dem Wohlmeinenden unter ihnen vielleicht im günstigsten Falle Halbbarbaren sind, denen eigentlich jedes moralische Recht fehlt, sich die Herren eines so schönen und reichen Landes zu nennen. — Schon über das Land selbst kursiren die verkehrtesten Meinungen und Ansichten daheim in Deutschland. Viele haben von China die Vorstellung, es sei eine ungeheure Ebene, wo es wimmelt von Menschen: Menschen und Reisfelder, und immer wieder Menschen und Reisfelder, mit Dörfern und Städten dazwischen. Ein Blick auf die Karte könnte sie belehren, daß China durchgängig Bergland, Hochebene ist, mit zum Teil sehr hohen Erhebungen; die paar Stücke Flachland an den Ausgängen der Ströme verschwinden dagegen. Daraus erhellt, daß nicht Alles bebaut sein kann; neben Gegenden, wo die Felder die Bergabhänge hinaufklettern bis hoch zum Gipfel, giebt es wieder meilenweite Strecken, die brach liegen und verkommen, denn die Krume ist oben längst abgespült von den Regenfluten, die ungehindert von den Bergen herabstürzen und Alles mit sich reißen: läßt doch der Unverstand der Leute keinen Baum und Strauch auf den Bergen gedeihen. Was nicht abgeholzt wird, wird immer wieder abgebrannt. Aber noch eine andere Tatsache ist ebenso klar, die nur leider selten bedacht und in Erwägung gezogen worden ist: das ist die Tatsache, daß China durchaus nicht so enorm bevölkert sein kann, wie gewöhnlich die Angaben lauten. Von 400 Millionen liest man in letzter Zeit nur noch wenig, wohl aber von 360 und mehr oder weniger. Worauf beruhen diese Annahmen? Es heißt: „Nach den Angaben des Kaiserlich-Chinesischen Seezoll-Amts." Dieses ist aber lediglich auf die

Angaben der chinesischen Behörden angewiesen, deren Zahlen es auf Treu und Glauben hinnehmen muß, denn es fehlt ihm jede Gelegenheit zur Kontrolle oder Nachprüfung. Die Art und Weise der „Volkszählung“ seitens der Regierung ist nun echt „chinesisch“. Von oben her kommt der Befehl an die Regierungspräsidenten, die Bevölkerungszahl ihres Bezirks festzustellen; die verlangen von den Landräten das Material, das diese wieder auf folgende Weise sich verschaffen: sie beauftragen irgend einen Sekretär oder sonst Jemand, in ihrem Kreise von dem oder jenem Mittelpunkte aus die Bevölkerungsziffer festzustellen, indem sie die sogenannten „Haushalte“ jeder Ortschaft zu erkunden haben. Dabei läßt man aber das Bestreben walten, diese Zahlen recht hoch anzugeben, denn je mehr „Haushalte“ ein Ort hat, um so mehr Steuern und andere Kontributionen kann der große alte Vater (Titel des Landrats) herauspressen. Nach der Zahl der „Haushaltungen“ erfolgt nun die Feststellung der Bevölkerungsziffer lediglich durch Schätzung. Wie willkürlich und durchaus unzuverlässig das ist, läßt sich ohne Weiteres einsehen. Aber auch noch durch andere Erwägungen wird der Beobachter darauf gebracht, daß die angenommene Zahl der Bevölkerung Chinas nicht stimmen kann. Einmal ist es auffallend, wie wenig kinderreich die chinesischen Familien im Allgemeinen sind; trotz aller Nachforschungen in den verschiedensten Gegenden habe ich in vier Jahren erst ein einziges Mal von einer Familie mit 12 Kindern gehört, mit 8 Kindern bin ich erst einer einzigen begegnet; Familien mit 7, 6 und 5 Kindern findet man auch nur verhältnißmäßig wenige; die Regel ist 1 bis 4 Kinder in Stadt und Land. Sehr, sehr viele Familien bleiben überhaupt kinderlos, daher die weit verbreitete Adoption von Söhnen bei Arm und Reich. Dazu kommt die ungemein große Sterblichkeit der Kinder, deren Ursachen weniger in Kinderkrankheiten, als in der Schwächlichkeit der Mütter zu suchen sind; diese liegt aber wieder teils an der schlechten Nahrung, teils an der großen Jugend der Frauen (15 bis 18 Jahr beim ersten Kinde), besonders aber an der verkehrten Art, die Kinder zu ernähren. In der Regel ist der Herr Sohn, wenn er schon 4 bis 5 Jahre alt ist, noch immer „Säugling“, täglich trinkt er noch die kraftlose Milch der Mutter neben etwas Reissuppe; ja ich habe schon wiederholt Kinder gesehen, die noch von ihrer Großmutter gesäugt und großgezogen wurden. Rohe Milch mag der Chinese so wenig wie gekochte, er hält den Genuß der Kuh- und Ziegenmilch für barbarisch. Dem Europäer fällt ferner auf die durchgängige Kleinheit der chinesischen Ortschaften, nicht in Bezug auf den bedeckten Raum, als vielmehr auf die Stärke der Bevölkerung Freilich, betritt jener zum ersten Male eine chinesische Stadt, ist er überrascht von dem Gewimmel auf allen Gassen; er kann nicht anders, als die althergebrachte Meinung bestätigt finden, das Land müsse ungemein bevölkert sein. Bei näherer Ueberlegung

wird er es aber auffallend finden, daß sogar die sichtbar kleinsten Städte und Flecken stets und alle Zeit ebenso wimmeln wie die großen Städte, und es wird ihm bald einleuchten, daß es daran liegt, daß die Straßen aller chinesischen Ortschaften furchtbar schmal sind, 1 bis 2, höchstens 3 Meter breit. Nun spielt sich aber das chinesische Leben völlig auf der Gasse ab, fast gar nicht innerhalb des Hauses, und, last not least, die chinesischen Häuser sind samt und sonders einstöckig. Natürlich muß dann eine Großstadt wie Kanton oder Peking ein ungeheures Areal bedecken und dem Fremden den Eindruck einer „Millionenstadt" machen. Man meint, daß in China ca. 30 bis 40 Millionenstädte seien; ich habe mich vergeblich bemüht, auch nur 10 herauszufinden. Geben wir zu, daß Peking, Nanking, Thien-tsin, Foochow, Amoy und Kanton es seien (obwohl ich persönlich auch von diesen genannten Städten nur die erste und die letzte auf ca. 1 Million schätze), so bleiben immer noch 4, die zu 10 fehlen, wo aber stecken in aller Welt die übrigen? — Ich habe seit drei Jahren unausgesetzt, wo immer ich auch hinkomme, Schätzungen und Zählungen vorgenommen; von einer großen Regierungsbezirkstadt (es soll die fünftgrößte in der Kanton-Provinz sein) habe ich mir ganz genaue Zahlen zu verschaffen gesucht, indem ich nach und nach die Häuser durch Zählung annähernd feststellte, dann durch genau festgestellte Zahlen der Bewohnerschaft einzelner Häuser das Mittel, die Durchschnittszahl gesucht für die Bewohnerzahl der Häuser, und bin dabei auf allerhöchstens 120 000 Einwohner gekommen; dagegen habe ich die verschiedensten Europäer, welche den Ort betraten, nach ihrer Ansicht über die Einwohnerzahl gefragt und gelangte zu folgendem Resultat: Je länger die Leute bereits in China weilten, um so kleiner war ihre Schätzungszahl, ebenso umgekehrt, je mehr sie Neulinge waren, um so mehr überschätzten sie den Ort; dazu änderte sich die Ansicht einer und derselben Person auch jedes Mal mit längerer Zeitdauer; beim erstmaligen Betreten meinten sie, es könnten 400 bis 600 000 sein, hinterher verbesserten sie sich meist von selbst, in zwei Fällen ging man sogar bis 150 000 zurück. Ich habe weiter die Chinesen verschiedenster Klassen über ihre Ansicht gefragt; der eine behauptete sogar, es seien nur 80 000 Einwohner vorhanden. — Ueber Kanton beispielsweise hörte ich mehrmals einsichtige Chinesen reden als Stadt von 800 000 Einwohnern. Nun bedenke man, daß die Kantonprovinz eine der dichtestbevölkerten Provinzen Chinas ist, und doch ist sie in ihrem nördlichen und westlichen Teile geradezu dünn bevölkert, etwa so wie z. B. in Hinterpommern, eben der vielen unbewohnbaren Berggegenden wegen; nun aber gar erst die Binnenprovinzen Yünnan, Kweitschou, Szetschuen, Kan-su ꝛc., die anerkanntermaßen dünn bevölkert sind. Dennoch, nimmt man die Verhältnisse der Kanton-Provinz als Maßstab — was zulässig ist, besonders bezüglich der Städte, da die chinesischen Städte sich gleichen wie ein Ei dem andern — für das ganze



Land, so kommt man für das eigentliche China auf gut gerechnet nur 260 Millionen. Mit dieser meiner Ansicht stehe ich keineswegs so allein, wie es scheinen könnte; es giebt Leute, die den Anspruch darauf machen können, China ziemlich genau zu kennen, und im Wesentlichen mit mir übereinstimmen. Gewiß will ich damit keine mathematisch genaue Angaben liefern, aber das Eine möchte ich den Europäern raten, wie in jeder Hinsicht so auch bezüglich seiner Einwohnerzahl China nicht zu überschätzen. Abgesehen von dem dabei obwaltenden wissenschaftlichen Interesse ist eine richtige Einschätzung Chinas nach allen Richtungen hin auch sonst noch von Bedeutung. Ich habe nämlich die Beobachtung gemacht, daß die Chinesen, seit ihnen fortwährend von den ausländischen Zeitungen, besonders englischen und amerikanischen, vorgeredet wird, daß ihr Reich „das älteste, bevölkertste, kultivirteste unter allen Völkern sei", daß sie das auszunutzen verstehen, den „dummen Westbarbaren" gegenüber; im Gespräch, in Zeitungen, ja sogar schon in Büchern begegnet man jetzt diesen Meinungen; daher die Tendenz der Chinesen, ihr Alter, ihre Einwohnerzahl, ihre Herrlichkeit hinauf zu schrauben, weil sie wissen, die Europäer hören es und glauben es gern. Die chinesische Regierung hat vormals nie ihre Bevölkerung höher angegeben, als sie war, seit sie aber merkte, wie das den Europäern imponirte: 400 Millionen Gelber gegenüber 300 Millionen Weißer, — seitdem legen sie ihrer geschätzten Zahl von Bewohnern noch einige Zehnmillionen zu. Es ist eine ganz irrige Ansicht europäischer Gelehrter, China für das älteste bezw. eines der ältesten Reiche zu halten, sie selber schätzen sich viel jünger ein, stehen überhaupt ihrer ältesten Geschichte sehr kritisch gegenüber, durchaus nicht so gläubig, wie wir Europäer wähnen, und was das Wichtigste ist, sie selber gestehen zu, daß die Wurzeln ihrer Kultur im Auslande liegen, denn ihre Gelehrten halten, — wofern es nicht reine Strohköpfe sind — die ersten 3 bezw. 5 berühmten Kaiser, von denen sie die Anfänge ihrer Kultur datiren, für Ausländer, und zwar „Westländer". Der Einfluß ausländischer Kulturelemente ist auch heute noch auf Schritt und Tritt zu spüren. Was allein China dem Buddhismus, also Indien verdankt, ist noch gar nicht allseitig aufgezeigt worden; so viel ist sicher, daß sein befruchtender Einfluß ein ungemein hoher gewesen sein muß, was nur dem heutigen Chinesen nicht mehr recht zum Bewußtsein kommt und kommen wird.

Doch wir wollen ja reden von China und den Chinesen von heute. „Dieses Volk (die Chinesen) steht heute im blühendsten, tätigsten Leben, zeigt keine Spur von Verfall, wimmelt und wächst und gedeiht. Und wie ist es? Fleißig, geschickt, geduldig. . . . Der Chinese ist der unermüdlichste Ackerbauer der Welt und ist in allen manuellen Dingen unendlich geschickt. . . . Mit seiner Industrie hält seine Gelehrsamkeit Schritt. Dieses Volk besitzt so ausführliche Geschichts-Annalen,

wie kein zweites der Erde, eine naturwissenschaftliche Litteratur, welche die unsere an Massenhaftigkeit übertrifft. (Der Sperrdruck stammt vom Schreiber dieses.) .... Diese ganze fieberhafte industrielle und wissenschaftliche Arbeit, dieses Materialiensammeln und Studiren und Buchführen, diese großartigen Staats-Examina, diese Erhebung der Gelehrsamkeit (!) auf den höchsten Thron, diese vom Staat unterstützte (!!) fabelhafte Ausbildung der Kunst-Industrie und der Technik (!).... Der Chinese, bei riesig ausgedehnten Detailkenntnissen (!) und raffinirter, fieberhaft tätiger Civilisation, besitzt gar keine Kultur, und es wird niemals gelingen, sie ihm aufzupfropfen." Beim Nachlesen dieser Zeilen habe ich mir mehrmals an den Kopf gefaßt, ob ich träume oder wache. Ist ihr Autor doch kein Geringerer als jener Houston Stewart Chamberlain, in dessen berühmtem Buche „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" sich jene Zeilen finden. Wo mag der Verfasser dies Alles her haben, hat er es Alles selbst gesehen, erkundet und erforscht, oder fußte er auch nur auf dem Urteil Anderer, die das Alles gesehen und beobachtet haben wollen? Jedenfalls hat Chamberlain das Verdienst, endlich einmal im Zusammenhang ausgesprochen zu haben, was mehr oder weniger, halb bewußt, halb unbewußt, in den Köpfen der meisten Europäer in Bezug auf China spukt. Bei solchen Ansichten über China muß freilich sehr Vielen vor der „gelben Gefahr" entsetzlich gruseln, denn es ist nicht einzusehen, daß bei Allen das „germanische, europäische Rassenbewußtsein" in eben so hohem Maße wie bei Herrn Chamberlain kraftvoll sein wird, um sie nicht auch die letzte Folgerung aus ihrem Gedankengange ziehen zu lassen, nämlich daß diese „raffinirte, fieberhaft tätige Civilisation" über kurz oder lang die wurmstichige, verrottete „Kultur" der Europäer mit Stumpf und Stiel ausrotten wird. Oder sollte in solcher, wie man sieht, trotz der Jahrtausende noch immer jugendfrischen „Civilisation" nicht der Trieb der Expansion leben? Man stelle sich doch vor, „dieser Strom der chinesischen Civilisation" fließt in einem breiten und tiefen Bette: alle Lebensgebiete des Volkes werden von ihr durchdrungen und getragen, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Technik, Ackerbau, Staatswesen, Alles, rein Alles ist ihr dienstbar, und dazu diese Masse der Kulturträger: cirka 400 Millionen des gelben Stammes; sie können gar nicht mehr lange zaudern, diese Massen, sondern müssen in Bälde ihre Kultur im Siegeszuge gen Westen tragen. Europa, Du kannst Dein Testament machen. Wahrhaftig, **difficile est, satiram non scribere!** Ich würde mich gar nicht wundern, wenn nun die Chinesen, ermutigt durch die blasse Furcht, die von den Europäern so offen zur Schau getragen wird, sich aufmachten, zu den Waffen griffen und den chinesischen Schrecken unter den „fremden Teufeln" verbreiteten.

Nach unserer Ansicht kämpft Chamberlain vollständig mit Windmühlen; wir glauben auch kaum, daß er so etwas niedergeschrieben haben würde, wenn er die chinesische Civilisation mit eigenen Augen studirt hätte. Alle seine Ausdrücke sind zum größten Teil übertrieben, teils sind sie völlig unrichtig und unzutreffend. Es ist ganz und gar nicht der Fall, daß dieses Volk heute „im blühendsten, tätigsten Leben steht"; im Gegenteil macht ihr ganzer Handel und Wandel den Eindruck des Alters, der Schwäche, des Abgelebtseins; samt und sonders schreitet man auf den „Spuren des Verfalls", des Verfalls in jeder Beziehung, nicht nur daß ganze Dörfer und die Städte oft bis zur Hälfte in Trümmern liegen, daß an Stelle von Steinbauten immer mehr die Lehmhütte tritt, die oft großartig angelegten Brücken (besonders die charakteristischen Kameelrückenbrücken), die Klöster, Tempel und Yamen (Amtshäuser, d. i. Wohnung der Beamten), immer mehr verkommen und zerfallen, daß die Wege, Straßen und Flüsse im Allgemeinen einen sehr verwahrlosten Eindruck machen, — das könnte ja Alles nur äußerlich sein, wenn es nicht zugleich die untrügliche Außenseite des allenthalben herrschenden inneren Verfalls darstellte. China ist nicht mehr das, was es früher gewesen ist. Es geschieht nicht ohne Grund, wenn viele chinesische Patrioten ihren Blick rückwärts richten auf die aetas aurea ihres Landes; wenigstens giebt es der Anzeichen viele, daß es ehemals eine gewisse Blüte seiner Kultur geschaut hat, einen relativ blühenden Zustand in Litteratur, Wissenschaft und allen übrigen Zweigen menschlichen Wirkens und Treibens, eine Zeit, wo der National-Wohlstand dem einzelnen Bürger ein behagliches Dasein ermöglichte. Das Alles ist längst vorüber, die treibenden Kräfte ihrer „Kultur", oder — darin geben wir Chamberlain Recht — nennen wir es richtiger „Civilisation", haben sich erschöpft. Der alte Konfucianismus, erstarrt zum ödesten Formelkram, zur hohlen Phrase, vermag nicht mehr beizutragen zu einer Regeneration des Geisteslebens der Chinesen, der Buddhismus hat völlig abgewirtschaftet, er hat China keine „wahre Kultur" zu geben vermocht. So ist auch seine vermeintliche „Gelehrsamkeit" nur Schein, buntes Flitterwerk, ohne alle Gründlichkeit und Gediegenheit, abgesehen davon, daß sie keineswegs einen Allgemeinbesitz oder sagen wir den Besitz eines gewissen Procentsatzes der Nation darstellt. Die einseitig litterarische Bildung ist nur das Eigentum einer der Zahl nach verschwindend geringen Zunft der sogenannten „Bücherleser"; so macht so wenig wie die Industrie die Gelehrsamkeit Fortschritte. Von wissenschaftlicher Arbeit nun gar findet sich bei den Chinesen, insofern sie nicht durch die neuerdings mächtig eindringende westliche Kultur, durch Christentum und westliche Litteratur dazu angeregt werden, auch nicht die geringste Spur; trotz aller Mühe und Sorgfalt vermag ich davon nichts zu entdecken, und Andere vermögen es auch nicht. Oder soll etwa unter dem schönen

Ausdruck „wissenschaftliche Arbeit" das völlig mechanische Memoriren, Nachplappern und Nachempfinden alter Sentenzen, Phrasen und unverstandener Brocken antiker Philosophie verstanden werden? Das wäre doch zu schade. Ihre „Gelehrsamkeit" mehrt sich weder durch „Materialiensammeln", noch durch „Studiren"; sie haben bisher lediglich vom Alten gezehrt, und das ist, wenigstens was jetzt noch vorhanden ist, dürftig genug. Wo sind die bedeutenden physikalischen, naturwissenschaftlichen Kenntnisse hin jener Zeiten der 3 Han-Dynastien (ca. 300 v. Chr.) mit einem Dschü got Khungming, dem chinesischen Galilei? Verloren, vergessen!

Die einfachsten Naturvorgänge, wenn er sich ja darüber Gedanken macht, sind dem Chinesen Wirkungen von Dämonen und geheimnißvollen Kräften; in der Regel denkt er überhaupt nicht weiter nach, er schwatzt wohl über „Himmel und Erde", aber er reflektirt nicht darüber. Warum das Wasser nach unten fließt, warum der Stein ohne Unterstützung nach unten fällt, das macht ihm wenig Sorge und Kopfzerbrechen; von Kindesbeinen an hat er es so gesehen, und es ist halt so! — Ihre „Staats-Examina" sind alles andere, nur nicht großartig; auf den Europäer wirken sie fast komisch, denn es ähnelt doch im Grunde allzusehr dem Spiel großer Kinder. Irgend eine Sentenz aus den Klassikern giebt das Thema her zu dem Aufsatze, den die Examinanden anfertigen müssen und auf Grund dessen sie zum Doktor promoviren; dabei kommt es nun auf die eigene geistige Mitarbeit so gut wie gar nicht an, die Hauptsache ist, daß recht viele schönklingende Phrasen zusammengetragen werden, also im besten Falle ist alles Gedächtnißkram. Nun ist zwar seit den kaiserlichen Verordnungen der Jahre 1901 und 1902 ein Wandel zum Besseren geschaffen, indem nun auch andere Gegenstände wie Naturkunde, Geschichte, Politik in den Kreis der Examenfächer gezogen werden sollen, aber was macht man jetzt? Jetzt verfällt man ins andere Extrem, jetzt sollen die Examinanden nun durch die Bank oft wahre Doktorfragen beantworten, jetzt will die Regierung plötzlich ernten, wo sie nicht gesäet hat. Diese eine Ordnung ist eben nur eine Aufpfropfung, nicht organisch herausgewachsen aus der ganzen bisherigen Entwickelung ihres Schul- und Unterrichtswesens. Im Jahre 1903 hieß das Thema beim Examen für den Sziu-tschai (d. i. blühendes Talent, I. Grad der litterarischen Titel), welches in einer Regierungshauptstadt im Innern des Landes stattfand: „Die politischen Beziehungen Chinas zum Ausland". Man stelle sich vor, darüber sollten Leute schreiben, die für den Ausdruck „Ausland" überhaupt keinen zutreffenden Begriff hatten, — ist ihnen doch das Ausland nur der Rand Chinas, jedenfalls aber nur ein „kleines Reich," — geschweige daß sie sich sonst hätten eine Vorstellung davon machen können. Wo sollen sie das Alles herwissen? Kein Lehrer belehrt sie darüber, Bücher sind ihnen so gut wie gar nicht zugänglich. Also

man kann sich vorstellen, was bei solch' einem „großartigen Examen“ zusammengefaselt wird. Ohne Sinn und Verstand malt der Examinand einige Bogen voll mit allerlei Phrasengeklingel, das nun der Examinator wer weiß wie trefflich findet, er, der oft gar nicht einmal so viel von dem betreffenden Gegenstand weiß, wie der Examinirte, was bei dieser erwähnten Gelegenheit, wie ich zufällig genau weiß, ganz bestimmt der Fall gewesen ist.

Was ist überhaupt chinesischer Unterricht, chinesisches Studium, chinesische Gelehrsamkeit? Davon kann man sich daheim nur schwer ein rechtes Bild machen. Vor Allem muß man dabei die Vorstellung von Gründlichkeit, von Gediegenheit und nötiger Tiefe vollständig fahren lassen. Wie in allen Sachen, in jedem Beruf, bei jeder Verrichtung, so arbeitet der Chinese auch beim Unterricht und Studium ohne jede Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, er ist einfach nicht dazu zu bringen; die Mühe und Sorgfalt im Kleinen, die Akkuratesse geht ihm völlig ab. Der Tischler wird niemals die vier Beine eines Tisches ganz genau egal machen, bald ist das eine etwas kürzer, bald das andere etwas stärker; der Schneider macht das eine Hosenbein stets länger oder auch breiter als das andere; der Richter wird sich niemals ganz genau nach Gesetz und Vorschrift richten, er läßt hier und da etwas abfeilschen und dreht und wendet eine Sache so oder so. Dasselbe gilt vom Lehrer und seinen Schülern; ob jene oder diese ab- oder anwesend sind im Schulraum, das wirbelt nie ein Körnlein Staub auf; ob der Schüler das Schriftzeichen begriffen hat oder nicht, ob er es niederzuschreiben vermag oder nicht, darum sorgt sich der Herr Schulmeister nicht, wenn er es nur einmal vorgeschrieben und den Laut ihm vorgesagt hat, so muß der Schüler sich daran genügen lassen. Der Schulunterricht wird auf dem Lande in der Regel von ganz ungeeigneten Leuten erteilt, vielfach von solchen, die die Beschwernisse einer anderen Beschäftigung scheuen. — Außer den wenigen Jahren gewöhnlichen Unterrichts, den sie einst selbst genossen haben, geht ihnen jede weitere Vorbildung zum Lehrerberuf ab. Von den Aeltesten eines Dorfes gemietet, sammelt solch' ein Schulmeister einige Jungen im Tempel oder in der Ahnenhalle um sich. Zunächst müssen die Kinder Tag für Tag die Schriftzeichen durchpausen, nach einigen Monaten nachmalen, ohne daß sie den Laut oder die Bedeutung des Zeichens erführen. Im zweiten Jahre bekommen sie ein kleines Büchlein, das sogenannte 3-Zeichenbuch, in welchem jede Kolumne 3 Zeichen aufweist, welche sie auswendig lernen müssen, ohne daß sie sie zu verstehen brauchen. Diese Arbeit setzt sich oft 2 bis 3 Jahre lang fort, so daß sie auch meist von den Klassikern, in der Regel vom „Vierbuch“ des Khungfutße, ein gut Teil auswendig herleiern können, ohne natürlich zu wissen, was das Gesagte bedeutet. Im Verlauf des fünften bis achten Jahres endlich erhalten sie eine Erklärung der Bücher,

d. h. auch diese für gewöhnlich wieder nicht aus dem Munde des Lehrers, sondern sie müssen irgend einen Kommentar dazu auswendig lernen. Von Frage und Antwort, von Ueberlegen und Denken ist dabei so gut wie gar nicht die Rede; ab und zu läßt sich der Lehrer herbei, den Schülern etwas vom Briefstil oder aus der chinesischen Geschichte vorzutragen, im großen Ganzen ist auch dies dem eigenen Eifer des Letzteren überlassen. 80 bis 90 Procent aller Schüler geben das Lernen nach 2 bis 4 Jahren wieder auf, vielleicht im gedächtnißmäßigen Besitze von 600 bis 1000 Schriftzeichen, die ihnen schnell genug wieder verloren gehen, oder die sie, wenn das nicht der Fall ist, wie ein totes Kapital mit sich herumtragen, denn sie sind kaum im Stande, dieselben beim Briefschreiben oder beim Lesen richtig zu verwenden. Von jenen 10 Procent der Schüler, denen ihre Mittel eine Fortsetzung des Studiums erlauben, wählen sich eine Anzahl manchmal eine litterarische Berühmtheit der Gegend, oft einen Graduirten, zum Studienleiter, der mit mehr oder weniger Sorgfalt ihre Arbeiten überwacht, von der Kunst des Aufsatzschreibens ihnen das Nötige übermittelt, vor Allem aber die Aufgabe hat, bei den jährlich stattfindenden Examina in der Kreis- und Regierungsbezirkstadt für sie „Bürgschaft zu leisten", d. h. ihre Namen in die amtlichen Listen zu bringen. Sein erziehlicher Einfluß wird nach einer Richtung hin selten fehlgehen bei seinen Zöglingen; die Art und Weise, wie er sein langes Kleid, das Abzeichen der Bildung, trägt, wie er seinen Fächer schwingt, wie er die Augenbrauen hochzieht beim Citiren und welches Pathos er dabei seiner Stimme zu verleihen bemüht ist, sein gemessener gravitätischer Gang, kurz das Sich-haben und Sich-bewegen, wie es eben nur ein chinesischer „Gelehrter" vermag, das werden sie ihm bald abgelernt haben, ganz besonders aber werden sie in Kürze ihm in Dünkel und Hochmut gleichkommen, an Trägheit und allerlei schlauen Tricks und Kniffen, mit deren Hilfe der Litterat in diesem Lande sich zu behaupten weiß auf seinem „höchsten Throne". Wohl steht die Gelehrsamkeit dem Namen nach auf dem „höchsten Throne", aber wo wird hier Wissenschaft getrieben, um der Wissenschaft willen! Sie, wie alles Hohe und Schöne, Kunst und Alles, Alles ist dienstbar der Göttin des Reichtums. Reich zu werden, zu Ehre und Ansehen zu gelangen, auf die denkbar leichteste und einträglichste Weise seinen Lebensunterhalt zu finden, hofft der Chinese durch seine litterarische Bildung; deshalb häuft er nicht Kenntnisse auf Kenntnisse; sobald sie ihm hinreichend zu sein scheinen für seinen Zweck, giebt er das Studium auf. Selbstredend giebt es Ausnahmen, aber die verschwinden durchaus vor dem, was die Regel ist. Charakteristisch für den Stand der chinesischen Gelehrsamkeit ist, daß seit dem von der Regierung zum Kommentator κατ' ἐξοχήν erhobenen Tschü Hi, d. i. also seit dem 11. Jahrhundert, kein einziger Kommentar mehr von Bedeutung über die 13 Klassiker

erschienen ist. Dazu noch ein selbsterlebtes Faktum: Ich bat einmal einen in seiner Gegend einen bedeutenden Ruf besitzenden Gelehrten, mir in Kürze die „Vierbuch-Fünfschrift", d. h. die sechs klassischen Hauptschriften zu charakterisiren, also ihre Tendenz und ihren Gedankengang schriftlich zu fixiren; oft hatte ich gestaunt über sein Können, wo immer ich ihn in Bezug auf die genannten Bücher anzapfte, er wußte sogleich seitenlang von jedem Punkte ab zu citiren. Einige Tage lang machte er Ausflüchte von Zeitmangel u. a. m., endlich merkte ich, daß er nicht recht wollte; ich drängte ihn nun, und endlich brachte er mir am vierten Tage ein Stück Papier mit 3 Zeilen beschrieben. Auf mein geäußertes Erstaunen hin, daß dies doch unmöglich erschöpfend sein könne, versprach er, wenn ich ihm noch 3 Tage Zeit ließe, würde er eine ausführlichere Zusammenstellung liefern. Nach verstrichener Zeit mahnte ich ihn an sein Versprechen, da kam es heraus, er sei nicht dazu im Stande. Das ist es, alles Wissen ist beim Chinesen nicht geistig verarbeitet, es ist wie sonst eine Handfertigkeit rein äußerlich, gedächtnißmäßig angeeignet. „Buchführen", ja das können sie, aber sie können nicht rechnen; rein logische, mathematische Folgerungen und Begriffe vermögen sie nicht zu fassen. Es ist geradezu lächerlich, wie oft sonst ganz geweckte Schüler auch die einfachsten Formeln und Regeln beim Rechnen nicht einzusehen vermögen. Alles, was das Hirn anstrengt, ist dem Chinesen ein Gräuel. Seine Auffassungsgabe entbehrt doch für gewöhnlich der Tiefe, und seine „manuelle" Geschicklichkeit ist keineswegs „unendlich". Was man davon in den offenen Plätzen an der Küste bemerkt, sollte man nicht ohne Weiteres als Maßstab auf das ganze Volk übertragen, es ist leicht einzusehen, daß in solchen großen Handels- und Industriecentren die begabteren Leute zusammenströmen vom ganzen Lande. Im Innern des Landes liegen Kunst und Industrie völlig darnieder, und die „Technik" liegt gar im Argen. Von einer Unterstützung des Staates bei diesen drei Erwerbszweigen kann einfach gar nicht die Rede sein, oder wenn sie je genehmigt wurde, steht sie eben nur auf dem Papier. Der Staat giebt im Jahre auch nicht einen roten Heller dafür aus; in all' und jeder Sache ist das Volk auf seine Selbsthilfe angewiesen; was dieses von sich aus zu leisten im Stande ist in Bezug auf Wege und Brückenbau, auf öffentliche Wohltätigkeit, das ist ja in der Tat zuweilen staunenerregend. Der Staat hat aber nie etwas übrig für seine Bürger, der will nur stets und immer etwas von ihnen haben, nie will er geben; das halten die Chinesen uns Europäern immer entgegen, wenn wir sie auf die vielen Steuern hinweisen, die wir dem Staate leisten müssen: „Ja, dafür gewährt Euch Eure Regierung aber auch so und so viele Wohltaten." In der Tat könnte auch eine solche Regierung in keinem anderen Lande, unter keinem anderen Volke sich so lange behaupten, wie unter den Chinesen, und das einzig dank der beneidenswert glücklichen Natur-

und Charakteranlage dieses Geschlechts. Stets heiter und zufrieden, unter den denkbar trübsten Verhältnissen, sein Geschick mit unglaublicher Geduld tragend, von kindlich harmlosem Sinne, der jeder Lage stets die beste und heiterste Seite abzuringen weiß, ob er nun als Lastträger unter der Glut der Tropensonne über die Berge dahin keucht, oder ob er auf der Straße unter viel Mühseligkeit und Plagen seinen kleinen Handel betreibt, ob er als Ruderknecht das Lastschiff am Ufer entlang treckt, oder ob er als Handwerker um kärglichen Lohn arbeitet, so erscheint der Chinamann dem Fremdling stets als derselbe liebenswürdige, zu allerlei Scherzen aufgelegte, heitere und harmlose Geselle. Ja auch der mit einem Panzer von Gelassen- und Gemessenheit, von Würde und Ernst, von Redensarten und Verschrobenheiten sich umgebende „Bücherleser" ist doch, im Grunde genommen, dem Knaben David gleich, dem die schwere Rüstung Saul's so gar nicht passen will. Nach einigen Worten beim Gespräch wirft er allemal diese Zwangsjacke bald von sich, um sich als der zu geben, der er im Grunde ist, der weiter nicht tief veranlagte, zum leichten Geschwätz geneigte, gleichsam in einem gewissen Alter stehengebliebene große Junge mit seinen Vorzügen und Schwächen, wie denn überhaupt der ganze Ballast von Phrasen und Formeln seiner Etikette alle Zeit von ihm zwar mit herumgetragen wird, aber für gewöhnlich nicht anders wie sein langes Kleid, das er auch ab und zu genötigt ist anzutun, aber viel lieber doch auf seinem Arm trägt, während er in der kurzen Jacke läuft, da jenes ihn doch allzusehr beim Gehen hindert. Man kann sich auch nichts Widerspruchvolleres denken als das steife, unnatürliche Kleid seiner Etikette und den natürlichen harmlosen Charakter des Chinesen, das paßt zusammen wie Tag und Nacht. — Es ist erstaunlich zu beobachten, wie trotzdem im hohen Grade gewandt und natürlich auch der geringste und ungebildetste Mann im Umgange ist; höflich ist der Chinese wohl, aber nie „kriechend". Ich habe noch nie gesehen, daß der Aermere dem „Vornehmen gegenüber knechtisch" sich benimmt, im Gegenteil bin ich wiederholt Zeuge gewesen, mit welchem Freimut sie den Oberen gegenübertreten, ja wie ihre Sprache vor dem Beamten oft nahe an Dreistigkeit grenzt. Wir Deutschen sind viel unterwürfiger in unserem Verkehr mit den oberen Klassen, als es die Chinesen sind, und leider ist auch die Umkehrung davon ebenso wahr; im Vergleich zu den Chinesen sind wir Deutschen in Wahrheit „kalt und hart gegen Untergebene". Seine Dienstboten und Angestellten behandelt er geradezu ideal, von Schelten und Strafen ist so gut wie gar nicht die Rede. In dem Verhältniß zwischen Herrn und Knecht, Frau und Magd tritt so recht die ganze Schönheit des patriarchalischen Zustandes eines Volkes vor Augen. Der Diener des Chinesen ißt mit seinem Herrn an einem Tische, taucht mit ihm in eine und dieselbe Schüssel, raucht aus dessen Wasserpfeife, schläft auf dessen Bett, nimmt Teil an den Freuden und Leiden der Familie,

kurzum: wird gehalten wie der Freund oder Sohn des Hauses, wobei man oft nicht weiß, was mehr zu bewundern ist, die Leutseligkeit des Herrn, oder die Erscheinung, daß der Diener trotz Allem nie vergißt, daß er nur der „Diener" ist. Es giebt Sklaven in China, Leibeigene; 99 Prozent davon sind Sklavinnen, d. h. im zartesten Alter gekaufte Mädchen, die die Dienerinnen der Frauen sind, aber auch von dem besseren Chinesen oft wie die eigenen Kinder behandelt werden. Eine Ausnahme davon machen merkwürdiger Weise die Schwiegertöchter bei der ärmeren Bevölkerung, die zuweilen wie das Vieh behandelt werden. Diese Erscheinung zum Teil zu erklären vermag die Beobachtung, daß die Leute oft in Folge ihrer Armut den Schwiegertöchtern mehr Arbeit zumuten müssen, als dieselben bei ihrem Alter zu leisten im Stande scheinen; sich andere Arbeitskräfte zu mieten, dazu haben sie in den meisten Fällen doch gar nicht die Mittel. Und Eines darf man dabei nie vergessen mit in Betracht zu ziehen, nämlich daß der Chinese im Grunde doch träge und arbeitsscheu ist. Er arbeitet nie aus Lust und Liebe, sondern weil er muß; entweder ist es die Sorge um den „täglichen Reis", oder es ist das Ziel seines Strebens, was ihn immer wieder anstachelt zur Tätigkeit: reich zu werden, in Behaglichkeit und Wohlleben seine Tage beschließen zu können. Sobald er aber kann, hört er auf schwer zu arbeiten, setzt sich oft bereits in den Tagen seiner Jugend hin und verzehrt das Erworbene. Dabei wird man niemals den Chinesen faul oder unbeschäftigt finden, er ist in beständiger Tätigkeit, und doch bekommt er nichts fertig. Die Arbeitsleistung des Chinesen im Allgemeinen ist für europäische Begriffe geradezu unglaublich gering, dabei ist er wieder im Stande, täglich 6 bis 8 deutsche Meilen mit einer Last bis zu 100 Pfund auf den Schultern zurückzulegen, und man bedenke, auf einer Sorte von Wegen, die aller Beschreibung spotten, die der Fuß des Europäers oft gar nicht begehen kann. Der Chinese liebt nichts mehr als das süße Nichtstun, und doch „langweilt" er sich nie. Er vermag auf seinen Reisen 4 bis 6 Wochen lang auf den Flußdschunken eingepferchf zu liegen, wo er Tag und Nacht nichts weiter zu tun hat, als zu essen und zu schlafen, und doch zeigt sich bei ihm von Langeweile keine Spur. Es ist charakteristisch, daß nicht nur seiner Sprache jedweder Ausdruck fehlt für „sich langweilen", „Langeweile", oder was diesem nahe käme, ihm mangelt einfach jeder Begriff davon, es ist ihm nicht begreiflich und verständlich zu machen. Das, was gemeinhin in den Wörterbüchern als Bezeichnung für „Langeweile" aufgeführt wird, involvirt für den Chinesen niemals das, was uns gerade an der Langeweile ausschlaggebend ist, das Unbehagliche, Unerträgliche daran, ihm ist die Langeweile „erquickend und labend". Er kommt nie in die Lage, Zeit totschlagen zu müssen, ihm ist die „Muße" ebenso gut eine Leistung, wie jede andere Tätigkeit; daher erblickt man in China nie

und nirgends gelangweilte Gesichter. Man sieht oft den bezopften Freund dasitzen auf seinem Ruhebett, oder findet ihn auf der Erde kauernd tief in Gedanken versunken, und man meint, er philosophire, so tiefsinnig ist seine Stirn gerunzelt, so verloren ist sein Blick, so hochgezogen seine Augenbrauen, aber er hat gar nichts gedacht in Wirklichkeit, er träumt, es ist nichts weiter als ein gedankenloses Hinbrüten bei der wichtigsten Miene. Mit Recht kann man behaupten, daß der chinesische Bauer und Arbeiter äußerlich betrachtet geistig regsamer und zumal im Gespräch und Verkehr bedeutend gewandter ist, als der deutsche Landbewohner; sein Gesichtskreis ist scheinbar viel umfassender, wenigstens vermag er über alles Mögliche, über Politik, Handel, Examina, über allerlei Vorkommnisse in der Nähe und Ferne zu schwatzen, und doch — es ist nur oberflächliches Geplapper in der Weise und mit dem Verständniß naseweiser Kinder, die über Alles reden und bei Allem mitreden wollen; in den meisten Fällen hat er überhaupt noch nicht tiefer nachgedacht über eine Sache, aber er ist ein Wichtigtuer und weiß sich mit dem Schein einer umfassenden Bildung zu umgeben, von der er nicht den leisesten Schimmer besitzt. Weil der Chinese überhaupt stets, auch bei dem geringfügigsten Anlaß, eine unglaublich wichtige Miene aufzustecken versteht, weil er alle Zeit und bei allen Gelegenheiten höchst interessirt erscheint, so vermag er gar sehr wohl den ihn studirenden Fremden über sein in Wirklichkeit leichtes Gemüt, über die Seichtheit seines Geistes und die mangelnde Verstandeskraft hinwegzutäuschen. Wenn durch irgend etwas, so ist in folgendem Tatbestand meines Erachtens der Beweis für die mittelmäßige Anlage und den sanguinischen Charakter des Chinesen erbracht, nämlich durch die Tatsache, daß von all' den so tiefsinnigen Lehren und Spekulationen der großen Anzahl von Philosophen aus der vorkonfucianischen Epoche so gut wie gar nichts übrig geblieben ist. Niemand studirt sie, setzt ihre Arbeit fort, sie sind vergessen, dafür aber haben sie den Khungfutße mit seiner so bequemen Moral, seiner im Grunde doch hausbackenen Weisheit auf den Schild erhoben, jenen Khungfutße, der mit Bewußtsein jede tiefere Idee abgewiesen, dessen Lehren nicht über die Fassungskraft des „gesunden Menschenverstandes" hinausgehen. Nur bei den Chinesen hat „der Name des heiligsten Lehrers des Altertums" diesen ungeheuren Ruhm erlangen können, ist er doch selbst der Chinese κατ' ἐξοχήν; ja es giebt hervorragende Kenner des chinesischen Volkscharakters, die wie Douglas (in Douglas-Henkel: Chines. Spr. und Litt., Jena 1877. Seite 62) dem Khungfutße einen großen Anteil an der Schuld beimessen, daß die Chinesen „seitdem auf denselben Pfaden starrer Unabänderlichkeit und feindlich abstoßenden Verhaltens gegen alle von Außen her kommende Geisteskultur fortgewandelt sind". Ob es Khungfutße wirklich gewesen ist, der dem Charakter seines Volkes den Stempel seines eigenen Geistes

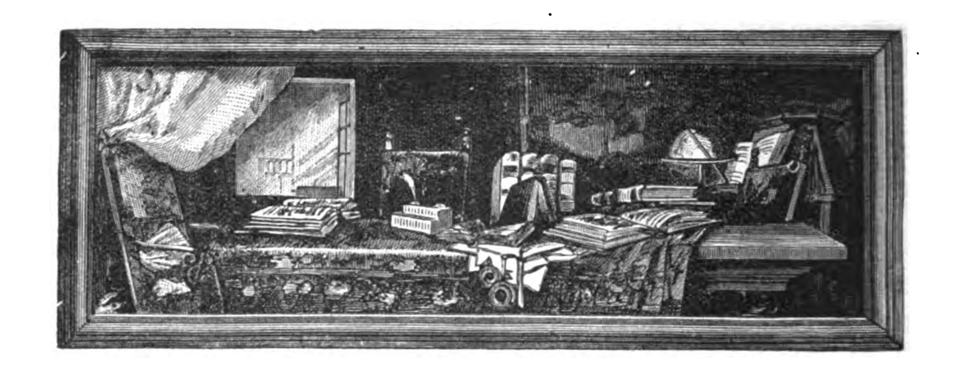
in so hohem Grade aufzudrücken vermochte, daß man sagen kann, sie seien erst durch ihn zu dem geworden, was sie sind, nach ihren guten und schlechten Seiten, das wird billigerweise bezweifelt werden müssen, wie ich auch nicht den weiteren Satz desselben Douglas: „Es sei Konfucius, der die Chinesen durch seine Lehre und sein Beispiel im Banne des traurigsten Formalismus festhielt, unter dessen Last alle Individualität erdrückt und die freien Regungen der Seele im Keime erstickt werden," unterschreiben kann. Ich meine, ihm wäre dieser traurige Erfolg nicht geworden, hätte er nicht bei seinen Stammesgenossen eine gewisse Neigung und Empfänglichkeit dazu vorgefunden. Der Charakter seines Volkes ist ihm auf halbem Wege entgegengekommen, oder sagen wir richtiger, der chinesische Nationalcharakter hat ihn auf diesen Weg gewiesen; nur auf diese Weise, indem er sich ihrem Nationalgeiste anpaßte, konnte er den Chinesen zum nationalen Retter und Heiland werden. Er hat damit seiner Nation eine Wohltat erweisen wollen, und ohne Zweifel ist im Ganzen sein Einfluß auch eine große Wohltat für die Chinesen gewesen. Aber daß seine Volksgenossen gar so sehr Schein und Sein verwechseln, den Schein für das wahre Wesen nehmen und ausgeben, die ganze Seichtigkeit und Oberflächlichkeit ihres Charakters und ihrer Bildung, ihr unglaublich kleinlicher Sinn, der Mangel tieferen Gemütslebens, ihr unverständlicher Dünkel und lächerlicher Hochmut, das Alles ist ganz gewiß erst durch die Unterstützung Khungfutßes zu solcher Vollendung gelangt. Und doch würde man mit diesen Urteilen der Wahrheit nur halb gerecht werden, wollte man auf der anderen Seite nicht ebenso anerkennen, daß es gerade wieder die guten Seiten im Charakter des Chinesen gewesen sind und noch sind, die jenen schädlichen Einflüssen die Wage gehalten haben, so daß sie sich nicht „bis zum Grunde" (wie der Chinese sagt) ganz und gar haben auswirken können. Wie das Volk als Ganzes, so vereinigt das einzelne Individuum in seinem Charakter die scheinbar sich widersprechendsten Gegensätze. Wenn wir eben die Behauptung ausgesprochen haben, der Chinese trage die naive, harmlose Art eines großen Jungen an sich, so kann und wird man mir mit Recht entgegen halten: wie verträgt sich nur in aller Welt mit solch' kindlichem Charakter die Lügenhaftigkeit, der materielle Sinn, die Sucht nach Ehre, Reichtum und Genuß, die Züge fühlloser Grausamkeit? Ich deutete bereits oben an: der Chinese und sein Charakter sind ein wahres Bündel von Widersprüchen! Er ist wirklich unaufrichtig, verlogen, genußsüchtig, faul, rachsüchtig, grausam — es ist ein Leichtes, noch mehr dieser „negativen" Eigenschaften aufzuführen. Dabei entspricht es einfach der Wirklichkeit und Wahrheit, die Schreiber dieses in ungezählten Fällen beobachtet hat, daß eben dasselbe Individuum, dem jene schlechten Eigenschaften unzweifelhaft eignen, auf der anderen Seite aufrichtigen Herzens kundzutun weiß die Vorzüge

der Pietät, Achtung, Anhänglichkeit, der Enthaltsamkeit, der Gefälligkeit und Humanität, der Dankbarkeit und damit Bescheidenheit, des Wohlwollens und der Liebe selbst zur Kreatur, zu Tieren und Pflanzen. Wie leichten Herzens verkauft er seine Söhne und setzt seine Töchter aus, und wiederum, wie kann ein Vater, eine Mutter ihre Kinder verhätscheln und verziehen! Wie pflegt er seine Haustiere: sie teilen seine Wohnung, schlafen unter seinem Bett, — dabei bekommt er es fertig, die ärgste Tierquälerei zu verüben: das Huhn bringt er nicht im Käfig zu Markte, es wird mit zusammengebundenen Beinen auf eine Stange gesteckt mit dem Kopfe nach unten meilenweit getragen und oft erst am Abend oder andern Tags im Hause des Käufers von seinen Fesseln befreit. Geflügel rupft er oft in lebendem Zustande — seine Drossel, sein „Schwatzbruder" (Staar) bildet Tag und Nacht den Gegenstand seines Sorgens und Sinnens. Der Litterat hält sich stets einen Blumenstock; auf seinem Schreibtisch findest Du allezeit ein zierliches Väschen mit einer duftenden Blume darinnen — aber er hat keinen Ausdruck des Bedauerns oder der Zurechtweisung dafür, daß seine Gebrüder und Volksgenossen ringsumher erbarmungslos die jungen Waldbestände niederschlagen und die Berge alljährlich mit Feuer abbrennen. Er zeichnet heute bei der Sammlung für den Bau einer Brücke, eines Tempels 100 Dollars, morgen preßt er dem in Not geratenen Nachbar einen Dollar Schulden ab oder strengt gegen ihn einen Prozeß an wegen eines Kochtopfes, den jener ihm zerbrochen hat, für den aber die Entschädigung verweigert wird. Wie der Einzelne, so das Ganze, so die Regierung. Nichts ist in China wohlfeiler als der Hals eines Staatsbürgers, in Wirklichkeit und im Bilde gesprochen; dabei handelt die Obrigkeit oft wieder in Wahrheit väterlich. Die Wasserstraßen läßt diese immer mehr verkommen, die Flußläufe versanden und schädigen die Schifffahrt unglaublich, die Ufer brechen ein, und das Hochwasser verheert meilenweit Felder und Ortschaften, Hungersnot und Krankheit im Gefolge; aber in jeder Kreisstadt läßt sie jedes Jahr die „amtlichen Kornhäuser" füllen, um in Zeiten der Not die Landeskinder nähren zu können. Woher nur dieser sonderbare Gegensatz im Denken, Tun und Treiben des Volkes des Khungfutße? Lassen sich die Ursachen dieser Widersprüche aufzeigen? Was hat dazu beigetragen, diesen Volksgeist hervorzubringen? Haben allein Boden und Klima darauf, auf die natürlichen Anlagen des Volkes eingewirkt? Dann müßte der Nord-Chinese gar sehr anders geartet sein als sein südlicher Bruder, der Bewohner am Perlfluß anders als der Anwohner des Khun-lun, was aber nicht einmal in dem Grade der Fall ist wie z. B. beim Ostpreußen und Pommern. Wollten wir lediglich Wortklauberei treiben, so könnten wir unsern oben gebrauchten Ausdruck pressen und sagen: Ist der Chinese „einem in der Entwickelung stehen gebliebenen Jungen" zu vergleichen, so

entsprechen eben die schlechten Seiten seines Charakters den Ungezogenheiten jenes „großen Jungen". Allein das würde Vieles unerklärt lassen und die Behauptung verdächtig machen. Durch ein jahrelanges Beobachten, Prüfen und Erwägen habe ich mir folgende Ansicht über den chinesischen Volkscharakter gebildet, die, wie mir scheinen will, der Wirklichkeit einigermaßen nahe kommt. Mein erst gebrauchtes Bild wieder aufnehmend, muß ich sagen: „Der Chinese ist mit dem Gemüt, mit dem Herzen ein Kind geblieben, mit dem Verstande, dem Kopfe aber ein Greis geworden!" Das kindliche naive Herz und der greisenhaft verkümmerte Verstand — die beiden sind es, die sich in der Seele des Chinamanns in die Herrschaft teilen, sagen wir, um die Herrschaft streiten. Je nachdem nun der Eine oder der Andere die Oberhand gewinnt, offenbart der Chinese die Gegensätze seines Sinnes und Charakters. Er möchte oft der Wahrheit die Ehre geben, er weiß, es ist edler, aber sein Verstand sagt ihm, in dieser bösen Welt ist es klüger zu schwindeln. Er möchte treu und gewissenhaft seine Pflicht tun — aber wozu, es trägt ihm ja nicht mehr ein, als wenn er lässig, faul, untreu ist, vielleicht das gerade Gegenteil! Seinen „ehrlichen Reis" essen, Kinder- und Bruderliebe üben, des Armen sich annehmen, ja gewiß, das schafft einen „guten Namenklang", aber es ist doch besser schnell reich zu werden, Ansehen, Ehre zu erlangen, wenn es auch oft auf „Querwegen" geschehen muß. Er würde viel lieber sich mit dem Gegner vergleichen, denn er liebt im Grunde Frieden und Harmonie, aber das könnte ja nur mit schismen (d. h. Angesicht verlieren, Ansehen verlieren, nachgeben) geschehen, also tüchtig processirt und dem Feinde geschadet. Bald ist er grausam, bald ist er kindlich gutmütig. Jetzt ist er höflich und bescheiden, das nächste Mal ist sein Auftreten anmaßend und hochmütig. Verbrecher, die ihr Handwerk im Großen treiben, sind außerordentlich selten, aber ebenso selten sind die, welche gar nichts auf dem Kerbholz haben. Der „gelbe Bruder" ist weder ganz schlecht, noch ist er ganz gut; er raucht Opium, aber selten im Uebermaß; er studirt seine Klassiker, aber nicht bis zur Ermüdung. Er ist der richtige Durchschnittsmensch, „Dutzendmensch", in jeder Beziehung. Seine Auffassungsgabe, Lerneifer, geistige Regsamkeit sind ganz bedeutend, aber nie findet man ein Talent oder Genie. Seine Liebenswürdigkeit ist aufdringlich, aber er mag noch so aufdringlich sein, man kann ihm niemals ordentlich böse werden, weil er Alles mit Liebenswürdigkeit würzt. Jeder Fremde, der den Chinesen kennt, schilt auf ihn, aber Jeder hat ihn gern und bricht nie den Stab absolut über ihn. So erklärt sich auch der Fremdenhaß, der Hochmut gegenüber Angehörigen anderer Nationen. Der Chinese möchte gern des Verkehrs mit dem Ausland pflegen, Anteil haben an dessen Kulturfortschritten, aber sein Verstand sagt ihm, daß er zuletzt doch eine Beute der „fremden Teufel" werden wird. Was

Wunder, daß er, der Erbe einer in ihrer Art stolzen Vergangenheit, die Hand erhebt gegen die lüsternen Fremden! Ueberdies bedenke man billiger Weise die Tatsache, daß Grausamkeiten gegen die Fremden doch verhältnißmäßig selten sind, wenn man die Größe und Einwohnerzahl des Landes erwägt. Haben wir Europäer seit den armenischen Greueln und der Belgrader Schlächterei denn überhaupt noch einen Funken von Recht, moralisch entrüstet uns zu geberden über das Jahr 1900, wo die Chinesen quasi im Recht der Notwehr zu sein glaubten? Ich meine nein, aber wohl haben wir die Pflicht, jener alten Nation die besten und allein echten Güter unserer europäisch-christlichen Kultur zugänglich zu machen, dann wird der „gelbe Mann" in uns seine Freunde sehen und nicht seine zukünftigen Unterdrücker. Rein menschlich betrachtet schließen ihn seine Charakteranlagen von der „Würde", unser „Freund" zu sein, nicht aus. Denn was daran vom Uebel ist, könnte wohl durch den Einfluß des Christentums gemildert und beseitigt werden. Seine Vorzüge verdienen es wahrhaftig, von uns schon jetzt in ihrem Werte gewürdigt zu werden, und sein Volkscharakter sollte nach seiner wahren Beschaffenheit beurteilt werden, ohne Voreingenommenheit in jeder Beziehung. Möchten diese Ausführungen dazu beitragen, manche unrichtige Ansicht über dieses merkwürdige, eigenartige Land auf das richtige Maß zurückzuführen.





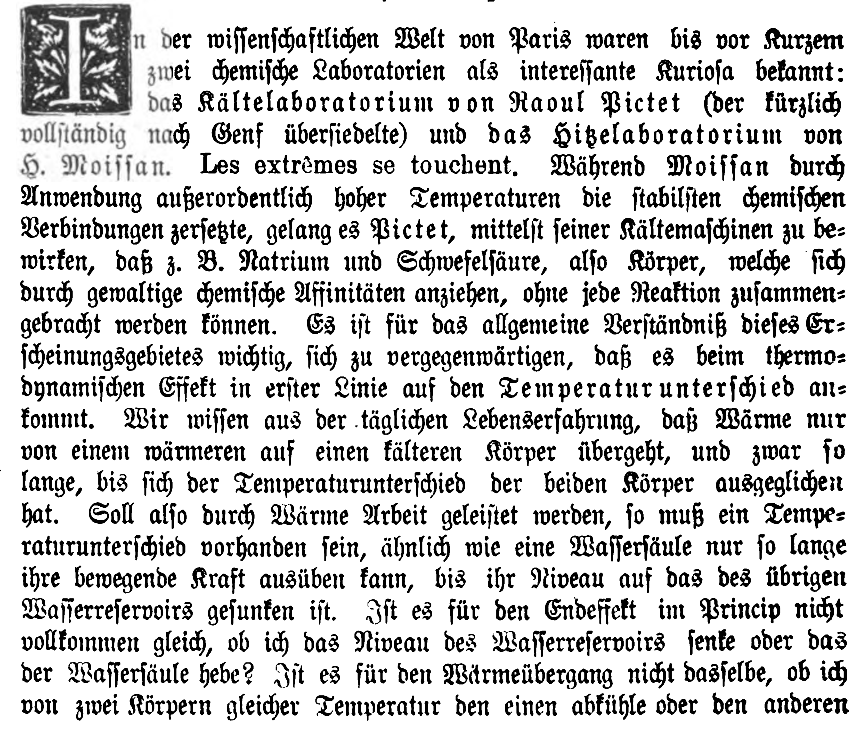
H. Moissan und seine Forschungen.

Eine wissenschaftliche Charakterskizze.

Von

Eduard Sokal.

— Charlottenburg. —



In der wissenschaftlichen Welt von Paris waren bis vor Kurzem zwei chemische Laboratorien als interessante Kuriosa bekannt: das Kältelaboratorium von Raoul Pictet (der kürzlich vollständig nach Genf übersiedelte) und das Hitzelaboratorium von H. Moissan. Les extrêmes se touchent. Während Moissan durch Anwendung außerordentlich hoher Temperaturen die stabilsten chemischen Verbindungen zersetzte, gelang es Pictet, mittelst seiner Kältemaschinen zu bewirken, daß z. B. Natrium und Schwefelsäure, also Körper, welche sich durch gewaltige chemische Affinitäten anziehen, ohne jede Reaktion zusammengebracht werden können. Es ist für das allgemeine Verständniß dieses Erscheinungsgebietes wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß es beim thermodynamischen Effekt in erster Linie auf den Temperaturunterschied ankommt. Wir wissen aus der täglichen Lebenserfahrung, daß Wärme nur von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übergeht, und zwar so lange, bis sich der Temperaturunterschied der beiden Körper ausgeglichen hat. Soll also durch Wärme Arbeit geleistet werden, so muß ein Temperaturunterschied vorhanden sein, ähnlich wie eine Wassersäule nur so lange ihre bewegende Kraft ausüben kann, bis ihr Niveau auf das des übrigen Wasserreservoirs gesunken ist. Ist es für den Endeffekt im Princip nicht vollkommen gleich, ob ich das Niveau des Wasserreservoirs senke oder das der Wassersäule hebe? Ist es für den Wärmeübergang nicht dasselbe, ob ich von zwei Körpern gleicher Temperatur den einen abkühle oder den anderen

erwärme? Gesetzt, es stünden uns zufällig bequemere Mittel zu Gebote, um die Körper abzukühlen, oder ihre Erwärmung wäre mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, so würden vielleicht unsere technischen Forschungen eine ganz andere Richtung genommen haben, und wir würden uns dann, um Arbeit zu leisten, ebenso geläufig der Kältemaschinen bedienen, wie wir dies jetzt mit dem Verbrennungsproceß tun.

H. Moissan, dessen Arbeiten in letzter Zeit ein stetig wachsendes Interesse beim Gelehrten- und Laienpublikum hervorgerufen haben, gehört nicht zum banalen Durchschnittsschlage wissenschaftlicher Arbeiter, welche von eigener Hand geknüpfte Knoten und Knötchen mit spielender Leichtigkeit wieder auflösen. Er hat ein abgelegenes und schwieriges Forschungsgebiet von allgemeinstem Interesse durch seine Methoden erst zugänglich gemacht.

Die gewöhnlich in der Technik gebrauchten hohen Temperaturen finden ihre Maximalgrenze zwischen 1700 und 1800 Grad. In den Laboratoriumsöfen kann man mit Retortenkohle meist nur 1500 bis 1600 Grad erreichen. Solange man keine anderen Hilfsmittel kannte, war demnach den wissenschaftlichen Untersuchungen über die Einwirkung der Hitze mit dem Schmelzpunkt der feuerfesten Erde und des Porzellans ein Ziel gesetzt. Indeß durch die Entdeckung des Sauerstoffgebläses durch Henry Sainte-Claire-Deville und Debray wurde bereits ein mächtiger Fortschritt bewirkt. Mit Hilfe dieses Apparates konnte das Platin geschmolzen, affinirt und neue Legirungen desselben erhalten werden. Man ist nun im Stande, bei Anwendung von Leuchtgas und Sauerstoff eine Temperatur von circa 2000 Grad zu erreichen. Nach Violle liegt der Schmelzpunkt des Platins bei 1775 Grad. Deville und Debray fanden ferner, daß ungelöschter Kalk diesen hohen Hitzegraden Widerstand leistet.

Bei seinen Versuchen über die verschiedenen Modifikationen des Kohlenstoffs dränge sich Moissan die Notwendigkeit auf, seine Versuchsobjekte einer über 2000 Grad gelegenen Temperatur auszusetzen. Er faßte den Gedanken, die gewaltige Hitze des elektrischen Lichtbogens chemischen Zwecken dienstbar zu machen. Andere hatten bereits früher auf diesen Weg hingewiesen: von Moissan wurde er zuerst mit Erfolg betreten. Theoretisch war das Problem sehr einfach zu lösen: ein Lichtbogen von großer Intensität war in einer möglichst kleinen Höhlung und in einer gewissen Entfernung von der zu erhitzenden Substanz zur Wirkung zu bringen. Die große Schwierigkeit bestand eben darin, diese Absicht auf bequemem und nicht allzu kostspieligem Wege auszuführen. Die von Moissan konstruirten Apparate waren die ersten, welche diesen Bedingungen gerecht wurden und überdies eine vollkommene Trennung der Wärmewirkung des Stromes von seiner elektrolytischen Wirkung ermöglichten.

Das erste Modell eines elektrischen Ofens, welches von Moissan im Dezember 1892 der Académie des Sciences vorgelegt wurde, bestand aus zwei gut behauenen und aufeinander gepaßten Blöcken ungelöschten Kalkes.

Der untere Block besitzt eine Längsrinne zur Aufnahme der beiden Elektroden und in der Mitte eine kleine Vertiefung zur Aufnahme der Substanz. Man kann auch einen kleinen Kohlentiegel mit der zu erhitzenden Masse hineinsetzen. Der obere Block ist an der Stelle, die sich über dem Lichtbogen befindet, leicht gewölbt. Da der Kalk an der Oberfläche durch die Hitzewirkung des Stromes bald geschmolzen und schön geglättet wird, so erhält man eine Wölbung, welche die ganze Hitze auf die kleine Vertiefung mit dem Tiegel zurückstrahlen läßt. Die Elektroden sind leicht zu bewegen, entweder durch verstellbare Träger oder besser durch zwei Schlitten, die auf einer Unterlagsbohle hin und her verschiebbar sind.

Der elektrische Ofen von Moissan unterscheidet sich von dem vor ihm verwendeten dadurch, daß die zu erhitzende Substanz mit dem Lichtbogen und dem Kohlenstoffdampf nicht in Berührung kommt. Es ist ein Reflexofen mit beweglichen Elektroden. Auch dies letztere ist von Wichtigkeit, da man mit verschiebbaren Elektroden den Lichtbogen sehr leicht herstellen und nach Wunsch verlängern oder verkürzen kann. Der wesentlichste Zweck der Konstruktion ist aber, in die kleinstmögliche Höhlung den stärkstmöglichen elektrischen Lichtbogen einzuschließen, um so ein Temperaturmaximum zu erreichen. Zur besseren Erklärung diene folgender Vergleich: Um ein Reservoir, welches undicht ist, mit Wasser zu füllen, genügt es, Wasser in viel größerer Menge zuzuleiten, als durch die Undichtigkeiten verloren gehen kann. Um andererseits die Verluste auf ein Minimum zu beschränken, muß man den Ofen aus einem Material mit möglichst geringem Wärmeleitungsvermögen herstellen. Dieser Anforderung entspricht der ungelöschte Kalk in vollkommener Weise. Als Beweis hierfür sei folgender merkwürdige Versuch angeführt. Die Decke eines kleinen elektrischen Modellofens besteht aus einer Kalkplatte von drei Centimeter Dicke, unter welcher der elektrische Lichtbogen während zehn Minuten geschlossen wird. Man kann hierauf diesen Kalkdeckel mit der Hand abheben; seine äußere Temperatur ist unverändert, während die innere Oberfläche im Umfange von einigen Quadratdecimetern aus geschmolzenem Kalk besteht und Drummond'sches Licht in einer für das Auge unerträglichen Stärke ausstrahlt. Eine Kalkschicht von drei Centimeter Dicke hält also diese enorme Wärmeausstrahlung völlig auf.

Wird der elektrische Ofen in Betrieb gesetzt, so bemerkt man sofort einen sehr starken Geruch nach Blausäure. Die kleine in den Elektroden befindliche Menge Wasser liefert mit dem Kohlenstoff derselben Acetylen. Dieses Gas bildet nun mit dem Stickstoff, der zu Beginn des Experiments im Ofen vorhanden ist, unter der mächtigen Wirkung des Lichtbogens Blausäure (Cyanwasserstoff) nach der schönen von Berthelot entdeckten Synthese. Die anfängliche, schön purpurrote Färbung des von dem elektrischen Ofen ausstrahlenden Lichtes, welche durch die Cyanflamme verursacht ist, verschwindet bald. Bei einem Strome von 360 Ampères und

70 Volts beginnen die Elektroden nach drei bis vier Minuten zu glühen; dann schlagen helle Flammen von 40 bis 50 Centimeter Länge mit Macht bei den Oeffnungen heraus, die den Elektroden von beiden Seiten des Ofens Durchgang gewähren. Die Flammen sind umgeben von Strömen weißen Dampfes, die von der Verflüchtigung des Kalkes herrühren und sich auf einem kalten Körper leicht zum Teil kondensiren lassen. Auch bei schwächeren Strömen von 30 Ampères und 50 Volts darf der Experimentator das Gesicht nicht einer längeren Einwirkung des elektrischen Lichtes aussetzen, sondern muß stets die Augen durch Brillen mit sehr dunklen Gläsern geschützt halten. Die Temperatur, die in diesen Apparaten herrscht, kennen wir selbstverständlich nicht genau; sie hängt von derjenigen ab, die der elektrische Bogen erreichen kann, und die nach Violle gegen 3500 Grad betragen soll. Ueber diesen Punkt herrscht unter den Physikern wenig Uebereinstimmung. Wahrscheinlich begrenzt die Verdampfung der Elektrodenkohle die Temperatur des Bogens in einem gewissen Ausmaße, doch glaubt Moissan, daß die gegenwärtige Grenze durch Aenderungen der Konstruktion noch weiter hinausgerückt werden könnte. Bei der Temperatur des Moissan'schen Ofens werden auch diejenigen Metalle und Metalloide verflüchtigt, die bisher als feuerfest galten. Die stabilsten Verbindungen der Mineralchemie verschwinden im elektrischen Ofen teils durch Zersetzung, teils durch Verflüchtigung. Einzig und allein eine Reihe neuentdeckter, gut krystallisirter Verbindungen ist im Stande, seiner Einwirkung zu trotzen. Es sind dies die Bor-, Silicium- und Kohlenstoffverbindungen (Carbide) mancher Metalle.

Das erste Studienobjekt von Moissan war der Kohlenstoff selbst. Unter allen Elementen ist der Kohlenstoff dasjenige, welches die merkwürdigsten Allotropieen aufweist. Seine einander oft widersprechenden Eigenschaften, der Unterschied in den specifischen Wärmen des Diamanten, des Graphits und des Rußes haben seit jeher die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen. Die Chemie des Kohlenstoffs lieferte bei ihrem Ausbau eine ungeheure Zahl neuer Verbindungen und hat einen derartigen Aufschwung genommen, daß man mit Recht den schönen Ausspruch von Berthelot darauf anwenden kann: „La Chimie crée l'objet de ses études.“ In diesem riesigen Forschungsgebiete haben sich aber die Chemiker eher damit befaßt, merkwürdige Verbindungen darzustellen, neue Synthesen zu finden, von denen manche für die Industrie bahnbrechend wurden, als unsere Kenntnisse der Eigenschaften desjenigen Elements zu erweitern, welches den Ausgangspunkt bildet. Die hypothetische Gestalt des Kohlenstoffatoms wurde oft erörtert, aber über die physikalischen und chemischen Eigenschaften desselben Kohlenstoffes wurden verhältnißmäßig wenige Untersuchungen veröffentlicht. Epochemachend sind in dieser Richtung die Untersuchungen von Moissan über die künstlichen Diamanten.

Zahlreiche geologische Studien an den Fundorten von krystallisirtem

Kohlenstoff schienen Moissan unzweifelhaft zu beweisen, daß der Diamant kein Gangmineral ist.

Kein Diamantkrystall kommt auf einem Gestein vor, das ihm direkt als Stütze gedient hätte. Bald findet man die Diamanten im Schwemmsande, bald in Geschieben von geringer Härte, bald im Serpentingestein. Auch traf man in den Gruben am Kap niemals zwei Teile eines zerbrochenen Stückes nebeneinander gelagert. Die in diesen Gruben enthaltene Masse war von unten nach oben in nebeneinander laufenden Strömen befördert worden.

Der Diamant muß also aus den tiefen Schichten des Erdballes stammen, dort muß er entstanden sein, und daher hat — so schloß Moissan — der Druck im Augenblick seiner Entstehung eine Rolle gespielt.

Es pflegt vorzukommen, daß Diamanten aus der blauen Erde vom Kap nach einiger Zeit sich spalten oder zerspringen. Könnte man nicht diese Erscheinung als Kennzeichen eines unhaltbaren physikalischen Zustandes auffassen, verursacht durch außerordentlich starken Druck im Augenblick der Entstehung der Diamanten?

Keiner von allen Diamanten, die je gefunden wurden, zeigte deutlich einen Verbindungspunkt mit irgend welchem Gestein. Einzelne Krystalle sind vollkommen regelmäßig ausgebildet. Es scheint also, daß der Diamant inmitten einer flüssigen oder teigigen Masse entstanden ist, und es tauchte die Frage auf, welches das Lösungsmittel gewesen sein kann.

Nach Versuchen von Moissan wird der Kohlenstoff bei hoher Temperatur besonders von den Metallen mit Leichtigkeit gelöst und zwar am besten von Eisen. Moissan stellte ferner fest, daß die blaue Erde vom Kap vollständig krystallisirten Graphit enthält und daß gut krystallisirter Graphit mit größter Leichtigkeit in einem geschmolzenen Metall, nie aber durch Verflüchtigung entsteht. Er gelangte auf diese Weise zur Annahme, daß der Kohlenstoff in geschmolzenem Eisen unter Druck krystallisire.

Den letzten Beweis lieferte ihm der merkwürdige Fund des Eisens von Cañon Diablo, in welchem sich mitten in einer Metallmasse, umgeben von amorphem Kohlenstoff in deutlich zusammengepreßten Streifen, zwei kleine durchsichtige Diamanten mit runzeliger, narbiger Oberfläche fanden. Hier scheint die Natur bei der Tat ertappt worden zu sein. Dieser Kohlenstoff muß unter Einwirkung eines starken Druckes krystallisirt haben. Das Eisen befand sich in flüssigem Zustande; infolge einer plötzlichen Abkühlung trat eine heftige Zusammenziehung der Masse ein, und der Kohlenstoff änderte seine Dichte von 2 zu 3,5; er ging in Diamant über.

Dies waren die Anschauungen, welche Moissan bewogen, seinen Versuchen über die künstliche Darstellung von Diamanten eine neue Richtung zu geben und den Druck mitwirken zu lassen. Es ist allgemein bekannt, daß sein Beginnen von Erfolg gekrönt wurde. Moissan streute Kohlen-

partikelchen in die Fugen eines gewöhnlichen Eisenbleches und setzte dann die Masse der Einwirkung seines elektrischen Ofens aus. Das geschmolzene Eisen wurde hierauf rasch abgekühlt, und unter dem Einflusse des gewaltigen Druckes, welchen das erstarrende Metall auf die Kohlenpartikelchen ausübte, verwandelten sich dieselben in eine harte, krystallinische Masse, welche nichts Anderes war als — Diamant. Allerdings sind diese einzigen „künstlichen" Diamanten bis jetzt noch erheblich teurer als die natürlichen.

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die erste Darstellung des Calciumcarbids aus Kalk und Kohle (das Calciumcarbid als solches war bereits Wöhler 1862 bekannt) auf Moissan zurückzuführen ist. Die technische Verwertung der schon früher bekannten Acetylenreaktion des Calciumcarbids wurde im Jahre 1893 durch den amerikanischen Ingenieur Wilson angeregt. Im Dezember des Jahres 1892 veröffentlichte bereits Moissan in den „Comptes rendus de l'Académie des Sciences" folgende Mitteilung über die Bildung eines bei hoher Temperatur schmelzbaren Calciumcarbids, im elektrischen Ofen:

„Wenn die Temperatur 3000 Grad übertrifft, schmilzt sogar das Material des Ofens, der ungelöschte Kalk, und wird flüssig wie Wasser. Bei dieser Temperatur reducirt die Kohle den Kalk mit Leichtigkeit, und Calcium wird reichlich frei; es verbindet sich mit der Kohle der Elektroden unter Bildung eines bei Rotglut flüssigen Calciumcarbids."

Weniger bekannt als das Calciumcarbid ist das Siliciumcarbid geworden, welches jedoch unter dem Namen „Carborundum" wegen seiner bedeutenden Härte (es ritzt sogar Diamanten) ausgedehnte Verwendung findet.

Nach Moissan befand sich wahrscheinlich in den ersten geologischen Perioden der Erde fast der ganze Kohlenstoff in Form metallischer Carbide. Als das Wasser in Aktion trat, lieferten die Metallcarbide Kohlenwasserstoffe (wie ja auch das Calciumcarbid mit Wasser Acetylen giebt) und diese durch Oxydation Kohlensäure. Eine Bodenbewegung, welche Wasser mit Metallcarbiden in Berührung bringt, müßte eine plötzliche Gasentwickelung bewirken, und auf diese Einwirkung sind nach Moissan verschiedene vulkanische Erscheinungen zurückzuführen. Die Existenz der neuen, durch Wasser zersetzlichen Metallcarbide muß nach Moissan auch die theoretischen Anschauungen modificiren, die bisher zur Erklärung der Petroleumbildung herangezogen wurden. Die Formation des Petroleums infolge vulkanischer Erscheinungen — eine Hypothese, die schon im Jahre 1804 von Humboldt aufgestellt wurde — gewinnt nach alledem bedeutend an Wahrscheinlichkeit.

Ein nicht minder interessantes, aber höchst gefährliches Arbeitsgebiet ist die Naturgeschichte des Elementes Fluor, die Moissan letzthin ihrer wissenschaftlichen Vollendung zugeführt hat.

Die Vorgänger Moissans wissen uns davon zu erzählen. Humphry

Davy versuchte aus Fluorwasserstoffsäure auf elektrischem Wege Fluor darzustellen, aber in kurzer Zeit war die ganze Säure verdampft, und der Aufenthalt im Laboratorium wurde zur Unmöglichkeit. Infolge des Einatmens der Dämpfe von Fluorwasserstoffsäure erkrankte Davy sogar sehr schwer; er giebt den Chemikern den Rat, sehr vorsichtig zu sein, um die Einwirkung der Säure auf Haut- und Atmungsorgane hintanzuhalten. Ebenso wie Davy hatten auch die Brüder Knox, die nach ihm das Studium der Fluorverbindungen aufnahmen, viel von der Einwirkung der Flußsäure auf die Atmungsorgane zu leiden. Der eine von ihnen berichtet sogar, er sei genötigt gewesen, drei Jahre in Neapel zuzubringen, um sich von den Folgeeinwirkungen seiner Versuche zu erholen, und sei trotzdem noch ziemlich leidend zurückgekehrt. Der berühmte französische Chemiker Couyet, an dessen Arbeiten Moissan unmittelbar anknüpft, ließ sich vom Forschungseifer hinreißen, versäumte es, genügende Vorsicht gegenüber der ätzenden Wirkung der Flußsäuredämpfe anzuwenden, und bezahlte seine Hingebung an die Wissenschaft mit dem Leben.

Moissan gelang es durch seine meisterhafte und kühne Versuchstechnik, all' dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Das Merkwürdige und Auszeichnende an den Moissan'schen Arbeiten ist eben, daß an ihnen Alles urwüchsiger Eigenbau ist: von den Hilfsmitteln bis zu den Ergebnissen der Untersuchung. In der elektrochemischen Sektion der letzten internationalen Chemikerkongresse in Wien, Paris und Berlin hat Moissan Körper vorgezeigt, die beinahe Unikate sind, d. h. bis jetzt nur in sehr beschränktem Ausmaße mittelst seiner eigenartigen Methoden dargestellt werden konnten. In seinem „elektrischen Ofen", der die höchsten bis jetzt erreichbaren Temperaturen aufweist und gewissermaßen die gewaltigen Elementareinflüsse früherer Naturepochen rekonstruirt, hat er, wie oben geschildert, zuerst das Calciumcarbid dargestellt und durch Abkühlung einer Eisenschmelze aus eingestreuten Kohlenpartikelchen jene „künstlichen Diamantenkrystalle" gewonnen, die so manches Frauen- und Juwelierherz in banger Hoffnung oder Furcht erzittern ließen. Eine eigenartige überraschende Phantasie, welche die verborgenen Eigenschaften und Wirkungen der Elemente unter völlig neuen und ungewohnten Verhältnissen errät, zeigt sich in allen Arbeiten Moissans. So ist es ihm denn auch gelungen, durch eine seiner sonstigen Arbeitsweise gerade entgegengesetzte Versuchstechnik, nämlich durch Anwendung sehr niedriger Temperaturen, die außerordentliche chemische Energie des Fluors einzudämmen und es in freiem Zustande darzustellen. Für den Chemiker klingt der nüchterne Moissan'sche Bericht über die Reindarstellung des Fluors auf elektrolytischem Wege in einem kupfernen Rohre (bei den bisherigen Darstellungsversuchen konnten selbst die enorm kostspieligen Platinapparate nicht Stand halten) ebenso wunderbar, als würde man uns ein sicheres Verfahren angeben, um reißende Tiere durch milde Ansprache zu bändigen und zu zähmen. Sollte auch für das Fluor, was garnicht

unmöglich ist, eine ausgedehnte praktische Verwendung gefunden und es auf diese Weise völlig gezähmt werden, so ist durch die Moissan'schen Untersuchungen bereits der Ausgangspunkt für eine fabrikmäßige Darstellung in großem Maßstabe gewonnen.

Das Gleichniß von dem „reißenden Raubtiere" findet seine Begründung und Berechtigung darin, daß das Fluor „von allen bisher bekannt gewordenen Elementen dasjenige ist, welches die größte chemische Affinität besitzt" (Moissan). Unter allen bekannten Elementen giebt es kein einziges, welches so energische Reaktionen bewirkt. Die Reaktionen, die das Fluor bei der Einwirkung auf wasserstoffhaltige organische Verbindungen zeigt, sind so heftig, daß keine Zwischenprodukte entstehen und daß man zumeist sofort die Endprodukte erhält, nämlich Fluorwasserstoffsäure und Fluorkohlenstoffverbindungen. Fluor verbindet sich direkt mit Wasserstoff und Kohlenstoff ohne Zuhilfenahme einer fremden Energie (d. i. ohne vorhergehende Erwärmung), was weder bei Sauerstoff noch bei Chlor der Fall ist. Seine Verbindungswärme mit Wasserstoff ist größer als die aller anderen Elemente. Um noch einen letzten Beweis für seine außerordentliche Energie anzuführen, genügt es darauf hinzuweisen, daß Fluor Wasser bei gewöhnlicher Temperatur zersetzt. Nach der Gesammtheit seiner physikalischen und chemischen Erscheinungen steht also das Fluor deutlich an der Spitze der natürlichen Gruppe: Fluor, Chlor, Brom, Jod. Dies sind die Eigenschaften dieses „Radikals der Fluoride", wie es von Ampère und Sir Humphry Davy richtig vermutet worden war, und welches die Chemie gegenwärtig zu ihren Elementen zählen kann; in ganz knappen Umrissen stellt die obige Schilderung die Naturgeschichte des Fluors dar.

Naturgeschichte des Fluors! Liegt nicht in dem Ausdruck „Naturgeschichte" eines Elementes der geheime Verzicht, die Chemie zu einer exakten Wissenschaft auszugestalten, und wird sie nicht durch diese sonderbare Wendung den schlechthin beschreibenden Wissenschaften, als: Botanik, Zoologie, Mineralogie u. s. w. zur Seite gestellt? Es ist nicht unsere Absicht, hier einen Abgrund erkenntnißtheoretischer Zweifel aufzuweisen, der kaum leicht überbrückt werden könnte, und auf die Erörterung der Frage einzugehen, ob die sog. exakten Wissenschaften nicht blos an Stelle der anschaulichen Beschreibung eine begriffliche Beschreibung setzen. Der Leser, der sich für diese Probleme interessirt, findet in den Werken des genialen Physikers Mach treffliche Belehrung. Es ist aber in hohem Grade interessant zu hören, wie Moissan vom Standpunkte des schöpferisch tätigen Forschers zu diesen Fragen Stellung nimmt, und wie auch der wissenschaftliche Geist zuweilen dem lahmen Klepper der nüchternen Phantasie die Sporen in die Weichen bohrt. Um die „Individualität der Welt" zu erfassen, reichen eben rein begriffliche Beschreibungen nach Naturgesetzen u. s. w. nicht aus, da der Kosmos bei denselben Gesetzen sehr wohl ein ganz anderes Aussehen haben könnte; es muß noch die Kenntniß der tatsächlich vorhandenen

Naturerscheinungen hinzutreten. Wir überlassen demnach Moissan das Wort für seine Darlegung, wie er sich die chemischen Erscheinungen, Elemente und Eigenschaften als Ergebnisse einer epochenlangen kosmischen Entwickelung entstanden denkt:

„Es gereichte den Chemikern unseres Zeitalters nicht gerade zur Ehre, das Fluor, diesen wichtigen mineralbildenden Körper, nicht in freiem Zustande zu kennen. Man wird bald erstaunt darüber sein, daß zu seiner Abscheidung in freiem Zustande so viel Zeit und Mühe erforderlich gewesen ist.

Die große Entdeckung, die heutzutage gemacht werden sollte, würde übrigens nicht darin bestehen, die Zahl unserer Elemente um eines zu vermehren, sondern sie im Gegenteile zu verringern, indem man einen systematischen Uebergang von einem Elemente zum anderen finden würde.

Ob die verschiedenen Elemente alle von einer einzigen Ursubstanz herstammen, ist heute noch ziemlich gleichgiltig. Der Kern der Sache wäre, die Elemente derselben natürlichen Gruppe ineinander überführen zu können, wie wir es jetzt bei den allotropen Modifikationen eines und desselben Elementes (z. B. roter und gelber Phosphor u. s. w.) im Stande sind.

Unsere einfachen Körper sind aufzufassen als Produkte astronomischer Phänomene, bei welchen die Sonne und ihre Planeten entstanden sind. An der Oberfläche der Erde finden wir nur eine gewisse Zahl dieser Elemente, die den geologischen Bedingungen entsprechen, welche bei der Entstehung der Erde maßgebend gewesen sind. Es giebt aber keinen Beweis dafür, daß das Innere unseres Planeten und der Sonne nicht noch unbekannte Elemente, Polymere der ersteren, enthält, welche unter gewissen Bedingungen von Temperatur und Druck entstanden wären; Elemente, die sich unserer Beurteilung gegenwärtig noch entziehen.

Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß wir bei der Analyse des Sonnenspektrums eine sehr große Anzahl Streifen finden, von welchen ungefähr der dritte Teil bei den an der Oberfläche der Erde vorkommenden Elementen nicht wiedergefunden werden konnte.

Eine sehr hohe Temperatur liefert nicht immer den einfachsten Körper; man darf nicht vergessen, daß Ozon nicht nur in der Kälte, sondern auch bei einer Temperatur von 800 Grad entsteht und nur bei dieser Temperatur unbegrenzte Zeit in ständigem Gleichgewichtszustand mit Sauerstoff bestehen bleiben kann.

Unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete sind noch nicht sehr ausgedehnt. Wenn wir nämlich auch heutzutage im Stande sind, sehr hohe Temperaturen zu erzeugen, so können wir sie doch weder messen, noch uns unter verschiedenen Verhältnissen zu Nutze machen, da uns das notwendige Material für solche Experimente fehlt.

Im elektrischen Ofen geht Graphit, der feuerbeständigste Körper, den wir kennen, in gasförmigen Zustand über; wir können ihn jedoch nicht als Gas handhaben, ja nicht einmal auffangen.

Andererseits spielt auch der hohe Druck bei chemischen Verbindungen eine wichtige Rolle, die im Besonderen noch sehr wenig untersucht ist. Wir sind eben noch nicht Herren über diesen Druck. Sobald 10000 Atmosphären erreicht sind, ist die Elasticitätsgrenze von Stahl überschritten, und dieser zerfällt in Staub. Wir besitzen keinen hinreichend widerstandsfähigen Körper, um unsere Versuche weiter ausdehnen zu können. — Uebrigens sind auch schon vor diesem uns außerordentlich scheinenden, äußersten Drucke die Experimente mit den größten Schwierigkeiten verbunden.

Was ist jedoch ein solcher Druck im Vergleich zu den Größen, die bei geologischen und astronomischen Erscheinungen auftreten können!

Bei diesen Polymerisations- oder Verbindungsvorgängen haben endlich jedenfalls auch elektrische Phänomene mitgewirkt. Auch hier dringt uns der Vergleich zwischen den im Laboratorium zu Gebote stehenden Größen und den Kräften, die wir bei den Naturerscheinungen vorfinden, die Ueberzeugung auf, daß unsere Versuche nur ein kleiner schüchterner Anfang sind.

Große Probleme sind noch zu lösen. Und diese anorganische Chemie, die man erschöpft glaubte, ist erst im Aufgehen!"

Moissan schließt seinen spekulativen Gedankenausflug mit folgendem liebenswürdig-bescheidenen Ausspruch: „Doch genug hiervon, denn, wie Dumas seiner Zeit bemerkt hat, ist man bei einem derartig heiklen Thema stets in Gefahr, zu viel zu sagen, wie wenig man auch sagen mag."





An einen zertretenen Mohnblumenstrauß.

Von

Erika Reinsch.

— München. —

Der steile Abhang ließ mir keine Rast. Es war, als umschlänge Einer meine Kniee und zöge mich hinab, Einer, dem brennendes Heimweh nach dem Tale im Herzen fraß. Und ich mußte mich eilen, diesen unwiderstehlichen, drängenden Armen zu folgen, um nicht vornüber zu stürzen. Nur mit Mühe gelang es mir dazwischen, festen Fuß zu fassen und stehen zu bleiben.

Dann hielt ich die Hand über die Augen, um der grellen, flimmernden Sonne nicht ins Antlitz schauen zu müssen, und versank im Anblick der überreichen Sommerlandschaft, die auf welligen Hügeln zu meinen Füßen hingelagert war.

Aus hellen, zarten Lärchenwäldern quollen strahlende Ginsterhalden herab gleich breiten, gelbgleißenden Lavaströmen, bis ihre feurigen Rinnsale in den kühlen bläulichen Fluten junger Kornfelder versiegten.

Ueber die Felder strich mit weichen Flügeln der Sommerwind, und die Aehren neigten sich ihm leise und bildeten dunkle Täler und helle Hügel. Es sah aus, als flöhen endlose Herden weißer Schafe Kopf an Kopf gedrängt in rastloser Jagd durch das schattendunkle Korn. Und weiterhinaus konnte es scheinen, als schwämmen weiße Rosse durch eine uferlose, windbewegte düstergrüne Flut. Ich sah sie auf- und untertauchen, und die Wasser erfaßten ihre weißen wehenden Mähnen — — und plötzlich waren sie verschwunden, als seien sie selber nur Wellen, die in einer geheimnißvollen Flut spurlos versänken. . . .

Da trieb ein windgeblähtes lichtes Wolkensegel an der Sonne vorüber, und das Spiel auf den Feldern verschwand. Und ich wandte mich abwärts, dem Tale zu, und verfolgte einen schmalen, grünen Rain, ein Fußbreit festen Landes, der zwischen den feurigen Lavafluten zu den

Feldern herniederführte. Aber in der Nähe lösten sich die strahlenden Ginsterströme in kleine harte, stachlige, blätterlose Büsche auf, auf welchen sich Hunderttausende von goldgelben Schmetterlingen niedergelassen hatten. Und ich wartete unwillkürlich, ob nicht der Schwarm sich rauschend erheben und gleich einer Safranwolke über die Höhen schweben würde....

Und endlich schlug das hohe, undurchdringliche, flüsternde Kornfeld über meinem Haupte zusammen. Da war es still von tausend geheimnißvollen, lebendigen, drängenden, in der Sommerluft klingenden und aus der Erde quellenden Lauten. Da war die Luft heiß und regungslos: und man fühlte: Hier ist eine Werkstätte des Lebens. Man fühlte: Hier arbeitet die Natur und vermischt den heißen Odem ihrer Arbeit mit dem Schweiße des Menschen.

Hinter den dichten Halmen aber brannte und sprühte es in glühendem Rot und in starkem Blau: Kornblumen und Mohnblumen steckten ihre lachenden Gesichter zwischen den Aehren hindurch und hatten viel unbeschreibliche, fröhliche und spöttische und sieghafte Gedanken in ihren Mienen. In sorgloser Kinderschönheit standen sie zwischen den schlanken geneigten Aehren, in denen es von Mehl und Würze kochte.

Und ich brach eine Mohnblume aus der Schaar ihrer Schwestern und betrachtete sie. Ihre Blätter waren leichter und feiner als die feinste indische Seide und schimmerten in einem unbeschreiblich goldigen Glanz, der nirgends auf Erden zu finden ist als bei Blumen. Am Rande waren sie noch in zarte Falten gelegt, denn sie hatten eben erst die schützenden Kelchschalen gesprengt, welche das schimmernde Blütenkleinod bis zu seiner Vollendung bewahren durften. Und im Anschauen dieser vollkommenen Schönheit verloren fand ich unbewußt den Pfad, der zwischen den unübersteiglichen Mauern der Halme endlos dahinzulaufen schien.

Da taucht vor mir auf ein rosiges, erhitztes Kindergesicht, das von blaßgoldenen Zöpfen umrahmt ist, und gleich darauf ein anderes, halb in den Aehren verborgen. Und noch ein drittes dahinter. Und braune runde Augen, die von Sommerlust und Arbeitseifer glänzen, wenden sich nach mir um mit einer Neugierde, die aus tiefer Selbstvergessenheit nur schläfrig erwacht. Und schmutzige, runde, sonnverbrannte Kinderhände, denen man es ansieht, wie straff und fest sie sich um etwas schließen können, machen sich auf einen Augenblick mit unwillkürlicher sinkender Bewegung aus dem Gewirr der Aehren und Blumen los, um gleich darauf wieder in den Halmen zu verschwinden und unbarmherzig nach den weichen Stengeln des Mohns und dem zähen Strauchwerk der Kornblumen zu haschen.

In den Haaren des kleinsten Mädchens liegt ein ungefüger wirrer Mohnblumenkranz. In seinen Händchen zerdrückt es einen dicken roten Strauß von Blüten, die es alle an den Köpfen abgerissen hat.

Es sucht und tastet nach möglichst weitgeöffneten Blumen, die es mit prüfend-verliebten Blicken zu dem Strauße hinzuordnet.

Die andern hingegen betreiben das Geschäft mit mehr Ernst und Eile. Sie rupfen und reißen aus, was ihnen unter die Finger kommt, und werfen es achtlos auf einen großen Haufen, der den schmalen Weg schon zu sperren droht. Und wenn sie einen ganzen Strauß auf einmal mit der Wurzel herausbekommen, so rufen sie sich mit wichtiger Miene kurze und entrüstete und siegesstolze Bemerkungen über „das Unkraut" zu.

Da springt eine braune Feldmaus über den Weg, ihr Junges trägt sie im Maul. Der älteste Knabe hat es bemerkt. Kreischend vor Jubel springt er ihr nach, die andern mit eiligen, unvorsichtigen Kinderschritten hinterdrein. Das Kleinste hat seinen roten Strauß aus dem feuchten Händchen gleiten lassen, und die andern treten darauf. Bald sind sie alle Drei hinter einer Biegung des Weges verschwunden, und gedämpfter höre ich ihr Jubeln und Schreien.

Da bücke ich mich und hebe den roten, von ungeschickten Kinderhänden zerquetschten, von achtlosen Kinderfüßen zertretenen Strauß vom Boden auf. Und raffe dazu, was ich von den verschmachtenden, ausgerissenen Pflanzen umspannen kann. Und trage Alles sorgsam mit beiden Händen, und eile, das Ende des Feldes zu finden, das mich ängstigt mit dem eintönigen Klingen seiner Aehren und dem ahnungslosen Leuchten seiner wilden Blumen.

Und trete hinaus aus den ernsten Mauern und fühle den frischen kühlen Wind und die unendliche Weite und Fülle der Luft um mich her. Und ich höre das trostreiche Murmeln eines kleinen Baches, der zwischen Weiden und gelben Schilflilien durch eine kurzgemähte duftende Wiese fließt. Sein Spiegel ist ruhig und klar und vom Abglanz des Himmels erfüllt, und die Mücken tanzen ihren Reigen darauf und ziehen lautlose Kreise . . . .

Und ich streue meine zertretenen Blüten langsam, einzeln, in das kühle klare Wasser. Und sie schwimmen hinunter wie große, leuchtende Blutflecken. . . .

Unkraut! Unkraut! Dein war einst die ganze Welt! Du erfülltest alle Täler und umfingest alle Höhen. Du warst der Schmuck des Armen und das Brautbett des Reichen. Und Deiner Schönheit Atem durchtränkte alle Winde. Dein war die Erde, und Du umhülltest sie mit zarten und kühlen Gewändern, da noch kein arbeitsschwerer Fuß und kein harter Stahl sie verletzte. . . .

Und mein ins Ferne gerichteter Blick verfolgte unbewußt die schwankenden Wege der letzten roten Blüten, die still und blutend auf dem Rücken des Bächleins hinuntertrieben. Da sah ich die Welt durch das Künstlerauge des Wasserspiegels: da lagerten die hellen, goldenen

Abendwolken, schon vom Rot des Sonnenunterganges benetzt, tief auf dem Grunde gleich vom Wasser geglättetem, edlem Gestein. Da streckten sich die Arme des Weidenbaumes, biegsam und zitternd wie grüner Tang, herauf zu mir. Da bohrten sich die Schilfgräser des Uferrandes spitz und scharf in die Tiefe; schwarz und klar hob sich jedes einzelne von dem lichterfüllten Grunde ab. Zwischen Allem lag der blaue Himmel selbst in großen und kleinen Scherben, die erglühten in dem schweren feuchten Blau durchleuchteter Kirchenfenster.

Und endlich kam Leben in diese stille Welt, die nur in Farben redete. Und in dem regungslosen Spiegel des Wassers gestaltete sich mir ein seltsames Bild:

* * *

An einem hohen, marmorweißen Tore, hinter dem sich weite morgenfrische Gärten dehnten, tat sich ein goldenes Gitter auf, und heraus strömten viele Männer und Frauen in lichten Gewändern. Mit schwebenden Schritten wandelten sie dahin, und Hoffnung lag leuchtend auf ihren Gesichtern. In ihren Haaren blühten lohende Mohnkränze, und in ihren weißen Händen hielten sie Sträuße von tauigen Waldblumen. Aber wie sie vorübergingen, löste sich die flutende Harmonie ihres Zuges allmählich auf. Sie kamen durch eine breite, öde Straße, deren weiße hohe steinerne Häuser gleichsam mit geschlossenen Augen ruhten. Aber nach und nach öffneten sich Fenster und Tore, Staub drang heraus und schwer dahinschreitende Füße. Und die Straße füllte sich schnell mit Menschen, über welche der Ernst und die Bitterkeit und die Rastlosigkeit der Arbeit ausgebreitet war. Ihre Stirnen aber waren von schweren eisernen Kronen umspannt.

Da aber die Fleißigen und Düsteren die mohnbekränzten Pilger erblickten, verzerrten sich ihre Gesichter wie zu dumpfem Geschrei und wildem Hohngelächter. Und manchem krampfte verhaltenes Schluchzen den Mund zusammen. Und die Fleißigen und Düsteren in der Hoheit ihrer Arbeit und ihrer freiwilligen Selbstvernichtung streckten ihre Arme den Fremdlingen entgegen und drängten sich unter sie und bedrängten sie mit flehenden und beschwörenden und freudig erwartenden Mienen. „Heil Euch," glaubte ich ihre gedrückten und rauhen Stimmen zu vernehmen, „heil Euch, die Ihr gekommen seid, uns zu helfen. Wir tragen eine dröhnende Last, die ist uns zu schwer, die ist uns zu laut. Wir heben sie mit tausend Schultern, wir stützen sie mit tausend Armen und tragen sie doch nicht weiter. Wir arbeiten wie Versinkende, und unser Schiff hält sich gerade über dem Wasser; aber niemals schöpfen wir es leer. Heil Euch, Ihr Leichten, Ihr Freudigen, Ihr Ausgeruhten, die Ihr gekommen seid, frischen Wind in unsere schlaffen Segel zu füllen!"

Und die Fremdlinge wichen entsetzt und furchtsam zurück, wie von einem Hauch des Todes berührt.

Da brach sich ein altes gütiges Antlitz durch die Menge Bahn, dem man es ansah, wie viel Segen schon von ihm ausgegangen war und wie viel Worte des Friedens es schon gesprochen hatte. Seine Augen waren tief und von einem stillen und heiteren Schimmer innerlich erhellt. Sie schienen das Licht nicht einzusaugen oder zu verdunkeln, wie die hungrigen und die kalten Augen der Menschen es tun, sondern es strahlte selber von ihnen aus, und Jeder, den sie anblickten, stand in ihrem Schein. „Laßt sie ziehen, Ihr Düsteren, Ihr Fleißigen und Schweren, laßt sie ziehen," baten diese Augen, und ich sah, wie auch der Mund es sprach, „denn ihre Arme helfen Euch nicht. Niemals wird Eure Last geringer werden, ob Euch auch täglich Scharen neuer Helfer erstehen. Denn siehe, Euer Feind, gegen den Ihr kämpft, saugt selber neue Kraft aus Eurem Widerstande. Je ernster Ihr ihn nehmt, desto drohender richtet er sich vor Euch auf. Kamt nicht auch Ihr einst hierher mit Kränzen in den Händen gleich singenden Kindern? Warum neigtet Ihr Eure Häupter zur Erde, warum öffnetet Ihr Euer Herz für ihre Sorge und Rastlosigkeit? Warum hieltet Ihr den Schweiß für ein heiligeres Wasser als das Wasser der Quellen und den Tau der Wiesen? O, ich weiß, auch Euch waren Flügel gegeben, um über Sümpfe und öde Wirrnisse zu fliegen. Ihr schnittet sie ab, damit Euch die Erde sicherer trüge. Aber nun ist es Euch — als müßtet *Ihr* die Erde tragen. Ihr seid ehrliche Kämpfer und Unermüdliche; Ihr macht Euch Euer Werk nicht leicht. O, hättet Ihr doch Eure Kraft darauf verwandt, auf hohe Berge zu steigen und mit den Sternen Zwiesprache zu halten!

Eines aber rate ich Euch," da öffneten sich Abgründe der Trauer in dem Antlitz des Gütigen, „laßt diese Pilger ziehen. Ihnen ist die Gabe der Freude und Schönheit geworden. Nehmt sie in Eure Häuser auf, und laßt sie Eure Ruhestätten vom Duft ihrer Kränze erfüllen. Aber macht sie nicht zu verlorenen Streitern! Drückt ihnen nicht den schweren eisernen Reif um die Stirnen!"

Aber die Stimme des Alten erstarb unter dem Murmeln der Rastlosen und Schweren und unter dem Flehen der Fremdlinge. Denn siehe, viele hatten sich gegenseitig erkannt. Und viele der Pilger fanden unter den Fleißigen und Düsteren ihre Väter und Mütter, ihre Brüder und Schwestern, und ihre kleinen Kinder. Und ich sah, wie ein Vater seinen Sohn mit fortzog hinter die Eisenpforte eines hohen engen Hauses, aus welchem der Ernst und die Unerbittlichkeit und die Sorge blickte. Und als der Sohn durch die Türe schritt, entfielen die Blumen seinen Händen, und der rote Mohn auf seinem Haupte sank zusammen wie Flammen, die in Asche sinken. Und ich sah eine Mutter mit der Krone der Freudenvollen, der Schönheitstrunkenen, die wurde umringt von

blassen und ruhelosen Kindern. Und die Kinder zogen das Haupt der Mutter zum Kusse herab — und streiften ihr den Mohnkranz vom Haupte und verstreuten ihn — Blüte für Blüte. Und ich sah ein junges, schönes Weib im Glorienschein der Sehnsucht einem Manne folgen, und ich sah, wie der Mann seine Hand schwer auf die Stirne des Weibes legte, und wie der Saft ihres Kranzes in roten Blutstropfen auf ihr kindliches Antlitz herniederrann. O, ich sah Menschen, die ihre Kränze selber aus ihren Haaren löften und sie zu Füßen einer Frau oder eines Mannes aus den Reihen der Düsteren niederlegten. Und die Straße war blutig von zertretenen Blumen, und voll bleicher zweifelnder Gesichter, als von Menschen, die zuviel gefordert oder zuviel gegeben hatten.

Und nur wenige aus dem Festzug der fremden Pilger gingen unversehrt in der Weihe ihrer Blütenkronen durch die Schar der Kämpfenden. Von diesen wenigen aber ging eine Schönheit und ein trostreicher Glanz aus, der in viele bleiche Gesichter ein dankbares Lächeln brachte und in die Mienen mancher Düsteren und Schweren ein fragendes Leuchten warf — ein Lächeln und Leuchten gleich dem Widerschein einer fernen heiligen Zukunft. . . .

— — — — — — — — — —

Da erschauerte ich plötzlich unter einer Kälteflut, die meinen Leib umspülte: der Nachtwind strich von den Bergen her. Und ich erhob den Blick von den Wellen und sah, daß der Abend hereingebrochen war. Die bunte Procession war verschwunden. Nur der Himmel und die alabasterbleichen Wolken lagen noch auf dem Grunde des Wassers. Aus den Feldern kamen heiße, fruchtbare Düfte; die ganze Natur wurde zu einer leisen, dunklen Stimme, die überquellende Liebesworte mit dem Himmel und dem Unbegreiflichen tauschte. Und ich erhob mich und schritt verlorenen Sinnes dem Tale zu.

Ein paar müde verspätete Schnitter eilten stumm an mir vorüber. Ihre Gesichter waren fahl, und die tiefen Furchen um Augen und Mund standen voll Schweiß. Und an ihren schweren Schuhen schien mir das rote Blut zertretener Mohnblüten zu kleben. . . .





Ueber Goethes Zwischengesang zur Logenfeier des 3. Septembers 1825.

Von

Ludwig Kleiber.

— Friedenau-Berlin. —

„Willst Du lesen ein Gedicht,
Sammle Dich wie zum Gebete."



Für die Erläuterung eines kleinen Goethe'schen Liedes bitte ich den geneigten Leser dieser Blätter um seine freundliche Aufmerksamkeit, — eines Liedes, das in drei kurzen Strophen eine solche Fülle tiefer und schöner Gedanken enthält, wie kaum ein anderes von gleichem Umfange. — Doch halt, ehe wir uns auf Weiteres einlassen! — Ist es nicht ein allgemein anerkannter Grundsatz aller Aesthetik, daß ein Kunstwerk nur dann echt und vollkommen sei, wenn es ohne alle von außen herangetragenen Erklärungen und Erläuterungen rein aus sich selbst heraus verständlich und wirksam ist? Ist es nicht ein sicheres Zeugnis dafür, daß der Künstler den Forderungen seiner Kunst nicht völlig Genüge geleistet hat, wenn sein Werk einer Deutung bedarf?

Sicherlich! Im allgemeinen werden wir diesem Grundsatze durchaus beistimmen müssen, und es fragt sich in der Tat, ob wir auf dem rechten Wege sind, dem Dichter wie dem Publikum einen Dienst zu leisten, wenn wir das, was jener in wenige kurze Sätze, in inhaltsreiche, tiefe Worte zusammengefaßt, in des Wortes eigentlichster Bedeutung „gedichtet" hat, nun wieder auflösen, des weiteren und breiteren auseinanderlegen und dadurch vielleicht verflachen und seiner wirkungsvollen Kraft und Tiefe berauben. Spottet doch Goethe selbst derartiger Bestrebungen in dem Spruche: „Willst Du ein Gedicht erläutern, Sage Kürzeres im Breitern."

Indessen dieser Spott des Dichters richtet sich doch wohl nur gegen die ästhetisierende Phrase, die ohne Einsicht und poetisches Empfinden zergliedert und zerpflückt, was keiner Erklärung bedarf, nicht gegen ein ernstes Streben, das in die Gedankenwelt und Empfindungsweise des Dichters tiefer und tiefer einzudringen sucht, um sich womöglich in den vollen Besitz dessen zu setzen, was er aus der Tiefe seines Inneren uns offenbart hat. Läßt es sich doch nicht leugnen, daß wir zur Klärung und Reinigung des poetischen Genusses, zur Vertiefuug des Verständnisses gerade bei Goethe'schen Gedichten hier und da eines Kommentars bedürfen, namentlich, wo es sich um Gedanken und Empfindungen handelt, deren tieferes Verständnis sich nur demjenigen erschließt, der mit dem Lebensgange des Dichters oder mit seiner Art, Welt und Menschen anzuschauen und zu beurteilen, sich inniger vertraut gemacht hat. Und im Grunde urteilte auch Goethe nicht anders über ein derartiges Streben. „Gibt man dem Erklärer zu," sagt er, „daß er nicht gerade beschränkt sein soll, alles, was er vorträgt, aus dem Gedichte zu entwickeln, sondern, daß es uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedichte entwickelt, so darf man diese — Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen." —

„Bei den alten lieben Toten
Braucht man Erklärung, will man Noten.
Die Neueren glaubt man blank zu versteh'n;
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht geh'n."

Genug also der Verteidigung und Rechtfertigung, wenn wir es unternehmen, ein kleines Lied eingehender zu erklären, das schon durch die vollendete Schönheit und den Zauber seiner etwas geheimnisvollen Sprache uns reizt und lockt wie ein stiller, tiefer See, einzudringen in seine Tiefe, um auf seinem Grunde Perlen echter Lebensweisheit zu finden. Es lautet:

„Lass't fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand*)."

Zunächst wenige Worte über die Zeit der Entstehung und über die äußere Veranlassung, der das Lied sein Dasein verdankt. — Am 3. Sep-

*) In der neueren Hempel'schen Ausgabe von Goethes Werken Bd. 2. S. 427.

tember 1825 feierte der Großherzog Karl August von Weimar sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum. Dieser Tag, an dem ganz Weimar seinem verehrten und geliebten Fürsten begeisterte Huldigungen darbrachte, sollte auch in der Loge Amalia zu Weimar feierlich begangen werden. Doch kam es zu dieser Logenfeier erst am 13. September. Dazu dichtete Goethe den Text eines Festliedes, das sich in Einleitung, Zwischengesang und Schlußgesang gliedert. Einleitung und Schlußgesang bieten dem Verständnisse keine Schwierigkeiten. Die erstere enthält die Aufforderung an die Mitglieder der Loge, dieses Tages, der nur einmal im Leben gefeiert werden könne, im engeren Kreise der Loge, „gesellig sich begrenzend", in Liebe sich bewußt zu werden. Im Schlußgesange fordert der Dichter die „brüderlich Vertrauten", d. h. die Freimaurer, auf, den Herzog nunmehr nicht nur in den „Sälen" des Logengebäudes und im „Geheimen", sondern laut, vor aller Welt zu preisen, ihn, der „unsäglich Glück gegründet, die Unzahl sich verbündet", so viel Segen gespendet und jüngst erst die neue Landesschule erbaut und Weimar mit schattigen Anlagen verschönt habe. Dagegen enthält der oben angeführte Zwischengesang eine Fülle tiefer Gedanken, zu deren Verständnisse ein tieferes Eindringen in den Sinn der Worte und einige Bekanntschaft mit der sittlichen Weltanschauung Goethes notwendig sind.

Das Lied ist zum Preise eines Fürsten gedichtet, der in langer, segensreicher Regierung sich um sein Land und Volk zahlreiche und große Verdienste erworben hatte. Der Schluß des Liedes zeigt deutlich, daß der Dichter in ihm seinem Glauben an die Unsterblichkeit des Menschen Ausdruck geben will mit unverkennbarer Beziehung auf das Anrecht an Unsterblichkeit, das der hochverdiente Fürst, den er feiert, durch seine Taten sich errungen habe. Einen Beweis für diese seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit findet er in dem „Beständigen der ird'schen Tage", d. h. in dem, was schon im irdischen Leben, schon auf dieser Erde Dauer und Beständigkeit in sich trägt. Dieses Beständige aber, das auch „den Menschen dauerhaft macht", sieht er in der „beständigen Gesinnung". Ihr gegenüber steht das „allzu Flüchtige", bei dem wir „vergebens Rat suchen", und das wir deshalb „fahren lassen" sollen. Auf das „Tüchtige" sollen wir vielmehr unsere Blicke lenken, das „im Vergangenen lebe, sich in schöner Tat verewige und lebendig, durch Folg' aus Folge sich immer neue Kraft gewinne".

Es fragt sich: Was ist dieses „allzu Flüchtige", bei dem wir vergebens Rat suchen, was ist das „Tüchtige", das im Vergangenen lebt und sich in schöner Tat verewigt, durch fortwirkende Folgen sich immer neue Kraft gewinnt?

Um auf diese Fragen die richtige Antwort zu finden, müssen wir der Weltanschauung Goethes und der Art seines Glaubens an Unsterblichkeit wenigstens etwas näher treten.

Es ist bekannt, daß Goethe schon als Jüngling wenig Neigung zeigte, sich mit spekulativer Philosophie zu beschäftigen, und daß er seit seinen Straßburger Tagen, seit ihm Holbachs „Système de la nature" den Geschmack an der Philosophie vollends verdorben hatte, mit den Philosophen von Fach auf gespanntem Fuße stand. Zwar haben später Spinoza, Leibniz, Kant und Schelling auf seine Welt- und Lebensansicht mehr oder weniger tiefgehenden Einfluß ausgeübt; aber keines der philosophischen Systeme, die ihm im Laufe der Zeit nach einander näher traten, konnte seinem selbständigen, auf das praktische Leben und seine Aufgaben gerichteten Denken völlig Genüge leisten. Ebenso wenig hat er selbst je auch nur daran gedacht, seine Lebens- und Weltauffassung in ein System zu bringen, in die vier Wände eines Lehrgebäudes einzumauern.

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Reiner Sinn und gute Zwecke —
Nun man kommt wohl eine Strecke!"

Mit solchen Worten bezeichnet Goethe selbst deutlich genug die Stellung, die er der Welt, dem Leben und seinen wissenschaftlichen wie praktisch-sittlichen Aufgaben und Anforderungen gegenüber einnahm. Wie er selbst, abstrakter Spekulation gänzlich abhold, mit all seinem Empfinden, Denken und Handeln mitten im Leben stand, so stehen auch all seine Reflexionen in engem Zusammenhange mit dem praktischen Leben und sind fast immer durch Ereignisse und Forderungen des Tages, des Augenblickes unmittelbar veranlaßt. So kommt es, daß sie sich, diesen wechselnden Ereignissen, den Umständen und Bedingungen des Augenblicks entsprechend, manchmal scheinbar widersprechen. Und doch, je tiefer wir in den Sinn seiner Werke eindringen, je klarer und lebendiger uns allmählich der geschichtliche Zusammenhang seiner geistigen Entwicklung entgegentritt, um so mehr erkennen wir, daß der schier unerschöpflichen Fülle und Mannigfaltigkeit seiner alle Gebiete menschlichen Strebens umfassenden Reflexionen doch eine einheitliche Richtung des Denkens und Strebens zu Grunde liegt, daß doch auch er mit Beharrlichkeit und Eifer bis in sein höchstes Alter darauf aus war, „was in schwankender Erscheinung schwebt, in dauernden Gedanken zu befestigen", den großen Gedanken der Schöpfung in seiner Weise nachzudenken, vor allem aber sich selbst zu einer „Persönlichkeit", zu einem in sich selbst geschlossenen und gefestigten Charakter auszubilden.

Die Grundlage nun aller Philosophie Goethes, gleichsam das Fundament seiner Weltanschauung, — das, woran er während seines langen Lebens und in allen Phasen seiner Entwicklung nie gezweifelt hat, ist der Glaube an das Dasein eines die sichtbare Welt in stets erneuter, unab-

lässiger Schöpfung durchwaltenden und regierenden Gottes und an die Unsterblichkeit des Menschen. Aus allen Perioden seines Lebens lassen sich dafür unzweifelhaft klare und nicht umzudeutende Aeußerungen in Poesie und Prosa in reicher Fülle beibringen. Mochte er noch so oft und nachdrücklich betonen, daß wir das Wesen der Gottheit nicht zu erkennen vermögen, mochte er das christliche Dogma völlig verwerfen, mochte es Zeiten geben, in denen er mit den Einrichtungen der christlichen Kirche völlig zerfallen war, im Grunde seines Herzens war er doch ein tief religiöses Gemüt.

„Der Mensch," sagt Goethe, „wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend zum Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen." Die schönste Bürgschaft für diesen Glauben an einen übersinnlichen Ursprung des Menschen erkennt er in dem Vermögen „jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben", d. h. auch in der scheinbar leblosen Natur überall das lebendige Walten ewiger Kräfte, vernünftiger Gesetze zu erkennen. Und wie ihm der Mensch von vornherein als „ein Bürger jenes geistigen Reiches" erscheint, so ist ihm auch der Gedanke unfaßbar, daß der irdische Tod das Ende unseres Daseins bedeute, daß mit dem Tode unser Leben und Wirken vorbei sei.

„Vorbei! — Ein dummes Wort! Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts — vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen,
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen?
„Da ist's vorbei." — Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen:
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre —
Ich lobte mir dafür das Ewig-Leere!"

„Ich möchte keineswegs das Glück entbehren," äußerte er zu Eckermann, „an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo v. Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen." Der Gedanke an den Tod ließ ihn „in völliger Ruhe"; denn er hatte „die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet". Ein herrliches Denkmal seines Glaubens an Unsterblichkeit ist die Gedächtnisrede auf Wieland, sind die Gespräche, die er an Wielands Todestage mit seinem Freunde Falk führte. Auch aus seinen poetischen Werken vom Werther bis zum Faust ließen sich leicht zahlreiche Stellen zusammentragen, die seinen Unsterblichkeitsglauben beweisen und näher erläutern würden.

Es würde uns das hier zu weit von unserm Thema abführen. Nur so viel müssen wir bemerken. Goethe war nicht der Meinung, daß wir

alle in gleicher Weise unsterblich seien. „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer," sagt er, „aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein." Wie wir ja schon hier auf Erden nicht alle gleich sind, das war Goethes Meinung, so gibt es auch in jenem geistigen Reiche, dessen Bürger wir sind, gewisse Unterschiede und eine Art von Rangordnung. Er lebte der Ueberzeugung, daß wir auch im Jenseits nicht zu untätiger Ruhe berufen seien, sondern daß es auch dort „Nüsse zu knacken" gebe, daß auch dort unser eine Tätigkeit, ein Streben nach immer höherer Vollendung harre. „Wirken wir fort, bis wir, vom Weltgeiste berufen, in den Aether zurückkehren. Möge dann der ewig Lebendige uns reine Tätigkeiten, denen analog, in denen wir uns als Menschen erprobten, nicht versagen." „Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir schon hier geleistet, väterlich hinzu, so werden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen." Somit wollte Goethe nicht etwa irgend welche Menschenklassen von der Unsterblichkeit überhaupt ausschließen, wie man das wohl behaupten hört, sondern er betont nur, daß es auch im Jenseits Unterschiede geben werde, und daß die Tätigkeit, zu der wir nach dem Tode berufen werden, derjenigen analog sein dürfte, die wir schon hier als Menschen erprobten. Jedem aber ist nach Goethes Ueberzeugung die Möglichkeit gegeben, nicht nur hier auf Erden, sondern auch im Jenseits sich immer höherer Stufen würdig zu machen. Die Mittel dazu sind Beständigkeit und Treue. „Es ist ein Artikel meines Glaubens," schreibt er 1781 an seinen Freund Knebel, „daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der Stufe eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, sei es nun hier zeitlich oder dort ewig."

Mit den Worten: „Hier zeitlich oder dort ewig", in denen er sich der gewöhnlichen Ausdrucksweise anschließt, will nun aber Goethe nicht etwa einen specifischen Unterschied zwischen dem irdischen und dem ewigen Leben festlegen; im Gegenteil ist seine Denk- und Anschauungsweise durchweg beherrscht von dem Bewußtsein, daß die Ewigkeit nicht etwas ist, das erst nach dem Tode eintritt, sondern daß wir schon in diesem Leben der Ewigkeit angehören, daß „im Augenblicke Ewigkeit liegt". — Daher sprachen ihn derartige Darstellungen aus dem Altertum besonders an, in denen dieser Gedanke zu künstlerischem Ausdrucke gebracht ist. „Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen," sagt er in der „Campagne in Frankreich" über das Monument von Igel, „so ist hier Leben dem Tode, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt und Beide untereinander in ästhetischem Sinne aufgehoben. Das war die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt". Das erste der Venetianischen Epigramme gibt demselben Gedanken Ausdruck.

Nur dem menschlich beschränkten Sinne erscheint das Dasein unter

der Vorstellungsform des Nacheinander. Entstehen und Vergehen sind nur Erscheinungsformen des Lebens in der sinnlichen Welt. Wer einmal den großen Gedanken der Unsterblichkeit und Ewigkeit in sein Bewußtsein aufgenommen hat, für den verlieren diese Begriffe nahezu ihre Bedeutung und gehen auf in den Begriff des ewigen Seins.

„Kein Wesen kann in nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen;
Am Sein erhalte Dich beglückt."

Welcher Art aber unsere Tätigkeit nach dem Tode sein werde, wie wir uns das Leben im Jenseits zu denken haben, darüber hütete sich Goethe weislich nutzlose und vergebliche Betrachtungen anzustellen. Ja, er warnt oft und eindringlich davor, sich mit solchen Fragen viel und eingehend zu beschäftigen und sich solcher „gedankenzerstörenden Spekulation" hinzugeben. Er preist es als vorzüglichstes Verdienst des Philosophen Kant, daß er die Grenzen gezogen habe, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ.

Denn für alles menschliche Denken und Forschen gab es für Goethe nur einen Prüfstein, die Erfahrung im praktischen Handeln. „Nur durch geregelte Erfahrung" gelangen wir nach seiner Ueberzeugung „zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit". Was sich im praktischen Handeln als fruchtbar erweist, nur das ist ihm wahr. So kam Goethe auch von dieser Seite her zu seinem Evangelium von der „Tat", der geregelten, nützlichen, folgerechten Tätigkeit, das er zu predigen und in seinem ganzen Leben nach Kräften zu betätigen bis in's höchste Alter nicht müde wurde: „Im Anfang war die Tat!" „In jeder Lage des Lebens wird eine bestimmte Tätigkeit von uns gefordert." „Die vernünftige Welt ist von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Tun entschieden angewiesen." „Wir sollen alles, was in uns und an uns ist, in Tat zu verwandeln suchen." „Der edle Mensch sei hilfreich und gut, Unermüdet schaff' er das Nützliche, Rechte". „Und Dein Streben, sei's in Liebe, Und Dein Leben sei die Tat!" u. s. w. u. s. w.

Diese unsere Tätigkeit soll aber nicht sowohl auf eigenes Glück als vielmehr auf das Heil der Gesamtheit gerichtet sein. Wie Faust sich der verzeihenden göttlichen Gnade würdig macht durch eine geregelte, maßvolle, dem Glücke seiner Mitmenschen gewidmete Tätigkeit, so findet auch Wilhelm Meister nach langer Irrfahrt durch das Leben Glück und Befriedigung in der Erfüllung alltäglicher Pflichten im Dienste der Gesamtheit, und dabei wird ihm, dem tätig strebenden, die Hand Nataliens zu Teil, in deren Person die helfende, rettende, heilende werktätige Menschenliebe gleichsam verkörpert erscheint. Diese von Liebe, Beständigkeit und Treue getragene und geleitete Tätigkeit zum Wohle anderer ist es also, die uns allein einer höheren Stufe des Daseins würdig macht, hier zeitlich und dort ewig.

Das Gute und Rechte aber, das aus solcher dem Wohle unserer Mitmenschen gewidmeten Tätigkeit erblüht, ist nach Goethes Meinung nicht

dazu bestimmt, im Wechsel der Dinge spurlos zu verschwinden und unterzugehen, das wirkt lebendig von Geschlecht zu Geschlecht weiter fort, das wird durch lebendige Tradition von Generation zu Generation vererbt, so daß an ihm sich immer neue Geschlechter zu edelster Nacheiferung begeistern.

„Wie denn das Gute, Schöne nimmer schwindet,
Und, immer wirkend, immer sich erhält,
Sich ungesäumt zum höchsten Wahren findet,
Als lebend zu Lebendigem gesellt,
Und glücklich ist, wer ihnen sich verbindet,
Beständig bleibt ihm die bewegte Welt,
So war's auch mir" . . u. s. w.

In diesen Versen liegt nun auch m. E. der Schlüssel zu dem vollen Verständnisse des Zwischengesanges. Das „Tüchtige", das im Vergangenen lebt, das „Lebendige", das sich „durch Folg' aus Folge immer neue Kraft gewinnt", ist das Gute und Schöne, das aus einer von beständiger Gesinnung, von Liebe und Treue geregelten Tätigkeit zum Wohle der Menschheit erblüht. Das „allzu Flüchtige" aber ist die unbeständige „bewegte Welt".

Der Gedankeninhalt des Liedes dürfte also in etwas breiterer Ausführung folgender sein:

Wohin wir auch im unermeßlichen All unsere Blicke richten, überall tritt uns ein ewiger Wechsel der Erscheinungen entgegen. Nirgend ein Beständiges, Bleibendes, Dauerndes, überall ruhelose Veränderung, ewige Bewegung. Im Bereiche der scheinbar leblosen Natur, im Verkehre der Menschen, ja in unserem eigenen Innern ein unaufhaltsamer Fluß, ein beständiger Wechsel.

So dünkt uns unser Leben ein beängstigender Traum, das Dasein ein Spiel wesenloser Schatten, und in unserm Innern ertönt die bange Frage: „Gibt es denn wirklich in der Welt nichts Dauerndes, Beständiges, nichts, woran wir uns halten und aufrichten können, keine Stätte des Friedens, wo wir Ruhe finden können, uns zu sammeln, zum sicheren Bewußtsein unserer selbst zu kommen?"

So lange wir uns an das äußere, veränderliche, „allzuflüchtige" Spiel der Erscheinungen halten, warten wir vergeblich auf eine befriedigende, beruhigende Antwort auf solche Frage. Bei ihm „suchen wir vergebens Rat".

Und doch sagt uns unser Bewußtsein, daß dies allzuflüchtige, wirre Durcheinander, dieser ewige Wechsel nicht das Wesen der Dinge, nicht das innerste Sein des Alls ausmachen kann. Und wie wir in der äußeren Natur nach Ordnung und Gesetzen forschen, wie wir dort im Wechsel der Erscheinungen ewige Ideen entdecken, die das wirre Durcheinander ewig bewegter Massen vor unsern Blicken in einen wohlgeordneten, von vernunftmäßigen Gesetzen regierten Kosmos entfalten, so fühlen wir uns durch einen in unserer innersten Natur begründeten Trieb veranlaßt, auch in

der Menschenwelt, in der Geschichte der Völker wie im Leben der Individuen nach festen Regeln und Normen zu suchen, nach sicheren Maßstäben zu forschen, nach denen wir die flüchtigen Erscheinungen ordnen, den Wert des einzelnen Geschehens bestimmen können.

Da tritt uns denn die überraschende, beglückende Tatsache entgegen, daß es allerdings auch im Leben der Menschen und der Völker etwas Beständiges, allen Wechsel Ueberdauerndes gibt, daß das Schöne und Gute, was vergangene Geschlechter geleistet haben, nicht mit ihnen zugleich in das Grab gesunken und der Vergessenheit anheimgefallen ist, daß es fortlebt im Gedächtnisse dankbarer nachfolgender Generationen als edelster Besitz der Menschheit. „In dem Vergangnen lebt das Tüchtige, verewigt sich in schöner Tat."

Wir kommen zu dem beglückenden Bewußtsein, daß es schon hier auf Erden eine Art von Unsterblichkeit gibt, gewissermaßen ein Abbild jener höheren, daß das Tüchtige und Gute, was auch wir im Dienste der Wahrheit und Schönheit durch eigene Kraft und Arbeit leisten, nicht dazu bestimmt ist, im Strome flüchtiger Erscheinungen zu verrauschen, daß es fortdauern und fortwirken wird unter den Geschlechtern der Menschen und immer neue Generationen zu edler Nacheiferung, zu kräftigem Streben begeistern wird. „Und so gewinnt sich das Lebendige durch Folg' aus Folge neue Kraft."

Es liegt aber auf der Hand, daß dies Lebendige, Beständige, allen Wechsel der Zeiten und Völker Ueberdauernde nichts Aeußeres, Sinnliches, Materielles sein kann, daß es ein geistiges, ideales Gut und Besitztum sein muß. Denn nicht das äußere Tun ist das Entscheidende, Wertvolle, das worauf es ankommt, sondern die Gesinnung, aus der die Tat entspringt. Nicht der Kampf und das Getümmel der Schlacht im Passe von Thermopylä erfreut, erhebt und begeistert uns zur Nachahmung, sondern die Vaterlandsliebe, der Opfermut, mit dem die Kämpfer ihr Leben ließen für die höchsten Güter ihres Volkes. — Was den Menschen zum Handeln treibt, das sind in erster Linie seine natürlichen Triebe. Sich selbst überlassen, bleiben diese roh und schweifen unstät von einem Gegenstande zum andern, der Zufall, der Augenblick gibt ihnen Ziel und Richtung. Durch Erziehung und Kultur aber werden sie geläutert, erhält der Wille des Menschen Festigkeit und Bestimmtheit. Grundsätze treten allmählich an die Stelle der Begierden und geben seinem Wollen und Handeln eine bestimmte Richtung. Und wie Erziehung und Kultur nur möglich wird in der Gesamtheit der Familie, des Volkes, der Menschheit, so lernt er sich als Glied eines großen Ganzen ansehen und stellt sich mit seiner Tätigkeit in den Dienst der Menschheit. Wahrheit, Schönheit, sittliche Vollendung des einzelnen wie der Gesamtheit werden die festen Leitsterne seines Willens und seiner Handlungen. In dieser zielbewußten, zweckvollen Tätigkeit bildet er sich zu einem sittlichen Charakter, dessen innerstes Wesen die be-

ständige Richtung auf das Wahre, Gute, Schöne, d. h. die beständige, sittliche Gesinnung ist. Sie allein gibt dem Menschen und all seinem Tun inneren Wert; sie ist in all seinen Handlungen das Bleibende, Dauernde, Fortwirkende. „Denn die Gesinnung, die beständige, sie macht allein den Menschen dauerhaft."

Wir sehen also: wie sich in den flüchtigen Erscheinungen der Natur doch das Walten unveränderlicher Gesetze, ewiger Ideen offenbart, so liegt auch im Leben der Menschen und der Völker das Dauernde, Beständige, das allein Wertvolle nicht in der Sphäre der sinnlichen Erscheinungen, der äußeren Handlungen, sondern im Reiche des Geistigen, Immateriellen, Idealen. Alles, was dem Menschen und seinem Tun Wert und Dauer verleiht, weist ihn in eine andere Welt, als die ihn im flüchtigen Wechsel der Dinge umgibt. Daß es ihm aber möglich ist, sich selbst aus eigener innerer Kraft über diese vergängliche, „bewegte" Welt zu erheben, nicht nur in der Natur ein Reich ewiger Gesetze zu erkennen und so in seinem Innern eine unvergängliche Welt aufzubauen, sondern auch selbst Taten auszuführen, Werke zu schaffen, die nicht mit ihm zugleich in das Grab der Vergessenheit sinken, sondern vermöge der sittlichen Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht, fortdauern, belebend, begeisternd, anregend fortwirken, diese Kraft hebt auch ihn selbst aus dem Reiche der vergänglichen Welt hinaus in die Sphäre ewigen Lebens, in ein anderes, zweites, höheres Vaterland, in jenes geistige Reich, dessen unsterbliche Bürger wir sind. „So löst sich jene große Frage Nach unserm zweiten Vaterland; Denn das Beständige der ird'schen Tage Verbürgt uns ewigen Bestand."

Dies der Gedankeninhalt unseres Liedes. Wir sehen, es sind nicht oberflächliche, nicht alltägliche Gedanken, die das Herz des Dichters an dem Ehrentage seines geliebten Fürsten im Innersten bewegen, und wahrlich, es bedurfte der ganzen Kraft und Kunst eines echten „Dichters", die ganze Fülle dieses reichen und tiefen Gedankengehaltes in so wenige, kurze Zeilen zu fassen. Wer aber mit der Denk- und Anschauungsweise Goethes sich einigermaßen vertraut gemacht hat und die Mühe nicht scheut, in den tiefen Sinn seiner Worte einzudringen, dem eröffnen diese wenigen Strophen, ohne daß es gelehrter und weithergeholter Erläuterungen und Erklärungen bedarf, eine Welt von edlen, erhebenden, menschlich-schönen Gedanken. Wenn irgendwo, so gilt hier die Mahnung Adolf Stöbers:

„Willst Du lesen ein Gedicht,
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß vor Deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick Dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sah'n,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest."



Geschichtswissenschaft und Philosophie.

Von

Hans Schmidkunz.

— Berlin-Halensee. —

Die langjährige Gegnerschaft zwischen Philosophen und Naturforschern besaß ein Seitenstück in dem Gegensatze zwischen Philosophen und historischen wie philologischen Einzelforschern: er trat weniger schroff auf als jene andere Gegnerschaft, da hier einerseits — durch die Geschichte der Philosophie — eine weitere Berührungsfläche bestand und andererseits diese „Geisteswissenschaften" selber von der zeitweiligen Vorherrschaft der „Naturwissenschaften" zu leiden hatten. Es schien fast, als müsse sich gegen eine Aufsaugung durch „naturwissenschaftliche Betrachtungsweise" der ganze übrige Bestand der Wissenschaften wehren und um so inniger zusammenschließen. Allmählich aber zog doch an Stelle dieser, gerade der theoretischen Welt unwürdigen, Parteileidenschaft eine würdigere Besonnenheit ein: die Philosophie hört mehr und mehr auf, ein Spott ihrer Geschwister zu werden, ihr Zusammenarbeiten mit diesen steigert sich, ihr Gegensatz gegen „naturwissenschaftliche Methode" schwindet vor dem, was sie von dieser lernt, und die Übergriffe dieser werden mehr und mehr durch eine Erstarkung all dessen abgewehrt, was es auch noch neben ihr an wissenschaftlichem Verfahren gibt. Wer vereinheitlichende Schlagworte liebt, mag hier von einer stets siegreicheren Zurückdrängung des Materialismus sprechen.

Für dieses steigende Zusammenwirken von Philosophie und „Einzelwissenschaft", für dieses Abwehren naturwissenschaftlicher Einseitigkeit und, wenn man will, für diese Erfolge gegen den Materialismus liegt nicht bald ein gewichtigeres Zeugnis vor als das „*Lehrbuch der*

historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte. Von Ernst Bernheim, Professor der Geschichte an der Universität zu Greifswald." Es handelt sich um die „dritte und vierte, völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage" (Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 1903. 781 S. gr. 8°). Die erste Auflage war 1889, die zweite 1894 erschienen. Was die Historiker vom Fach über das Buch zu sagen hatten und noch zu sagen haben, ist eine Sache für sich. Dem Verfasser dieser Zeilen handelt es sich hier nur darum, die in dem Buch enthaltene Auseinandersetzung zwischen der Geschichtswissenschaft und der Philosophie (nicht bloß der Geschichtsphilosophie) referierend und kritisch zu betrachten.

Die neue Doppelauflage ist gegenüber früher vor allem ein quantitativer Fortschritt durch die, uns allerdings weniger wichtige, Aufnahme dessen, was in den letzten Jahren spezifisch geschichtswissenschaftlich dazugekommen ist. Qualitativ ist sie fortgeschritten hauptsächlich durch eine nähere Behandlung der Probleme, die sich aus dem Verhältnis der Geschichte zu ihren Hilfswissenschaften und aus dem Streite der „Richtungen" ergeben, hauptsächlich aber eben der hierhergehörigen philosophischen Probleme. Dieser Umstand und die steigende Vertrautheit zwischen dem Fache der Geschichte und dem der Philosophie bewogen denn auch den Verfasser zur Aufnahme des in den früheren Auflagen fehlenden Titelzusatzes „und der Geschichtsphilosophie". Gewonnen haben dabei namentlich die Abschnitte über das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Naturwissenschaft („Gesetze und Begriffe"), über „Wesen und Aufgabe der Geschichtswissenschaft", über „Auffassung der allgemeinen Faktoren" (der physischen und dann der „individuell-psychischen" einerseits, der „sozial-psychischen" andererseits, zwischen denen ja die Gegensätze ganz besonders lebhaft erörtert zu werden pflegen), und endlich begreiflicherweise über Geschichtsphilosophie. Nicht geändert hat sich der Grundcharakter des Buches, zumal das Streben nach Überwindung der Einseitigkeiten „durch eine sie überhöhende", die Vorzüge der mehr idealistischen und der mehr naturalistischen Richtungen vereinenden Gesamtauffassung, wie sie der Autor bereits 1880 in „Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie" dargelegt hatte.

Dieses Festhalten und Verstärken des einmal Erreichten zeigt sich nun hauptsächlich in dem das ganze Werk durchziehenden intensiven Bestreben, der Geschichtswissenschaft ihre autonomen Eigentümlichkeiten zu wahren, insbesondere gegenüber naturwissenschaftlicher Arbeitsweise; und vielleicht am speziellsten bewährt sich diese Haltung in dem Streit um „historische Gesetze", in der Abwehr einer auch für die Geschichte geforderten Naturgesetzlichkeit. Hier ist nunmehr Bernheims Position, ohne irgend ein Nachgeben, klarer geworden, als sie früher war. Wird sie

nun auch, wenn völlig durchdiskutiert, sich bis zu Ende behaupten, so scheint es uns doch, daß sie noch lange nicht vollkommen ist; und an diesen entscheidenden Hauptpunkt möchten wir denn auch unsere Bedenken oder Einwände gegen Bernheims Buch anknüpfen. Sie wollen unsere Bewunderung seines Werkes, die im allgemeinen noch mehr zu betonen geradezu müßig ist, weniger einschränken als erhöhen, da sie überhaupt nur durch eine so hochgesteigerte Arbeitsleistung, wie eben diese ist, möglich geworden sind.

Bernheim lehnte von vornherein eine Ähnlichkeit der geschichtlichen mit der naturwissenschaftlichen Betrachtungsart und das Schlagwort: „die Gesetze der Geschichte zu finden" (S. 92), ab; nunmehr sucht er diese Ablehnung zu festigen durch ein näheres Eingehen auf verschiedene Arten von Gesetzen im weiteren Sinn und von Kausalität. Dabei hat er jedoch sofort mit der nur zu wohlbekannten Schwierigkeit einer zureichenden Unterscheidung zwischen Natur und Geist, zwischen Natur- und Geistes- oder Kulturwissenschaften zu tun (S. 1 f.). Zu einer Aufhebung dieser Gegensätze, die ja den Streit zwischen naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Betrachtungsweise aus der Welt schaffen könnte, kommt es jedoch hier so wenig wie anderswo. Vielmehr hat Bernheim sofort mit einer Verschiedenheit zu tun, die jene Gegensätze geradezu klärt: nicht der Mensch als Tier, anatomisch, physiologisch, anthropologisch, sei das Objekt der Geschichte, sondern der Mensch, „insoweit er sich als vernünftiges, bewußtes Wesen empfindend, denkend, wollend betätigt" (S. 3). Hier hat nun der Gegner, wenn nicht leichtes, so doch klares Spiel. Das unselige Paar „Natur und Geist" ist dabei scharf auseinander gehalten; allein eben so scharf erhebt sich der Zweifel, ob diese Auseinanderhaltung mit der Wirklichkeit stimmt, ob sich das „Vernünftige" vom „Tierischen" so rein scheiden läßt, wie dies Bernheim tut, ob das Anatomische u. s. w. nicht doch eine größere Rolle im historischen Werden spielt, als der Autor durch sein gesamtes Werk hindurch annimmt, und ob nicht — aktuell gewendet — die „Politisch-Anthropologische Revue", auch wenn man ihr im ganzen wenig beistimmen sollte, doch im einzelnen manche neue Belehrung bieten könnte. Ich möchte nun aber vor allem zu bedenken geben, daß Bernheim trotz des den „psychischen Faktoren" gewährten Raumes (S. 600 bis 629 und sonst) die Psychologie noch immer wenig für seine Wissenschaft ausgebeutet hat — und zwar zunächst die normale (dann auch die abnorme) Individualpsychologie: er legt auf ihren Wert meines Erachtens zu wenig Gewicht (z. B. S. 609 f.), trotz seiner verdienstlichen Betonung der Individualpsyche als Grundlage der Massenpsyche (S. 629). Eine Durchwanderung des gegenwärtigen Standes jener Psychologie würde für die Geschichte, namentlich für die Literaturgeschichte und etwa auch Kunstgeschichte, die beide doch wohl eines starken psychologischen Zusatzes zu

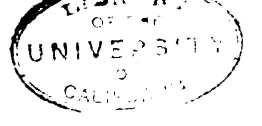
ihrem bisherigen philologischen Zuge bedürfen, wahrscheinlich mehr Früchte ergeben, als sich vorerst absehen läßt.

Was versteht Bernheim unter dem Betätigen des Menschen als „empfindendes" Wesen? Ein Empfinden im Sinne von „Gefühl"? Ist dann das „Empfinden" im Sinne des Perzipierens (meinetwegen auch des Beurteilens) von Eindrücken Sache des vernünftigen oder des tierischen Menschen? Oder muß hier eine Mittelstufe kommen? Im Verfolge dieser Dinge wird gerade Bernheim (vielleicht als der Erste) einsehen, daß sie zum Menschen als einem Geschichtsobjekt gehören, daß die „psychophysischen" Erkenntnisse engeren Sinnes, dann die psychologische Optik, Akustik u. s. w. hierherein zu ziehen sind, daß die Lehre von den suggestiven Vorgängen, Zuständen und Dispositionen (nicht bloß der „Hypnotismus" oder gar seine Beschränkung auf Abnormitäten) u. a. zu den Mitteln historischen Verständnisses gehören kann, und — daß all dies ohne Naturwissenschaft und ihre Gesetzlichkeit nicht mehr vollständig zu machen ist. Weniger mag dies gelten von zahlreichen anderen Errungenschaften der Psychologie, die alle noch einer genügenden Anwendung auf andere Wissenschaften harren: so von der Relationstheorie, speziell der Lehre von den „Gestaltqualitäten" oder „fundierten Inhalten" (vergl. S. 620 das Verhältnis von Baum und Wald); dann von den Untersuchungen zur allgemeinen Werttheorie und zwar nicht bloß denen Nietzsches; weiterhin von manchen psychologischen Grundfragen der Ästhetik u. dergl. m. (Daß Bernheim durch die Erweiterung des Reigens der historischen Hilfswissenschaften über die traditionell so bezeichneten hinaus ein ganz besonderes Verdienst erworben hat, liegt so nahe, daß dafür diese kurze Erwähnung genügen mag.)

Abgesehen nun davon, daß solche Wege vielleicht doch der „Naturgesetzlichkeit" näher bringen, bedarf Bernheims direkte Polemik gegen diese einer direkten Replik. Beginnen wir mit dem unzweifelhaft Richtigen bei ihm! Er behält der Geschichte als ihren eigentlichsten Gegenstand kurz gesagt das Singuläre, individuell Verschiedene vor und kommt darauf immer wieder zurück, beginnend mit der Frage (S. 2), „ob uns eine Tatsache wesentlich in ihrer Differenz von anderen (in ihrer Besonderheit) interessiert oder ob sie uns wesentlich in dem interessiert, was sie mit Erscheinungen derselben Sphäre gemeinsam hat (das Allgemeine an ihr)." Dieses der Geschichte eigenste Singuläre unterscheidet er von dem Typischen und dem Kollektiven, das ihr auch, aber weniger eigen ist (besonders S. 14); so recht klar wird dieses Minus allerdings nicht, und das „Typische" scheidet der Autor nicht genug vom „Gattungsmäßigen" (S. 6, 14, 124). Auf das Gesagte baut er nun seine Ablehnung naturgesetzlichen Denkens auf. In der auf das Allgemeine gehenden Naturwissenschaft müssen die Gesetze sich sicher bewähren, in der auf das Besondere gehenden Geschichtswissenschaft bewähren sie sich nicht sicher.

Wenn wir damit den Bernheimschen Grundgedanken richtig formuliert haben, so dürfen wir ruhig sagen: er ist zweifach falsch. Erstens geht die Naturwissenschaft nicht bloß auf das Allgemeine: Astronomie und Geologie u. a. haben auch mit ganz singulären Objekten zu tun und finden auch hier ihre Gesetze wieder. Zweitens müssen Gesetze sich unter allen Umständen bewähren, falls sie richtig sind, oder sagen wir wenigstens: falls sie zutreffend formuliert sind. Bernheim meint gelegentlich des Beispieles vom konstanten Verhältnis zwischen Lebensmittelpreisen und Zahl der Ehegründungen (S. 109), daß, wenn die wirkenden Grundfaktoren der Motive sich ändern, „das Gesetz nicht mehr stimmt". Aber Gesetze „stimmen" immer; was nicht stimmt, war eben kein Gesetz. „Relative Wahrheiten" gibt es einfach nicht — was jüngst K. Twardowski überzeugend dargetan hat („Archiv für systematische Philosophie" VIII/4).

Die Planeten bewegen sich bekanntlich nach den Keplerschen Gesetzen. Ebenso bekanntlich aber bewegen sie sich *nicht* nach diesen. Das heißt: ihre Bahnen sind ausnahmslos nicht nur nach jenen Gesetzen, sondern auch nach zahlreichen anderen, zumal „singulären" Einflüssen bestimmt, die sich jedoch ebenfalls, soweit die menschliche Forschung gedrungen ist, auf „Gesetze" zurückführen lassen. Hat man nun schon in dieser Region von „grandioser Einfachheit" mit Verwicklungen zu tun, die das Forschen nur zu oft lähmen, es jedoch nie prinzipiell von seiner gesetzlichen Basis entfernen, so ist es kein Wunder, wenn in der Region der „grandiosen Kompliziertheit", d. h. in der vernünftig menschlichen, die singulären Kombinationen zur Verzweiflung an der „Gesetzlichkeit" führen; und doch geben sie kein Recht dazu. Die größte Verwicklung ist nur die größte Vereinigung von Einfachheiten; die größten qualitativen Differenzen Bernheims (S. 97) sind die größten Sammlungen des Allgemeinen. Folglich kann auch die „Unbestimmbarkeit der individuellen Entschließungen" usw. (S. 109) nur eine Unvollkommenheit unseres Wissens sein, eine bloße Steigerung der Schwierigkeiten, die etwa der Astronom mit dem künftigen Lauf eines Kometen hat. Wenn Bernheim sagt (S. 117): „Die historischen Verhältnisse sind eben vermöge der Differenz der Individualitäten nie ganz gleich, sondern sind es höchstens in einzelnen Beziehungen," so heißt das, dem Historischen etwas zuschreiben, was aller Wirklichkeit eigen ist: es gibt nicht zwei gleiche Baumblätter, nicht zwei gleiche Stückchen von Sternenbahnen. Nur daß Bernheim mit dem bei ihm gleich folgenden recht hat: „will man von dem Ungleichartigen daran abstrahieren, um mit Gewalt ein Gesetz zu formulieren, so müssen diese Gesetze notwendig so dehnbar oder doch so eingeschränkt ausfallen, daß sie bedeutungslos bis zur Lächerlichkeit werden" — genauer: daß sie dann eben keine sind. Er wird auch wohl davor warnen, bloße Regelmäßigkeiten für Gesetze auszugeben. Mit



Recht; allein es kommt darauf an, ob eine Regelmäßigkeit auf eine nur eben noch nicht gefundene Kausalität deutet, und auf was für eine Kausalität, oder ob dies nicht der Fall ist.

Es fällt auf, daß Bernheim in seiner ganzen räumlich nicht beschränkten Erörterung über die Gesetzfrage mit keinem Wort eine Gruppe von wirklichen oder angeblichen Gesetzen erwähnt, die auf dem Boden dieser Diskussion ganz besonders wichtig sind, die vielleicht die glänzendsten Beispiele und schärfsten Widerlegungen von Bernheims Stellung zu den Gesetzen, ja vielleicht von seiner antinaturwissenschaftlichen Stellung überhaupt darbieten: die Sprachgesetze. Warum tat er dies, da gerade er die Sprachgeschichte unmöglich aus dem Gesamtgebiete der Geschichte ausschließen kann? Wo bleiben das Lautverschiebungsgesetz, die neueren Accent- und ähnlichen Gesetze, die Meringer-Wagnerschen und andere Anfänge einer Begründung von Lautveränderungen — wo endlich eine Auseinandersetzung mit den „Junggrammatikern"? Aber die Lautgesetze haben doch tausend Ausnahmen? Vielleicht noch weniger, als scheinbar die Keplerschen Gesetze haben! Das t läuft sogar einfacher seinem th zu, als der Planet seinem vorausberechneten Perihelium. Ausnahmen im strengsten Sinne gibt es nicht — so wenig wie relative Wahrheiten; die höchste Ausnahme ist die höchste Gesetzmäßigkeit, doch freilich auch der höchste Anspruch an unsere Forschungsmühe und an unser Vertrauen auf Allgültigkeit der Gesetze und überhaupt der Kausalität.

Dieses Vertrauen aber ist eine Annahme, mit der wir im bisherigen, um nicht abzuspringen, unbedenklich operiert haben. Man wird nun davor warnen, und zwar insofern mit Recht, als jene Annahme noch immer nicht mit voller Sicherheit bewiesen ist und es vielleicht auch niemals werden wird. Volle Sicherheit besitzt nur das Entweder — Oder, das wir nunmehr aufstellen müssen. Entweder gilt allgemeine Kausalität und speziell Gesetzlichkeit; dann sind unsere vorigen und die „junggrammatischen" Positionen (von eigenen Abirrungen natürlich immer abgesehen) unbedingt richtig und Bernheims Position in ihrem Kerne falsch; oder aber sie gilt nicht: dann steht es umgekehrt; allein dann sind Bernheim, die „Altgrammatiker" usw. verpflichtet, jene Ungültigkeit zu bekennen, an kausalloses Werden, an Neubildungen engsten Sinnes, an strengen Indeterminismus zu glauben, mag es sich auch nur um seltene Fälle, um etwaige „Wunder" handeln. Dann versagt auch der von du Bois-Reymond angerufene Laplacesche Geist mit seiner alle Vorausberechnungen ermöglichenden Weltformel.

Bernheim scheint manchmal bis zu solchen Konsequenzen gelangt zu sein. Namentlich in seinen „Paläographischen Glossen" („Historische Vierteljahrschrift" 1898) betonte er das Durchkreuzen einer naturgemäß zu erwartenden Entwicklung durch menschliche Willkür; und auch im

vorliegenden Werke weist er häufig auf diesen Gegensatz hin. Nur daß er die letzte Folgerung nicht entschieden zieht. Wir würden dies mit Freuden begrüßen, da ein ausgesprochener Indeterminismus geradezu eine Förderung der Philosophie sein kann und selbst dem energischesten Deterministen immer noch lieber sein muß, als die üblichen Verwischungen beider Standpunkte. Eine andere Frage ist endlich die, ob jene Gesetze, wenn sie sich wirklich finden, in die Geschichtswissenschaft oder nicht vielmehr in eine „Gesellschaftswissenschaft“ gehören.

Wie nun immer sich das Problem lösen mag: philosophisch wird die nächste Aufgabe doch wohl das sein, woran es noch immer fehlt: eine genauere Erkenntnis der Kausalrelation; sie wird voraussichtlich auch dem Modestandpunkt von Auflösung des „Erklärens“ in ein „Beschreiben“, der Kausalität in ein Mit- und Nacheinander, ein stilles Ende bereiten und wird das, was die Welt und die Wissenschaft im Innersten zusammenhält: „Notwendigkeit“ und „Freiheit“, oder nach strengst deterministischer Ansicht „Notwendigkeit“ allein, in neuer Weise zu einem vielseitigen Erkenntnisobjekt machen. Bernheim beschreitet diesen richtigen Weg für seine Zwecke in ganz richtiger Weise, und hier zeichnet sich denn auch die neue Auflage noch besonders aus: er unterscheidet genauer psychische Kausalität und Kausalerkenntnis von der mechanischen oder naturgesetzlichen (S. 6, 11, 98 f, 102, 583). Nur dürfen wir wohl offen sagen: weit ist er auf diesem Wege nicht gekommen, genügend klar wird uns die Sache noch nicht. Den springenden Punkt der psychischen Kausalität bilden ihm die Einheit des Bewußtseins und die individuelle Art des Verhaltens gegen außen — also ungefähr das, was wir bisher in der Philosophie als „Determinismus mit persönlicher Freiheit“ kennen, und was durch den alten Gegensatz des Spontanen gegen das Rezeptive auch von Bernheim erläutert wird; nur daß diese Erläuterung mehr nur verstreut und an ihren Hauptstellen abgerissen erscheint (S. 686 f. und 96, wo es mindestens unklar bleibt, wieso das Problem der Spontaneität der Reaktion seitens der Lebewesen auf erfahrene Eindrücke, oder das von Natur und Geist umfassender sein soll als das von Freiheit und Notwendigkeit). Geradezu überraschend aber erscheint es, daß Bernheim auch mit den psychischen Kausalgesetzen noch nicht zufrieden ist: sie bilden ihm zwar (S. 162) den Untergrund der historischen Erkenntnis, finden jedoch auch da „nur eine beschränkte Anwendung“ (wie weit?); es bleibt eben „die Besonderheit der Reaktionen auf die erfahrenen Eindrücke“ (103).

Nur wenn man genau zusieht, findet man abermals einen Ausweg: Gesetze sind lediglich ein Spezialfall von Kausalität, und es gibt auch eine andere Kausalität, die des Singulären (bes. S. 95, 135). Mit diesen ganz neuen Darlegungen der dritten Auflage hat Bernheim unbedingt recht; fragt sich nur, ob diese Kausalität selber singulär ist. Auch hier

das Entweder — Oder: entweder folgt aus dem zureichenden Ursachenkomplex A immer der zureichende Wirkungenkomplex B, oder er folgt nicht immer — dann stehen wir wieder bei einem Abbruche von der Notwendigkeit, dann gibt es Neubildungen, dann gilt Indeterminismus. Bernheim sagt: es „kann eine Ursache stets verschiedene Wirkungen hervorbringen" (S. 104). Das ist entweder falsch, oder die bisherige Lehre von der Kausalität muß von Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit absehen — dann ist sie mindestens nicht mehr die bekannte Kausalitätslehre, nach welcher eine Ursache niemals verschiedene Wirkungen hervorbringen, wohl aber eine Wirkung auf verschiedene Ursachen zurückgehen kann. Und gerade das letztere bedenkt Bernheim zu wenig, wenn er (S. 114) bei der Stelle „Die Erklärung eines historischen Vorganges bedeutet die Auffindung seiner Ursachen durch regressive Analyse", vor den Gefahren des Schlusses von der Wirkung auf die Ursache zu warnen versäumt. Daß eine Ursache verschiedene Wirkungen haben könne, ist nur insofern richtig, als eine Teilursache bald in dem einen, bald in einem anderen Ursachenkomplex stehen und somit bald an dem einen, bald an dem anderen Wirkungenkomplex teilhaben kann, immer jedoch mit ihrer speziellen gleichbleibenden Wirkungsweise — falls die bisherige Kausalitätslehre recht hat.

Nun verbindet sich aber bei Bernheim mit seinem Zurückgehen hinter diese Lehre ein Hinausgehen über sie: es scheint uns, er nehme sie zu weit in Anspruch — um dann doch abermals von ihr zu wenig zu halten. Zu weit nimmt er sie in Anspruch, indem er alle empirische Wissenschaft Kausalerkenntnis sein läßt. „Alles erfahrungswissenschaftliche Erkennen ist Erkennen von Kausalzusammenhang" (S. 95). Sehen wir davon ab, daß es terminologisch beanstandet werden kann, den Namen des Kausalen, Ursächlichen, statt ihn auf einen Hauptfall der Beziehung zwischen Grund und Folge zu beschränken (Ursache = Realgrund des Anfangens von Veränderungen), auf jegliche solche Beziehung anzuwenden! Jedenfalls aber ist das Gewinnen irgend welcher Beziehungen dieser Art nur eben ein höheres Niveau wissenschaftlicher Arbeit (und darin steht wieder das von Bernheim S. 114 minder gewürdigte „progressive" Ableiten der Wirkungen aus den Ursachen höher als das „regressive" Umgekehrte). Unter allen Umständen jedoch muß dem „Erklären", als dem Darlegen des Kausalen usw., das „Beschreiben" als das Darlegen der wahrnehmbaren Eigenschaften des Tatsächlichen vorangehen. Und selbst wenn diese „deskriptive" Arbeit nicht oder nur wenig durch die „ätiologische" oder „genetische" Arbeit fortgesetzt werden kann, so muß das „nur Deskriptive" deshalb noch nicht unwissenschaftlich sein, falls es nur eben mehr ist als eine bloße „unverarbeitete" Materialsammlung. Bernheim urteilt zu eng, wenn er (S. 145) Wissenschaft von irgend welchem Wissen unterscheidet durch das Erfassen der

Erscheinungen in ihrer kausalen Bestimmtheit. Vielmehr unterscheidet sich eigentliches Wissen von irgend welchem Wissen durch seine Einsichtigkeit oder Gerechtfertigtheit oder Evidenz (gegenüber dem einsichtslosen, „blinden", unberechtigten, evidenzlosen Meinen) und durch seine möglichste Annäherung an die obere Grenze der Wahrscheinlichkeit, an die Gewißheit. Wissenschaft ist dann der möglichst vollständige und systematische Inbegriff eines solchen Wissens auf einem bestimmten Gebiete. Namentlich vor der Erklärung heikler, im Kampfe des mehr oder minder blinden Meinens stehender Dinge (Wunder usw., siehe S. 299) ist anspruchsloseste Beschreibung der Dinge ganz besonders nötig. Daß sie je nach einer Erklärung, die wir bereits haben oder vermuten, anders ausfallen wird, ist klar (und Bernheim läßt dies auch an manchen Stellen erkennen); sie muß aber auch ohne solche Vorblicke möglich sein, da uns ja solche Vorblicke häufig fehlen. Kurz, die zwei Stufen: Beschreibung und Erklärung, von welchen beiden das Erfassen der „Entwickelung" auch wieder nicht alles, sondern nur eine besonders hohe Stufe ist, werden uns hier (S. 1 und öfter) nicht genug klar gemacht.

In diesem Sinne erscheinen uns auch folgende zwei Begriffe als nicht ganz vollkommen. Erstens die „Pragmatik", zweitens die „Entwickelung". Bernheim zeigt, wie sich jene als ein Fortschritt gegenüber der bloß referierenden Geschichte einstellt, schließlich aber von der entwickelnden (genetischen) Geschichte übertroffen wird, wobei jedoch alle drei zusammenwirken können. Was ist nun erstens die „lehrhafte (pragmatische) Geschichte"? Nach häufiger Annahme versteht man unter ihr die erklärende, also Kausalzusammenhänge kündende Geschichte; aber auch die, welche auf Nutzanwendungen ausgeht. Bernheim stellt dies voran, läßt es jedoch mit jenem durcheinanderlaufen (S. 21); bald lernen wir die Pragmatik von der Frage nach der Bedingtheit der Begebenheiten durch Motive usw. aus kennen (S. 25, 205, 575), bald von der Seite der Tendenz des Autors aus (S. 35). So kommt die Bereicherung der im Laufe der Zeiten fortschreitenden Geschichtsarbeit durch die Erfassung des Kausalen etwas zu kurz. Was ist nun zweitens die „entwickelnde (genetische) Geschichte", und was überhaupt „Entwickelung"? Bernheim versäumt deren Definition, gibt aber die interessantesten Beiträge zu ihrem Verständnis; ersteres um so bedauerlicher und letzteres um so erfreulicher, als dieser Begriff sozusagen Bernheims methodisches Zentrum ist und der Geschichtswissenschaft „einheitlichen inneren Zusammenhang gibt, d. h. sie wahrhaft zur Wissenschaft macht" (S. 10). Er definiert diese als „die Wissenschaft, welche die Tatsachen der Entwickelung der Menschen in ihren (singulären wie typischen und kollektiven) Betätigungen als soziale Wesen im kausalen Zusammenhange erforscht und darstellt" (S. 6); worauf allerdings, wie wir schon wissen, das Singuläre, „nur nicht in zusammenhangsloser Isoliertheit,

sondern im Zusammenhange der Entwickelung," als Hauptsache herausgehoben wird. Dann folgt eine zitierte (unseres Erachtens technisch nicht gute) Definition von organischer oder rein biologischer Entwickelung; mit „dem Wesen des Menschen, sich sozial, mit immer erhöhtem Bewußtsein zwecksetzend zu betätigen," sei der Unterschied zwischen jener und der geschichtlichen Entwickelung gegeben (S. 11). Eine brauchbare Definition haben wir da noch immer nicht, und die Hineinziehung des Zweckbegriffes bürdet mindestens eine schwere Last auf. Was Bernheim zu ihrer Bewältigung tut, ist trefflich, doch zu aphoristisch (S. 120 über die immer neuen andersartigen Zwecke der Menschen, S. 125 über die Gegenstände historischer Erkenntnis); was er über die „kontinuierliche Veränderung in allen menschlichen Verhältnissen" sagt (S. 30), über die „Wandelungen in der Denkweise" (S. 614), über die Notwendigkeit, den genetischen Zusammenhang vor- und rückwärts zu erfassen (S. 580), u. dergl., verdient jedenfalls alle Anerkennung und Berücksichtigung.

Wir sprachen von den Gegenständen wissenschaftlicher Arbeit. Nun unterscheiden sich die Wissenschaften in einer vielleicht noch nicht genug beobachteten Weise voneinander dadurch, daß die einen mehr, die anderen weniger von vielfachen Medien oder Hilfsmitteln abhängig sind, durch die hindurch sie zu ihren eigentlichen Gegenständen gelangen. Vielleicht die größte Rolle spielt diese Zwischenschicht bei der Geschichtswissenschaft. Ist dem Philologen irgend ein Literaturprodukt in der Hauptsache der eigentliche zu erforschende Gegenstand, so ist es dem Historiker in der Hauptsache nur ein Mittel, durch das er seines Objektes, der betreffenden menschlichen Betätigungen, habhaft wird. Und so bei allen anderen „Quellen" weitesten Sinnes. Dadurch entsteht eine Überspannung der Aufmerksamkeit auf diese Zwischenschicht, eine Unterspannung der Aufmerksamkeit auf die das eigentliche Arbeitsziel bildende Schicht, ja sogar ein Versäumen genügender Unterscheidung zwischen beiden — methodisch ganz begreiflich, da ohne die höchstmögliche Aufmerksamkeit auf die nächste Schicht das wissenschaftliche Anrecht auf die fernere Schicht verloren geht. So gerät unsere Geschichtswissenschaft in den Anschein, als komme sie über das Stadium einer Hilfswissenschaft für sich selber nicht hinaus, und Bernheims Werk mit all seiner sorgfältigen Gliederung versteckt nur eben diesen Anschein, da letztere hauptsächlich die verschiedenen Stufen der Quellenbehandlung widerspiegelt und das Behandeln des aus den Quellen zu Gewinnenden mehr darin verbirgt, als davon abhebt. Naturgemäß mußte ein solches Werk zwei Hauptteile haben, einen von den Zeugnissen und einen von dem Bezeugten (eventuell auch dem Vermuteten) handelnden Hauptteil, und müßte in jedem der beiden Teile mehr, als es Bernheim tut, den Gang der allgemeinen (philosophischen) Methodenlehre einhalten, von der Forschung (Heuristik im weitesten Sinne) zur Zusammenfassung (Systematik im weitesten Sinne), und in

jener von der Beschreibung zur Erklärung samt ihren Sonderstufen von Gesetz, Theorie u. dergl., in dieser von Einteilung, Definition usw. bis zu den höchsten Prinzipienfragen. Ein Anschluß etwa an die Methodenlehre in A. Höflers „Logik“ würde trotz ihres mehr naturwissenschaftlichen Zuges förderlicher sein, als der von Bernheim gemachte an manches von ihm wohl überschätzte in der neueren Philosophie. Ein Beispiel für letzteres ist die Literaturangabe bei dem Thema der Suggestion usw. (S. 605).

Manche erfreuliche Gaben werden hier der Philosophie noch im einzelnen dargeboten: so die mehrfachen, von uns bereits berührten Ehrenrettungen von Psychologischem (S. 601 und sonst); so die ethischen Einblicke (S. 626 f.) mit dem Hinweis auf „das Widerspiel zwischen dem Triebe des Menschen, sich der Umwelt gegenüber zu behaupten, durchzusetzen, und dem Triebe, der Umwelt durch Mitteilung, Anpassung, Unterordnung sich hinzugeben, eine der Grundmächte alles menschlichen Lebens“; so das Verlangen, den philosophischen Strömungen in maßgebenden Geschichtswerken nachzugehen (S. 631, 659); so die Unterscheidung von Irrtum und Täuschung (S. 344); so endlich das ganze eigentlich Geschichtsphilosophische. Über anderes mag die Philosophie Beschwerde erheben. In der Geschichte der Geschichtsphilosophie (wie es S. 682 statt „Geschichte der Philosophie“ heißen sollte) findet Bernheim den ersten Ansatz zu einem geschichtsphilosophischen System bei Augustinus (S. 639); hat er ältere Kirchenväter wie Clemens und Origenes absichtlich übergangen? Den letzteren erwähnt er flüchtig bei der Lehre von den Weltmonarchien u. dergl. (S. 66); in der dazu gehörigen Lehre von den Weltaltern (S. 64 f.) mag man u. a. den römischen Historiker Florus, in der Ausbildung der Begriffe Weltgeschichte, göttlicher Erziehungsplan usw. noch dies und jenes vermissen. Im übrigen würde Aristoteles (der in den Registern ganz fehlt) wohl manches dargeboten haben; und bei der Erwähnung des Aristophanes und des Platon (S. 544) könnten R. Kraliks Hinweise auf diese beiden als auf Quellen zur Erkenntnis des Sokrates wenigstens registriert oder zurückgewiesen sein. Im allgemeinen dankenswert sind Bernheims Berufungen auf Induktions- und Analogieschlüsse. Besonders diese kommen gut weg; so in den Anmerkungen (S. 491 und 568 f.) über den Wert der Zahl der beobachteten Objekte und der Zahl der Vergleichsmerkmale, sowie über die Voreiligkeiten der „Kulturstufen“ u. dergl. Weniger nahe ist Bernheim dem Wesen des Induktionsschlusses gekommen: er trifft dabei (S. 567, 573 und sonst) nur die uneigentlichen Induktionsverfahren. Der überaus häufigen Verwechselung von Begriffen mit Gegenständen unterliegt Bernheim um so eher, als es sich dabei wieder um eine Absorbierung der nach der fraglichen Hauptschicht strebenden Aufmerksamkeit durch die Zwischenschicht handelt. Die auf Soziales gerichteten Begriffe bilden nicht einen Gegen-

stand der geschichtlichen Erkenntnis (S. 118), sondern ein Hilfsmittel für sie; und ihren Hauptgegenstand bilden nicht Begriffe sozialer Betätigungen, sondern diese selber. — Anschließen möchten wir hier einige kleinere, zunächst terminologische Beschwerden. Manche technischen Ausdrücke könnten kurz erläutert werden: so „Insertionen", „Schreinsbücher" (S. 425); den häufigen Terminus „Agnostiker" verwendet Bernheim an einer Stelle, an der man dessen Definition gut brauchen könnte (S. 654). Manche Begriffe werden erst einige Zeit nach ihrem ersten Gebrauche verdeutlicht; die wichtige „Konzentration der Vorstellungen" (die schon S. 446 auftaucht, dann mehrmals vorkommt, im Register jedoch ungenügend verzeichnet ist) könnte beizeiten eine Hauptstelle für ihre Fixierung erhalten. Im übrigen ist die Terminologie durch das ganze Buch hindurch fein und zum Teil neu gearbeitet (siehe z. B. S. 511).

Interessant sind auch die allerdings wenigen Beziehungen zur Pädagogik. So fand der Verfasser bei Diesterweg manche methodischen Beiträge. Die „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen" von 1901 kamen ihm (S. 27) ersichtlich zu spät; neben ihnen seien nicht die „Bestimmungen . . . betreffend das Präparanden- und Seminarwesen" von 1901 vergessen. Manches gute Wort fällt ab über Anleitungen zu den Studien (z. B. S. 516). Eigens auf die Didaktik des Faches eingegangen ist Bernheim allerdings nicht, obschon er dazu wohl der Berufenste sein dürfte. Man kann nur dringend wünschen, daß der Autor diesem Lehrbuch seiner wissenschaftlichen Arbeitsmethodik eines seiner wissenschaftlichen Unterrichtsmethodik an die Seite stellen werde. Aus den schon diesmal gegebenen Hinweisen seien aber doch noch die erwähnt, welche die Lehrbarkeit auch der künstlerischen Seite seiner Wissenschaft betreffen. Er betont nämlich, bei aller richtigen Ablehnung des Verwechselns von Wissenschaft und Kunst (S. 126 ff., 344 f., 585 f., 737), doch die große Bedeutung der Phantasie im weiteren Sinne (S. 571, 573); und der somit nötige Betrag von künstlerischem Können ist nach ihm auch der Lehre und Zucht zugänglich und wird durch eine Schulung im Fundamentalen gefördert. Unter den geradezu kostbaren Stellen, die dafür eintreten (namentlich S. 161 f., 578, 583 f., 728), sei die eine, die Bernheim auch als Motto des Ganzen benützt, hier herausgehoben, als eine glückliche Ergänzung des „Habe Geist und wisse Geist zu wecken" von Fr. A. Wolf. Sie lautet: „Geist ohne Methode schädigt die Wissenschaft nicht minder als Methode ohne Geist." Hierher gehört auch die ganz prächtige Weise, wie Bernheim die Skepsis gegen die Möglichkeit historischer Erkenntnis in eine Rechtfertigung der Methodik umzuwandeln versteht (siehe z. B. S. 302). Auch das sehr einfache „Paradoxon" sei erwähnt,

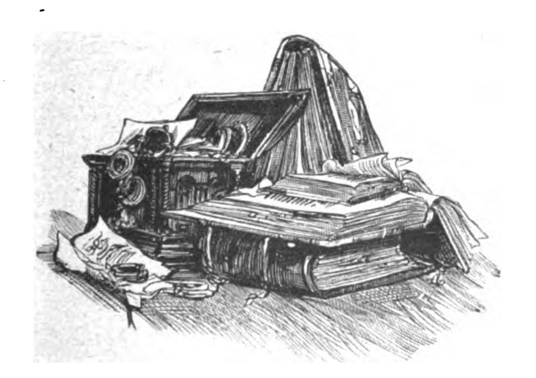
„daß auf denjenigen Gebieten am wenigsten gearbeitet wird, wo noch am meisten zu tun ist" (S. 229); woran man wohl einen Vorwurf anschließen darf gegen die übliche Mißachtung der Arbeiten, die sich nun doch auf solche Gebiete wagen. Dabei sei dem Verfasser noch eigens gedankt für seine Betonung des Brachliegens der mittelalterlich-lateinischen Philologie und speziell Lexikographie, das auf Schritt und Tritt hemmend wirkt (S. 259, 370).

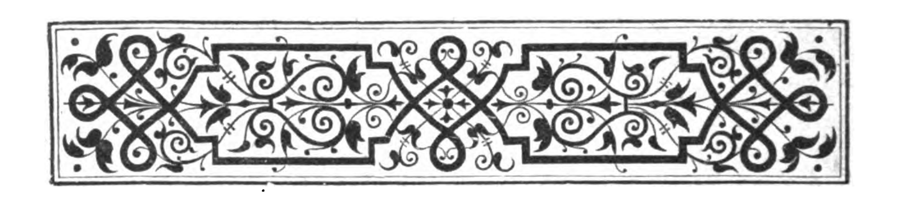
Nicht eigentlich kommt es uns hier auf Berichte und Exzerpte der Hauptgedanken des Buches an. Die entscheidende Einteilung aller Quellen in „Überreste" und „Tradition", samt den Unterteilungen, und dementsprechend die Gliederung des über die „Kritik" (äußere und innere) Gesagten sind im allgemeinen lichtvoll; vielleicht könnten noch sämtliche im Verlaufe der Darstellung auftauchenden Synonyma usw. gleich anfangs zusammengefaßt werden.

Die „Quellen" oder „Zeugnisse" zerfallen in „Überreste" oder „Spuren" einerseits, und in „Tradition" oder „Berichte" oder „Zeugen" andererseits; und die Kritik fragt immer nach „Tatsächlichkeit", die äußere nach Tatsächlichkeit der Zeugnisse oder des Quellenmaterials, die innere nach Tatsächlichkeit der Ereignisse und sonstigen Gegenstände der Erkenntnis; wobei wir schließlich noch eine genaue Einteilung dieser Gegenstände etwa in Vorgänge, Zustände und Dispositionen dringend wünschen möchten.

So sehr wir nun durch alle bisherigen Einwände den Anschein erwecken konnten, als sei es uns darum zu tun, das Bernheimsche Werk zu verkleinern oder abzulehnen, so wenig scheuen wir uns, unsere Schätzung dieser Arbeit als einer der größten Leistungen auszusprechen, die uns seit langem beschert worden sind. Namentlich nach zwei Richtungen. Die eine haben wir bereits gewürdigt: die Festigung des autonomen Charakters der Geschichtswissenschaft. Möge nur auch jede andere Wissenschaft (wir denken insbesondere an Philosophie und Pädagogik) sich ebenso ihrer Eigenart wehren! Am glänzendsten kommt jener Vorzug Bernheims zur Geltung in dem Schlußkapitel von der „Auffassung"; aber auch sonst gehören Einzelheiten hierher wie die Ablehnung der Dienstbarkeit der Wissenschaft gegenüber praktischen Ansprüchen (S. 12) u. dergl. m. Damit steht nun in Zusammenhang der zweite von uns gemeinte Vorzug von Bernheims Werk: die tiefe Besonnenheit seiner ganzen Denkweise, jener Charakter, den wohl nur das griechische Wort Sophrosyne zutreffend bezeichnet. Er wirkt auch auf den Leser wohltuend: kaum eine Gelegenheit, bei der man so wie hier Menschliches menschlich würdigen und auf Gesichertes sicher vertrauen lernt (vergl. die schönen Stellen S. 589 und 603). Die „allgemeine Identität der Menschennatur", „das psychologische Grundaxiom aller historischen Erkenntnis" (S. 534), gehört nicht am wenigsten hierher. Speziell aber

ist damit etwas wie eine ethische und ästhetische Würde der Wissenschaft festgehalten und stets neu verstärkt. Mag dem Rodbertus das Einerseits und Andererseits kleinbürgerlich erscheinen: hier wirkt die besonnene Mitte, von der aus Bernheim z. B. die Extreme eines O. Lorenz und eines K. Lamprecht behandelt, wesentlich anders (wobei wir dem Marxismus etwas mehr Positives entgegengestellt sehen möchten). Hier gewinnt man festen Boden gegen solche Veräußerlichungen der Wissenschaft, wie sie der Autor häufig abzuwehren hat (z. B. S. 112, 622); hier versteht man das Gewicht der großen Forschungsmaximen (S. 469); hier sieht man das Ungenügende historischer Isolierungen, ohne die nötige Rücksicht auf das Vorher und Nachher, ein (u. a. S. 481); hier würdigt man „die Grundbedingung jeder wahren Wissenschaft“: den „engsten einheitlichen Zusammenhang aller Funktionen der Forschung (und — wie wir hinzusetzen — der Systematik) von der niedersten bis zur höchsten und von der höchsten bis zur niedersten“ (S. 526). Manchmal scheint allerdings die Festigung allzu ängstlich zu sein und, wie schon angedeutet, bei Näherliegendem allzu vorsichtig zu verweilen; insbesondere möchten wir den Verfasser vor übertriebenem Zitieren warnen (S. 135 A. 2, S. 147 A. 2). In dieses würden wir selber hineingeraten, wenn wir noch im einzelnen nachweisen wollten, wie sich jene „Besonnenheit“ des Autors entfaltet. Doch mag uns zum Schluß immerhin noch eine Anführung erlaubt sein (S. 720): „Was ein Mann mit rechtem Willen und rechter Einsicht allein tun kann, soll er nicht zweien oder dreien überlassen, und nirgends in aller Wissenschaft läßt man mit Bewußtsein Fehler gelten in der Hoffnung, daß sie durch entgegengesetzte Fehler wieder ausgeglichen werden mögen.“





Die neuen Handelsverträge.

Von

Hugo Böttger.
(Mitglied des Reichstags.)
— Steglitz-Berlin. —

Das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 ist am 27. Februar des Jahres in Kraft gesetzt worden; die Ratifizierung der sieben Handelsverträge geht in diesen Tagen vor sich, und dann ist auf die nächsten zwölf Jahre unsere Handelspolitik festgelegt wie ein verankertes Feuerschiff im Flußbett der Elbe. Dem Caprivischen Kometenjahr 1892 ist das Bülowsche von 1905 gefolgt; wessen Namen das nächste tragen wird, in welchem Lager wir dann mit unserer wirtschaftlichen Entwicklung stehen werden, die volle Klarheit darüber wird uns Sterblichen zunächst noch vorenthalten. Diese Frage ist mit der gleichen Sicherheit zu beantworten wie die andere, ob die deutsche Landwirtschaft dann unter dem Schutze der neuen Zölle die kritischen Zeiten der Weltkonkurrenz überstanden haben wird, und ob wirklich inzwischen unserer Industrie — namentlich der Exportindustrie — so lebensgefährliche Wunden geschlagen sein werden, wie man ihr soeben prognostiziert hat. Von der Frage der wirtschaftlichen Entfaltung hängt die andere unseres handelspolitischen Entschlusses nach 12 Jahren ab. Denn am letzten Ende gehorchen die Wirtschaftsvorgänge immanenten Gesetzen; Propheten und Agitatoren der neuen Epochen gibt es jedesmal stets in Hülle und Fülle, die Durchschlagskraft ihrer Argumente wird jedoch bestimmt durch ihre mehr oder minder enge Fühlung mit den Zeitbedürfnissen. Und gerade weil hier wieder die Dinge stärker als die Menschen sind, ist es schwer, ihre Zukunft vorauszusagen.

An Prophetien für die nächste Zeit unserer Handelspolitik hat es freilich nicht gefehlt, und das ist das Gute an ihnen, daß es so schlimm gar nicht werden kann, wie man es Handel und Wandel und unserer Arbeiterschaft prophezeit hat, daß vielmehr die Voraussagungen nur nach

der angenehmen Seite enttäuschen können. Ich greife einige heraus und hoffe bestimmt, daß die nächsten Jahre schon ihre Rektifizierung besorgen werden. Der Abgeordnete Molkenbuhr von der Sozialdemokratie meinte im Reichstage (145. Sitzung vom 22. Februar 1905): „Glauben Sie denn, daß diese Verträge auf die Arbeiter weniger aufhetzend wirken werden, als die Caprivischen Verträge auf die Grundbesitzer gewirkt haben? Die Arbeiter werden sagen: auf unsere Kosten habt ihr die Politik getrieben, die einigen Millionären Gelegenheit gibt, sich noch mehr zu bereichern. Die Arbeiter sind es, welche die Zeche zu zahlen haben." Er lehnte also alle Verträge ab, desgleichen der Abg. Payer von der süddeutschen Volkspartei, der in derselben Sitzung des Reichstags meinte: „Das Leben wird zweifellos teurer werden als bisher, die Erhöhung der Einkommen wird nicht oder nur langsam nachfolgen. Die Quellen des Wohlstandes, den unsere Industrie über das Deutsche Reich und seine Bevölkerung zu verbreiten begonnen hatte, müssen in der nächsten Zeit versiegen oder werden jedenfalls kümmerlicher fließen. Wir werden, fürchte ich, in den nächsten Jahren manchem Industriezweig und manchem braven Einzelgeschäft hinter der Bahre drein zum Leichenbegängnis gehen müssen." Der Verstimmung des Südens über die Handelsverträge verlieh der Zentrumsabgeordnete Speck folgendermaßen Ausdruck: „Dem Herrn Reichskanzler konnten doch die Wünsche der süddeutschen Landwirtschaft in bezug auf die Schutzzölle nicht unbekannt sein, wenn er anders den Verhandlungen des Plenums und der Zolltarifkommission gefolgt ist, wo wir ausführlich alle diese Wünsche vorgetragen und begründet haben. Wenn der Herr Reichskanzler trotzdem uns jetzt Handelsverträge vorlegt, in welchen die Interessen des Südens so wenig gewahrt sind . . . dann kann er sich aber auch nicht wundern, wenn die Mißstimmung und, ich möchte sagen, die Erbitterung im deutschen Süden von Jahr zu Jahr immer mehr zunimmt." Und so fort! —

Noch düsterer wird das Gemälde der Reichstagsverhandlungen, wenn wir näher hinzutreten und darin die dunklen Punkte der Einzelbeschwerden der Textilindustrie, des Wein-, Hopfen-, Gerstenbaues, der Papier- und Möbelfabrikanten, der Goldwaren- und Bijouteriegeschäfte auf uns wirken lassen. Aber die Aussagen aller dieser Einzelinteressenten in allen Ehren, würden nicht die Schwierigkeiten des Absatzes, mit denen sie jetzt kämpfen und für die Zukunft rechnen, zum Teil auch ohne unsere Zollpolitik da sein, und sind sie nicht zum größten Teil auch durch die Zollpolitik der anderen Staaten hervorgerufen? Können wir überhaupt über eine Autonomie unserer Volkswirtschaft verfügen, welche alle oder auch nur die Mehrheit der deutschen Produzenten und Handeltreibenden gleichmäßig glücklich machen würde? Wird bei diesen Klagen nicht die Bedeutung des Exportes zu Ungunsten des weit stabileren und aufnahmefähigeren inneren Marktes überschätzt? Die bekannten Wahlkreisschmerzen, bei den Agrariern und zum Teil auch bei den Industriellen das Bedürfnis der Tagespolitik,

sich durch Zufriedenheit nicht die Zukunft der Taktik und Agitation zu verderben, bei der unentwegten Opposition die Verärgerung über das „Schweineglück" des Grafen Bülow — alles dies wirkte mit, der pessimistischen Detailbeurteilung die größeren politischen Gesichtspunkte unterzuordnen, und machte die meisten Beurteiler zu Gefangenen einer einseitigen Doktrin. Mit jedem Tage, an dem wir mehr in die Wirksamkeit der neuen Zollsätze eintreten, gewinnen wir bestimmt höhere Aussichtspunkte und wird der Blick freier für eine gerechtere Beurteilung der Vertragsabschlüsse und der großen politischen Mühen, deren es bedurfte, sie trotz der Einsprüche von innen und außen, trotz der Parteikämpfe, der Obstruktion und anderen parlamentarischen Notstände in den sicheren Hafen zu bringen.

Und wenn wir die letzten vier Jahre unserer inneren Politik überschauen, wenn wir die neuen Verträge einfügen in den Entwicklungsgang der deutschen Handelspolitik, so brauchen wir uns in der Tat vom Pessimismus, der übrigens die Kräfte lähmt und ebenso hoffnungslos wie unfruchtbar ist, durchaus nicht unterkriegen zu lassen. Die Bülowschen Handelsverträge von 1905 sind als Ganzes genommen ein folgerichtiges Ergebnis unserer politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse, und als solche kann und soll man sie als vertragsmäßige Bürgschaften für den internationalen Güteraustausch, als ausreichenden Agrarschutz, als leidlichen Schutz der übrigen nationalen Arbeit ohne Enthusiasmus, aber auch unter Anerkennung ihrer verdienstvollen Eigenschaften, mit anderen Worten gerecht und nüchtern beurteilen. Dazu sind sie wirklich wie geschaffen, denn sie führen die Traditionen unserer langfristigen Handelsverträge weiter und geben dem nationalen Verlangen nach größerer Unabhängigkeit gegenüber den . Staaten mit Meistbegünstigungsverträgen Raum, enthalten sich aller gewagten Experimente, trügerischer Versprechungen und extremer Begünstigungen von Sonderinteressen. Darum sind sie auch — das klingt doch schließlich durch alle Reden und Erzeugnisse der öffentlichen Meinung als voller Grundton hindurch — dem deutschen Volke willkommen gewesen.

* * *

Eine so bewegte und interessante Wirtschaftsentwicklung hat außer Deutschland kaum ein anderes Land im letzten Jahrhundert aufzuweisen. Vor hundert Jahren noch Stadtwirtschaft, die Güter gingen im unmittelbaren Tauschakte aus der Hand des Produzenten in die des Konsumenten über. Warenaustausch im Großen und Export waren Dinge, die nur wenigen bekannt waren. Preußen führte 1781 für etwa $12^1/_2$ Millionen Thaler Fabrikate aus: schlesische Leinen- und Wollenwaren und etwas Stahl und Eisen. Dann im zollvereinten Deutschland von 1849 erzeugte noch die Landwirtschaft über 90% des gesamten Nahrungsbedarfs. Deutschland ist ganz überwiegend Agrarstaat, aber ein Agrarstaat, der aus seinen Küstenstrichen an der Nordsee und Ostsee Korn, Holz und Wolle nach England schickt und darum mit Leidenschaft freihändlerisch ist. Zwischen dem Adel und den königlichen Kaufleuten

der Seestädte und großen Handelsplätze lebt eine Interessenverwandtschaft, die den Fortschritten der Zollvereinsidee mit einiger Beunruhigung zusah, jener Zollvereinsidee, die Binnenzölle beseitigen und Außenzölle zum Schutze der noch schwachen Industrie einführen wollte. Friedrich List, unser großer nationalwirtschaftlicher Erzieher, beklagte den Jammer unseres Gewerbefleißes und sagte, Deutschland sei das, was Franklin einst vom Staate New-Yersey behauptet hatte, ein von seinen Nachbarn an- und abgezapftes Faß.

Jedoch das Faß füllte sich wieder, der Großbetrieb und der moderne Verkehr erwachen und erschließen für Deutschland eine Volks- und später eine Weltwirtschaft. Deutschland bedarf nun, der Gedanke ringt sich nach und nach durch, für diese ersten industriellen Jugendjahre der Erziehungs- und Schutzzölle, und sie werden ihm, wenn auch widerwillig und im bescheidenen Umfange, von der ackerbautreibenden Majorität, die ihre Spitze im freihändlerischen Preußen sah, namentlich auf das Drängen der Roheisenproduzenten und der süddeutschen Spinner hin gewährt.

In der ersten Vertragsperiode des Zollvereins traten einige Zollerhöhungen für Halbfabrikate ein: gebleichtes, gefärbtes und gezwirntes Baumwoll- und Wollgarn, feinere Stabeisensorten 2c. In der zweiten Periode von 1842—1853 erhielten auch Roheisen, gewöhnliches Stabeisen und Eisenbahnschienen, Wollenwaren, ungebleichtes Garn, Gold- und Silberwaren, Handschuhe, Papiertapeten, Soda 2c. einen höheren Zollschutz. Dann aber kommt die Wendung von diesem bescheidenen Industrieprotektionismus zum absoluten Freihandel.

Vorbereitet und getragen war die Bewegung vom Kongreß deutscher Volkswirte, welcher unermüdlich landauf landab die Lehre verbreitete, daß die internationale Arbeitsteilung jedem Lande ein bestimmtes Produktionsgebiet zuweise, daß künstlicher Schutz nur Treibhauskulturen zuwege bringe, und daß es wie in der Privatwirtschaft für die Volkswirtschaft nur eine Hauptregel gebe: auf dem billigsten Markte einzukaufen und auf dem teuersten zu verkaufen. Die Bewegung ging von England aus durch die ganze Welt und brachte u. a. den berühmten englisch-französischen Handelsvertrag von 1860 zustande, der den starkentwickelten französischen Protektionismus stürzte und auch die Nachbarstaaten Belgien und den deutschen Zollverein völlig in den Bann des Freihandels zwang. Die deutschen Tarifreformen von 1870 und 1873 mit ihrer Herabsetzung der Eisenzölle sind die markantesten Erscheinungen dieser Freihandelsentwicklung, die mit der gesetzlichen Ankündigung abschloß, daß vom 1. Januar 1877 bearbeitetes Eisen, grobe Gußwaren, Maschinen 2c. überhaupt ganz zollfrei eingehen sollten. Der Konservative von Behr hielt 1873 im Reichstage unter Beifall seiner Standesgenossen Minnigerode, Wedell-Malchow, Graf Dohna 2c. eine Rede, welche mit dem Ersuchen schloß, „kräftig die Axt an die Wurzel des zopftrockenen Stammes der Schutzzölle zu legen“.

Das war wohl, wie der Franzose sagt, le comble. Von dieser Höhe

des Freihandelsenthusiasmus mußten wir wieder herunter, und der Abstieg vollzog sich in der Tat in etwas schleunigem Tempo. Von der Landwirtschaft hatten schon vorher die Tabak- und Weinbauern ihre Stimme erhoben, ohne allerdings gegen die ostelbischen Kornproduzenten durchzudringen. Jetzt fanden sie mehr Glauben, weil der Export der östlichen Landwirtschaft ab-, die Einfuhr von Agrarerzeugnissen nach Deutschland ständig zunahm, in erster Linie in Weizen, Mühlenfabrikaten und Rindvieh. Ich gebe eine kleine statistische Übersicht, die uns beweist, daß bei handelspolitischen Erwägungen nicht Gefühlsmomente, sondern Tatsachen den Ausschlag geben.

	Weizen.		Mehl- und Mühlenfabrikate.	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
	(Tonnen)		(Tonnen)	
1860	241 000	452 000	13 200	28 100
1865	213 000	362 000	34 800	53 300
1870	308 000	483 000	132 000	112 000
1874	408 000	393 000	123 000	137 000

	Rindvieh.	
	Einfuhr	Ausfuhr
	(Stück)	
1860	99 083	119 106
1865	112 624	170 796
1870	186 623	236 716
1874	301 426	281 796

Außerdem war die Roggeneinfuhr in der Zeit von 1865 bis 1874 von 350 000 Tonnen auf 950 000 Tonnen, die Gersteneinfuhr von 60 500 Tonnen auf 291 000 Tonnen, die Hafereinfuhr von 40 300 auf 304 000 Tonnen gestiegen; die Einfuhr von Pferden und Schweinen hatte sich nahezu verdoppelt. Da begann auch der ostelbischen Landwirtschaft die Basis mit Grundeis zu gehen. Sie bekehrte sich zum Schutzzoll und trat in Fühlung mit jener Gruppe von Industriellen, welche vor allem bestrebt war, den Termin zur völligen Abtragung der Schutzzollmauern hinauszuschieben, mit der Eisen-, Baumwollen-, Leinen-, Soda-, Papier- &c. Industrie, die sich im Zentralverbande deutscher Industrieller zusammengeschlossen hatten. Die Eisenzölle fielen zwar 1877, doch schon im nächsten Jahre verlangten 204 Mitglieder des Reichstags eine Reform des deutschen Zolltarifs „angesichts der Handelspolitik der meisten Deutschland umgebenden Länder". Die Industrie hatte inzwischen eine schwere Krisis durchgemacht und namentlich die Eisenindustrie war durch die Zollreduktionen einem mörderischen Wettbewerb des billiger produzierenden Auslandes ausgesetzt. Jetzt griff Bismarck ein, um mit der Tarifreform von 1879 unserer gesamten Wirtschafts- und Gewerbepolitik eine der bisherigen Richtung völlig entgegengesetzte zu geben. Sicherung des inneren Marktes für die heimische

Produktion, Repressivmaßregeln gegen die Schutzzollpolitik der Vereinigten Staaten, von Rußland, Österreich-Ungarn, Italien und Frankreich, und Vermehrung der Zolleinnahmen zum Zweck der Durchführung der Finanzreform lautete von jetzt ab die Parole, und damit kamen auch die mit dem Aufblühen der Freihandelslehre etwas verblaßten Handelsverträge wieder in die Mode, zunächst freilich in der Form von Meistbegünstigungsverträgen. Deutschland verzichtete darin, jedem Lande gegenüber die Einfuhrzölle zu binden, sondern verlangte nur die Meistbegünstigung, womit sich die anderen Staaten verpflichteten, jede Zollbegünstigung, die sie irgend einem Staate zuteil werden ließen, ohne weiteres auch auf Deutschland zu erstrecken. Damit erhielten wir also ohne weitere Verhandlungen Zollermäßigungen, welche bei den Tarifverträgen zwischen Frankreich, Österreich-Ungarn, Italien, Belgien gewährt worden waren.

Bei der Tarifreform von 1879 war die einschneidenste Änderung die Wiedereinführung von Getreidezöllen, welche seit 14 Jahren beseitigt waren: 1 Mk. für den Doppelzentner Weizen, Roggen, Hafer und 50 Pfennige für andere Getreidearten; Garn und Gewebe erhielten einen höheren Zoll, und der Eisenindustrie wurde der Zollschutz wiedergegeben. Ein Sturm ging durch die deutsche Politik, Eugen Richter feierte seine größten Triumphe, ohne freilich die Entwicklung aufzuhalten. Wir erhöhten noch die Zölle für Roggen und Weizen auf 3 Mk. im Jahre 1885, auf 5 Mk. im Jahre 1887. Es vollzog sich in der Gewerbe- und Handelspolitik und auch wohl in der anderen Politik die Rechtsschwenkung des deutschen Volkes.

* * *

Jedenfalls haben wir seit 1879 eine Aufwärtsbewegung für den Schutz der nationalen Arbeit, und auch die Caprivischen Verträge sind keineswegs Verträge im Sinne der alten Freihändler; die würden sie konsequenterweise gerade so verdammen müssen wie etwa die Bülowschen Handelsverträge, denn ob 3,50 Mk. oder 5 Mk. Getreidezoll, den Grundsätzen der offenen Tür für alle notwendigen Verbrauchsartikel widersprechen beide Sätze, die einen nur etwas mehr als die anderen. Was aber zeichnete nun die Caprivi-Verträge aus und was verursachte ihre gründliche Unbeliebtheit bei der deutschen Industrie und Landwirtschaft? Kurz gesagt, daß sie von der Fiktion getragen waren, unser handelspolitisches Kometenjahr 1892 mit einer mäßigen Herabsetzung der Zölle würde für die Konkurrenzstaaten den Anlaß geben, eine gleiche Politik zu verfolgen, und so allmählich eine Art zollpolitische Abrüstung vorbereiten. Es fiel Nordamerika, Frankreich, Österreich-Ungarn leider nicht im Traume ein, so zu verfahren, wie wir es uns gewünscht hatten. Im Gegenteil, diese Länder schützten ihren inneren Markt noch mehr als bisher mit teilweise exorbitanten Zollmauern und fügten den hohen Zollsätzen chikanöse Behandlungen der fremden Waren hinzu. Wir waren also statt eines erfolgreichen Refor-

mators der predigende Quäker gewesen, der nackt und unbewaffnet unter die grimmigsten Feinde gegangen und recht mäßiger Behandlung ausgesetzt worden war. Handelspolitik ist eine internationale Kunst des Möglichen. Mit den besten Theorien kommen wir unter den Schlitten, wenn die anderen hochentwickelten Kultur- und Industriestaaten eine sehr praktische Politik des Eigennutzes und der Abschließung betreiben. Unsere Schutzzölle sind Ausgleichs- und Erhaltungszölle, die den Vorsprung der übrigen Staaten mit günstigeren Produktionsbedingungen ausgleichen und unserem heimischen Gewerbe den inneren Markt nach Möglichkeit erhalten wollen. Diese Politik betreiben alle Staaten mit Ausnahme von Großbritannien, das mehr und mehr handelspolitisch in den Hintergrund tritt. Auch nur der Versuch, einseitig die Bahnen der Schutzzollpolitik zu verlassen, wie ihn Graf Caprivi unternahm, hat Deutschland in wirtschaftliche Krisen und politische Verwirrungen der schärfsten Art gebracht.

Was gewiß für die Caprivischen Verträge sprach, das war ihre Langfristigkeit, ihre Geltungsdauer von 12 Jahren, womit Handel und Industrie eine Stabilität ihrer Beziehungen zu den fremden Märkten erwarben, die sie unter den Meistbegünstigungsverträgen recht entbehrt hatten. Dieses sicherlich nicht unbedeutende Novum der Langfristigkeit unserer Verträge mit Österreich-Ungarn, Belgien, Rußland, Italien, Rumänien 2c. mußten wir aber durch Zugeständnisse auf agrarischem Gebiete erkaufen, welche die kritische Lage der Landwirtschaft außerordentlich verschärften: der Weizen- und Roggenzoll wurde von 5 Mk. auf 3,50 Mk., der Gerstenzoll von 2,25 Mk. auf 2 Mk., der Haferzoll von 4 Mk. auf 2,80 Mk., der Malzzoll von 4 Mk. auf 3,60 Mk., der Mehlzoll von 10,50 Mk. auf 7,50 Mk. herabgesetzt. Die Zölle auf lebendes Vieh, auf Fleisch, Holz 2c. mußten ebenfalls bluten, und alle die vereinbarten Zollermäßigungen fanden infolge der Meistbegünstigung auf die Mehrzahl der übrigen Länder Anwendung.

So hatte also die Landwirtschaft 1892 die Zeche der langfristigen Verträge bezahlen müssen, und das wurde von ihr gerade in dem Momente verlangt, wo sie sich infolge eines großartigen Preisrückganges beim Getreide nahezu zahlungsunfähig fühlte. Industrie und Handel hatten sich in den letzten Jahrzehnten mächtig entfaltet, die Fabrikatenausfuhr war von 1880 bis 1890 gestiegen um 548 Millionen Mk., die Industrien hatten größtenteils bessere Preise für ihre Erzeugnisse erzielt und durchweg die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung gehabt. Anders stand es mit der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft mußte seit Mitte der siebziger Jahre mit einem ziemlich konstanten Fallen der Getreidepreise rechnen; die überseeische Konkurrenz von Nordamerika, Indien und Argentinien begann damals, unterstützt durch die gewaltigen Verkehrsverbesserungen, in riesigen Massen Getreide auf den deutschen Markt zu werfen. In der preußischen Monarchie betrugen die Preise für die Tonne in Mark

	Roggen	Weizen
1873	179,2	235,2
1883	160,0	189,6
1887	143,0	175,3
1893	127,8	146,9
1894	118,0	135,0

Auch bei den Preisen für Gerste und Hafer war ein Rückgang eingetreten, und wenn man berücksichtigt, daß 1893 von der gesamten Acker- und Gartenfläche des Deutschen Reiches 54,4 % auf die vier Hauptgetreidearten entfielen, so kann man es auch verstehen, daß die Landwirte, die teuer gekauft hatten und hohe Pachten zahlen mußten, vielleicht auch allzusehr an gute Preise gewöhnt waren, selbst bei intensivster Wirtschaft und bei höchster Steigerung der Roherträge nicht auf die trockenen Spesen kamen, sondern in Verzweiflung und Verfall gerieten. Dabei grimmige Arbeiternot in den ländlichen Distrikten; von 1882 bis 1895 nahm die landwirtschaftliche Bevölkerung ab, z. B. in Ostpreußen um 5,7 %, in Brandenburg um 4,5 %, in Schlesien um 9,1 %. Zu allem Unglück trat in jener Zeit noch eine Verseuchung des deutschen Viehstapels ein, bei der wir in den Jahren von 1886 bis 1894 allein an Maul- und Klauenseuche in jedem Jahre für rund 50 Millionen Mk. Vieh verloren.

Da drang denn aus der Tiefe des deutschen Volks der Ruf empor, die Landwirte müssen sich organisieren, müssen aus der Idylle ihrer landwirtschaftlichen Vereine und Molkereigenossenschaften waffenklirrend in die politische Arena treten. Denn daß wir nicht zum reinen Industriestaat geschaffen sind, daß wir für unsere Wehrfähigkeit eine Landbevölkerung brauchen, daß in einer leistungsfähigen Landwirtschaft ein vortreffliches Absatzgebiet der deutschen Industrie gegeben sei, diese Erkenntnis brach sich mit elementarer Gewalt Bahn. Und so geschah die landwirtschaftliche Mobilmachung im Februar 1893 im „Tivoli“ zu Berlin, der Bund der Landwirte wurde begründet, und dieser Bund überholte alsbald an Lungenkraft, Agitation und Rücksichtslosigkeit alle vorhandenen Interessenorganisationen. Er gewann den maßgebendsten Einfluß auf die Parteien und verbündeten Regierungen. So gingen allmählich unter Vorbereitungen für eine neue Vertragsära die Jahre der Caprivischen Verträge zu Ende, unter denen der deutsche Außenhandel von 7,3 Milliarden auf 11,4 Milliarden Mk. angewachsen, der innere Markt aber gewalttätigen Stößen ausgesetzt war. Schon 1897 war der wirtschaftliche Ausschuß zur Vorbereitung und Begutachtung handelspolitischer Maßnahmen aus Vertretern der einheimischen Erwerbstätigkeit gebildet worden, und sein Gutachten war so unzweideutig schutzzöllnerisch und landwirtschaftsfreundlich ausgefallen, daß alle gegenteiligen Agitationen von handelsfreiheitlicher Seite ihr Ziel nicht erreichen und lediglich ein Überspannen des agrarischen Bogens verhindern konnten. Als Waffe für die neuen Handelsverträge schufen wir uns jenen

neuen Generaltarif, dessen Sätze hoch genug waren, um einigermaßen mit den anderen Ländern konkurrieren zu können und um davon im Wege der Verhandlungen Abstriche zu machen. Der neue Zolltarif wurde dann schließlich nach einer überaus leidenschaftlichen Bekämpfung durch die Sozialdemokratie am 14. Dezember 1902 im Morgengrauen um 5 Uhr vom deutschen Reichstage angenommen. Auf ihm und auf dem Antrag Kardorff, dem Kompromißerzeugnis mit den Minimalzöllen für die 4 Getreidearten, mit einigen agrarischen Überspannungen und mit manchen „Unstimmigkeiten" für Industrie und Handel, auf jenem Kompromißerzeugnis, welches die wütende Obstruktion niederschlug, bauen sich nun die sieben sogenannten Zusatzverträge des Grafen Bülow auf, die wir soeben mit Rußland, Italien, Belgien, der Schweiz, Serbien, Rumänien und Österreich-Ungarn abgeschlossen haben. Nichts Vollkommenes, nichts imponierend Überirdisches, sondern nur das folgerichtige Ergebnis eines politisch und wirtschaftlich nüchternen und zuverläßlichen Kalkuls.

* * *

Wir können jetzt rückblickend drei Phasen der neueren deutschen Handelspolitik unterscheiden: die Freihandelspolitik bis 1878, ihr folgt die Schutzzollperiode, in der die Caprivischen Handelsverträge insofern ein Novum bilden, als sie an Stelle des autonomen Tarifs mit Meistbegünstigungsverträgen langfristige Handelsverträge setzten. Jetzt sind wir im Begriff, die Schutzzollaera abzuschließen, indem wir eine Kombination von langfristigen Verträgen, Sicherung des inneren Marktes und Revision der noch bestehenden Meistbegünstigungsverträge, mit anderen Worten eine bewußt nationale und selbständige Handelspolitik inszenieren.

Das besonders Charakteristische der neuen Verträge ist einmal die Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle, von denen wir hier natürlich nur die wichtigsten Sätze aufführen können. Weizen bisher 3,50 Mk., im neuen Vertrage 5,50 Mk.; Roggen statt 3,50 Mk. 5 Mk.; Hafer statt 2,80 Mk. 5 Mk.; bei Gerste wurde der noch immer etwas problematische Unterschied zwischen Braugerste und Futtergerste, wie ihn der Antrag Kardorff formuliert hatte, festgehalten und der Zollsatz für Futtergerste von 2 Mk. auf 1,30 Mk. erniedrigt zur Genugtuung unserer viehzüchtenden und Gerste zukaufenden Landwirte, zum Kummer für die süddeutschen Gerstenproduzenten. Der Zollsatz für andere Gerste, die für Brauzwecke eingeht, wurde von 2 auf 4 Mk. erhöht. Der Hopfenzoll ist von 14 auf 20 Mk., der Mehlzoll von 7,30 auf 10,20 gestiegen. Wesentlich verstärkt ist der Schutz für Vieh, und die Viehseuchenkonvention mit Österreich-Ungarn versucht mit der Einführung einer Präventivsperre die fortwährend von Osten drohende Gefahr der Verseuchung unseres Viehstapels zu bannen. Es wird bezweifelt, ob ihr das gelingen wird. Gemüse, Obst, Wein, Holz sind sodann ebenfalls in den Bereich einer intensiveren Schutzzollpolitik gezogen worden.

Auf die Art hofft man also, die deutsche Landwirtschaft wieder auf eigene Füße stellen und sie gegen die erdrückende Konkurrenz des Auslandes und

gegen das fortdauernde Sinken der Getreidepreise schützen zu können. Auf die Art würde sie fähig, höhere Löhne zu zahlen, und es würde damit der Landflucht und dem Zusammenballen des ländlichen Proletariats in den größeren Städten und Industriezentren ein Ziel gesetzt werden, dem städtischen Handel und Gewerbe mit der wiedererstarkten Landwirtschaft ein konsumkräftiges Hinterland aufs neue erschlossen. Der deutsche Arbeiter soll bei dieser agrarischen Politik dadurch entschädigt werden, daß ihm in Zukunft nicht wie bisher das Landproletariat als industrielle Reservearmee bei seinen Kämpfen um Lohnerhöhung in den Rücken fällt, daß durch Sicherung und Stärkung des inneren Marktes die Konjunktur der deutschen Produktion steigt und sich damit seine Lebenshaltung mindestens in gleichem Tempo einer etwaigen Preissteigerung für Brot und Fleisch verbessert. Um vollends das Odium des Brotwuchers aus der Welt zu schaffen, hat die Reichstagsmehrheit noch ein Übriges getan und bestimmt, daß die zu erwartenden finanziellen Mehrerträge für eine Witwen- und Waisenversicherung der arbeitenden Klasse im vornherein festgelegt sind. Man kann den Gegnern der Verträge das eine nicht bestreiten, daß hier mancherlei Konjekturalpolitik mit untergelaufen ist, auf die allein sich die Zukunft der deutschen Arbeiterschaft nicht verlassen darf, bei der wir vielmehr nur mit stetigen Fortschritten auf dem Gebiete der Sozialpolitik alle Zweifel an der Arbeiterfreundlichkeit der neuen Handelspolitik bannen können.

Denn die Industrie und damit auch die Industriearbeiterschaft sieht nicht mit der gleichen Befriedigung auf die neuen Handelsverträge wie die Landwirtschaft. Jetzt ist der Spieß von 1892 umgekehrt, und heute mußte die Industrie die Zeche bezahlen. Wir haben in der Industrie durchweg unsere Zölle, die etwa 5—7% des Wertes der zollgeschützten Waren ausmachten, nur auf 9—10% vom Werte erhöht, während z. B. Belgien einen Zollschutz von etwa 15% vom Wert, die Vereinigten Staaten einen solchen von 50% und darüber etabliert haben und Österreich-Ungarn und Rußland ebenfalls an sehr hohen Einfuhrzöllen gegenüber deutschen Fabrikaten festhalten. Somit werden wir in den nächsten zwölf Jahren vieles nur durch unsere Billigkeit und durch die Qualität unserer Exportwaren und nur durch die große Leistungsfähigkeit unseres Außenhandels herausholen können, um unserer Industrie die bisherige Entwicklungskraft auch für die nächste Zukunft zu gewährleisten.

Stetigkeit der Handelsbeziehungen mit Hülfe der langfristigen Verträge und — das ist das zweite größere Charakteristikum der neuen Handelspolitik — ein sorgfältiger und spezialisierter Generaltarif, damit muß sich in der Hauptsache Handel und Wandel trösten. Der alte Tarif war unübersichtlich und unrationell geworden, seine Anordnung beruhte in der Hauptsache auf dem preußischen Zolltarif von 1818 und umfaßte 43 Hauptnummern mit Unterabteilungen, so daß 387 Tarifstellen unterschieden wurden. Der alte Tarif faßte auf die Art vielfach Dinge zu-

sammen, die nicht mehr zusammen gehörten, und dadurch wurde dann zum Nachteil von Handel und Industrie bewirkt, daß der Zoll bei einer Reihe größerer Warengruppen, z. B. bei feinen Eisenwaren, die wertvolleren Gegenstände verhältnismäßig zu gering und die wohlfeileren zu hoch belastete. Dem hat man nun durch einen äußerst spezialisierten Tarif mit über 900 Nummern und vielen Unterabteilungen abgeholfen. Man kann das anerkennen, ohne es zu überschätzen. Im übrigen haben die Schwerindustrie (Eisen-, Metall-, Maschinenindustrie), die Textilindustrie, die chemische Industrie durchweg ihre Zölle behalten und sich damit einrichten zu können erklärt. Wir brauchen wohl nicht skeptischer zu sein als die Fachautoritäten.

Ein großes Fragezeichen bildete eine Zeitlang die Regelung der Meistbegünstigung. Es wurden die Meistbegünstigungsverträge deswegen und zwar namentlich die Meistbegünstigungsverträge mit der nordamerikanischen Union und Argentinien einer scharfen und nicht unberechtigten Kritik unterzogen, weil wir darin die den Österreichern und Russen gewährten Zollermäßigungen auf Getreide (7 Mk. im Generaltarif, 5 Mk. im Vertragstarif) ohne weiteres auch den amerikanischen und argentinischen Farmern zu gute kommen ließen, ohne daß uns diese transozeanischen Länder die Zugeständnisse zu gewähren brauchten, welche wir von Rußland und Österreich für unsere Fabrikatenausfuhr eingetauscht hatten. Die Vertreter der verbündeten Regierungen haben zu verstehen gegeben, daß dieser unerfreuliche Zustand deutscher Gutmütigkeit nicht für die Zukunft sanktioniert werden soll. Wir werden vermutlich zur bedingten Meistbegünstigung oder zu Reziprozitätsverträgen gelangen, bei denen die von den vertragschließenden Staaten einander eingeräumten Vergünstigungen dritten Staaten nur auf Grund gleichwertiger tarifarischer Gegenkonzessionen zugestanden werden dürfen. Das aber, die Verwandlung der Meistbegünstigungsverträge in Reziprozitätsverträge, ist das dritte Charakteristikum der Bülowschen Handelspolitik: ein zielsicheres, selbstbewußtes Besinnen auf die eigene nationale Kraft im Weltverkehr, das sich indessen nicht zu polternden Zollkriegsdrohungen im Stile einer überagrarischen Agitation fortreißen läßt.

Heiße Kämpfe auf dem Weltmarkte stehen uns bevor; die nordamerikanische industrielle Expansion ist noch nicht zu ihren kräftigsten Vorstößen geschritten; Großbritannien will nicht ohne Schwertstreich uns die zweite Stelle in der Eisen- und Maschinenindustrie überlassen; Japan wird der politischen Emanzipation die wirtschaftliche folgen lassen — so heißt es also für uns: Feinde ringsum. Wir müssen alle produktive Kraft entwickeln, um uns ihrer zu erwehren und um unsern starken Bevölkerungszuwachs von jährlich etwa einer Million menschenwürdig ernähren zu können. Ackerbau und Industrie, Handel und Verkehr aber sind es, welche Deutschlands Nachwuchs Arbeit und Brot geben; und allen diesen Ständen und Berufsgruppen Licht, Luft und Sonne möglichst gleichmäßig zuzuteilen, das war die Aufgabe unserer Handelspolitik. Hoffen wir, daß sie sie gelöst hat.



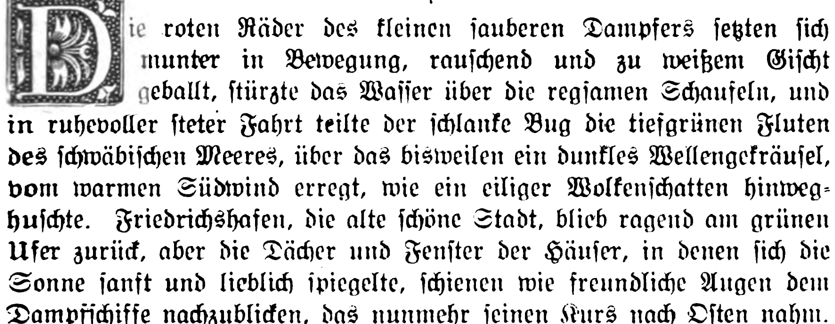
Von Dreien, die sich auf der Reise trafen.

Erzählung

von

Wolfgang Hammann.

— München. —



Die roten Räder des kleinen sauberen Dampfers setzten sich munter in Bewegung, rauschend und zu weißem Gischt geballt, stürzte das Wasser über die regsamen Schaufeln, und in ruhevoller steter Fahrt teilte der schlanke Bug die tiefgrünen Fluten des schwäbischen Meeres, über das bisweilen ein dunkles Wellengekräusel, vom warmen Südwind erregt, wie ein eiliger Wolkenschatten hinweghuschte. Friedrichshafen, die alte schöne Stadt, blieb ragend am grünen Ufer zurück, aber die Dächer und Fenster der Häuser, in denen sich die Sonne sanft und lieblich spiegelte, schienen wie freundliche Augen dem Dampfschiffe nachzublicken, das nunmehr seinen Kurs nach Osten nahm.

Da jetzt also der mächtige Schornstein und die Kajüten an Deck nicht mehr die Aussicht nach Süden versperrten, wandten die drei Gesellen, die, am Heck des Dampfers stehend, das Bild der Stadt in ihren zarten Umrissen und der Pracht ihrer sanften Farben voll heiterer Beschaulichkeit in sich aufnahmen, ihre Blicke dem südlichen Ufer des Bodensees zu, wo die Berge wie ein Kranz von dunklen Bastionen und Wällen in das wolkenlose Blau des Himmels emporstarrten. Wie ein silbernes Band um den Fuß eines Berges geschlungen, kam der Rhein zwischen den Mauern des Gebirges dahergeflossen und goß seine kalten, reißenden Wasser in des Sees weitgeöffnetes Becken.

Lange standen sie so da, die drei Gesellen, schweigend und von einem geheimen Glück erfüllt, denn die gewaltige Masse der ruhenden Berge, darüber die zackigen Firnen und blendenden Gletscher, wie eine himmlische Krone zierend die heilige Erde, befreite ihre Seele von dem Strom der erdenschweren Gedanken. Als aber der Dampfer, in schönem

Bogen um eine Landzunge wendend, sich wieder dem flachen nördlichen Gestade zudrehte, löste sich beim Anblick der grünen Gärten und lachenden Obsthaine, der Rebhügel, die in sanfter Schwellung sich aus der weiten Ebene hoben, der Wälder, deren schöne Konturen die Erde gegen den Himmel säumten, in den drei Schweigsamen die Zunge, zumal auch in den Büschen und Bäumen die Goldammern, Amseln und Finken sich selber und allen Menschen zur Freude ein liebliches Koncert anzustimmen begannen. — Sie musterten einander mit unbefangenen Blicken, der hochaufgeschossene Theologe, dem bei seiner ernsten, ruhigen und dennoch liebenswürdigen Art der Titel Wohlehrwürden nicht übel zu Gesichte stand, der kleine bewegliche Doktor der Rechte, der eine kecke französische Studentenmütze gar unternehmend über dem linken Ohre trug, und endlich der etwas feiste junge Kaufmann aus Hamburg; und als sie nun einander jenes neugierige Interesse gestillt hatten, das wir immer für Stand, Beschäftigung, Anschauung und Lebensart eines angenehmen Menschen empfinden, mit dem uns ein Zufall, wenn auch nur für kurze Zeit, in diesem zersplitterten Leben zusammenführt, floß ihre Rede vertraulich und ward schließlich so persönlich, wie ein Gespräch von guten Freunden.

„Unsere Namen wollen wir uns verschweigen," begann der Doktor. „Namen sind nichts als ein leerer Schall, und doch könnten sie vielleicht in dem einen oder andern von uns Erinnerungen heraufbeschwören, die diese heitere Gegenwart bedrängen oder mit einem trüben Schleier verhüllen könnten!"

„Mir ist es recht," meinte lächelnd der junge Kaufmann, „obwohl für mich hinter keinem Namen, sofern es nur kein Weibername ist, eine Erinnerung lauert, die meine gegenwärtige Zufriedenheit, wenn auch nur so flüchtig wie der Schatten einer Welle, könnte betrüben."

Der Theologe, der aufmerksam den Beiden zugehört, gab nun auch seinen Spruch zu dem Vorschlag:

„Was habt Ihr von der Vergangenheit zu befürchten, liebe Kameraden," so hub er an, „daß Ihr also ihrem Gedächtniß auszuweichen versucht. In der Zukunft harrt Euer wiederum manche Gegenwart; werdet Ihr nicht später vielleicht einmal bedauern, wenn Euch die jetzige heitere Gegenwart als ein heiterer Teil Eurer Vergangenheit erscheint, daß Eure Erinnerung Euch nicht einmal den Namen der Menschen zu nennen vermag, deren Schicksale bei guter Gelegenheit zu erforschen sonst wohl gar nicht so unmöglich wäre? Aber ich will mich gern darein schicken, den Vorschlag anzunehmen, wenn Euch ein Gefallen damit geschieht!"

Bei solcher Art friedfertigen, bald scherzenden, bald ernsten Gesprächen merkten nun zwar alle Drei, daß jeder von ihnen in Sonderheit eine andere Weise liebe, in die Welt zu sehen, und in seinem gewöhn-

lichen Leben andere Befriedigung und Freude suche, aber in dieser erhabenen Landschaft erweiterten sich die Kreise ihrer Gedanken und Gefühle, und ein gewisses Bewußtsein ihrer Verwandtschaft als Menschen, als Geschöpfe, die einst aus dem Schoße dieser Erde gewachsen, fesselte sie innig und ehrlich aneinander.

Inzwischen näherte sich der Dampfer der kleinen Insel Lindau, die, von Weitem gesehen, wie ein großer Pfahlbau in dem grünen Wasser stand; allmählich aber sah man klar und klarer die einzelnen Häusergruppen, von hohen dunklen Bäumen überragt, drei Kirchtürme strebten anmutig in die Höhe, und hart am Ufer lag die helle, schöne Kaserne, schimmernd in der Sonne wie ein stolzes Festungswerk. Dem Leuchtturm gegenüber, an der Hafeneinfahrt, thronte auf steinernem Sockel ein mächtiger Löwe, das Wappen der guten, alten Stadt Lindau, und ein lieblich bewegtes Bild entzückte nun die drei Gesellen, als der Dampfer stoppend in den Hafen einfuhr und, von einigen übermütigen Bürgermädchen mit flatternden Tüchlein begrüßt, an der Landungsbrücke anlegte. Kaum fühlten aber die drei Reisenden den festen Boden unter ihren Füßen, als sich plötzlich, und in Allen zu gleicher Zeit, ein heftiges Verlangen äußerte, ihre von mancherlei Disputen ganz ausgedorrte Gurgel nach alter Manier ein wenig in die Schwemme zu reiten. Der Hamburger hielt eins der hübschen Mädchen an, deren zu seiner Freude nicht wenige in Munterkeit die kleinen Gassen belebten und bei den Buden — denn es war gerade Jahrmarkt in der Stadt — um Spitzen und Seidenbänder handelten, und fragte nach den besten Weinstuben am Ort. Die Kleine plapperte gefällig einige daher, und plötzlich rief der Doktor: „Holla, Albinus Preindelschlag! Das klingt nicht übel für einen Küfer, und wenn mich meine Erfahrung in derlei peinlichen Entscheidungen nicht wider alles bessere Verhoffen täuscht, so wartet unser dort ein köstlicher Wein, ja vielleicht sogar ein anmutiges Abenteuer!"

Die anderen fügten sich lächelnd seinem Vorschlage, dorthin zu gehen, und sahen einander mit der Miene der Ueberlegeheit an, die sie als aufgeklärte Kinder ihrer Zeit mit gutem Rechte über ihren Kameraden empfinden zu dürfen glaubten, zumal bei einem so närrischen, fast an Aberglauben streifenden Einfall, gerade den einen Küfer allen Anderen vorzuziehen, und zwar nur deshalb, weil ihm ein so merkwürdiger Name wie Albinus Preindelschlag zu eigen wäre.

Als nun in der altdeutschen Weinstube des Albinus Preindelschlag schon manch Schöpplein des rötlichen Meersburger, des besten Weines, den die glühende Sonne an den Ufern des Bodensees in der Trauben enge Hülle treibt, die Gemüter der Gesellen erhitzt hatte und allerhand Streitreden ihre junge Freundschaft ein wenig auf die Probe zu stellen begannen, hatte ihr Verhältniß zu einander eine gewisse klare Form angenommen.

Sie saßen sozusagen im Dreieck beisammen, und Einer suchte den Anderen mit allerlei Listen in den Winkel zu locken, den er selber behauptete; ein Jeder nämlich glaubte, allein die rechte Art zu wissen, das wilde Leben zu meistern. So gab es auf den langen Seiten des Dreiecks manch' hitziges Scharmützel und, da es nun einmal Sitte im Kriege ist, so gaben sie sich Spottnamen, durch die im Wesen ihre persönliche Haltung im Kampfe gekennzeichnet wurde.

Chamäleon nannten sie den Doktor, weil er nie die rechte Farbe bekannte und mit Wahrheit und Lüge ein sinnverwirrendes Spiel begann, nicht weniger kunstvoll denn ein Jongleur, der seine beiden Bälle abwechselnd so schnell in die Höhe wirft, daß man niemals recht gewiß zu sagen im Stande ist, ob er jetzt den roten oder den grünen in der schwingenden Hand hält.

Des Theologen Kampfplan war durchsichtig in Feinheit gesponnen, und weil er selber gar so dürre und langbeinig war und öfters mit fanatisch glühenden Augen aus seinem sicheren Hinterhalt hervorbrach, wenn die Anderen sich unvorsichtig in den Geweben seiner Gedanken verirrten, hießen sie ihn Spinne.

Jetzt aber waren diese zwei, Chamäleon und Spinne, in arger Verlegenheit, weil sie nicht wußten, welchen Namen sie ihrem Kameraden geben sollten. Meist saß er friedlich in seinem Winkel, trank und trank, klopfte sich vergnügt das runde Bäuchlein, wenn ihm ein Witz gelungen, und wagte nur dann einen herzhaften Ausfall, wenn einer ihm zu nahe kam. Doch jede Blödheit war ihm fremd, ja sein unbefangenes, beschauliches Wesen äußerte sich oft in einem gewissen täppischen Humor. Er erzählte, wie er sich vor Kurzem in einer steifen Hamburger Kaufmannsgesellschaft unmöglich gemacht. Da hatte er, als nach dem Essen plötzlich ein allgemeines, peinliches Stillschweigen entstand, eine große Melone von einer Fruchtschale gehoben, sie väterlich gestreichelt, und dann ganz harmlos zu der Dame des Hauses gesagt: „Nicht wahr, so eine Melone ist so schön rund wie ein kleiner Kinderbauch!"

Die Spinne brach in ein prustendes Gelächter aus. Um es zu überstimmen, hub unser Held, von vielem Wein ein wenig benebelt, ein morastiges Lied mit tiefer Stimme an. Da schrie das Chamäleon: „Hurra, das ist unser Frosch! Er läßt sich niemals anders aus seinem kühlen Sumpfe zur Heiterkeit des Lebens aufziehen, denn durch einen Flaschenzug! — He, Jungfer Maria, die Kanne ist leer!"

Das hübsche Mädchen, das verträumt in der Ecke einer leise schnurrenden Katze das Fell gestreichelt, eilte herbei, und der Frosch bemerkte wiederum mit Wohlgefallen, wie anmutig sich ihr schlanker Körper, der einen bisweilen gar übermütigen rotbäckigen Kopf in die Welt emporstreckte, beim Gehen in den Hüften wiegte.

„Warum so still, kleines Jüngferchen," so begann er und kniff sie

in den vollen Arm, „wohl gar ein schlimmer Kummer im Herzen? Da weiß ich ein gutes Rezept: Gieß nur ein Tröpflein frisches Birkenwasser unter zwei Maß guten Burgunderweines, so wärmt das den ganzen Leib, reinigt das schwere Geblüte, ja dient auch zur Aufmunterung der etwa betrübten Seele. Aber vergiß mir das Tröpflein Birkenwasser nicht!"

Maria zeigte kichernd ihre weißen Zähne.

„Wo ist sie denn her?" fragte freundlich die Spinne.

„Aus Landsberg," gab sie zurück.

Da rief das Chamäleon: „Aha, da ist sie also mit dem Bataillon gekommen, als es nach Lindau versetzt wurde. Ja, ja, schneidige Kerle sind's, diese gestrengen Herren Unteroffiziere!"

Schnippisch rief darauf die kleine Jungfer: „Die kämen mir recht, diese wüsten Gesellen!"

„Da seht einmal die stolze Jungfer an," schrie der Frosch; „die schimpft auf die armen Unteroffizere, weil ihr Schatz schon Feldwebel ist. Oder war das vielleicht nicht ihr Schatz, dem sie vorhin seinen Schoppen Seewein so reichlich aus dem Fasse gezapft, daß schier noch ein Häuflein über dem Rande war?"

Da verschwand die Jungfer Maria nicht übel schnelle, denn sie hatte immer so viel im Keller zu schaffen.

Das Chamäleon aber nahm eine neue Farbe an, ein wenig rötlich schien sie, wie die des trefflichen Meersburger, und hielt eine kleine Rede: „Meine lieben Kameraden! Mir scheint, wir sind Alle sozusagen schon im oberen Zimmer, obgleich bei uns Allen auch etwas im Dachstuhl fehlt. Es ist aso wohl die beste Zeit, teils dem hochtrabenden Gedankengeweb', das wir soeben gesponnen haben, einige kunstreiche Fäden aus der Haspel der Musen einzuverleiben, teils auch den Grillen, denen wir Dach und Fach in unserem wurmstichigen Gehirn gestattet, den Zins aufzukünden. Nachdem wir dann einen freien Kopf bekommen haben, laßt uns die kleine Jungfer einkreisen, und Jeder soll an ihr zeigen, wie mächtig seine inneren Triebe sind, die Welt, solche wir also in einem Dreieck eingefangen haben, durch die Kraft der gerechten Ueberzeugung zu seiner Ansicht zu bekehren!"

Da blickten sich die drei Gesellen trotzig und wild wie Kampfhähne an, die wütend ihr Gefieder sträuben, und den ersten Gang in diesem Turnier wagte der tapfere Frosch.

Unter dem Vorwande, draußen in der kühlen Luft — es war inzwischen Abend geworden — seinen Grillen den Laufpaß geben zu wollen, verließ er die beiden Anderen, die ihm nicht ohne Mißtrauen nachblickten, und stieg schnurstracks in den dunklen Keller hinab. Ein Lichtlein brannte im Hintergrunde. Leise und geduckt, auf daß er sich nicht verrate, schlich sich unser feister Ritter zwischen den mächtigen Fässern

hindurch. Doch als er nun vor der Kerze stand und vergeblich in alle Ecken nach der Jungfer spähte, ertönte plötzlich hinter einem Fasse ein fröhliches Hohngelächter. Im allertiefsten Basse aber stimmte das ganze Gewölbe ein, sodaß dem Frosche ein mächtiger Schrecken die ohnedies schon wankenden Kniee noch mehr erschütterte, und vor seinen entsetzten Augen wollten die dickleibigen Fässer sich kugeln, ja, schier zerberſten vor unbändigem Vergnügen.

So herzlich konnte die kleine Jungfer lachen!

Nun ist aber nichts förderlicher für ein kühnes Abenteuer, als im Anfang ein blinder Schreck. Das fühlte auch unser Rittersmann; denn sobald er sich von seinem Entsetzen erholt und in der Jungfer Maria den lieblichen Urheber des grausigen Spukes erkannt hatte, verdoppelte sich allsogleich sein alter Mut. Unter heldenhafter Verläugnung der ihm sonst eigenen Langsamkeit jagte er das Mädchen in den dunklen Gängen herum, doch ihre flinken Füße hätten wohl alle seine Anstrengungen zu Schanden gemacht, wenn sie nicht über eine Stange gestolpert und jählings zu Fall gekommen wäre. Sie flehte und jammerte nicht wenig, aber ihr Bezwinger gab keinen Pardon; sie solle nur ihr Mündchen spitzen und ihn mit einem Kusse für die erduldete Drangsal entschädigen. So hatte er sich's in den Kopf gesetzt, und so wollte er vor seinen Kameraden von dem Munde des eingekreisten Opfers die wohltuende, unwiderlegliche Bestätigung seiner Lebensweisheit empfangen.

Solcher Weise in die Enge getrieben, schickte die arme Jungfer sich allmählich an, die geforderte Buße zu entrichten; doch weil er gar so sehr nach dem gräulichen Tabak röche, solle er rasch noch mit einem Gläschen Malvasier seine Lippen netzen. Aber wenn sie glaubte, sie könnte ihn durch eine so angenehme Lüge überlisten, so täuschte sie sich: er hielt sie immer noch fest, doch während sie aus einem kleinen Fäßchen, das gar vertrauenerweckend ausschaute, das goldige Getränk ins Gläschen zapfte, nannte er im Hochgefühl seines guten Sieges die Spinne eine Kuh und das Chamäleon einen Esel. Dann nahm er ihr das Glas aus der Hand und goß es schnell in einem einzigen bewährten Zuge herab.

Es war Weinessig, guter, alter, herrlich würziger Weinessig!

Da ward unser Rittersmann wieder zum quakenden Frosche und trug keine Sehnsucht mehr nach verliebten Küssen, aber einen heißen Durst nach kühlem, kühlem Wasser.

Das muntere Mädchen aber enteilte ihm mit lustigem Lachen.

Drauf aber ernsthaft wie zuvor trat sie zu den beiden andern Kämpen, die inzwischen argwöhnisch die Visiere gesenkt, und, eingedenk der Worte des Chamäleons, sie solle nur ja immer die blöden Leute betrügen, die sich über sie lustig machten oder mit unverschämten Blicken ihre Schönheit begafften und stählen, setzte sie ihm statt des köstlichen Veltliner, der in den Schweizer Rebgeländen reift, ein Kännchen schlechten

Barlettas vor. Er merkte es beim ersten Zug, trotzdem ihm schon das Krönlein glühte, denn er kannte die Waadtländer und Veltliner Weine wie nur je ein Schweizer Weinbauer; doch obgleich es ihm gar sehr zu Herzen ging, hütete er sich wohl, seinen zehrenden Unmut darüber zu verraten, daß also seine eigenen Lehren ihn am eigenen Leibe trafen.

Grimmig saß er so da; draußen aber zahlte indessen mit nicht geringerem Grimm der Frosch seine Zeche und trollte sich dann stillschweigend davon, in einem anderen Gasthaus seinen lechzenden Gaumen an einem Topfe frischen Bieres zu erfrischen. —

So etwa war die Gefechtslage in der sonst so friedlichen Weinstube des Albinus Preindelschlag, als es elf Uhr vom Turme schlug. Je näher aber die Mitternacht rückte, desto schweigsamer wurden die beiden Kämpen, und jeder von ihnen fühlte: nun mußte etwas geschehen.

Der heilige Franziskus von Assisi aber hatte — nicht etwa gar so heilig dargestellt, wie er es ja erst in seinen späteren Jahren wurde, — in seinem Goldrahmen an der Wand die Gespräche dieser drei Herren nicht ohne Vergnügen angehört, zumal wenn von der Jungfer Maria die Rede war, und dachte jetzt bei sich: nun haben sie statt der Grillen, denen sie den Zins gekündigt, spanische Mücken in ihren Schädeln einlogirt! Aber auch er schien der Meinung zu sein, daß etwas geschehen müsse, denn über sein schönes Gesicht, das einst so viele Mägdlein betört, huschte ein beifälliges Lächeln, als er in der Seele des weltlichen Ritters, der eben mit einem frostigen Gruß sich entfernte und scheinbar das Schlachtfeld zu räumen schien, folgenden nicht übel ausgedachten Kriegsplan las: Ich räume das Schlachtfeld, weil der Gegner sofort nach meinem Abzug sich ein Herz fassen und einen Angriff wagen wird, den die kleine Jungfer natürlich mit leichter Mühe abschlagen kann. Inzwischen lege ich mich in einen Hinterhalt und nehme sie gefangen, wenn sie übermütig ob ihres Sieges über den einen Gegner ihre Hochburg verläßt!

Also dachte der Doktor und versteckte sich unten in einer der leichtgebauten Jahrmarktsbuden, wo ihm die Jungfer nicht entgehen konnte.

Inzwischen zog auch wirklich der Ordensritter nach aller Kriegsmanier und mit heiligem Kampfeseifer vom Leder, indem er nämlich aus der tiefen Tasche seines Rockes ein Gesangbuch hervorholte und dem guten Mädchen mit so eindringlicher und salbungsvoller Stimme gar rührende und traurige Verse vorlas, daß ihre Augen sich balde mit großen Tränen füllten. So in Sünden verstrickt und in schlimmen Lastern des Leibes und der Seele befangen hatte sie sich noch niemals in ihrem ganzen Leben gefühlt, und sie richtete rasch ein kleines, stilles Stoßgebet an den heiligen Franziskus von Assisi, er solle ihr doch helfen aus ihrer großen Schuldenlast.

Der fühlte denn auch ein menschliches Rühren, und als die Verse immer trauriger wurden und die kleine Seele der armen Jungfer mit

der Wucht ihres Rythmus zu zermalmen drohten, warf sie sich, ganz aufgelöst in Tränen, — es war aber der heilige Franziskus, der sie dazu trieb, — dem Theologen schluchzend an die Brust.

Nun aber zeigte sich die Kraft des wundertätigen Heiligen.

Kaum fühlte der Theologe die junge bewegte Brust des Mädchens an der seinen, die so trocken und gelehrt war wie eine alte schweinslederne Chronik, als er mit einem Male die Fassung verlor, sich in dem kunstvollen Gefüge der Strophen verirrte, ja schließlich so in Verwirrung geriet, daß ihm das Blut zu Kopfe schoß, und er die verdutzte Jungfer nach einem hastig gestammelten Abschiedsgruß allein mit dem heiligen Franziskus zurückließ.

Noch immer glühte der fromme Kampfeseifer in ihm, wie er durch die dunklen Gassen eilte, um in einem der Gasthäuser am Hafen sich zur Ruhe zu legen; und so kam es auch, daß er nicht hörte und sah, wie ein Gendarm das fluchende Chamäleon an ihm vorüberführte, gefolgt von einem zeternden Jüdlein. Das war von Dresden zum Jahrmarkt gen Lindau gefahren mit Kisten und Kasten voll Talmi und Silberzeug, und weil es gerade gegenüber seiner Jahrmarktsbude eine kleine Dachkammer bezogen hatte, von wo es nächtens oft voll Mißtrauen auf die Gasse spähte, so war seinen scharfen Augen auch die dunkle Gestalt nicht entgangen, die so plötzlich und verdächtig hinter die Bretter seiner Bude schlüpfte. Drauf war das Jüdlein hurtig wie ein Wiesel zum Gendarmen gesprungen, dessen kräftiger Arm jählings das Chamäleon hinter dem Ladentische hervorzog, wo es, vom vielen Weine trunken, just auf der Kiste, in der die allerwertvollsten Schmucksachen verborgen waren, in tiefen Schlaf gesunken war. Zuerst wußte es gar nicht, wie ihm geschah, fluchte in allen Farben und wehrte sich nach Leibeskräften; aber als es dann einige derbe Püffe recht unangenehm in seinen Rippen spürte, ward es plötzlich nüchtern und legte sich, nachdem es auf der Wache trotz der Beteuerung seiner Unschuld eine hochnotpeinliche Untersuchung hatte über sich ergehen lassen müssen, mit weltschmerzlicher Trauer auf der harten Pritsche des Arrestlokals mit Ach und Wehe nieder. —

Inzwischen räumte die kleine Jungfer geschwinde Gläser und Kannen zusammen und trocknete ihre Tränen. Zuvor aber hatte sie eine rote Nelke, die ihr der Frosch geschenkt, hinter den Rahmen des heiligen Franziskus gesteckt, der sicherlich ein gutes Wort für sie beim lieben Gott eingelegt haben mußte, denn seitdem die Spinne fort war, schien ihr die ganze schwere Sündenlast wie ein Mühlstein von dem bedrückten Herzen gefallen zu sein; und als sie darauf unten in einem Türbogen ihren getreuen schnauzbärtigen Feldwebel ungeduldig warten sah, konnte sie schon wieder lustig lächeln.

Aber so ein erfahrener Kriegsmann läßt sich nicht von Weibern betrügen, und so fragte er auch gleich, was der Grund ihrer Tränen

gewesen sei. Da erzählte sie ihm, wie es ihr ergangen, und er tat einen der entsetzlichen Flüche, solche er bei den schrecklichen Chinesen gelernt haben mußte, wie die kleine Maria immer behauptete, Nase und Ohren wolle er den gefährlichen Gesellen aufschlitzen, die einem armen Mädel täten den Kopf verdrehen!

Da wurde der Jungfer ganz ängstlich um ihre drei armen Ritter, und sie sagte begütigend: „Laß sie nur gehen; ich glaube, nur ihre große Gelehrsamkeit ist daran schuld, daß sie nicht mehr ganz vernünftig sind!" — —

Am anderen Morgen fanden sich die drei Gesellen wieder auf dem Dampfer zusammen, der sie nach Bregenz bringen sollte, einer Stadt, die im Oesterreichischen, unweit der Rheinmündung, gelegen ist. Verdrossen und mit trüben Augen schauten sie in die Ferne, wo die Morgennebel unheimlich durch die Täler krochen, und der Doktor, der mit vieler Mühe einer längeren Haft entgangen, war müde dazu.

Als nun der Dampfer langsam den Lindauer Hafen verließ, war nur des Theologen ernstes Gesicht dem Bilde der entschwindenden Insel zugewandt. Wie ein freundliches Phantom entschwand es ihm im dichten Morgendunst. Da drehte er sich zu seinen Kameraden um und sagte: „Ja, ich habe ihre Seele gerettet und sie selber für immer befreit aus den Klauen der gottverderbten Soldateska!"

Mit tiefem Erstaunen hörten sie die Worte, und irre werdend an ihrer eigenen Weisheit, glaubten sie fortan, daß die Gottesgelahrtheit im Leben eine gute Waffe wäre. —

Hier endigt die Geschichte von den drei Gesellen, die sich einstmals auf der Reise trafen und die Welt, in einer kecken Jungfer verkörpert, in einem Dreieck einzufangen unternahmen; wer aber der größte Narr von den dreien gewesen ist, das vermag nur jener Schneider zu sagen, der ihnen ihre Narrenkäpplein gefertigt hat.





Illustrirte Bibliographie.

Aus dunkeln Tiefen. Dichtungen von Kleon Rangabé. Aus den Ἄλγη metrisch ins Deutsche übertragen von Karl Macke. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. 1905.

Kleon Rangabé ist eine der interessantesten Persönlichkeiten des heutigen Griechenlands; verbindet er doch mit den Fähigkeiten eines trefflichen Staatsmannes, der sich an den verschiedensten Plätzen und in den schwierigsten Situationen zum Wohle seines Vater=



Es fährt ein Schifflein auf dem Meer, bedeckt mit Schaumesrosen.
Aus: Kleon Rangabé, „Aus dunkeln Tiefen."
Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

landes bewährt hat, zugleich die Eigenschaften eines hochbegabten Dichters. Wir müssen daher Karl Macke zwiefachen Dank zollen, zunächst daß er uns durch die Übersetzung einer Anzahl von Rangabés Gedichten überhaupt die Bekanntschaft dieses Dichter-Staatsmannes vermittelt hat, und noch weit mehr, daß er diese Aufgabe mit solchem Geschick und in solcher Vollkommenheit löste. Nur wer aus eigener Erfahrung beurteilen kann, was es heißt, Poesie, und zumal lyrische, aus einer Sprache in eine andere auch nur einigermaßen leidlich zu übertragen, wird Mackes Leistung voll zu würdigen wissen, der es ver-



Ich kostete den süßen Trank der Liebe.
Aus: Kleon Rangabé, „Aus dunkeln Tiefen."
Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

standen hat, in poesiereicher, formvollendeter Gewandung auch inhaltlich dem Originale durchaus gerecht zu werden. Und das war keine leichte Aufgabe. Denn Rangabés Dichtungen haben einen tiefen Gehalt; in „dunkle Tiefen" steigen sie hinab, wie der Titel des Buches sie mit treffender Richtigkeit kennzeichnet. Alles, was die Menschenseele ergreift, ist hier mit innerlichstem Empfinden aufgefaßt und zum Ausdruck gebracht. Nicht das Äußerliche des menschlichen Lebens, nicht Prunk, nicht Herkunft und Stellung können in die Wagschale fallen gegenüber all den Leiden und Schmerzen, die uns auf unserem Lebenswege in reicher Fülle zugemessen sind; nicht leicht und lustig und fröhlich ist das Leben

in seinen Tiefen, sondern schwer und düster lastet es auf uns. Darum durchzieht ein elegisch-schwermütiger Hauch die Gedichte.

Nur aus der frühesten Jugend werden ungetrübt freundliche Bilder bewahrt:

„Wie lächelt' einst mir in der Kindheit Tagen
Der Himmel glänzend klar und sonnenhell!
In Blumen spielt' ich, die gebreitet lagen,
Mir winkt' ein süßes Bild: Komm her, Gesell!'
Äonenlang das Leben — sollt' ich klagen?"



Dürft' ich an der Rose Lippen
Fern den Wogen immer nippen.
Aus: Kleon Rangabé, „Aus dunkeln Tiefen."
Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Dann aber greift der Tod grausam ein und reißt im Laufe der Jahre große, unersetzliche Lücken in den glücklichen Familienkreis. Rührende Verse sind dem Schmerz gewidmet, den der Tod der geliebten Geschwister dem Dichter bereitet, und vor allem gedenkt er stets in innigster Hingebung und Verehrung seiner Mutter. Wir lernen hier in Rangabé außer dem Dichter auch den Menschen schätzen, der sich bei allen Mühen und Beschwerden und selbst körperlichen Gefahren seines diplomatischen Berufes wahrhafte Herzensgüte und ein reiches Gemüt bewahrt hat. Und den Reizen der Natur in ihrer mannigfaltigen Pracht, den schattigen Wäldern und schluchtreichen Bergen, der grünen

Wiese und dem lebensfrohen Bächlein, der samumdurchglühten Wüste und dem gewaltigen Meere, hat er sich ebenso wenig entzogen; der „Abschied von der Welt“ und „Kallirhoe“ legen davon Zeugnis ab.

„Dem bunten Teppich war ich hold der Hügel grün umgossen,
Dem lebensfrohen Bächlein, das durch Gärten kommt geflossen,
Wo tief versteckt im kühlen Bad die Lilien erröten;
Des Haines Schatten war ich hold,
Drin widerhallt im Klagelied der Nachtigallen Flöten.“

Als selbstverständlich muß es erscheinen, daß Rangabé, als echter Dichter, auch die beseligenden Gaben der Liebe zu würdigen und zu besingen versteht. Aber seine Liebesgesänge rauschen nicht, wie die der Modernen, im bacchantischen Wirbelsturme üppiger Sinneslust daher; die vornehme Schönheit klassischen Ebenmaßes ist ihnen zu eigen, wie ein zarter, duftiger Schleier umhüllt sie die schwermutvolle Stimmung, die auch hier den Grundton bildet. Und doch — der Dichter ist kein Pessimist, kein Verächter des Lebens und der Lebenslust; er freut sich des Schönen, das die Welt bietet, und weiß heiter und fröhlich zu sein — zur rechten Zeit.

„Des Bettlers Reichtum.“

Mündchen so honigsüß,; —
Bengalis Rose!
Warm deines Armes Schnee,
Wenn ich dich kose.
Bist ja mein einz'ger Schatz,
Dennoch, so mein' ich,
Nehm' ich's mit Krösus auf,
Göttergleich schein' ich.

Goldener Locken Pracht
Einzig mein Gold ist,
Himmel des Blickes Nacht,
Wenn er mir hold ist.

Und nur mein einz'ger Dienst
Ist, dich zu schmücken,
Und deines Herzens Schlag
Ist mein Entzücken.

Was sind Saphire mir,
Perlen von Werte?
Herrscht, wo man auf der Welt
Euer begehrte.
Dreimal bin ich beglückt,
Bleibt mir nur Eines,
Wenn du nur treu mich liebst,
Mädchen, du feines.

Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche: ein reicher Bilderschmuck, der in seinem zumeist klassischen Stile dem Charakter der Dichtungen ausgezeichnet entspricht und von dem wir nebenstehend nur einige wenige Proben geben können, vortrefflicher Druck und vornehm eleganter Einband. So ist denn hier ein kleines Prachtwerk geschaffen, das sich insbesondere für Geschenkzwecke als recht willkommen erweisen dürfte. S. B.

Ludwig Pietsch, Aus jungen und alten Tagen. Berlin 1904. F. Fontane u. Co.

Als Ref. den Titel des Buches las, kamen ihm unwillkürlich die Anfangsworte des Rückertschen Gedichtes in den Sinn: „Chidher, der ewig junge, sprach . . .“. Denn wie Schilderungen eines frischen Jünglings, der mit Freude an der Welt und ihren Schönheiten seine Umgebung betrachtet, muten uns die Berichte an, die der Achtzigjährige in diesem Bande zusammengefaßt hat. Die beiden ersten Abschnitte versetzen uns in die Jugendzeit des Verfassers, in das sogenannte „vormärzliche“ Berlin und in seine ostpreußische Heimat; von wunderbarer Anmut ist hierin die Schilderung des Döbernschen Pfarrhauses und seiner Bewohner. Die übrigen Abschnitte führen uns in bunter Reihe nach Rußland, Süditalien, Aegypten, Marokko, Bulgarien, Rumänien, Stockholm, Bayreuth und beweisen alle die Geschicklichkeit des Verfassers, die empfangenen starken und eigenartigen Eindrücke in gleicher Wirkung auch beim Leser hervorzurufen. Wie versteht er es mit goldigem Humor Unbequemlichkeiten zu schildern! So z. B. wenn ihm in Bulgarien sein Reisekoffer, obgleich er mit ihm dieselbe Fahrt macht, unerreichbar bleibt, weil er ihn telegraphisch bald hierhin, bald dorthin beordert und die gewissenhaften Beamten sich weigern, ihn vor dem Bestimmungsort auszuliefern, trotzdem sich P. als Eigentümer ausweist. Wiederholt hebt er ferner hervor, daß er dem glücklichen Zufall häufig zu verdanken gehabt habe, was Andere mit vieler Mühe nicht erreicht hätten; er verläßt sich schließlich schon völlig darauf,

reist, ohne sich um Unterkunft und Eintrittskarte gekümmert zu haben, zu den ersten Bayreuther Festspielen und erhält auch wirklich Beides ohne sein Zutun. Fast immer kann er von sich mit den Worten des alten Studentenliedes sagen: „Federleicht ist mein Gepäcke, und mein Herz ist froh und frisch.“ Doch mögen diese Andeutungen des Inhalts genügen, um die Neugier des Lesers zu reizen und ihn zu veranlassen, sich von Eidher, dem ewig jungen, selber erzählen zu lassen, was er gesehen und erlebt hat. Treffend charakterisirt den Verfasser und seine Schriften folgendes Gedicht von P. Heyse an ihn, das hier noch seine Stelle finden möge:

Wie manches, was in der Welt geschehn,
Hab' ich mit Deinen Augen gesehn,
Wie manches mit Deinem Ohr vernommen,
Wovon ich sonst nicht Kunde bekommen,
Länder und Meere mit Dir durchmessen,
Indeß mein Leib zu Hause gesessen!
So schilderte Dein flinker Kiel
Des Lebens Licht- und Schattenspiel,
Und immer farbig, immer wahr
Erschien der Bilder große Schar,
Durch Dich vor uns heraufbeschworen,
Da doch ein Maler an Dir verloren.
Nun, da von heimischer Flut gewiegt,
Dein Schifflein still im Hafen liegt,
Rufst Du vor Deines Geistes Blick
Die bunte Fülle Dir zurück
Und magst wohl sprechen: Mir ward beschert
Ein Leben fürwahr, das der Mühe wert!

H. S.

Bibliographische Notizen.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski, Königl. Preuß. Hauptmann a. D. 2. und 3. Heft. Berlin, Liebel.

Das 2. Heft ist am 15. April 1904 abgeschlossen und enthält die nachfolgenden Kapitel: „Bündniß mit Korea, Seetransporte und Landungen, Militärgeographische Beschreibung des Kriegsschauplatzes, Kämpfe vor Port Arthur, Kriegsbegeisterung in Japan und Rußland, Mobilmachung und Aufmarsch, Zusammenstöße zu Lande, Zusammenrücken von Heer und Flotte, Bedeutung der Mandschurei für Rußland, Chinas Lage, Machtentwickelung der neutralen Staaten in den asiatischen Gewässern, Uebernahme des Oberbefehls durch den General Kuropatkin (2 Anlagen, 1 Karte, 4 Skizzen).“ Wie aus Vorstehendem zu ersehen, beschäftigt sich der Verfasser in dem vorliegenden Heft mit der Einleitung des Krieges. Streng objektiv, aber auch mit kritischer Feder sichtet er das vorhandene Material und entwirft in sehr klarer Weise ein Bild von den kriegerischen Ereignissen bis zum Eintreffen des, von den Segenswünschen der russischen Nation geleiteten und von dem Vertrauen seines Kriegsherrn getragenen, Generals Kuropatkin in der Mandschurei. Was der Verfasser in diesem Hefte an Vermutungen über die ersten Zusammenstöße ausgesprochen, hat sich inzwischen bewahrheitet. Da vielfach wohl die Einrichtung der Funkentelegraphie nicht im Detail bekannt sein dürfte, so giebt der Verfasser in dankenswerter Weise in dem Kapitel: „Zusammenwirken von Heer und Flotte“ eine kurze Beschreibung dieser jetzt so überaus wichtig gewordenen Erfindung. Gute Karten und Skizzen dienen zur Erläuterung des Textes. Von diesen Skizzen verdient die Skizze 6 in diesem Heft hervorgehoben zu werden, die in sehr instruktiver Weise eine Uebersicht über die Entfernungen im Weltverkehr bietet.

Das 3. Heft schließt mit dem 30. Juni 1904 und enthält die folgenden Kapitel: „Kämpfe am Yalu, Betrachtungen militärischen und politischen Inhalts, die Tätigkeit Kuropatkins, Ereignisse bei Port Arthur und auf Kwantung, Gefechte und Schlacht bei Wafangou, Taktische Lage der I. Armee nach dem Yalu-Uebergang, Skizzirung des Kriegstheaters, Begebenheiten an den

rückwärtigen Verbindungen, Zusammenwirken der drei japanischen Armeen, Beurteilung der Lage der Russen und Japaner Ende Juni (6 Skizzen)." Von diesen Kapiteln seien namentlich die Betrachtungen militärischen und politischen Inhalts und die Tätigkeit Kuropatkins hervorgehoben, die der Verfasser in sehr interessanter Weise behandelt. Wenn auch erst ein späterer Geschichtsschreiber, dem die Berichte der Kommandeure und Unterführer vorliegen werden, eine entscheidende Kritik wird fällen können, so beurteilt doch der Verfasser, soweit schon jetzt einwandfreies Material vorliegt, die Verhältnisse sehr richtig, sowohl was das Verhalten des russischen Generals Ssasulitsch, als die Operationen des japanischen Generals Kuroki anbetrifft. — Auch dieses Heft zeichnet sich durch Objektivität des Verfassers, sowie durch außerordentlich klare Darstellung aus. Auf beide Hefte sei hiermit ganz besonders hingewiesen. K.

Die neueren Strahlungen. Kathoden-, Kanal-, Röntgen-Strahlen und die radioaktive Selbststrahlung (Becquerelstrahlen). Von Hans Meyer. 2. Auflage. — Mährisch-Ostrau, Papauschek.

Die auf dem Gebiete des Lichts gemachten Entdeckungen stehen gegenwärtig im Vordergrunde allgemeinen Interesses. In einzelnen Referaten und Abhandlungen findet sich daher auch dieses und jenes Gebiet der neuesten Forschungen behandelt; es erscheint aber eine zusammenfassende Darstellung des bisher Gefundenen und Wissenswerten in leicht verständlicher Form durchaus erwünscht. Der Verfasser vorliegender Broschüre hat dieses Manko sehr richtig erkannt und giebt vom Standpunkte der modernen Elektronentheorie unter Berücksichtigung der neueren experimentellen Forschungsresultate eine vortrefflich gearbeitete Uebersicht. Wie er im Vorwort hervorhebt, soll seine Studie ein Wegweiser auf dem von der Forschung bisher zurückgelegten Wege sein — von den Kathodenstrahlen bis zu den N-Strahlen Blondlots. Zur allgemeinen Orientirung ist am Schluß ein Quellennachweis beigefügt. Das gut ausgestattete Heft ist Becquerel gewidmet und empfiehlt sich dadurch von selbst, daß die erste Auflage binnen Monatsfrist vergriffen war und eine zweite Auflage mit einigen geringen Abänderungen notwendig geworden ist, die jedenfalls denselben Zuspruch finden wird. K.

Essays. Von Stendhal (Henry Beyle). Aus dem Französischen und mit Einleitung von Artur Schurig. Berlin, Leipzig, Paris, Hüpeden und Merzyn Verl. 1904.

In Frankreich wird Stendhal immer eifriger gelesen und gepriesen, und auch in Deutschland hat im Gefolge der Nietzsche-schwärmerei und -verehrung ein kleiner Stendhalkultus sich herausgebildet. Schurigs deutsche Ausgabe einiger vorzüglicher und glänzender Stendhalbruchstücke wird also wohl auf freudigen Empfang rechnen können. Auch wer sich die Werke des großen französischen Psychologen lieber im Original zu Gemüte führt als in einer Uebersetzung, kann dem geistreichen Herausgeber für seine saubere Arbeit Dank wissen; denn Schurig hat mit Fleiß und Umsicht auf geringem Raum ansehnlichen Reichtum von Wissenswertem vereinigt. Er giebt dem deutschen Stendhalfreunde ein handliches Buch, das der Leser liebgewinnen möchte. H. L.

Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel. 1853 bis 1893. Herausgegeben von Eduard Tempelten. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, Hirzel. 1904.

Zwei große deutsche Männer lernen wir in diesem Briefwechsel näher kennen, die ungemein herzgewinnend liebenswürdige Gestalt des Grandseigneur zu Coburg und das wahrlich nicht minder große, ehrenhafte biedere Manneswesen unseres deutschesten Dichters. Das Buch ist von Eduard Tempelten sehr sorgfältig mit vortrefflicher Einleitung und dankenswerten Anmerkungen versehen. Es bildet einen wertvollen Ergänzungsband sowohl zu Gustav Freytags Werken wie zu den Lebenserinnerungen des Herzogs. H. L.

Pierre Loti. Indien (ohne die Engländer). Uebersetzung v. M. Toussaint. Berlin, Leipzig, Paris, Hypeden und Merzyn.

Pierre Loti ist nicht nur ein berühmter, er ist auch ein vielgelesener Schriftsteller. Aber er ist auch nicht nur ein Schriftsteller, sondern auch ein Dichter. Seine Poesie jedoch ist seit lange schon eine gewollte, eine gesuchte. Er weiß, daß er dichten kann, und dies Wissen spricht aus jedem neuen Werke deutlicher zum Leser. Nichts sprudelt aus dem Urquell der Natur, da er längst erschöpft ist. Loti gleicht einer Sängerin, die ihre Stimme zwar verloren hat, aber die Kunst des Gesanges gut erlernte und vollkommen beherrscht. Sein Buch über Indien könnte man auch einer Symphonie vergleichen, die keine neue Melodie enthält, in der die ganze Geschicklichkeit der Instrumentation aber zur Geltung gelangt. In diesem Werke ist Lotis Stimmung, seine Worttrunkenheit, seine unerreichte Gabe, dasselbe Bild in immer neuen Farben, den-

selben Gedanken in immer anderer Gewandung zu bringen, klar und deutlich zu erkennen. Amüsant ist das Buch nicht. Es ist sehr subjektiv, wie Alles, was aus Pierre Lotis Feder fließt. Endlose Naturbeschreibungen reihen sich aneinander, dazwischen und darüber weht ein Hauch der Mystik jener Völker, die dem Tun und Handeln, dem Kämpfen und Ringen abhold, im Entsagen und Leiden allein ihren Frieden finden. Die Uebersetzung ist größtenteils ausgezeichnet, aber das Buch wird sicher weniger gelesen werden, als Lotis erste Werke. M. Kr.

Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen von Ricarda Huch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Die drei Erzählungen verdienen ihren Titel nur sehr bedingt; scherzhaft sind sie nicht, und das Graziöse, Schillernde der Seifenblasen fehlt ihnen. Freilich, durch Mangel an Gehalt und Eindruckslosigkeit könnten sie an Seifenblasen erinnern. Die erste und dritte der Erzählungen sind Satiren, aber recht schwache. Ohne Witz und ohne Kraft geschrieben, behandeln sie Menschen und Vorgänge, die den Leser nicht interessiren können. Die erste enthält die Lebensgeschichte eines Bischofs, an dem Alles seicht und gemein ist. Sie mag getreu dem Leben nacherzählt sein, künstlerischen Wert kann sie jedoch nicht beanspruchen. Anders verhält es sich mit der zweiten Erzählung des Buches, mit: „Aus Bimbos Seelenwanderungen“. In ihr, einer wild-phantastischen Henkergeschichte des Mittelalters. steckt eigentümliche Kraft und starkes Talent. Unter die Rubrik „scherzhaft“ gehört sie aber noch weniger als die anderen Erzählungen. M. Kr.

Der Sohn. Erzählung von Karin Michaelis. Uebersetzung aus dem Dänischen. Berlin, Albert Kohler.

Dies ist Kleinkunst. Mit ganz ungewöhnlichem Talent erzählt Karin Michaelis eine in jedem Zuge wahre und rührende Geschichte von Menschen, die nie aus dem Dämmerleben der eigenen beschränkten Welt heraustreten können. Es ist eine unsagbar traurige Geschichte guter, willenloser Weiblichkeiten, die bei aller Güte nichts Gutes schaffen können, weil sie nur Halb- oder Viertels-Menschen sind. Die ganze Poesie des hohen Nordens und germanischen Sehnens liegt über dem feinen, aus tiefer Innerlichkeit herausgeschriebenen Buche. M. Kr.

Um Ellwurth. Roman von Thusnelda Kühl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Ein Roman aus Schleswig-Holstein mit heißer Heimatsliebe und vollkommener Sachkenntniß geschrieben. Alle Marsch-Ausdrücke sind genau, haben Erdgeruch — die Charaktere freilich sind etwas oberflächlicher aufgefaßt als das Land und seine Bewirtschaftung. Es sollten eben lauter gute Menschen sein, diese Schleswig-Holsteiner vom Friesenstamme; die wenigen Unlauteren, die im Buche vorkommen, sind keine Einheimischen. Dadurch erscheinen die Schilderungen weniger glaubwürdig und die Menschen nicht ganz lebenswahr; aber es endet Alles gut, und damit läßt sich ja Vieles entschuldigen. M. Kr.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Bennigsen. Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. VII. Deutsche Revue 30, Februar 1905.

Blondel, Antony. Von Hans Lindau. Nord und Süd. Heft 336. (März 1905).

Böcklins Kindergestalten. Von Johannes Manskopf. Die Kunst VI, 4 (Januar 1905).

Eulenberg, Herbert. Von Ludwig Coellen. Literarisches Echo VII, 9 (Februar 1905).

Friedrich, Caspar. Von Andreas Aubert. Kunst und Künstler III, 5 (Februar 1905).

Goethe. Die erste Prosafassung von Goethes Iphigenie und die vollendete Dichtung. Von Rudolf Wessely. Nord und Süd. Heft 336 (März 1905).

Goncourt. Die Brüder Goncourt und das Theater. Von Heinrich Stümcke. Bühne und Welt VII, 9 (Februar 1905.)

Guys, Constantin. Von Julius Meier-Graefe. Kunst und Künstler III, 5 (Februar 1905).

Habermann, Hugo von. Von Otto Grautoff. Westermanns Monatshefte 49, 6 (März 1905).

Hohenlohe-Schillingsfürst. Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819—1847). Mitgeteilt von Friedrich Curtius II. Deutsche Revue 30, Februar 1905.

Literaturgeschichte. Was ist Literaturgeschichte? Von Wolfgang Kirchbach. Literarisches Echo VII, 10 (Februar 1905).

Lyrik, Die moderne französische. Von Anna Brunnemann. Literarisches Echo VII, 11 (März 1905).

Mahler, Gustav. Von Ernst Otto Nodnagel. Kunstwart 18, 9 (Februar 1905).

Mozart. Von Dr. Wilhelm Kienzl. Bühne und Welt VII, 7 (Januar 1905).

Müllner und Raupach. Von Ludwig Geiger. Bühne und Welt VII, 8 (Januar 1905).

Mystik, Prolegomena der. Von Herman Frank. Nord und Süd. Heft 336, März 1905.

Naturfreude und Kunstgeschmack. Kunsterzieherische Betrachtungen und Anregungen. Von Karl Krummacher. Westermanns Monatshefte 49, 6 (März 1905).

Reinick, Robert. Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt. Von **Leo Langer.** Neue Bahnen V, 4 (Februar 1905).

Reuter. Fritz Reuters Anfänge. Von Paul Warncke. Westermanns Monatshefte 49, 6 (März 1905).

Somoff, Konstantin. Von Hans Rosenhagen. Kunst für Alle XX, 10 (Februar 1905).

Staatsromanes, Die Entwicklung des. Von Friedrich Fürst v. Wrede. Deutsche Revue 30, Februar 1905.

Tolstoi. Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften des Grafen Leo N. Tolstoi. Deutsch von Adolf Hess. (Schluss.) Deutsche Rundschau 31, 5 (Februar 1905).

Wallensteins Tod in Geschichte und Dichtung. Von Robert Kohlrausch. Bühne und Welt VII, 8 (Januar 1905).

Wildenbruch, Ernst von. Zu seinem sechzigsten Geburtstage. Von Georg Ellinger. Deutsche Rundschau 31, 5 (Februar 1905).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Andro, L., Die Augen des Hieronymus. Novellen. Berlin, Dr. Franz Ledermann.

Angeli, Diego, Römische Stimmungsbilder. Autorisierte Übertragung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Leipzig, Friedr. Rothbarth.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 18. Band. 2. u. 3. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Auch eine Philosophie oder Religion? Aus dem Nachlass des Frankfurter Mathematikers Dr. ** herausgegeben von Theodor Poppe. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Balzac, Honoré de, Die alte Jungfer. (Balzac's ausgewählte Werke. Übersetzt von Alfred Brieger. Band 1.) Berlin, Dr. Franz Ledermann.

Bélart, Hans, Ernst Häckels Naturphilosophie. Berlin, Franz Wunder.

Benedix, Roderich, Die religierten Studenten. Lustspiel in vier Aufzügen. (Meyers Volksbücher Nr. 1401. 1402.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

— Doktor Wespe. Lustspiel in fünf Aufzügen. (Meyers Volksbücher Nr. 1403. 1404.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Blumenthal, Oskar, Satirische Gänge. Berlin, F. Fontane & Co.

Bretonne, Rétif de la (Monsieur Nicolas), Das enthüllte Menschenherz. Band 1. Deutsch von Julius Nestler. Berlin, Gitschinerstr. 2, Verlag von Julius Eichenberg.

Coutts, John, The Divine Travail in Nature, Man & The Bible. London, W., 26 Great Quebec Street, National Hygienic Company, Limited.

Daiber, Hildegard, Was ist Wahrheit? Tagebuchblätter eines Mönches auf Ponape. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Damrosch, Joseph H., Der Kupferdreier oder Treue um Treue. Ein unmodernes Drama in fünf Akten. Berlin, Spandauerstrasse 48, Alfred Unger.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 27. Jahrgang. 1904/1905. Heft 6. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Deutscher Ordens-Almanach. Handbuch der Ordensritter und Ordensdamen deutscher Staatsangehörigkeit. Herausgegeben unter amtlicher Förderung u. nach amtlichen Quellen v. der Deutschen Ordens-Almanach-Gesellschaft. Jahrgang 1904/1905. Berlin W. 35, Carl Duncker.

Dramaturgische Blätter. Monatsschrift für das gesamte Theaterwesen. Begründet von Karl Ludwig Schröder. 1. Jahrgang 1905. Nummer 1/2. Wien, Lechner & Sohn.

Eilhard, F., Ein Schock Weihnachtsnüsse nebst zugehörigem Nussknacker für Kinder und Erwachsene. Leipzig, Verlag von Walter Fiedler.

Frankl, Oskar, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Mähr.-Ostrau, R. Papauschek.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Neunter Band. Zeitdramen — Gelegenheitsdichtungen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Grazie, M. E. delle, Theiss und Donau. Zweite Auflage. Erzählungen aus dem Ungarlande. (Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie IX. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Heyse, Paul, Novellen. Liefg. 15—22. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachfolger.

Hilken, Praktische Winke für Einjährig-Freiwillige und deren Eltern, Vormünder u. s. w., Wahl der Waffengattungen und des Truppenteils, Zusammenstellung der Kosten. Zweite verbesserte Auflage von Werner. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 18. Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung.

Hörmann, Leopold, Hört's zua a weng! Eine Auswahl ernster und heiterer Vortragsstücke in der Volksmundart. Wien, Szelinski & Co.

Huber, Professor Theodor, Wie liest man eine Bilanz? Leicht fassliche Einführung in das Verständnis der Bilanzen nebst einer Anleitung, das Geschäftsergebnis am Ende jedes Monats ohne Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung zu ermitteln. Mit den nötigen Bilanzmaterialen in Mappe. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung.

Jacobi, Dr. Arnold, Die Bedeutung der Farben im Tierreiche. Mit 2 Abbildungen. (Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Heft 13.) Brackwede i. W., Verlag von Dr. Breitenbach & Hoerster.

Justi, Ferdinand, Hessisches Trachtenbuch. Mit 32 Blättern in Farbendruck, einer Karte und 6 in den Text gedruckten Abbildungen. 4. Lieferung. (Schluss.) Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Konkursordnung für das Deutsche Reich vom 10. Februar 1877. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen u. Sachregister. Von einem praktischen Juristen. (Meyers Volksbücher Nr. 1399. 1400.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Krawutschke, J. P., Imago-Picta. Eine farbigfigürliche Formenfolge. Serie 1. Zürich, Verlag von Moritz Kreutzmann.

Lagerlöf, Selma, Unsichtbare Bande. Erzählungen. Deutsch von Margarete Langfeldt. Berlin, Franz Wunder.

Lang. Dr. A., Die Adler-Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer. Frankfurt a/M. 1880 bis 1905. Rückblick in den Ursprung und Werdegang eines industriellen Grossbetriebes. Berlin W., Lützowplatz 6, Ecksteins Biographischer Verlag.

Lovera, Professor Romeo, In Italia. Italienischer Sprachführer mit deutscher Übersetzung, einem grammatischen Anhange und einem phonetischen Wörterverzeichnisse. Leipzig, E. Haberland.

Marshall, Dr. W., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Über 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. (Die Erde in Einzeldarstellungen II. Abteilung.) Lieferung 45—50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache, herausgegeben von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 20 und 21. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von Ebbe Tuneld und C. G. Morén. Brief 20 und 21. Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Meyers Volksbücher No. 1387—1404. Inhalt: Fritz Reuter, Woans ik tau 'ne Fru kamm. — Franzosentid. (No. 1387—89.) — Ut mine Festungstid. (No. 1390—93.) — Dörchläuchting. (No. 1394—97.) — Tschechow: Müde. — Die Fürstin. — Rothschilds Geige. (No. 1398.) — Konkursordnung für das Deutsche Reich. (No. 1399—1400.) Benedix, Die relegierten Studenten. (No. 1401—1402.) — Benedix, Doktor Wespe. (No. 1403—1404.)

Möller, Otto M., Von Liebes Gnaden. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von M. Mann. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Mombert, Alfred, Die Blüte des Chaos. Minden i/W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Neumanns Orts- und Verkehrs-Lexikon des Deutschen Reichs. Herausgegeben von Dr. Max Broesike und Direktor Wilhelm Keil. Vierte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit einer politischen Übersichtskarte, einer Verkehrskarte und 40 Städteplänen. Liefrg. 1. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Nordau, Max, Mahâ-Rôg und andere Novellen. Berlin, Alfred Schall.

Ohagen, A., Die Sobotenburg. Eine Dichtung vom Zobten aus Schlesiens slawisch-germanischer Heldenzeit. Breslau. Druck und Kommissions-Verlag von Carl Dülfer.

Oscar, Carl, Ein Stück Leben. Schauspiel in zwei Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

Otto, Helene, Äneis. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Leipzig. K. G. Th. Scheffer.

Photographische Korrespondenz. Februar 1905. Wien, Verlag der Photograph. Korrespondenz.

Polenz, Wilhelm von, Glückliche Menschen. Dritte Auflage. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid. Hochdeutsche Ausgabe von Otto Heidmüller. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchh.

— Dörchläuchting. (Meyers Volksbücher No. 1394 bis 97.) Leipzig, Bibliog. Institut.

— Woans ick tau ne Fru kamm. Franzosentid. (Mit Worterklärung.) (Meyers Volksbücher No. 1387—89.) Leipzig, Bibliograph. Institut.

— Ut mine Festungstid. (Mit Worterklärung.) (Meyers Volksbücher No. 1390—93.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Reuters Werke. Mit Reuters Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Seelmann. 1. Band. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Rosen, Franz, Der Sünde Sold. Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Band 11 und 12. Philosophische Schriften. Erster und zweiter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Schiller, Karl, Handbuch der deutschen Sprache. — In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Professor Dr. Fr. Bauer und Professor Dr. Fr. Streinz. Komplett in 25 Lieferungen oder in zwei Bänden. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schröder, Dr. Heinrich, Der Schweriner Regierung Flucht in die Öffentlichkeit. Weiteres über „höhere" Schulen im dunkelsten Deutschland. Gelsenkirchen, E. Kannengiesser.

Schulte vom Brühl, Walther, Die Sünderin. Novelle. 2. Auflage. Mit Buchschmuck von Franz Sassen. Leipzig, Fr. Rothbarth.

Schultzky, O., Gerda vom Rheinstein. Legendäres Schauspiel in 4 Aufzügen. (Schauspiele 1. Band.) Mainz, Mainzer Verlags-Anstalt vorm. J. Gottsleben & Fl. Kupferberg.

— Traga vom Königsberg. Dramatisches Epos Altpreussens in 5 Akten und einer Apotheose. (Schauspiele 2. Band.) Mainz, Mainzer Verlags-Anstalt vorm. J. Gottsleben & Fl. Kupferberg.

Seidel, A., Systematisches Wörterbuch der französischen Umgangssprache. Mit einer ausführlichen Darstellung der Aussprache des Französischen. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 17. Jahrgang. 1904/05. Heft 23 u. 24. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Stibitz, Josef, Reigen. Erstes Büchlein. Heimatskizzen aus deutschböhmischen Geländen. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Tschechow, A. P., Müde. — Die Fürstin. — Rothschilds Geige. Drei Skizzen. A. d. Russ. von Dr. S. W. Mierzinski. (Meyers Volksbücher No. 1398.) Leipzig, Bibliograph. Institut.

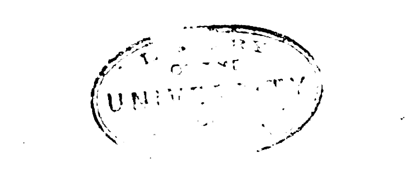
Verleger-Listen für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der Feder, 1. bis 3. Tausend. Berlin, Federverlag.

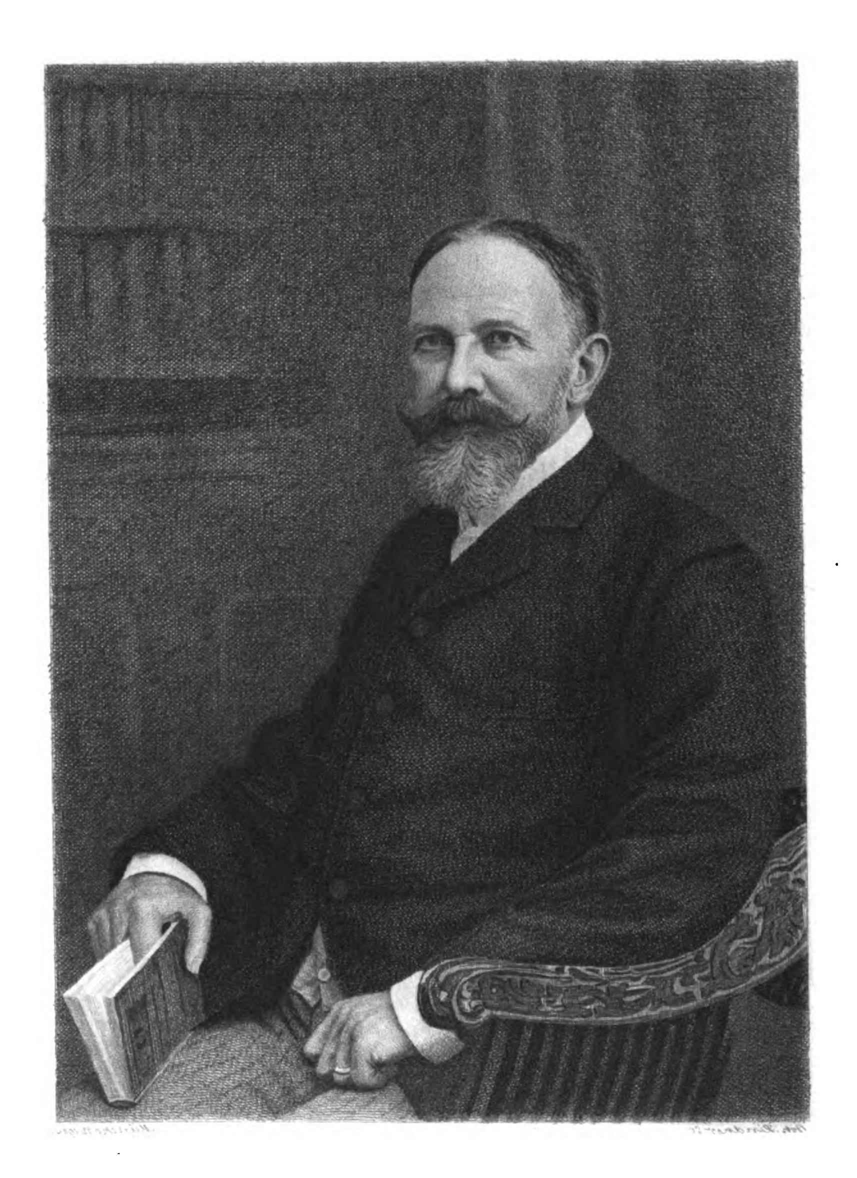
Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit, von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 74—78. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Werner, Bestimmungen über den Diensteintritt der Einjährig-Freiwilligen im deutschen Heere und in der Marine. Mit Anlagen und Mustern. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung.

Wilde, Oscar, Intentionen. Übersetzt von Ida und Arthur Roessler. Mit einem Vorwort von Arthur Roessler. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

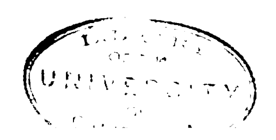
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

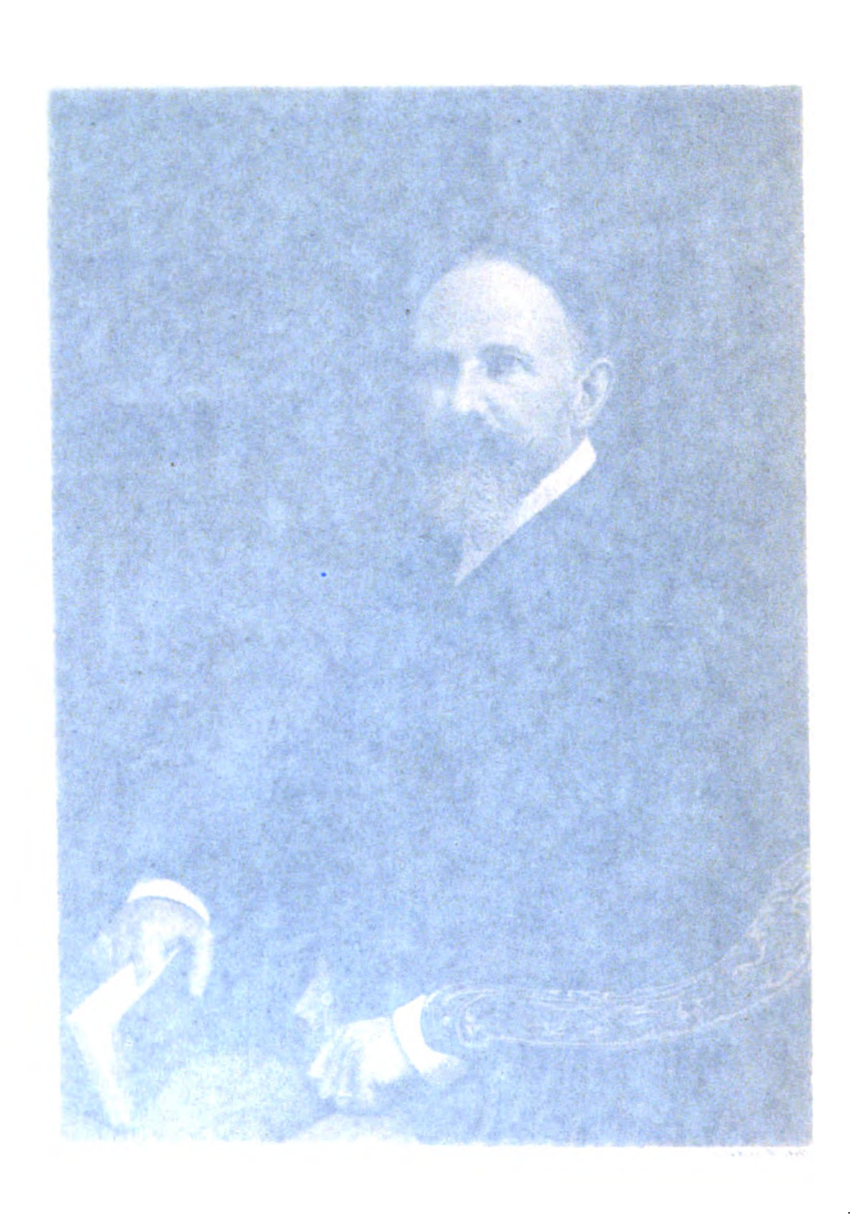




Carl Spitteler

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.





Spitteler

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

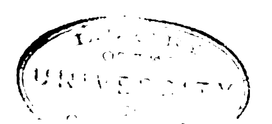
Paul Lindau.

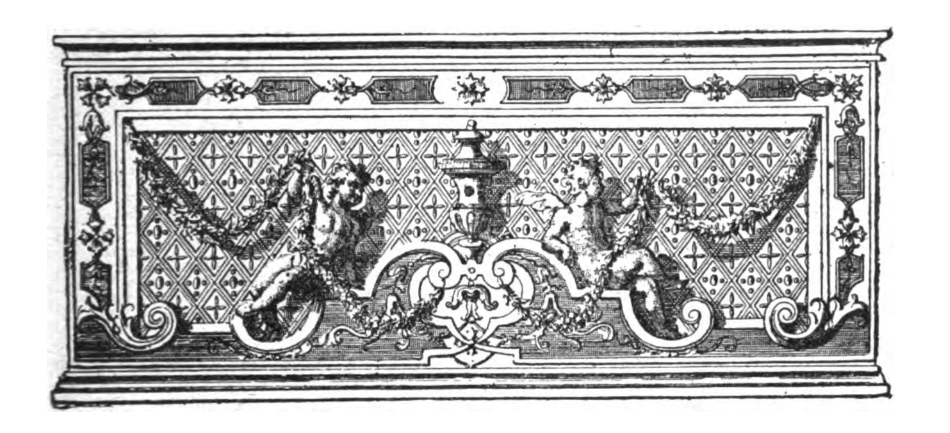
CXIII. Band. — Mai 1905. — Heft 338.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Spitteler.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Schiller.

Zu seinem hundertjährigen Todestage (9. Mai 1905).

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

O wunderbarer Tag! wie soll ich's deuten:
Heut, da der Tod den Besten uns entwandt,
Nicht Trauer kündet dieser Glocken Läuten
Und dieser Menge farbiges Gewand!?
Wie einen Festzug seh ich's endlos schreiten,
Wie Siegesjubel klingt es durch das Land — —
  Nicht töricht schallt der Jubel und vergebens:
  Er gilt dem Sieg des todesmächt'gen Lebens!

Des Lebens, das in Schillers edler Hülle
So urgewaltig und so rein geglüht
Und seiner Flammen, seines Lichtes Fülle
Dort in der Gruft zu Weimar nicht versprüht.
Fort wirket seine Kraft, sein hehrer Wille,
Daran die Zeit machtlos vorüberzieht, —
  Wir fühlen heute in des Geistes Wehen
  Den Toten mächt'ger aus der Gruft erstehen.

Heut fühlt der Stolz, daß unser du gewesen,
Und Dankbarkeit, daß wir, Erhabner, dein;
Sind wir durchdrungen doch von deinem Wesen,
Seit du der Jugend Wärme gabst und Schein;
Nach Kinderträumen lehrtest du uns lesen:
Wir sahn durch dich in Welt und Herz hinein,
Und heiß entflammt von deines Geistes Lohe,
Empfanden wir durch dich allein das Hohe.

Und doch nur halb begriffen und verstanden
Wir deiner Wesenheit erhab'nen Kern;
Befreit aus engen Schulzwangs läst'gen Banden,
Sahn deine Welt wir schwinden fremd und fern;
Ach, an der Wirklichkeit ward sie zu schanden,
Die nicht ein Sollen anerkennt als Herrn,
Dein hohes Fordern möcht' sie umgestalten,
Doch ehern herrscht hier der Gesetze Walten.

Nicht gab des hohen Sinnes kühner Meinung,
Die du uns liehst, das kleine Leben recht;
Und in der bunten Fülle der Erscheinung
Fand sich der Geist geblendet nicht zurecht;
Nun dünkte jede Formel uns Verneinung,
Die uns zuvor so reich erschien und echt;
Des Willens Macht, die zwingende, befreiende,
Ein Wahn — doch gegenwärtig fest das Seiende.

Kein fertig Maß mehr wollte uns genügen,
Wo Alllebend'ges folgt sich selber nur,
Nun lockt' und fesselte mit Rätselzügen
In tausendfacher Wechselpracht Natur,
Ihr tiefes Inn're sahn wir offen liegen,
Als uns dein großer Freund wies ihre Spur:
In ihre Tiefen führt' er uns und Weiten
Und wußt' des Lebens Wirrsal uns zu deuten.

So bist du denn verloren uns gegangen,
Der unsre Jugend einst mit Glanz erfüllt,
Und wie wir mit des Lebens Mächten rangen,
Verblaßte ferne uns dein teures Bild.
Nicht Wahrheit war's, was deine Lieder sangen:
Daß Menschenadel und die Schönheit gilt,
Ein Trügetraum nur war es, der uns äffte,
Und das Gemeine zeigte seine Kräfte!

Die Wahrheit suchten wir auf andern Wegen,
Da sich der deinen Echtheit nicht bewährt —
Und doch hat still geleitet uns ihr Segen,
Als wir verleugnet ihren ew'gen Wert.
Dann kam die Zeit nach Glück und Wetterschlägen,
Da reifer wir zu dir zurückgekehrt. —
So mußt du uns, der halb Begriffne, sterben,
Daß wir dich ganz verstehn und ganz erwerben!

Nun fühlten wir des Wortes tiefe Lehre,
Das einst dem Ohre nur ein klangvoll Spiel,
Doch nicht mit seines Sinnes voller Schwere
Gleich stolzern Worten in die Seele fiel.
Nun wir erkannt des bunten Lebens Leere,
Wies uns der Zauberspruch das schöne Ziel:
Das Große wird das Leben dem nur hegen,
Der hohen Sinns es weiß hineinzulegen.

Daß unsre Seele sich vom Niedern rette,
Darf nicht der Wahn von seinem Zwang bestehn,
Und jeder Zweifel, der gelähmt uns hätte,
Muß vor dem Glauben wesenlos verwehn:
Es ward in der Gesetze ehrner Kette
Des Menschenwillens Freiheit vorgesehn;
Uns über ihren Zwang emporzuheben,
Ward uns die Kraft, die ringende, gegeben.

Sie war dein eigen; über die Gebreste
Des Leibes hat sie glorreich triumphiert,
Dir ward zu immer schönerm Siegesfeste
Der Kampf der Leidenschaft, die uns verführt;
Bis dich, befreit von jedem Erdenreste,
Sie zu der Menschheit höchsten Höh'n geführt:
Dein Wort nicht nur, dein Beispiel, unvergleichbar,
Bewies ihr mahnungsvoll, was ihr erreichbar.

Nun ward uns erst zum innersten Erleben
All deiner Worte stolzer Adlerflug,
Wir fühlten deine Seel' in ihnen beben,
Die Kraft, die aufwärts dich und aufwärts trug.
Des Lebens Niedrigkeit zu überschweben,
Schien uns des Lebens tiefster Wesenszug;
Nicht seinem Zwang zu unterworfen bleiben,
Nein, höheres Gesetz ihm vorzuschreiben.

Vom kleinen Eigenschicksal, das am Ende
Dem Blick und Sinn den Horizont verengt,
Hast auf der Menschheit große Gegenstände
Auf Völkerschicksal du ihn hingelenkt;
Das Herz gestählt hast du, bewehrt die Hände
Dem Manne, den des Kampfes Wut bedrängt,
Aus Schmach und Schwäche, aus der Knechtschaft Banden
Sind wir durch deines Geistes Ruf erstanden.

Und was aus deiner Dramen Sturmgewittern,
Ein mächtig „in tirannos“, grollend schilt,
Nicht nur Despoten sollen davor zittern,
Was auch den feigen Sklavenseelen gilt:
In uns auch soll's Tyrannenmacht zersplittern,
Die schnöde uns zu knechten ist gewillt —
Zum Freiheitskampf der Waffen und der Seelen,
Wer wüßte uns wie du, o Held, zu stählen!

Und ob sie dich verleugnen und bestreiten,
Ihr Höchstes, Bestes ist's, das dich beweist,
Ob Wort und Werk sie der Vernichtung weihten,
Gibt's keine Macht doch, die dich uns entreißt,
Denn aufgeprägt hast du für alle Zeiten
Des eignen Geistes Stempel deutschem Geist.
Du lebst in ihm; mit deiner Kräfte Flügeln
Strebt er zu der Vollendung lichten Hügeln.





Schuld.

Erzählung.

Von

Johanna Thimm. (J. Hutten.)

— Tilsit. —

Was Fleiß, Geschick und Zuverlässigkeit zu leisten vermögen, das hatte Johannes Niederwald bewiesen, als er in wenigen Jahren die kleine Tischlerwerkstatt, die sein Vater ihm hinterlassen, zu der größten und angesehensten der gar nicht unbedeutenden Provinzialstadt umgeschaffen hatte. Jetzt arbeitete er schon mit 15 Gesellen, und alle waren stolz auf ihren Meister, dessen vorzüglicher Ruf auch ihnen zugute kam. Nur verstanden sie es nicht, warum er noch immer nicht geheiratet hatte, er, der Ende der Zwanziger stand und ein so stattlicher und hübscher Mann war, daß ihm die Blicke der Mädchen und Frauen oft und mit Wohlgefallen folgten. Es lag wohl an seiner ruhigen, ein wenig schwerfälligen Natur, an seiner Abneigung gegen das Tanzen, die freilich nicht so weit ging, daß er es seinen Gesellen jemals widerraten hätte, und vor allem an der alten Christine, die seit dem Tode von des jungen Meisters Mutter das Hauswesen so tadellos leitete, daß eine Frau in wirtschaftlicher Beziehung wirklich nirgends vermißt wurde.

War Johannes Niederwald aber auch ein stiller Mensch, so liebte er doch Heiterkeit um sich und konnte, wenn eine Arbeit ihm gefiel und gelang, so recht von innerer Fröhlichkeit durchleuchtet erscheinen. In diesem Zustande befand er sich nun schon seit Wochen, denn ein junger Gelehrter hatte ihm die Ausstattung seines Studirzimmers übertragen und wollte mit dem Preise nicht knausern, wenn sie nur recht schön geriet. Das war etwas für Johannes, der vor des Vaters Tode sich ein paar Jahre in der Welt umgetan und dabei seinen Kunst- und Schönheitssinn entwickelt hatte. Seine Freudigkeit schien sich auf die ganze Werk-

statt zu übertragen, und der gleiche Eifer beseelte Gesellen, Lehrlinge und Burschen. Wenn die Maschine ratterte, die Sägen und Hobel schnarrten, die Bohrer knirschten, wurde ein anderes Geräusch leicht überhört, und so geschah es, daß der Meister, einmal aufblickend, ein junges Mädchen vor sich stehen sah, das halb verlegen, halb belustigt wartete, ob nicht endlich Jemand sie bemerken würde.

Johannes fuhr sich befangen mit den Fingern durchs Haar, ehe er nach dem Begehr des Eindringlings fragte. Mit einem hellen Stimmchen, das auch die Anderen in der Werkstatt zum Aufhorchen zwang, brachte sie ihr Anliegen vor. Bei ihrer Herrschaft sei ein alter, sehr kostbarer Schrank beschädigt worden, da wolle Frau von Brederlow gern den Rat des Meisters Niederwald hören. Das könnte auch einer seiner Gesellen besorgen, meinte dieser nicht besonders freundlich, aber das Mädchen beharrte, die gnädige Frau wolle das wertvolle Stück nur den Händen des Meisters selbst anvertrauen. Während dieser noch unschlüssig zögerte, fiel das Sonnenlicht auf seine hübsche Gestalt, als wolle es die ganze angenehme Erscheinung so recht zur Geltung bringen. Das mochte auch das Mädchen empfinden, denn wie sie jetzt wieder bittend ihre Stimme erhob, schaute sie dabei Johannes mit einem Blick an, der diesen erschauern ließ; etwas so Seltsames lag darin, als wollten sich ihre Augen festsaugen an ihm. Es war kein Kindesblick dieses kaum dem Kindesalter entwachsenen Geschöpfes, aber das verstand Johannes nicht zu beurteilen, dazu besaß er zu wenig Kenntniß vom Weibe; er empfand nur einen mit etwas Grauen gemischten Reiz, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, griff nach seiner Mütze und folgte dem Mädchen. Die Gesellen wunderten sich nicht wenig über seine schnelle Nachgiebigkeit, denn bei einer interessanten Arbeit ließ er sich sonst nicht gern stören, aber wenig ahnten sie, wie in diesem Augenblick das Schicksal unerbittlich in des Meisters bisher so freundlich ruhiges Leben eingriff.

Die Arbeit für Frau von Brederlow war nicht einfach. Ein Teil des Schrankes mußte erneuert und dabei ganz dem alten nachgebildet werden, damit das kostbare Möbel nichts von seinem Werte und seiner Schönheit einbüßte. Oft, während der Meister bei dieser Arbeit war, erschien das junge Mädchen in der Werkstatt, um Bestellungen auszurichten, Anfragen zu tun, und als der Schrank fertig war, wollte es Johannes bedünken, als könne er den Anblick Dorettens gar nicht mehr entbehren. Er verstand dabei sich und sie gar nicht recht, sich nicht, weil diese Liebe, seiner ganzen Natur entgegen, über ihn gekommen war wie ein Wirbelwind und ihn mit fieberndem Verlangen erfüllte, sie nicht, weil sie diesen Zauber auszuüben vermochte, obgleich sie noch ein halbes Kind war und ihre Blicke nur in voller Unbefangenheit sprechen ließ. Gerade diese Unbefangenheit aber erschien ihm als die sicherste Gewähr, daß sie ihn liebte, und so folgte er nur dem Zuge seines Herzens, warb um sie und führte

das arme Waisenkind, dessen ganze Aussteuer in dem bestand, was die gütige Frau von Brederlow ihr zur Hochzeit schenkte, als sein Weib heim.

So hatten es die Gesellen, wenn sie oft von einer Heirat ihres Meisters gesprochen, sich freilich nicht gedacht, und besonders der Werkmeister konnte sich lange nicht darüber beruhigen, daß jener nicht eine Honoratiorentochter erwählt, aber sie mußten sich alle mit der Tatsache abfinden, und wenn die hübsche junge Frau in der Werkstatt erschien, für Jeden ein gutes Wort und einen freundlichen Blick hatte, dann verstanden sie auch, was Johannes zu dieser Wahl getrieben. — In der Wirtschaft trat nicht viel Aenderung ein, denn Dorette hatte gar kein Verlangen, die Machtbefugnisse Christinens zu schmälern, sie ließ sich lieber bedienen und verwöhnen, als daß sie die Arbeit an sich gerissen hätte.

Wochen- und monatelang lebte Johannes in einem Rausch dahin. Die Macht, die sein junges Weib auf ihn ausübte, erschien ihm selbst oft unheimlich, aber er vermochte ihr keine Bitte abzuschlagen. Sie putzte sich gern, mehr als es für ihren Stand und seinen Geschmack sich gehörte, doch wenn sie so hübsch und zierlich vor ihm erschien und ihm zu verstehen gab, wie sie sich freute, gerade für ihn sich schön zu machen, dann wäre er sich als der schlimmste Pedant vorgekommen, wenn er sie mit Ermahnungen und Warnungen hätte quälen wollen. Man hatte es schließlich ja dazu. Ein geliebtes Weib zu schmücken, mußte der fleißigen, tüchtigen Arbeit eines Mannes doch ein Leichtes sein. — Manchmal wollte es auch den jungen Meister bedünken, als sei es ein Mangel, daß Dorette sich gar nicht um die Wirtschaft kümmere, aber wie sie ihm auf eine leise Andeutung lachend antwortete, bei einem solchen Unterfangen würde sofort ein Zwiespalt zwischen sie und Christine kommen und sie könne auch durch Beobachtung lernen, da wußte er ihr nur gerührt mit einem Kusse zu danken. Es erschien ihm daher schon als ein gutes Zeichen, daß Dorette das Geld in Verwahrung nahm und sich von Christine Rechnung ablegen ließ, ein Verlangen, dem die treue Person ruhig nachkam, obgleich sie an eine große Selbständigkeit auch nach dieser Richtung hin gewöhnt war.

Anfangs hatte Dorette oft ihren Mann veranlaßt, mit ihr spazieren zu gehen und ab und zu ein Fest mit ihr zu besuchen; als aber Zeiten kamen, in denen er sich keine Muße dafür nehmen konnte, ging sie auch allein aus, da ihr frische Luft notwendig sei, wie sie meinte. Kehrte sie dann nach ein paar Stunden mit rosigen Wangen und strahlenden Augen wieder heim und doch mit Worten des Bedauerns, daß er sie nicht habe begleiten können, dann beglückwünschte Johannes sich selbst zu seinem verständigen Frauchen, das sich so gut in alle Lebenslagen zu schicken vermochte.

So hätte noch lange eitel Sonnenschein in der jungen Ehe herrschen

können, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das Johannes beseligte, Dorette aber mit bitterster Verstimmung erfüllte — die Aussicht auf ein Kind. So sehr er bereit war, die Ausbrüche ihrer Verzweiflung und Empörung auf ihren Zustand und eine damit verbundene krankhafte Reizbarkeit zu schieben, betrübte und kränkte ihn doch ihr Verhalten aufs Schmerzlichste. Wenn er ihr jetzt anbot, sie spazieren zu führen, lehnte sie es verdrießlich ab, und kein Liebesbeweis seinerseits vermochte sie zu trösten und zu beglücken. Auch als das Kind geboren war, ein elendes, kleines Mädchen, wurde es nicht besser, denn Dorette war nicht fähig und auch nicht gewillt, die vielen Mühen, welche gerade dies zarte Geschöpfchen erforderte, auf sich zu nehmen. Was dem Kinde an Sorgfalt und Pflege zu Teil wurde, erhielt es durch Johannes und die alte Christine. Dorette behauptete, sich für unruhige Nächte zu angegriffen zu fühlen, weigerte sich deshalb auch, ihr Töchterchen selbst zu nähren, und das war wohl hauptsächlich der Grund, daß es schon dem ersten Zahndurchbruch nicht gewachsen war und daran starb. So innig der Vater sein Kind schon geliebt, sein Schmerz zeigte sich doch stiller als der der Mutter. Dorette geberdete sich ein paar Tage lang wie eine Verzweifelte, bewies aber dabei ein so kindisches Grauen vor der Leiche, daß Christine allein sie waschen, schmücken und aufbahren mußte. Bitter genug waren die Empfindungen von Johannes gegen seine Frau, aber diesen Schmerz, den er für einen Ausbruch tiefster Reue hielt, vermochte er doch nicht durch Vorwürfe zu vermehren und umgab Dorette wieder mit warmer Liebe. Auch hoffte er von dieser harten Lehre viel für die Entwicklung ihres Charakters. Wie wenig kannte er sein junges Weib, wie wenig ahnte er ihre naive Verderbtheit!

Dorette war ein echtes Proletarierkind, aufgewachsen in einer Umgebung, deren sittliches Niveau zu niedrig war, um andere als schlechte Einflüsse auszuströmen. Ihren Vater hatte sie nie gekannt, ihre Mutter hatte sich recht und schlecht durchs Leben geschlagen, aber mehr schlecht als recht, mit allerhand Aufwartestellen und sehr vielen Schlafburschen in ihrer engen Wohnung. Nach dem Tode der Mutter hatte Dorette einen Dienst bei einem kleinen Handwerker angenommen, aber bald den Trieb gefühlt, vorwärts zu kommen, und ihre Stellung bei Frau von Brederlow aufs Beste ausgefüllt, da dieselbe ihrer Eitelkeit schmeichelte und die reiche Umgebung dort ihrem Geschmack entsprach. In alle Geheimnisse des Lebens eingeweiht, mit einer starken Sinnlichkeit ausgestattet, hatte sie Meister Johannes, dessen hübsche Erscheinung ihr gefiel, an sich zu fesseln gewußt und besaß doch nicht das mindeste Verständniß für seine tüchtige, gediegene Art, für seine warme, innige Liebe, die ihr nur als Schwäche dem reizvollen Weibe gegenüber erschien und die sie sich darum skrupellos zu Nutze machte. Ihre ganz auf Oberflächlichkeit und Genuß gestimmte Natur hätte nur durch eine starke, brutale Manneskraft im Zügel

gehalten werden können; die gleichmäßige Güte von Johannes langweilte sie, und daß sein Vertrauen ihr hätte Verpflichtungen auferlegen müssen, ahnte sie gar nicht.

Das Kindchen war begraben, und wenn es möglich gewesen wäre, hätte Johannes sein Weib, das er von Reue niedergedrückt wähnte, mit noch mehr Liebe als früher umgeben. Dorette ließ sich das anfangs gefallen und hielt sich stille im Hause auf, aber allmählich kam alles wieder ins alte Geleise, da sie aus Mangel an Bewegung und frischer Luft sich nicht erholen zu können glaubte. Meistens verließ sie das Haus mit Blumen für das Grab ihres Kindes, aber sie mußte wohl ihre Gänge weiter ausdehnen, da sie immer erst nach Stunden zurückkehrte. Sie hatte auch ein paar Freundinnen wieder aufgesucht, wie sie ihrem Manne berichtete, um nicht immer allein gehen zu müssen, wenn seine Zeit zu knapp sei. Einmal erhielt sie Besuch von einer derselben, die auf Johannes einen guten, harmlosen Eindruck machte, so daß ihm der Verkehr sehr recht war.

Als der Sommer sehr heiß wurde, fand Dorette es unbequem, immer schon zu früher Abendessensstunde daheim zu sein, und redete ihrem Manne zu, sie lieber öfters aus einem Garten abzuholen. Es war nur leider eine Zeit, in der er bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten hatte, so daß er ihrem Wunsche nicht willfahren konnte. Dagegen riet er selber ihr, wenn es ihr einmal gar zu verführerisch erscheine länger auszubleiben, es ruhig zu tun und sich von ihrer Freundin heimgeleiten zu lassen. Von dieser Erlaubniß machte Dorette ab und zu einmal Gebrauch. Eines Abends aber zog es Johannes doch in die Blütenpracht hinaus, und er wanderte nach dem Garten, den seine Frau ihm bezeichnet hatte, ohne sie dort zu finden. Als er enttäuscht und verwundert heimkehrte, fand er Dorette seiner harrend und sehr betrübt, daß er ihr von seiner Absicht nichts gesagt, da sie dann nimmermehr dem Vorschlage ihrer Freundin, einen anderen Ort aufzusuchen, gefolgt wäre. Das klang so zärtlich und überzeugend, daß Johannes gar keinen Vorwurf erhob.

Die Kundschaft des jungen Meisters hatte sich immer nur vermehrt, und doch begann es jetzt hier und da an Geld zu fehlen. An der Wirtschaft lag es nicht, wie Christine nachweisen konnte, sie wurde eher sparsamer jetzt geführt. Johannes sprach mit seiner Frau, die ihm zu beweisen wußte, daß ihr ganzer Putz auf eine möglichst billige Weise hergestellt sei und auch ihre täglichen Ausgänge wenig kosteten, also der Grund doch wohl anderswo liegen müsse. Da dann auch wieder bessere Zeiten kamen, beruhigte sich der Meister, bis etwas ganz Unerhörtes geschah. Er hatte eine recht erhebliche Rechnung einem Kunden, der ihn schon vor Wochen darum angegangen, endlich zugeschickt und erhielt die entrüstete Antwort, dieselbe sei schon beglichen, wofür der Herr die Quittung beibringen könne. Schon an demselben Nachmittage erschien er auch und legte die

Rechnung vor, von Dorette quittirt. Johannes versuchte seine Bestürzung zu verbergen und bat dringend um Entschuldigung, da er nicht gerade mit seiner Frau darüber gesprochen habe; als ihn aber der Herr verlassen hatte, mußte er sich niedersetzen, so war ihm der Schrecken in alle Glieder gefahren. Obgleich draußen ein unfreundliches Wetter herrschte, war Dorette doch ausgegangen und kehrte erst spät Abends heim. Johannes empfing sie mit finsterer Miene und machte ihr, als sie erst allein oben in ihrem Zimmer waren, die bittersten Vorwürfe. Sie war anfangs zusammengeschreckt, meinte aber, als sie hörte, um was es sich handelte, kaltblütig, die Sache sei doch nicht solch eines Aufhebens wert. Er sei nicht zu Hause gewesen, als das Geld angekommen, da habe sie es doch nehmen und darüber quittiren müssen. Leider habe sie vergessen, ihm davon zu sagen, und auch schon ein paar größere Ausgaben damit gemacht. Den Rest der Summe holte sie aber sofort herbei und war gleich bereit, zu versprechen, entweder Geldzahlungen überhaupt nicht mehr anzunehmen, oder ihm sogleich Mitteilung davon zu machen. Diesmal aber war Johannes nicht so leicht beruhigt. Eine Zahlung zweimal gefordert zu haben, das ging gegen seine kaufmännische Ehre, und daß sie ihn gar nicht verstand, seine Verstimmung unerklärlich fand, zeigte ihm deutlich, welche Kluft zwischen ihren Anschauungen herrschte.

So oft auch noch Dorette, die jetzt wieder in doppelter Frische und Schönheit aufzublühen schien, ihren verführerischen Zauber auf den Gatten ausübte, es kamen doch Zeiten, in denen dieser sich eine tiefe Ernüchterung eingestehen mußte. Mit immer kritischeren Blicken betrachtete er das Gebaren seiner Frau, und er fand vieles, was ihm unverständlich und unsympathisch war. Für irgend eine belehrende Unterhaltung oder Lektüre hatte sie nicht den mindesten Sinn, die einzigen Bücher, welche sie las, waren Romane der niedrigsten Sorte, die sie sich aus der Leihbibliothek holte und mit denen sie ihre Zeit zu Hause fast ganz ausfüllte. Trotz des vorgeschrittenen Herbstes ging sie täglich aus und behauptete, sich nur dadurch gesund zu erhalten. Aber selbst wenn das Wetter einen Spaziergang unmöglich machte, mußte sie wenigstens durch ein Plauderstündchen bei ihrer Freundin sich Abwechselung und Zerstreuung verschaffen. In der Werkstatt erschien sie nur selten und hatte dann eine Art mit den Gesellen zu verkehren, die Johannes auch nicht gefiel.

Einmal, während sie gerade dort weilte, erhielt dieser den Besuch eines als Lebemann bekannten Rechtsanwalts, der über eine neue Art von Schlummerstuhl mit dem Meister sich beraten wollte. Das Modell, das er mitgebracht hatte und das noch großer Verbesserungen fähig war, interessirte Johannes überaus, aber daneben peinigte ihn ein aufdringliches Parfüm, das der etwas gigerlmäßig gekleidete Kunde an sich hatte. Dieser war mit großem Eifer bei der Sache und brachte den Vorschlägen

des Handwerkers ein einsichtsvolles Verständniß entgegen. Aber plötzlich wurde er unruhig, sprang mit seinen Gedanken ab, und als Johannes überrascht aufblickte, fing er gerade noch einen Blick auf, der zwischen Dorette und dem Herrn hin- und herflog, von ihrer Seite ein Blick, wie er ihn nur zu gut kannte, als ob sich ihre Augen an jenem festsaugen wollten. Noch ehe er recht zur Besinnung gekommen, verabschiedete sich der Rechtsanwalt mit der Bemerkung, daß der Stuhl aus des Meisters Händen sicherlich tadellos hervorgehen würde. Gleich darauf verließ auch Dorette die Werkstatt, und Johannes hörte sie die Treppe zur Wohnung hinaufsteigen mit jenem eigentümlich klappernden Geräusch, das früher so oft sein Herz und Ohr mit Wohlgefühl erfüllt hatte. Wie betäubt blieb er zurück, froh, daß die Gesellen zu sehr von ihrer Arbeit in Anspruch genommen waren, um auf ihn zu achten, der sich den Anschein gab, als sei er ganz in das eben vorgelegte Modell vertieft.

Dieser Blick, dieser Blick — ah, jetzt wußte er, was darin lag — die ganze Dirnenhaftigkeit dieses Geschöpfes. Mit solch' einem Blick hatte sie ihn einst unterjocht, mit solchen Blicken ihn immer wieder zu ihrem Sklaven gemacht; und wenn sie es wagte, solch' einen Blick vor seinen Augen dem Fremden zuzuwerfen, wie mochte sie die Zeit ausfüllen, die sie außerhalb des Hauses, frei von jeder Kontrolle zubrachte? Woran er bisher noch nie, selbst in den bittersten Gefühlen gegen Dorette, gedacht hatte, das erschien ihm plötzlich nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich — nein, sicher.

Furchtbare Stunden verlebte Johannes, aber er wußte sich zu beherrschen, bis alles zur Ruhe gegangen war; dann erst stellte er sein Weib zur Rede. Sie lachte ihn einfach aus, er sei eifersüchtig und sehe Gespenster. Und dann versuchte sie wieder mit ihrer schlangenhaften Anmut, ihren berauschenden Liebkosungen ihn zu beruhigen, ihm ihre Liebe zu zeigen, aber heute versagte ihre Macht. Es war etwas in ihm zerstört, ein Schleier zerrissen, er sah in jedem ihrer Blicke, ihrer Worte nur Schamlosigkeit, nur die Dirne, die sich nicht aus Liebe hingiebt, sondern nur nach Opfern ihrer Lust sucht. — In tiefster Verstimmung endete dieser Tag, und schwer und drückend lastete auch weiter das Leben auf Johannes.

Einige Wochen später erkrankte Christine, sie, der nie im Leben etwas gefehlt hatte, und der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht dazu. Johannes erwartete, daß seine Frau jetzt selbst in die Wirtschaft eingreifen würde, aber das fiel ihr garnicht ein. Sie mietete sofort ein junges Dienstmädchen und wünschte, daß Christine ins Krankenhaus gebracht würde. Dem aber widersetzte sich der Meister mit voller Energie und zeigte dabei einen so drohenden Ernst, daß sie eingeschüchtert auf ihrer Forderung nicht bestand. Jede freie Zeit widmete er der Kranken, die ihr Ende klar vor Augen sah. Nach einem Tage voll großer Schwäche faßte sie

eines Abends nach seiner Hand und sagte leise: „Ich muß Ihnen etwas sagen, Herr, aber Sie müssen es ganz ruhig anhören."

Er versprach es, und dann erzählte sie ihm, von Atemnot mehrfach unterbrochen, daß sie fürchte, die junge Frau gehe nicht auf rechten Wegen. Sie habe Schmuck und Kleider, die viel teurer wären, als sie dem Herrn sagte, und nicht allein von dem bezahlt sein könnten, was seine Großmut ihr gebe. Etwas sei da nicht richtig. Ein alter Bekannter habe ihr neulich gesagt, der Meister sollte seine junge Frau nicht so viel allein lassen, sie käme davon auf schlechte Gedanken; man habe sie an einem Orte gesehen, wo anständige Frauen nicht hingehörten. Die furchtbare Qual und Aufregung ihres Zuhörers blieb auch den ersterbenden Sinnen Christinens nicht verborgen. Sie tastete nach seiner Hand und sagte mühsam: „Haben Sie Geduld, Herr, sie ist so jung noch!"

„Wer hat es gesagt, und wo hat man sie gesehen?" keuchte Johannes, doch er erhielt keine Antwort mehr. Volle Bewußtlosigkeit umfing die Sterbende, und während er neben ihr sitzend noch immer auf einen lichten Augenblick wartete, erkaltete langsam ihre Hand in der seinigen, bis ihm kein Zweifel mehr blieb, daß ihr Schlaf in den Tod übergegangen war.

In dumpfem Brüten verharrte Johannes auf seinem Platze. So verwaist war er sich noch nie vorgekommen, als da er am Totenbette der alten Dienerin saß. Als er seine leibliche Mutter verloren, war er 16 Jahre alt gewesen, und das Leben hatte noch bunt und reich und schön vor ihm gelegen. Auch diese hier hatte ihn wie eine Mutter geliebt, und nun sie ihn verlassen, hatte er nichts, sich daran zu halten. Das Weib, das er auf Händen getragen, war jeder wahren Liebe unwert — er wußte es nicht erst seit diesem Augenblicke — Christine hatte nur in Worte gekleidet, was er längst gefühlt. Wie wäre ein Zusammenleben mit Dorette jetzt noch möglich gewesen! Sie nur zu sehen, war eine Qual. Freilich, so lange er noch hier oben saß, war er vor jeder Begegnung mit ihr sicher; sie würde die Tote nicht aufsuchen, aber er mußte wieder ins Leben hinaus, an die Arbeit, unter Menschen, von denen der nächste ihn verriet, ihn dem Gespötte aussetzte.

Doktor Brönnert, der Arzt, der schon alle Tage hier gewesen, kam in der Morgenfrühe nach seiner Patientin sehen und konnte nur ihren Tod bescheinigen. Er bewog den Meister, dessen tiefe Niedergeschlagenheit er sich angesichts dieses Falles gar nicht recht erklären konnte, in seine Wohnung hinabzusteigen und noch ein wenig der Ruhe zu pflegen. Das Letztere freilich war Johannes nicht möglich. Er wusch sich nur, wobei er Dorette, die noch im tiefen Schlafe lag, kaum eines Blickes würdigte, und ging dann in die Werkstatt, um dort seine Arbeit wieder aufzunehmen und seinem Personal mitzuteilen, was in dieser Nacht geschehen sei, und daß er wünschte, sie nähmen alle an dem Begräbniß über drei Tage teil, wozu er ihnen den ganzen Nachmittag frei geben wolle. Ueber der

Arbeit wurde er auch wieder ruhiger, und er beschloß, Christinens Andenken dadurch zu ehren, daß er kein böses Wort spräche, so lange ihre Leiche noch im Hause sei. Getreu diesem Vorsatze ertrug er es auch mit finsterem Gleichmut, daß das Essen wenig schmackhaft zubereitet war, da das junge Dienstmädchen nicht viel vom Kochen verstand. Mochte alles in eins hingehen, wenn er nachher mit seinem Weibe Abrechnung hielt.

Dorette wollte an dem Begräbniß nicht teilnehmen. Es sei ihr zu aufregend, brachte sie entschuldigend vor, und ohne Widerrede ließ Johannes sie gewähren. Es war ein schöner, heller und milder Wintertag. Der Gang zum Kirchhof tat dem jungen Meister wohl und noch mehr die schlichte, warme Rede des Geistlichen. Als er heimkehrte, fand er seine Frau nicht zu Hause, und ihm war's recht so. Feierabend hatte er doch schon gemacht, so konnte er in voller Ruhe bedenken, was er Dorette zu sagen habe. Dabei wurden seine Gedanken immer milder. Hatte nicht Christine noch in der Todesstunde gemahnt, er solle Geduld haben, jene sei so jung noch? Gewiß, auch er trug Schuld, er hatte sie nicht erzogen, nur verwöhnt, hatte sich dem sinnlichen Zauber des jungen Geschöpfes widerstandslos hingegeben. Vielleicht, wenn er jetzt noch einmal zu ihr sprach, gütig, aber auch sehr ernst, wenn er sie fortan unter Aufsicht behielt, sie nicht allein ausgehen ließ, dagegen es öfters mit ihr tat, vielleicht war doch noch etwas zu erreichen.

Dann hörte er ihren Schritt die Treppe heraufkommen. Sie hatte ihn wohl nicht in dem unbeleuchteten Zimmer erwartet, denn sie trat mit einem heiteren Liedchen auf den Lippen ein, verstummte aber sofort, als sie seine dunkle Gestalt sich von dem helleren Fenster abheben sah. Nach einem kurzen Zögern ging sie entschlossen auf ihn zu und sagte, sich schmeichelnd über ihn beugend: „Armer Johannes!"

Da fuhr er wild in die Höhe und packte sie mit festem Griff: „Wo warst Du?"

Sie fuhr erschrocken zurück. „Mit Martha spazieren gegangen."

„Du lügst. Woher dieser Geruch sonst? Du warst bei dem Rechtsanwalt in der Kürschnerstraße."

Er konnte bei der Dunkelheit ihr Erbleichen nicht sehen, aber er fühlte ihr Zusammenzucken unter seiner Hand, die schwer auf ihrer Schulter lag. Doch nur einen Augenblick währte ihre Verwirrung, dann sagte sie mit herausfordernder Frechheit: „Wie darfst Du so etwas behaupten? Das Parfüm braucht Martha. Aber wenn Du mir nicht glaubst, frage doch den Herrn Rechtsanwalt selbst, den ich nur einmal bei Dir in der Werkstatt gesehen habe; er wird sich wundern."

„Dirne!" Johannes schleuderte sie von sich.

„Willst Du mich nicht auch noch schlagen?" fragte sie höhnisch. „Erst war Dir Alles an mir recht, aber seit Du aufgehört hast, mich zu lieben,

ist Dir keine Beleidigung zu stark — Du — Du —" Sie brach in Tränen der Empörung aus.

Obgleich er wußte, daß Alles nur Komödie war, reute ihn doch schon seine Heftigkeit. Im Zimmer ein paarmal auf- und niedergehend, rang er nach Beherrschung, blieb dann wieder vor ihr stehen und sagte mit viel ruhigerer Stimme: „Ich weiß, Dorette, auch ich trage Schuld, und darum laß uns in Frieden auseinander gehen. Ein Grund zur Scheidung wird sich finden lassen."

„Scheidung!" schrie sie auf und dann in maßloser Erregung: „Ich will nicht wieder auf die Straße gesetzt werden, Du hast kein Recht dazu, ich will nicht, daß Alle mit Fingern auf mich zeigen, als eine schuldige, geschiedene Frau. Du hast keinen Grund, mir das zuzumuten." Ihre Stimme war immer gellender geworden.

„Ehebruch ist Scheidungsgrund," sagte er in dumpfem Widerwillen.

Einen Augenblick war es still, dann fuhr sie in die Höhe und schrie ihm voller Wut entgegen: „So beweise ihn mir," und sie stürzte ins Schlafzimmer, die Türe hinter sich verriegelnd. — — — — — — —

Von diesem Tage an war Johannes ein anderer Mann. Er arbeitete wohl fleißig in seiner Werkstatt, aber ohne Freudigkeit, in dumpfem Brüten. Ab und zu einmal raffte er sich dann wieder auf, um bald milder, bald gereizter Dorette zu ermahnen und zu warnen, aber sie, die mit tiefster Empörung es empfand, daß sie jetzt völlig ihre Macht über ihren Mann verloren hatte und zugleich in ihrem berechnenden kleinen Gehirne es erkannte, daß er vor jedem Eklat zurückschauderte, setzte ihm nur trotzigen Hohn entgegen. Auch all' seine Versuche, sie einer Scheidung geneigt zu machen, stießen bei ihr auf eisernen Widerstand. Sie fühlte sich ganz behaglich so, schwelgte in der größeren Freiheit, die sie genoß, und tat sich möglichst wenig Zwang an. Wenn auch Johannes durch jede solche Auseinandersetzung mit seiner Frau immer mehr niedergedrückt wurde, seine Gefühle stumpften sich dadurch nicht ab, er verschloß sie nur tiefer in seinem Innern, und da nagten Grimm und Pein um so verderblicher, als er sie äußerlich zu verbergen strebte. Daß es mit der Wirtschaft bergab ging, die beiden Lehrlinge, die bei ihm bespeist wurden, oft über's Essen murrten, schien ihn wenig zu berühren; auch um die Ausgänge seiner Frau kümmerte er sich anscheinend nicht mehr. Selbst als sich der Vorfall mit einer von Dorette quittirten Rechnung, deren Erlös sie ihm verheimlicht hatte, wiederholte, hatte er nur ein bitteres Hohnlächeln dafür — es paßte ja zu allem — allem. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn, nahm sein ganzes Innere in Anspruch — frei zu werden von diesem Weibe. Mit ihrer Einwilligung würde es nie geschehen, das war ihm jetzt klar; aber konnte er nicht auch Scheidung beantragen unter Nachweis ihres Ehebruchs, von dem er fest überzeugt war? Aber dann gellte ihm immer wieder ihr wütendes „Beweise ihn mir!" in den

Ohren. Sollte er selbst ihr folgen und sein ganzes Geschäft vernachlässigen oder einen Spion bezahlen und seine Schande auf alle Gassen hinausschreien? Auch graute ihm vor einer Gerichtsverhandlung, in der solcher Schmutz aufgewühlt werden mußte. Nein, so ging es nicht; Freiheit, Frieden, Ehre und guter Ruf konnten ihm nur wiederkommen, wenn sie nicht mehr lebte. — Wenn sie stürbe! — Welche Erlösung wäre es, und wer hatte etwas von dem Leben einer solchen Sumpfpflanze! Wenn sie stürbe! — Aber sie war jung, gesund, lebenstrotzend; nur ein Eingriff von Außen her konnte Rettung bringen. Wieder und wieder rief er sich alle ihm bekannten Unfälle ins Gedächtniß, durch welche ein unbegreifliches Schicksal Lebensfäden zerschnitten, die für lange hinaus fest und haltbar erschienen waren. Wenn ihr so etwas zustieße! Keine Grausamkeit wäre es dann, sondern ein Segen nicht genug zu preisen. Würde das Schicksal hier helfend eingreifen, verlangte es seine Hand dazu? Als ihm zum ersten Male dieser Gedanke kam, überrieselte es ihn mit Eiseskälte, und er wies ihn schaudernd zurück, aber er kehrte wieder, und Johannes begann mit dieser Möglichkeit zu spielen. Dann fragte er sich, ob er im Stande sein würde, eine solche Tat zu begehen, und wie weiter und weiter all' seine Gedanken um diesen einen Punkt kreisten, wurde es ihm immer klarer, daß es seine Pflicht sei, heilige Notwehr, dies ekle Gewürm zu zertreten, anstatt um seinetwillen zu verkommen. Tag und Nacht, Nacht und Tag konnte Johannes nichts Anderes denken, und als er ganz mit sich einig war, daß er es tun müsse, beschäftigte ihn weiter die Frage, wie er es tun könne, ohne daß ein Verdacht auf ihn fiele, denn er war nicht gewillt, mit ihr zu Grunde zu gehen, die zu richten seine Mission sei. Keine Gewalt also, ein milder Tod, der auch ihr keine Qualen bereitete; er haßte sie ja nicht, er wollte sich nur ihrer erwehren. Und dann grübelte er wieder, wie es nachher sein, ob er die Kraft haben würde, den Gleichmut zur Schau zu tragen, der unerläßlich war, wenn kein Schuldverdacht ihn treffen sollte. Er hatte oft gehört und gelesen, ein wie anderes Aussehen jede Tat, nachdem sie geschehen, annähme. Würde er schwach werden, würde er bereuen? Nein, das war ausgeschlossen. Er handelte ja nicht grausam und willkürlich, er war es im Gegenteil dem Andenken seines Vaters, seiner eigenen ehrlichen Arbeit schuldig, nicht von einem so niedrigen Geschöpf Ehre, Ruf und Vermögen sich zerpflücken zu lassen. Auch an seine Leute hatte er zu denken. Der Werkmeister und einige der Gesellen waren schon jahrelang bei ihm. Sie mußten um ihr Brot und um ihr Bestes, den Stolz auf die Werkstatt, in der sie arbeiteten, kommen, wenn er den Dingen ihren Lauf ließ.

Hätte Dorette etwas von diesen finsteren Gedanken geahnt, sie hätte sich wohl gehütet, seinem Ingrimm dauernd neue Nahrung zu geben. Frech und ahnungslos nahm sie sich gar nicht mehr die Mühe, für ihre

Ausgänge irgend einen Vorwand zu suchen, und die Luft, die sie dann Abends oder Nachts mit heimbrachte, bestätigte dem Gatten, was er zu fürchten längst aufgehört hatte, da es ihm als Tatsache feststand. Es mahnte ihn nur, daß er nicht lange zögern dürfe, damit nicht noch mehr Unheil entstehe, es für Erhaltung und Wiederherstellung seines guten Rufes zu spät würde.

Es war wieder einmal viel zu tun in der Werkstatt, und Johannes erwies sich als der Fleißigste. Eines Tages blieb er auch noch unten, nachdem sich die Gesellen und Lehrlinge längst fortbegeben hatten, und äußerte gegen den Werkmeister, der mit dem Weggange zögerte, er wolle, da er gar nicht müde sei, sehen, wie weit er mit dem Schranke noch in dieser Nacht käme. Der anhängliche Mensch bat ihn dringend, lieber an seine Gesundheit zu denken und sich zur Ruhe zu begeben, doch Johannes beharrte bei seinem Entschluß. In dieser Nacht mußte es geschehen, und er war ganz ruhig, er wollte sein Schicksal erfüllen wie ein Mann — ein schweres Schicksal, aber unwiderruflich, unerbittlich. Dorette war Abends heimgekehrt wieder mit jenem verhaßten Parfüm, das all' seine Sinne aufreizte, aber er hatte kein Wort gesagt, es war ja zwecklos.

Eine Stunde nachdem sie zur Ruhe gegangen sein mußte, stieg er langsam und leise zur Wohnung empor, sehr leise, denn wenn er auch bei dem jungen Dienstmädchen, das eine Treppe höher in der Bodenkammer seine Lagerstatt hatte, einen festen Schlaf voraussetzte, wollte er doch keine Vorsicht außer Acht lassen. Behutsam öffnete er die Tür des Schlafzimmers. Eine von den beiden Gasflammen, die er, der ersten Bitte seiner jungen Frau nachgebend, hier herein hatte legen lassen, brannte noch. Dorette schlief fest, hatte vorher noch gelesen, denn ein abgegriffenes Leihbibliothekbuch lag auf dem Stuhl neben ihrem Bette. Er hatte sie früher öfters gebeten, wenn er noch nicht oben sei, die Flamme aus Sparsamkeitsrücksichten zu verlöschen, aber es gehörte zu ihrem trägen Wesen, daß sie sich nur selten zu nochmaligem Aufstehen hatte entschließen können. Heute tat ihm diese Unordnung wohl, sie war gleichsam ein Symbol dessen, was er zu rächen hatte. Leise verlöschte er die Flamme, dann noch ein kaum hörbares Knacken, und eben so lautlos, wie er gekommen, verließ er das Zimmer wieder und schlich in seine Werkstatt hinab. Er war ganz ruhig, und die Arbeit ging ihm flott von der Hand. Dann überkam ihn ein Stutzen: wenn sie vor der Zeit erwachte, um Hilfe rief? Nun, so war es ein Wink des Himmels, daß es nicht sein, wenigstens nicht heute und nicht so sein sollte. Aber es würde für sie kein Wunder geschehen, Niemand würde die rächende Hand aufhalten, die ihres vorgeschriebenen Amtes waltete. Unter der fleißigen Arbeit wurde er allmählich müde, und ein leichter Schlummer überfiel ihn. Doch wie er seit Monaten seine Grübeleien und Vorsätze in den Schlaf hinübergenommen

hatte, so verließ ihn auch jetzt nicht einen Augenblick das Bewußtsein seiner Tat, und als er sich wieder ermunterte, fand er, daß es gut so sei, und machte sich von Neuem an seine Beschäftigung, bis die Müdigkeit ihn wieder übermannte. — Als der Werkmeister Morgens als Erster auf dem Platze erschien, war er nicht wenig erstaunt, die Werkstatt unverschlossen, das Licht brennend und seinen Meister schlafend zu finden. Ueber dem Geräusch, das sein Eintritt verursachte, fuhr Johannes in die Höhe, rieb sich die Augen und hörte wohlwollend, nur ein wenig zerstreut, dem Schelten des jungen Mannes zu. Ja, er müsse über der Arbeit eingeschlafen sein, aber nun fühle er sich auch wieder erquickt, brauche nur kaltes Wasser und könne dann gleich von Neuem ans Werk gehen.

Auf die Mahnung des Anderen, sich doch noch ein wenig hinzulegen, schüttelte Johannes den Kopf. Er wolle lieber seine Frau nicht mehr stören, hier unten Gesicht und Hände waschen. So tat er auch und war selbst stolz auf sich, daß er das alles so ruhig und selbstverständlich vorgebracht hatte. Nein, er würde sich nicht verraten, und er bebte auch nicht vor seiner Tat zurück, nun sie getan. Er hatte gehandelt, wie er mußte — ein Schwachkopf, der dann weich und furchtsam werden wollte.

Die Bereitung des ersten Frühstücks blieb immer dem Mädchen überlassen, da Dorette nicht für's frühe Aufstehen war. So vergingen die Stunden bei fleißiger Arbeit, ohne daß einer der Gesellen etwas von der Gespanntheit des Meisters, die doch sein ganzes Wesen erfüllte, gemerkt hätte. Um 10 Uhr erschien Luise, das Dienstmädchen, sehr verängstigt in der Werkstatt und brachte stotternd vor, sie habe der Frau den Kaffee ins Schlafzimmer bringen wollen, aber auf ihr Klopfen sei keine Antwort gekommen, und wie sie doch die Türe geöffnet habe, sei ihr ein merkwürdiger Geruch entgegengeschlagen. Während rundum die jungen Leute aufhorchten, ließ Johannes den Hobel fallen und fuhr in die Höhe.

„Was hat das zu bedeuten? Da will ich doch lieber selbst nachsehen."

Eilig verließ er den Raum und stieg die Treppe empor, garnicht darauf achtend, daß ihm der Werkmeister folgte. Er wußte nur zu gut, welch' ein Geruch ihn erwartete, und prallte doch unwillkürlich davor zurück, stürzte dann auf ein Fenster zu und riß es auf. Der Werkmeister aber richtete seinen ersten Blick auf die Gaskrone und schloß mit einem Fluch den offenen Hahn. Dann wandten sich Beide Dorettens Bett zu und wechselten unwillkürlich einen scheuen und entsetzten Blick, denn trotz einzelner roter Flecken in dem Gesicht der Ruhenden konnte kein Zweifel bestehen, daß hier der Tod sein Vernichtungswerk getan. Vielleicht waren bei dieser Erkenntniß die Gefühle Beider sehr ähnlich, denn während in Johannes' Seele eine grimmige Genugtuung herrschte, mochte der Werkmeister auch denken, daß es nicht schade um dieses Weib sei, von dessen Treiben er viel mehr als sein Meister wußte, das bei

jenem anzuklagen er aber nicht den Mut gehabt hatte. Trotz der hereinströmenden reinen Luft war der Aufenthalt in dem Zimmer doch so furchtbar, daß Beide hinaustaumelten und Johannes nur mit versagender Stimme Luise nach Doktor Brönnert schicken konnte, während er sich an dem Treppenpfosten festhielt, um nicht umzusinken.

Der Arzt erschien sehr bald, da er eben im Begriff gestanden hatte, seine in der Nähe gelegene Wohnung zu verlassen, und war schon von dem schrecklichen Ereigniß durch das Mädchen unterrichtet. Teilnahmvoll drückte er des Meisters Hand und folgte ihm in das Schlafzimmer. Dort wandte er sofort alle nur möglichen Wiederbelebungsversuche an, obgleich er von ihrer Erfolglosigkeit von vornherein überzeugt war, und fragte dabei, wie das Unglück nur habe geschehen können.

Johannes hatte sich gut vorbereitet und sagte widerstrebend: „Es wäre mir ganz unerklärlich, wenn meine Frau nicht schon einmal etwas Aehnliches angestellt hätte. Ich hatte sie gebeten, wenn ich länger unten bliebe, die Flamme zu verlöschen. Meistens vergaß sie es, und ich wagte nichts mehr dagegen zu sagen, weil sie einmal in ihrer Schlaftrunkenheit dabei den Gashahn wieder geöffnet haben mußte. Damals hatte es nichts auf sich, weil ich bald danach heraufkam, die Geschichte bemerkte und durch ein kurzes Lüften jede Gefahr beseitigen konnte."

„Von einem solchen Unglücksfall muß die Polizei benachrichtigt werden," meinte wieder der Arzt. „Soll ich vielleicht auf das Bureau gehen?"

„Sie täten mir damit einen großen Gefallen."

„So lassen Sie für's Erste noch Alles im Zimmer, wie es sich jetzt befindet." Mit einem Händedruck verabschiedete sich der Arzt.

Zurückbleibend zögerte Johannes an der Treppe. Unten mußte der Werkmeister bereits Mitteilung von dem Ereigniß gemacht haben, da mochte er nicht hin; die Tote zu sehen sträubte sich auch sein ganzes Empfinden, also zog er sich ins Wohnzimmer zurück und schloß sich darin ein, nachdem er noch Luise beauftragt hatte, ihre Mutter herbeizuholen, die später die Leiche besorgen sollte.

Während Johannes dann, auf dem alten Ledersopha liegend, vergebens den in der Nacht entbehrten Schlaf nachzuholen versuchte, machte Doktor Brönnert den versprochenen Besuch auf dem nächsten Polizeibureau, wo er einen befreundeten Kriminalkommissar traf, dem er die Meldung abstattete. Dieser war sehr teilnahmvoll, da er bei Meister Niederwald arbeiten ließ und ihn ungemein schätzte.

„Daß diesen tüchtigen Menschen das Unglück hat treffen müssen," meinte er mit bedauerndem Kopfschütteln.

„Und die hübsche, junge Frau; es ist ein Jammer, so etwas in den Sarg zu legen."

„Na, wissen Sie, mit der Frau, das hatte so seinen Haken. Ich

habe amtlich allerhand über sie gehört, was nicht für sie sprach. Vielleicht hat ihr früher Tod dem Manne manche bittere Erfahrung erspart; aber das ahnt er hoffentlich nicht, und man darf es ihm nicht sagen."

Nach ein paar weiteren Worten über diesen Gegenstand verabschiedete sich Doktor Brönnert, und Kriminalkommissar Ruhnau entschloß sich, selbst die Unglücksstätte in Augenschein zu nehmen, um dabei gleich dem Meister sein Beileid auszusprechen.

In der Werkstatt erfuhr er, daß Johannes nach der schrecklichen Entdeckung sich noch gar nicht unten gezeigt hätte, und er stieg zu den Wohnräumen empor. Luise, ganz verweint und in größter Aufregung, wurde durch seinen Anblick noch mehr verstört, wies ihn endlich aber doch zurecht. Auf sein Klopfen kam nicht gleich Antwort, und als er die Tür zu öffnen versuchte, fand er sie verschlossen. Da ließ sich aber auch schon Geräusch drinnen hören, und gleich darauf steckte Johannes den Kopf durch die Türspalte. Er fuhr zusammen, als er die Uniform erblickte, kam aber bei den ersten Worten seines Besuches wieder zur Besinnung.

„Es tut mir aufrichtig leid, lieber Meister, was Ihnen widerfahren. Durch Doktor Brönnert habe ich die Meldung empfangen und bin selbst erschienen, um die Formalitäten mit größter Ruhe und Schonung zu vollführen. Wollen Sie mich in das Sterbezimmer führen?"

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar," war Johannes' mühsame Entgegnung. „Mir ist noch ganz wirr im Kopfe; ich erkannte Sie anfangs garnicht."

„Wer sollte Ihnen das nicht nachfühlen," sagte Ruhnau teilnahmvoll und betrat das Schlafzimmer, zu dem Johannes ihm die Tür geöffnet hatte.

Das Tuch, mit dem die Leiche bedeckt war, entfernend, blickte er ernst auf diese nieder und wandte sich dann an den Meister, indem er seine sonst sehr laute Stimme zum Flüstern dämpfte: „Die Todesart hat Doktor Brönnert bereits festgestellt, was hier allerdings nicht schwer war. Fanden Sie den Gashahn offen?"

„Mein Werkmeister schloß ihn, während ich das Fenster öffnete."

„Ich hörte durch den Arzt, daß Ihre Frau schon früher mit dem Lichte nachlässig umgegangen ist. Wie kam es, daß Sie diesmal nichts bemerkt haben? Wo schlafen Sie jetzt?"

Johannes wies auf sein Bett, das noch geöffnet, aber unberührt war und beantwortete dann den erstaunt fragenden Blick seines Besuchers: „Das ist ja gerade das Unglück, daß ich in dieser Nacht garnicht oben war. Ich hatte viel zu tun, wollte erst noch ein paar Stunden arbeiten und schlief darüber ein. Als mich mein Werkmeister Morgens so fand, widerstrebte es mir, meine Frau noch zu stören, daher wusch ich mich unten und ging gleich wieder an meine Beschäftigung."

„Ein merkwürdiger Zufall," meinte der Kriminalkommissar ernst. „War das schon öfters vorgekommen?"

„Daß ich die ganze Nacht unten blieb, noch nie, und es wäre auch diesmal nicht geschehen, wenn mich nicht der Schlaf übermannt hätte."

„Wie standen Sie mit Ihrer Frau?"

Nach einem kurzen Zaudern kam Johannes' Gegenfrage: „Muß ich das sagen?"

Ruhnau nickte bestimmt. Wieder zögerte der junge Meister, ehe er vorbrachte: „Ich hatte gestern Abend einen kleinen Streit mit Dorette und trug deshalb kein Verlangen, sie noch einmal aufzusuchen. Hätt' ich's getan, wäre das ganze Unglück nicht passirt."

„Kann ich Ihren Werkmeister sprechen?"

„Er ist unten bei der Arbeit." Damit machte Johannes Anstalten, seinen Gast hinunter zu begleiten, dieser aber sagte mit freundlicher Bestimmtheit: „Nein, bleiben Sie ruhig hier oben, und versuchen Sie ein wenig zu ruhen." Damit verabschiedete er sich.

Der Zurückbleibende blickte ihm nach, bis er am Fuße der Treppe angelangt war, und wandte sich dann schweren Schrittes wieder dem Wohnzimmer zu, besann sich aber eines Anderen und ging erst noch zur Küche, in der Luisens Mutter mit dieser saß, um ihnen zu melden, sie könnten jetzt für die Leiche sorgen. „Was zum Anzug fehlt, muß gekauft werden," fügte er hinzu, „es soll Alles so sein, wie es recht und schicklich ist."

Dann erst zog er sich auf sein Zimmer zurück in der festen Ueberzeugung, daß er jetzt noch weniger Ruhe finden würde, als vorher. Wie seltsam ihn der Kommissar angeblickt hatte, als er die Umstände der Nacht erfahren. Mochte er aber denken, was er wollte, die Wahrheit würde er nicht erfahren. Die wußte nur Einer, und der würde sie nicht verraten. Nun würde er unten den Werkmeister ausfragen, doch sein guter August Lack wußte selbst nichts und würde in seiner ehrlichen Seele niemals einem Verdacht gegen seinen Meister Raum geben.

Nein, das tat der Werkmeister auch nicht, und doch hätte Johannes sich gewundert, wenn er der Unterredung unten hätte zuhören können. Der Kriminalkommissar fragte zunächst gar nichts, sondern sprach dem jungen Mann, den er schon kannte, sein Mitgefühl aus und brachte ihn dazu, von selbst den Hergang, soweit er ihn miterlebt, zu erzählen.

„Also Spuren eines Todeskampfes zeigte die Leiche auch anfangs nicht?" fragte er nur beiläufig.

„Nicht im mindesten," lautete die entschiedene Antwort. „Frau Niederwald lag sicherlich genau so, wie sie eingeschlafen war, sie hatte noch die eine Hand in der Nähe des Buches, als hätte sie es eben erst weggelegt."

„Ja, es ist ein hartes Schicksal," sagte der Kommissar, von dem

Thema abbrechend, und zog seine Uhr hervor. „Ich muß jetzt eiligst gehen, aber ich komme nächstens einmal wieder, um nach Ihrem Meister zu sehen, der dies schreckliche Erlebniß wirklich nicht verdient hat.“

Dem stimmte August Lack von Herzen zu, während er den Gast zur Tür geleitete.

Johannes fand unterdessen auf seinem harten Lager keine Ruhe. Wenn er nur ein Weilchen hätte schlafen können! Dies Hämmern im Kopf war ja gräßlich. Mit Reue hatte dies nichts zu tun, denn er bereute nicht, er litt nur unter den Anforderungen dieser ersten Tage. Dann fiel ihm auch ein, daß der Sarg für Dorette angefertigt werden müsse. Vielleicht hatte das August Lack schon angeordnet, und wenn nicht, war auch morgen noch Zeit dafür. Heute konnte er nicht mehr hinuntergehen, er brauchte Alleinsein, Ruhe.

Einmal wurde er aber doch noch gestört, als Luise ihn fragen kam, ob er etwas essen und wo er schlafen wolle. Das erstere verneinte er und ließ sich seine Betten auf das Ledersopha legen. Die weiche Wärme, die ihn dann umfing, brachte ihm allmählich Schlaf. Aber auch während desselben wichen die finsteren Gedanken nicht von ihm, verlor er nicht das Bewußtsein dessen, was geschehen war, so daß ihm beim Erwachen seine Tat nicht als etwas Neues entgegen treten konnte. Es gehörte eben zu den schweren Prüfungen, die ihm auferlegt waren, daß er nicht nur die Strafe an seinem ungetreuen Weibe vollziehen, sondern ebenfalls diese Stunden durchleben mußte, und jetzt, gestärkt durch die kurze Ruhe, fühlte er sich besser dazu im Stande, als vorher. Und auch diese Tage und das Begräbniß, das bei großer Beteiligung stattfand, gingen vorüber. Sowohl Doktor Brönnert, als Kriminalkommissar Ruhnau wohnten ihm bei, und dem aufmerksam beobachtenden Blicke des Letzteren entging nicht, wie finster, nicht nur traurig, das einst so frische, fröhliche Gesicht des Meisters geworden, welche harten, strengen Linien es jetzt durchfurchten. —

Das Alltagsleben kam wieder in seinen Gang, und Johannes konnte seiner Liebe zur Arbeit nach Herzenslust fröhnen, aber das Gefühl der Erleichterung, auf das er einst gehofft, wollte sich noch immer nicht einstellen. Weder Reue, noch Furcht vor Entdeckung peinigte ihn, nur das dumpfe Gefühl, daß etwas unrettbar in ihm zerstört sei, daß er nie mehr der Alte sein könnte. Hatte die Tote ihm das angetan, solange sie lebte, oder erst jetzt als Rache für die an ihr begangene Tat? Oft packte ihn ein brennendes Verlangen, einmal wenigstens all' den quälenden Gedanken zu entfliehen, sich in irgend einen Strudel von Vergnügungen zu stürzen oder im Alkohol nur für eine Stunde Vergessenheit zu suchen, aber das durfte er nicht wagen, denn er hätte sich im Rausche verraten können, und auch noch ein Anderes hielt ihn zurück, das fast noch schwerer wog. Nur wenn er sein Geschäft wieder zu Ehren brachte,

wenn er tadellos in seiner Arbeit, seiner Lebensführung sich hielt, durfte er auf seine Tat als eine gerechte und notwendige zurückblicken. Und er wollte den Menschen offen in die Augen sehen können, wollte in sich das Bewußtsein tragen, daß er sich vor Niemand zu schämen brauche. So blieb nach wie vor die Arbeit seine einzige Zerstreuung, und sie brachte ihm auch wirklich Stunden der Befriedigung, die freilich seine Gesamtstimmung kaum zu heben vermochten.

Seine Wohnung hatte er ganz neu eingeteilt, das bisherige Wohn- zum Schlafzimmer gemacht, sodaß er die ehemalige Schlafstube kaum zu betreten brauchte, denn auch in dieser veränderten Ausstattung war sie ihm widerwärtig. An Dorettens Sachen aber zu rühren, wäre ihm erst recht nie in den Sinn gekommen, wenn nicht Luise, an deren Stelle er eine ältere Person engagirt hatte, ihr Dienstbuch von ihm verlangt hätte. So mußte er, trotz seiner Abneigung dagegen, an den Schrank gehen, der zur alleinigen Benutzung seiner Frau gedient hatte, und dabei machte er eine neue Entdeckung. Zwei Sparkassenbücher auf Dorettens Namen fielen in seine Hände. Das eine setzte sich aus kleinen Einlagen von 30 und 50 Mark zusammen und war bald nach ihrer Hochzeit genommen worden. Sie hatte also damals schon begonnen, für ihre Zukunft zu sorgen, und ihn systematisch bestohlen. Das zweite Buch aber, von einer anderen Kasse ausgestellt, war späteren Ursprungs und enthielt größere Einlagen — 100 Mark und mehr. Außerdem fand er noch einen Schein über ein Guthaben auf der Bank. Zusammen handelte es sich um eine Summe von über 5000 Mark. Im ersten Augenblick ließ Johannes diese Beweise von Dorettens Niedrigkeit und Schmach fallen, als brennten sie wie Feuer, dann aber nahm er sie wieder auf und blickte mit grimmiger Genugtuung darauf nieder. Da sollte noch Einer kommen und sagen, er habe nicht gerecht gehandelt. Wenn er nur Einen von denen, die zu diesem Gelde beigetragen, unter seine Fäuste hätte nehmen können, ah, das wäre Wohltat, Wonne. Aber diese Erleichterung war ihm versagt, und darum war's gut, daß der Rechtsanwalt jetzt wohl nicht mehr seine Werkstatt betreten würde. Er könnte dann nicht für sich einstehen, und doch mußte Nacht und Dunkel die Vergangenheit bedecken. Die Zeit seiner Ehe mit all' ihrer Schande und Schuld, sie sollte und mußte für immer begraben sein.

Zorn und Genugtuung über seinen Fund stritten noch lange in der Seele des Unglücklichen und machten ihn immer abgeschlossener gegen die Außenwelt. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte er manches Merkwürdige beobachten können, hätte er sehen müssen, wie die Augen des treuen August Lack oft voll unruhiger Trauer auf ihn gerichtet waren, wie die Gesellen sorgenvolle und neugierige Blicke auf ihn warfen und dann leise mit einander flüsterten, es müsse nicht ganz richtig mit dem Meister sein. Es ging etwas Geheimnißvolles um, nicht

nur hier in der Werkstatt, sondern überall, wohin er seine Schritte lenkte, wenn auch in verschiedener Art, etwas Unheimliches, das Alle zu merken schienen, nur er selber nicht. Es war auch nichts Festes, Greifbares. Wer hätte den Mut gehabt, den ehrenhaften Meister eines Mordes, des Mordes an seinem eigenen Weibe zu beschuldigen, aber andeutende Worte fielen, Gerüchte wurden wach, Niemand wußte, woher sie kamen. Und sie hatten auch keinen bestimmten Urheber, denn der Einzige, der trotz seiner Achtung vor Johannes gleich anfangs einen Verdacht gefaßt, der Kriminalkommissar Ruhnau, hatte sich wohl gehütet, demselben irgend einen Ausdruck zu geben. Es war ja Alles so unsicher, selbst für ihn, der doch schon so viel erlebt, schwer faßbar; es hatten ihm nur die grausamen Zufälligkeiten, die das Unglück allein möglich gemacht, zu denken gegeben und noch mehr der harmlose Bericht August Lacks. Er hatte es mit Absicht vermieden, diesen auf die Unlogik aufmerksam zu machen, die darin lag, daß die Tote ihrer eigenen Fahrlässigkeit zum Opfer gefallen sein sollte und doch dagelegen hatte, als sei sie über dem Lesen eingeschlafen. Sie mußte dann doch noch einmal aufgestanden sein, um den Gashahn zu schließen und schlaftrunken dabei wieder zu öffnen. Freilich, den Wahrnehmungen des Werkmeisters war kein großer Wert beizulegen, aber die Beobachtungen Doktor Brönnerts, dem auch schon allerhand wunderliche Gedanken durch den Kopf gegangen waren, stimmten mit jenen überein. Ein Selbstmord Dorettens schien bei ihrer Natur ganz ausgeschlossen, und wenn es sich um Mord handelte, konnte er nur von dem Meister selbst verübt sein. Wer sonst hätte in ihr Schlafzimmer gelangen oder ein Interesse an dem Tode dieses unbedeutenden Geschöpfes haben können? Aber hatte ihr Gatte, selbst wenn das eheliche Verhältnis Trübungen erfahren haben sollte, ein solches, und konnte es so zwingend geworden sein, um diesen braven, tüchtigen Mann zu einer so ungeheuerlichen Tat zu treiben? Das waren die Fragen, auf deren Lösung Alles ankam. Bei dem Anhalt, den ihm das, was er bereits über die Verstorbene wußte, bot, bei seinen ausgebreiteten Verbindungen, seinem Verfügungsrecht über die unteren Polizeiorgane, konnte es Ruhnau nicht schwer werden, bald ein volles Bild von Dorettens Leben und Treiben zu erlangen, und mit wahrem Grauen sagte er sich, daß sie Giftpflanze niedrigster Art gewesen sei. Die geachtete Stellung ihres Mannes hatte sie nicht davor bewahrt, eine Dirne zu werden, sondern sie zu einer um so gefährlicheren und anspruchsvolleren gemacht. Wenn ihr Gatte davon eine Ahnung gehabt hätte! Ein Zufall entdeckte auch dem Kriminalkommissar ihr Guthaben auf der Bank, und weitere Erkundigungen stellten solche auf den beiden größten Sparkassen der Stadt fest. Je mehr sich aber mit der Ueberzeugung von der Verworfenheit dieses Weibes für Ruhnau der Verdacht gegen den Meister vertiefte, um so mehr wuchs auch seine Teilnahme für diesen. Er war Psychologe genug,

um aus den vorliegenden Tatsachen Verständniß für das Verbrechen zu schöpfen und den Seelenvorgängen Johannes Niederwalds zu folgen. Während er noch im Kampfe zwischen Pflicht und Menschlichkeit schwankte, ob er dem Gericht seine Wahrnehmungen unterbreiten solle, stieß er hier und da auf Aeußerungen, versteckte Hinweise, Andeutungen, die ihn zu der Ueberzeugung brachten, daß ein Verdacht gegen den Meister sich zu regen beginne. Das gab den Ausschlag, denn er war es seiner Berufsehre schuldig, nicht Anderen die Entdeckung des Verbrechens zu überlassen. Seine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, fünf Wochen nach dem Begräbnisse, mit dem gesammelten Material hatte denn auch einen Haftbefehl gegen Johannes zur Folge. Lange schwankte er, ob er selbst ihn vollziehen oder das einem seiner Untergebenen übertragen solle, doch die Hoffnung, aus des Meisters Verhalten vielleicht überzeugende Aufschlüsse zu gewinnen, bewog ihn, diesen selbst aufzusuchen.

Er fand Johannes in seiner Werkstatt beschäftigt und erbat sich eine Unterredung mit ihm unter vier Augen. Da er öfters hier vorgesprochen hatte, konnte sein Besuch nicht befremden, und auch Johannes sah mit voller Unbefangenheit seinem Begehren entgegen.

„Sie wissen, lieber Meister, wie ich Sie hochschätze, es ist mir daher nicht leicht geworden, einen Auftrag, der Ihnen Unannehmlichkeiten bringen muß, zu übernehmen, und habe es auch nur in Ihrem Interesse getan.“ Er ließ dabei kein Auge von seinem Gegenüber und auch nicht, als er mit schwerer Betonung fortfuhr: „Man verlangt Ihre Verhaftung unter dem Verdachte des Mordes an Ihrer Frau.“

Johannes taumelte tief erblaßt zurück, richtete sich aber gleich wieder um so stolzer auf. Diese Scene hatte ihm ja früher seine Phantasie so oft vorgespiegelt, und wenn er sich auch in letzter Zeit in volle Sicherheit gewiegt hatte, durfte er doch nicht gleich kopflos werden. Mit finsterem Stirnrunzeln fragte er: „Und Sie glauben an meine Schuld?“

„Was ich glaube, kommt dabei nicht in Betracht; aber wenn es sich nicht um einen Selbstmord handelt, an den doch weder Sie, noch sonst Jemand glaubt, dann könnte nur Ihnen die Lebensweise Ihrer Frau Grund gegeben haben, Gericht über sie zu halten.“

„Die Lebensweise meiner Frau! Gericht halten!“ Johannes stieß es grimmig hervor, und selbst der gewiegte Kriminalist war nicht im Stande zu unterscheiden, ob Entrüstung oder Schrecken diese Worte diktirt hatte.

„Nun ja, die Lebensführung Ihrer Frau; sie kann Ihnen doch nicht verborgen geblieben sein.“

„Ich sagte Ihnen damals schon, ich hatte einen Streit mit ihr gehabt. Sie ging mir zu viel aus, blieb mir zu lange fort. Aber das kann doch nicht eine solche Tat, einen solchen Verdacht rechtfertigen.“

Er ist klüger und fanatischer, als ich dachte, ging es Ruhnau be-

wundernd durch den Kopf, während er langsam antwortete: „Nach Aussage des Arztes und Ihres Werkmeisters war die Lage der Leiche so, als ob sie über dem Lesen eingeschlafen wäre; wie läßt sich das mit ihrem Hantiren an der Gasflamme vereinigen?"

Aber alle Lebensgeister in Johannes waren jetzt geweckt, und er antwortete ohne Zögern: „Wie kann ich Ihnen das erklären, da ich nicht einmal im Stande wäre, Ihnen über die Lage der Leiche Auskunft zu geben? Ich war zu fassungslos, um gründliche Beobachtungen anzustellen; doch denke ich, sie muß geruht haben, wie Einer, der sich zum Schlafen zurecht gelegt hat."

Ruhnau war zu klug und ein zu feiner Menschenkenner, um in den Fehler vieler Kriminalisten zu verfallen, deshalb, weil er den Schuldigen vor sich zu haben glaubte, nun auch jede Bewegung und Aeußerung als Schuldbeweis aufzufassen. Ein überwältigendes Beweismaterial herbeizuschaffen schien in diesem Falle kaum möglich, und daß Johannes nicht leicht in die Enge zu treiben sei, war ihm schon jetzt klar. Er änderte daher seine Taktik und suchte, statt weiter den Trotz und die Vorsicht des Meisters wachzurufen, Beides lieber einzuschläfern.

„Wie können Sie annehmen, daß ich, der ich Sie persönlich kenne und schätze, an Ihre Schuld glaube. Es war nur meine Pflicht, Ihnen die Gründe der Verhaftung mitzuteilen. Wenn Sie, hoffentlich recht bald, von jedem Verdachte gereinigt, wieder hierher zurückkehren, wird Niemand sich inniger als ich darüber freuen. — Wünschen Sie Ihre Leute zu sprechen?"

„Nur meinen Werkmeister, der mag die Übrigen von dem Vorgefallenen unterrichten," war die vor Bewegung stockende Antwort.

August Lack wurde hereingerufen und erhielt Anweisungen für des Meisters Abwesenheit. Ruhnau hatte sich zartfühlend nach dem Fenster zurückgezogen, merkte aber bald, daß bei dieser Unterredung die ganze Welt hätte zugegen sein können. Im Gegensatz zu der ungeheuren, trauervollen Bestürzung des Werkmeisters zeigte sich Johannes sehr ruhig. Ihm seine Hand auf die Schulter legend, sagte er tröstend: „Es ist kein Grund zu solcher Aufregung vorhanden, lieber Lack. Wir sehen uns bald wieder und arbeiten dann weiter munter zusammen."

Diese zuversichtlichen Worte richteten den treuen Menschen sehr auf und erleichterten ihm den Abschied, als Johannes in des Kriminalkommissars Begleitung zur Wohnung hinaufstieg, um seinen Anzug zu wechseln und der Dienerin einige Verhaltungsmaßregeln zu hinterlassen. Ganz ohne aufzufallen, schritten dann Beide durch die Straßen dem nicht allzu fernen Gerichtsgebäude zu. Unterwegs sagte Ruhnau: „Sie sehen elend aus, Meister Niederwald, Sie sollten Doktor Brönnerts Rat in Anspruch nehmen; er ist Gefängnißarzt."

„Was ich durchgemacht habe, kann einen wohl angreifen, aber mir fehlt nichts Besonderes," war die Entgegnung.

„Außerdem steht Ihnen als Untersuchungsgefangenem das Recht zu, eigene Betten zu benützen, und auch allerhand andere Vergünstigungen können Sie leicht erwirken."

„Ich verzichte darauf."

Dies kurze finstere Wort nahm Ruhnau den Mut zu weiteren Gesprächen. Schweigend setzten sie ihren Weg fort, der sie bald zu ihrem Ziele führte. Die Formalitäten waren schnell erledigt, und dann befand sich Johannes in einem kleinen, nicht allzu freundlichen Zimmer. Ihn aber störte die Umgebung nicht. Er war allein, endlich allein. Der Zwang, der die ganze Zeit auf ihm gelegen, durfte endlich weichen, das war eine Wohltat. Zurückrufen mußte er sich die Ereignisse der letzten Stunden, sein ganzes Verhalten. Hatte er sich auch keine Blöße gegeben? Daß man doch nicht an Alles denken konnte! Hätte er Dorettens Buch vom Stuhl fortgenommen und auf den Tisch gelegt, wäre vielleicht Niemand auf einen Verdacht gegen ihn gekommen. Aber sie sollten ihn nicht fangen, er würde auf seiner Hut sein. Hatte er soweit Alles durchgeführt, würde er es auch weiter tun können. Wenn er leugnete, wer wollte ihm etwas beweisen? Und er würde schweigen. An seiner Unerschütterlichkeit sollten all' diese Angriffe abprallen. Mit diesem Entschluß warf er sich auf sein Lager und fand auch bald Schlaf, d. h. einen Schlaf, wie er ihn früher nie gekannt, — einen Schlaf, der niemals Vergessen brachte, eher einer dumpfen Betäubung glich.

Das Verhör, welches am nächsten Morgen der Untersuchungsrichter mit ihm anstellte, blieb natürlich ergebnißlos. Eine Haussuchung hatte die Sparkassenbücher und den Schein zu Tage gefördert, ebenso wie eine Menge sehr kostbarer Schmuckstücke, deren Käufer noch bei den Goldarbeitern zu ermitteln waren und den reichsten Lebemännern der Stadt angehörten. Das aber waren nur Beweise für die Schuld des verstorbenen Weibes, und wer konnte sagen, daß Johannes überhaupt davon etwas gewußt habe? Er nahm mit verbissenem Ingrimm alle Mitteilungen hin, äußerte aber keine Meinung, keinen Verdacht und blieb dabei, daß er in jener Nacht nicht oben gewesen sei und an dem Tode seiner Frau keine Schuld trage.

Immer tiefere Schatten senkten sich auf die Seele des unglücklichen Mannes. Von dem, was er vor drei Jahren noch gewesen, schien jede Spur in Antlitz und Gemüt verlöscht. Finster, hohnvoll, unzugänglich sah er dem Treiben seiner Richter zu, sicher, daß sie ihm nie etwas würden beweisen können. Nicht Reue, nicht Trauer bewegte ihn, er war sich der Veränderung, die mit ihm vorgegangen, garnicht bewußt. Wie eine fixe Idee beherrschte ihn eine frohlockende Genugtuung, daß er dies elende Weib zertreten hatte, eine Genugtuung, die nur manchmal

durch das Bedauern gedämpft wurde, daß er es nicht schon früher getan, ehe ihre Schande so weit offenbar geworden.

Der Untersuchungsrichter begann daran zu verzagen, den Meister jemals überführen zu können, und erwog schon eine Haftentlassung, während der Kriminalkommissar, jetzt seiner Sache sicherer als je, wie ein Jäger, der sich auf der richtigen Fährte weiß, nicht davon ablassen mochte und Tag und Nacht über den Fall grübelte. Wenn Johannes seine verletzte Ehre gerächt hatte und sich dabei in seinem Recht fühlte, wie sollte man ihm dann beikommen, wie sein anscheinend schlafendes oder verwildertes Gewissen aufrütteln? — Eines Abends von einer längeren, aber ziemlich einseitig geführten Unterredung mit dem Gefangenen heimkehrend, traf Ruhnau auf der Straße Doktor Brönnert und sprach sich ihm gegenüber zum ersten Male ganz offen über diese Angelegenheit aus.

„Er ist krank," sagte er dabei voller Ueberzeugung, „und mehr noch an der Seele, als am Leib. Sie sollten ihm die heilen, Doktor, und wir würden eher die Wahrheit erfahren."

„Mit der ersten Bemerkung mögen Sie vielleicht Recht haben," meinte der Arzt gedankenvoll, „aber ob seine Genesung eine Aufklärung dieses Geheimnisses zur Folge haben würde, weiß ich doch nicht."

„Wenn man einmal den Vorstellungskreis, in dem er sich jetzt nur bewegt, durchbrechen könnte," grübelte der Kriminalkommissar weiter, worauf Doktor Brönnert, plötzlich aufschauend, mit ernstem Kopfnicken sagte:

„Was an mir liegt, soll dazu geschehen."

Ohne weitere Aufklärung trennte er sich schnell von seinem Begleiter. — —

Am nächsten Nachmittage erhielt Johannes Besuch von Doktor Brönnert.

„Kriminalkommissar Ruhnau sagte mir, Sie sähen krank aus," begann er nach einer Weile die Unterhaltung, da der Häftling nur einen widerwilligen Gruß für ihn hatte, „und deshalb kam ich, mich selbst von Ihrem Befinden zu überzeugen."

„Mir fehlt nichts, aber alt kann einen schon machen, was ich erlebt habe."

„Sie haben Recht, das geht über die Nerven her. Können Sie wenigstens gut schlafen?"

Nach einem mißtrauischen Blick auf den Fragenden meinte Johannes: „Schlafen schon, aber unruhig, weil ich an so Vieles denken muß."

„Sie sollten einmal traumlos schlafen, das wäre das Beste für Sie."

In Johannes Augen glomm ein eigener Strahl auf, der dem beobachtenden Blick des Arztes nicht entging. Ja, vergessen, einmal vergessen, das wäre das Schönste. Dann erlosch der Strahl wieder. „Das giebt es für mich nicht."

„Ich könnte Ihnen wohl dazu verhelfen," sagte Brönnert freundlich. „Es ist meine Pflicht, Alles zu versuchen, um Ihre überreizten Nerven zu beruhigen. Der Abend ist nicht mehr fern. Vielleicht legen Sie sich gleich hin, ich mache Ihnen eine Einspritzung und werde Sorge tragen, daß man Sie heute nicht mehr stört."

Über Johannes kam es wie ein Rausch. Schlafen, vergessen, dies dumpfe Gefühl los werden! Gefahr gab es dabei ja keine, im Schlafe würde er sich nicht verraten und nachher um so kräftiger allen Versuchungen widerstehen können. Nach wenigen Minuten lag er auf dem Bett und hatte der Arzt getan, wie er vorgeschlagen, um sich dann sofort zu verabschieden.

Mit einem Seufzer blickte ihm Johannes nach. Würde das Mittel helfen? Aber schon fühlte er es wonnig durch alle Glieder rinnen. Das war nicht Schlaf, doch etwas viel Besseres. Das unbequeme Lager hatte seine Härte verloren, der Druck, der monatelang ihm auf Hirn und Herz gelastet, wich langsam. Was war es denn eigentlich, was ihn beschwert hatte? — Das Lächeln eines unschuldigen Kindes ging über sein gefurchtes Gesicht, während er selbst nicht recht wußte, ob er schlafe oder wache. Aber Eines wußte er ganz genau, es war Alles nur ein böser Traum gewesen, wenn er geglaubt, er hätte sein Weib ermordet. Wie wäre ihm das jemals möglich gewesen? Er hatte doch schon als Kind nie ein Tier leiden sehen können, und nun hätte er ihr etwas antun sollen, der er doch auch die schönsten, berauschendsten Stunden seines Lebens verdankt hatte! Freilich, sie hatte nicht recht an ihm gehandelt — was war es doch schon? — er konnte sich garnicht besinnen, aber es war ja auch Alles gleich — nur Eines war sicher — getötet hatte er sie nicht, konnte es nicht getan haben. Welch' eine Erleichterung es war, das zu wissen! So war ihm zu Mute gewesen, so feierlich, so entsühnt, wenn er am heiligen Abend, trotz aller kleinen Sünden, die er begangen, und die seine Eltern wohl gekannt hatten, doch beschenkt worden war, reich und voller Liebe, als sei nichts geschehen oder wenigstens Alles vergeben, so völlig, daß auch kein Rest mehr davon übrig geblieben. Ja, in diesem Gefühl ließ sich wohl schlafen, endlich einmal schlafen, und er schlief, schlief lang und tief.

Als ein erster Schimmer des Erwachens wieder über ihn kam, merkte er durch blinzelnde Lider, daß es schon Tag sei, aber er hatte gar keine Lust, sich stören zu lassen. Dieser Halbschlummer war zu wundervoll. Welch' eine Erquickung, dieses Gelöstsein aller Glieder in einer voll ausgekosteten Ruhe. Er mußte zwar einmal böse geträumt haben, aber das war lange her, und zuletzt hatte er sicher fest und traumlos geschlafen. Unschuldig zu sein — welche Wonne, wenn man sich lange für schuldig gehalten! Ja, aber welcher Schuld denn? Was war's doch, was der Traum ihm so grausam vorgespiegelt? Ein leises

Unbehagen durchschauerte ihn. Besser, garnicht daran zu denken. Aber es wurde so aufdringlich. Nein, lieber nicht mehr schlafen, als mit solchem Traumspuk. Mit Anstrengung riß er die Augen auf — und dann ein furchtbarer Schrei. Gefängnißmauern rings um ihn und die Wirklichkeit in ihrer ganzen nackten Scheußlichkeit. Ein zweiter, wilder Schrei, und Johannes lag auf seinen Knieen vor dem Bett, wühlte seinen Kopf in die Decken und rang mit einem Gefühl, so furchtbar, so entsetzlich, wie er es noch nie gekannt.

Seine Tat, die er vollbracht wie ein Nachtwandler, irr und wirr durch seinen verzweiflungsvollen Grimm, sein verletztes Ehrgefühl, all' das Bittere, Dunkle, das über ihn hereingebrochen, ihn ganz durchtränkt hatte, jetzt, nun einmal die Kette der Vorstellungen durchbrochen, der Taumel verflogen war, jetzt starrte sie ihn an wie etwas Fremdes, Gräßliches. — Wo war sein Stolz auf die Wahrung seiner Ehre geblieben, wo seine Sicherheit, ein gerechtes Rächeramt vollführt zu haben? War er denn zum Richter berufen gewesen, seinem Weibe gegenüber? Ihr Ankläger hätte er sein dürfen, aber nicht auch ihr Richter und Henker in einer Person. Die mit Füßen getretene sittliche Gerechtigkeit erhob ihr Haupt und sah ihm ins Gesicht mit unerbittlichem Ernst. Und er hatte geglaubt, mit klaren Augen, dreister Stirn unter den Menschen leben zu können, und sich eingebildet, das Kainszeichen würde Niemand sehen und er würde sein Brennen nicht verspüren! Immer und immer würde das geschehen. Wo gab es ein Wasser, das ihn reinigen, ein Feuer, das ihn läutern konnte? Würde selbst die Strafe des irdischen Richters, wenn er sich ihr überlieferte, im Stande sein, ihn zu entsühnen? Und Gott, den er beleidigt hatte, seine heiligsten Gebote mißachtend?

Noch nie in all' den letzten Jahren voll Qual und Grimm hatte Johannes sich so elend gefühlt, wie in dieser Stunde, aber es war doch wieder Leben in ihm, bewußtes Leiden, bewußtes Bereuen, und aus diesem Bewußtsein wuchs ihm langsam die Erkenntniß hervor, daß es keine Wahl mehr für ihn gebe, daß er ohne Widerstand sich einer bedingungslosen Buße überliefern müsse. Ob er mit dem Tode oder mit dem Leben zu sühnen habe — Sühne heischte, was er vollbracht, und er wollte sich ihr unterwerfen, sie tragen wie Einer, der nichts mehr für sich selbst zu hoffen und zu fordern hat, aber bereit ist, seine Pflicht zu erfüllen.

Als Doktor Brönnert gegen Mittag die Zelle betrat, fand er einen tief gebeugten, aber in sich gesammelten Mann vor, der ihm eine erschütternde, rückhaltlose Beichte ablegte.





Carl Spitteler.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin. —

Ist Carl Spitteler eigentlich berühmt oder ist er es nicht? Über diese Frage habe ich mir in letzter Zeit, als er mir zum Gegenstand ästhetischer Untersuchung wurde, einigermaßen den Kopf zerbrochen. Sie ist nicht leicht zu beantworten, da der Ruhm zu den fließenden und problematischen Dingen gehört, für die es kein zuverlässiges und allverbindliches Wertmaß gibt. Spittelers Persönlichkeit und Kunst vollends bedeutet ein eigenes und eigenartiges Blatt in der Geschichte und Psychologie des Ruhmes. Er ist nun nahezu sechzig Jahre alt, und nennt man die besten Namen, so wird hie und da — mit vollem Recht — auch schon der seine genannt; sein letztes und bezeichnendstes Werk, das vierbändige Epos „Olympischer Frühling" (Diederichs, Jena), das denn hier auch in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt werden soll, ist neuerdings sogar mit dem Bauernfeld-Preise ausgezeichnet worden. Lauter Anzeichen, daß auch die unentbehrlichen „weiteren Kreise" auf Spitteler aufmerksam zu werden beginnen. Gewiß! Andererseits hat es Jahrzehnte gedauert, bis sein Name auch jenseits der schweizerischen Grenzen guten und vollwichtigen Klang bekam, und ein reiches und vielseitiges Schaffen langer Lebens-, Arbeits- und Leidensjahre ist am deutschen Publikum so ziemlich spurlos vorübergegangen. Seine älteren Werke sind tatsächlich so stark außer Kurs gekommen, daß ich nur drei davon von den betreffenden Verlegern auftreiben konnte. Während wir sonst, ach! so unheimlich belesen sind und an einer Hypertrophie nicht nur des allgemein-historischen, sondern speziell auch des literar- und kunstgeschichtlichen Sinnes leiden, wissen wir blutwenig von der Entwicklung des Menschen und Künstlers Spitteler; die offiziellen Literaturgeschichten haben schwerlich davon Notiz genommen,

und in wissenschaftlichen wie unterhaltsamen Bibliotheken, in denen sich papierene Gelehrsamkeit und kurzlebiges Lesefutter zu Bergen türmt, sind sie kaum vertreten. Alles das gehört zweifellos in das Gebiet der traurigen literarischen Würdelosigkeiten unserer Epoche, die für die Feinheit unseres ästhetischen und im höchsten Sinne auch sittlichen Kulturgewissens kein sehr schmeichelhaftes Zeugnis ablegen. Da hat Carl Spitteler z. B. 1898 (im Verlage der Romanwelt, jetzt Verlagsanstalt Vita, Berlin) eine Novelle „Conrad der Leutenant" erscheinen lassen; auch sie hat seither keine Neuauflage erfahren. Und doch ist es eine künstlerisch hochstehende Dichtung, die nicht durch bequeme ästhetische Ignoranz und Ignorierung dem Besitzstande unseres Schrifttums verloren gehen sollte.

Die Erzählung oder, wie Spitteler selbst das Werkchen mit einer eigenwilligen ästhetischen Marotte nennt (ich rühre hier an einen typischen Zug des Dichters), die „Darstellung" ist um so interessanter, als sie uns Spitteler einmal nicht, wie in seinem Hauptwerk, als Phantasie- und Ideenkünstler, sondern als derbkräftigen Realisten und Plastiker zeigt. Freilich wirkt er auch hier nicht nach schlechter Naturalisten-Gewöhnung durch brutale Stofflichkeit, sondern vor allem durch die Feinheit und Innigkeit des gemütvoll-herzlichen Miterlebens: Es ist darin zugleich etwas von der zuckenden Lebendigkeit des Augenblicksbildes, der wuchtigen Stetigkeit dramatischer Selbst-Entzündung und -Verbrennung — und doch auch wieder eine scharfzeichnerische Umrissenheit und in sich ruhende plastische Lebensfülle. Aus einem einfachen bäuerlichen Stoff von schweizerischer Lokalfärbung ist, um es mit einem Schlagwort festzuhalten, eine Art Katastrophen-Tragik herausgeholt. Eine jahrelange Entfremdung zwischen einem verbitterten und tyrannischen Vater und einem sympathisch-trotzigen, nach Selbständigkeit ringenden Sohn führt zum zeitweiligen Übergewicht und endlichen Untergang des Sohnes. Ein paar bäuerliche Raufszenen und eine weibliche Gestalt, die Liebste des Sohnes — in ihrer Mischung von volkstümlicher Kernigkeit, Egoismus und Weichheit mit ganz echter, unsentimental poetischer Kunst gezeichnet — geben die letzte novellistisch-dramatische Hebelkraft. Nur die letzte Entscheidungsphase dieses unheimlichen Seelenkampfes zweier an sich gutherziger, aber im natürlichen Gegensatz der Generationen und in der Tragik des ewigen Mißverständnisses befangener Menschen zeigt uns Spitteler. — Ich habe ein wenig länger bei dieser kleinen Arbeit verweilt, weil sie mir in ihrem ganz von den Goldadern des Gemütes durchzogenen Realismus ein interessantes Seiten- und Gegenstück zu seinem großen Phantasie- und Ideen-Kunstwerk zu bilden scheint. Realismus und Phantastik brauchen sich ja keineswegs auszuschließen, stehen sogar in den größten Dichtern und Dichtungen hart nebeneinander. Gretchens süßes Alltagsidyll neben der höllisch unrealen Dämonie Mephistos; die unheimlich pathologische Wirklichkeitskraft von „Richard III." neben dem holdbeschwingten Elfenspuk des „Sommernachtstraums". Frei-

lich, die sehnsuchtgeborenen Phantasmen der modernen Seele, wie der romantisch farben- und märchentrunkene Lyrismus Böcklins, stehen außerhalb und jenseits aller Wirklichkeit. Solch klaffender Riß zwischen Phantasie und Realität, solch peinliche Differenzierung zwischen minutiösem Naturalismus und vieldeutig musikalischem Symbolismus, kann unser Gefühlsleben wie unsere Technik unendlich bereichern und vertiefen; aber alle Kunst, die darüber hinaus zur Vollendung, zum großen Stil, mit einem Wort zur Klassik strebt, wird doch die Diagonale zwischen Wirklichkeit und Phantasie ziehen müssen, den Einheitspunkt zu finden suchen, in dem beide sonnenhaft zusammenstrahlen. — Auch in Spitteler haben sich, wie uns die weitere Betrachtung lehren wird, die Elemente noch nicht ganz durchdrungen; aber es scheint mir wichtig und der Feststellung wert zu sein, was sich aus dieser kleinen Erzählung ergibt — daß in Spitteler eine starke Kraft der realen Gestaltung lebt. Auch der „Olympische Frühling" gewinnt dadurch die gesunde Verwurzelung in der Fülle des realen Welttreibens und Menschenlebens — selbst dort, wo er sich in die schwindelsteilen und glühenden Alpenhöhen der Romantik reckt. —

... Und so wäre ich denn von der Psychologie des Ruhmes schon mitten in die thematische Analyse Spittelers gelangt. So bewährt sich der alte Lessinggedanke, daß man am besten im Spazierengehen Erkenntnisse findet. Und mehr als ein essayistischer Spaziergang, bei dem ein paar in Wesen und Dichtung Spittelers hineinleuchtende Einsichten abfallen, soll und kann ja schon vermöge der Unzulänglichkeit des Materials diese kleine Studie nicht sein. Immerhin steht der „Olympische Frühling" doch so sehr im Mittelpunkt von Spittelers Schaffen, spricht so vielseitig und reichtönig sein Verhältnis zu Welt und Leben aus, ist so sehr Gipfel und Krone seiner künstlerischen Wesensentfaltung und Selbstdarstellung, daß man Spitteler kennt, wenn man sein großes Epos kennt. —

Ach ja, die liebe Psychologie des Ruhmes! Der Zukunft wird es voraussichtlich einmal sehr spaßhaft vorkommen, wie namentlich die moderne Mitwelt Ruhm zu machen oder auch zu vernichten sucht. Kaum jemals war das kritische Tohuwabohu größer. Und doch hat alle zeitgenössische Bewertung nur provisorischen Wert; denn über Dauerkraft und Goldgehalt eines Werkes entscheiden die Jahrhunderte. Von vorweggenommener historischer Warte aus schmeckt daher der wütende Hader der Werte und Subjektivitäten ein bißchen nach Froschmäusekrieg. Immer noch, obwohl man theoretisch längst darüber hinaus ist, glaubt man, wie in dogmatischen Zeitläufen, an die Möglichkeit und Notwendigkeit absoluter Werte; immer noch fühlt man, in der ewigen und unentbehrlichen Selbsttäuschung der Persönlichkeit, natürlich sich selbst als Träger solchen Wertes, und immer noch strebt man zum eigentlichen Triumph der Abstraktion, — zur Formelbildung. Doch gerade wenn man die Irrationalität und indefinible Unerschöpflichkeit der Entwicklung durchschaut hat, wird man vielleicht selbst

wieder seine Freude an dem bunten Getriebe haben können. Man wird auch hier Menschliches menschlich sehen, groteske Verzerrung sogar, hymnische Überschätzung oder hämische und dumme Verkleinerungen milde belächeln können. Ein wenig Geduld und Humor ist ja dazu nötig — denn welche Purzelbäume schlägt oft die durch absonderliche Exemplare vertretene öffentliche Meinung! Karl Jentsch, der ein tüchtiger Volkswirt und Politiker sein mag, aber auch über Dinge schreibt, von denen er nichts versteht, und seine weniger tiefen als breiten Redeströme durch die „Zukunft“ wälzt, findet Kierkegaard „seltsamer“ als Nietzsche; Houston Stewart Chamberlain wieder findet Heinrich von Stein „origineller“; Meier-Gräfe, der Starkgeist, stürzt den Giganten Böcklin zugunsten des kühl-virtuosen Liebermann vom Thron, und Delitzsch, der akademisch-höfische Aufklärer, will nur noch ans neue und nicht mehr ans alte Testament und lieber an babylonische als jüdische Genialität glauben. Adolf Bartels endlich findet, daß unsere Kunst dringend der Verbauerung bedürfe. Die Reihe könnte fortgesetzt werden. — Spitteler ist infolge seiner spröden Eigenart dieser Begriffsverwirrung wenigstens noch nicht zu sehr zum Opfer gefallen. Man hat von Freunden, von Weingartner, von J. V. Widmann u. a. einige hyperenthusiastische Urteile gehört, die seiner Sache eher schaden als nützen können, wie alle solche Überschwänglichkeiten; aber sie sind aus Freundesmund — zumal gegenüber der langen und tiefen Verkennung und Nichtbeachtung — immerhin verständlich und sympathisch. Man hat ihn mit Homer, Dante, Goethe, Böcklin verglichen — alle diese Vergleiche habe ich gelesen; drunter tut man's ja auch heute kaum. Die Vergleichsmanie als solche geht mir schon gegen den Geschmack. Wer, wie es Spitteler jedenfalls ist, ganz er selbst, ein ganz echter und eigener Kerl, ein seelisch-künstlerisches Unikum, ist, der kann überhaupt nur bedingt „verglichen“ werden und darf sich ein Zuviel von Vergleichen höflichst verbitten. Wie das 21. Jahrhundert über Spitteler und den „Olympischen Frühling“ denken wird, das können wir heut wirklich beim besten Willen nicht sagen. Die Mitwelt traut sich augenscheinlich noch nicht recht an ihn heran — wie ja übrigens an alle echten und tiefen Erscheinungen, soweit sie nicht-„Mode“ sind. Aber bei Spitteler kommt noch ein Besonderes hinzu: er stößt die Masse durch die künstliche und — wenigstens auf den ersten Blick — beinahe etwas gelehrtenhafte Einkleidung seiner Werke ab. Es mag Absicht mit dabei sein, Aristokratismus — „odi profanum vulgus“ — aber es ist doch wesentlich unbewußter Art.

Auch Spitteler gehört zu jenen literarischen Eigenbrödlern, deren Entwicklung der bürgerliche Trotz und die abgeschlossene Hochgebirgsnatur der Schweiz zu begünstigen scheint. Solche Naturen legen unwillkürlich einen Wall zwischen sich und das Publikum und wollen mit zart sich einfühlenden Organen langsam erobert sein. Gewöhnlich wird dann die Mühe reich gelohnt: denn je rauher und unzugänglicher die Außenseite, um so köstlich

seltener pflegt der Kern zu sein. Spitteler hat weder die humorhafte Schrulligkeit und die naturhafte Beseelungskraft Gottfried Kellers, noch den nervösen Marmoradel Konrad Ferdinand Meyers — aber in seiner mitunter etwas barock wirkenden Mischung von Lehrhaftigkeit, Derbheit, Frische, Burschikosität, Geist, Pessimismus, Humor, Phantastik und Kernigkeit ist er doch ganz sui generis, Original und Charakter. Alles in allem: ein Mensch, der uns etwas zu sagen und zu geben hat, den man selbst lieb gewinnen kann, wenn man sich ein bißchen an seine Besonderheit und Absonderlichkeit gewöhnt hat. Es bezeichnet den Menschen, daß gerade sein Hauptwerk, der „Olympische Frühling", zunächst durch Form und Inhalt dem unbefangenen Leser, selbst dem Literaturmenschen und Kritiker von Beruf und Neigung, einen gelinden Schrecken einjagt. Man denke: Ein vierbändiges Epos in Alexandrinern — heutzutage in der Zeit der kurzlebigen Impressionen, des zerfaserten Pointillismus, der lieben Variétékunst mit ihren lyrischen und dramatischen Minutenbrennern, freilich auch der dickleibigen Romanwälzer, die so stillos geschwätzig ohne Not in die Breite-Dimension ausschweifen! Ein Werk von angenehmer Fülle, aber doch auch zugleich von starker Gedrungenheit, ohne plauderhafte Stoffhäufung, aber von einem Geist- und Phantasiereichtum, der sich immer in adäquaten Formen konzentriert. Immerhin bot es schweren Anstoß — als ein Epos schlechthin, als ein Epos kosmisch-allegorischen Inhalts überdies, als ein Epos in Alexandrinern zum Dritten. Spitteler bekannte sich als ein im guten Nietzsche-Sinn Unzeitgemäßer zu drei angeblich überwundenen und unmodernen Dingen. Nun ist so viel wahr, daß das Epos heut nicht mehr, wie ehedem, organisch aus dem mythologischen Nährboden eines primitiven Volkstums wächst; daß der rationalistischere und nuancenreichere Roman vielfach seine Erbschaft angetreten hat — aber sollte andererseits nicht gerade die Krisis der modernen Weltanschauung, das seelische Ausdrucksbedürfnis des höheren Menschen, eine feierlich-monumentalere und gedrungenere Form begünstigen, die, nach den Forderungen des modernen Lebens gemodelt, den Spuren des alten Epos folgt? Dazu kommt, daß Spittelers Epos, als Epos betrachtet, den Ansprüchen strengster Komposition nicht recht genügt; daß es die Tendenz hat, sich in cyklische B a l l a d e n k r ä n z e, die sich um eine Leitidee runden, zwanglos aufzulösen. Diese Tatsache scheint mir sehr beredt auf den Ursprungs-Herd der Spittelerschen Dichtung hinzuweisen. Irgendwo in gewissen letzten Untergründen der Künstlerseele liegt ja doch der Lebensmittelpunkt, in dem sie nach tiefer psychischer Gesetzmäßigkeit zeugerisch erregt zu werden, aus dem heraus sie ihre maßgeklärten Rauschgebilde zu schaffen pflegt. Das kann eine Uridee, Uranschauung, Urstimmung sein, die gewöhnlich vermöge eines geheimnisvollen Verschmelzungsaktes gleich in die entsprechende Form einzugehen pflegt. Wenn mich nicht alles täuscht, kommt Spitteler so von B a l l a d e n - S t i m m u n g und B a l l a d e n - F o r m her. Ich habe leider seine 1895 erschienene Balladensammlung nicht einsehen können, aber

das balladeske Prinzip scheint mir auch durch die umfassenderen Formationen seines Epos hindurchzuschimmern. Und wohlgemerkt: es ist vor allem die kosmisch-allegorische Ballade, also eine ganz besondere, ganz Spittelerische Balladenspielart, die er vertritt. Man kann aus dem „Olympischen Frühling" herauslesen, daß Spitteler, wie jede Faustnatur, tief und schmerzlich mit den letzten metaphysischen und religiösen Rätselfragen gerungen, daß ihn, im faustischen Triebe, die spekulative Unbefriedigung zu Kunst und Leben weitergeführt hat. Sollte die Vorliebe für die Allegorie vielleicht ein Rudiment ungestillten metaphysischen Bedürfnisses, die dichterische Wiederauferstehung einer nur partiellen und unterdrückten philosophischen Begabung sein? Damit wäre auch zum Teil das mitunter unkünstlerische Abgleiten ins Gedankenhafte erklärt. Jedenfalls lebt in Spitteler eine ganz seltene Vereinigung von Phantasie- und Geisteskraft, von fabulierendem Gestaltungs- und tiefsinnigem Deutungstrieb. — Und der verpönte Alexandriner, der knochendürre Klepper, den uns Freiligrath als feurig Wüstenroß aus Alexandria vorzuführen suchte?! Schließlich kommt's auch hier nur aufs Können an; in der Hand eines Künstlers wie Spitteler gewinnt auch der von der klapprigen Mittel-Cäsur befreite Alexandriner Schwung und Ausdrucksfähigkeit. Der Hexameter ist uns schließlich fremd, der Blankvers für epische Zwecke zu kurzatmig — und die Allegorie, die immer ein wenig nach Rokoko schmeckt, verlangte vielleicht auch nach der Rokokoform. Doch soll dies alles hier erst nur allgemein ausgesprochen und am „Olympischen Frühling" im einzelnen nachgeprüft werden. —

Es wäre gewiß ebenso interessant als lohnend, im einzelnen zu verfolgen, wie sich die kosmisch-allegorische Ballade bei Spitteler nach Inhalt und Technik entwickelt hat. Leider kann auch sein Erstlingswerk „Prometheus und Epimetheus", das die bezeichnende Vorstufe zum „Olympischen Frühling" bilden soll (wie ja schon der Titel andeutet), hier nicht zur Vergleichung herangezogen werden. Doch glücklicherweise gibt mir ein anderes Werk hier einige Aufschlüsse. Unter Spittelers damaligem Pseudonym C. Felix Tandem ist 1883 bei H. Haessel in Leipzig ein Zyklus allegorischer Balladen mit dem gleichfalls wieder höchst bezeichnenden Titel „Extramundana" erschienen. Es mutet uns heut ein bißchen seltsam und schon ganz und gar historisch an, wenn wir im Vorwort lesen, wie Spitteler seinen „kosmischen Idealismus" zu rechtfertigen versucht. „Mir ist gar wohl bekannt, daß heutzutage der Idealismus und besonders der kosmische Idealismus in Verruf steht. Wenn ich trotzdem jene Richtung einschlage, so tue ich es gezwungen durch meine Überzeugung. Meine Überzeugung aber lautet, daß die Heimat der Poesie da liegt, wo die Sehnsucht der Menschenseele wohnt, und daß eine Poesie, welche aufhört ideal zu sein, aufhört Poesie zu sein." Daß ein Dichter einmal solche Worte nötig hatte, daß er — aus der damaligen Zeitsituation heraus mit vollem Recht — sich gegen die ästhetischen Parteifeinde zur Wehr setzte — das ist für

damals und heut so recht bezeichnend. Wie raschlebig sind wir doch geworden; wie gleichen sich doch literarische Einseitigkeiten und Extreme durch dialektischen Gegenschlag und ideelle Korrektur selbsttätig wieder aus; wie ordnet sich das Selbständigkeit-Gelüst irgend einer ästhetischen Augenblicks- und Seitenrichtung als dienendes und förderndes Glied, als befruchtendes Ingrediens bald einer höheren Entwicklungsform ein; wie gehen scheinbar kontradiktorische Gegensätze in wechselseitiger Bedingtheit und Abhängigkeit fließend ineinander über! Die Unzulänglichkeit des Naturalismus strenger Observanz hat uns gerade wieder für Stolz und Schönheit eines weltweiten Phantasie- und Ideenflugs das Auge geöffnet und das Bedürfnis vertieft, und andererseits strebt jetzt die Schärfe der Außenbeobachtung mit dem tiefsten nach innen gekehrten Seherblick sich zu einer großen sinnlich-seelischen Gesamtanschauung zu verschmelzen. Der „kosmische Idealismus" vollends ist heut nichts weniger als in „Verruf"; er ist im Gegenteil hoch-aktuell, kommt der Krisis unserer Weltanschauung und den wiedererwachten meta-physisch-religiösen Antrieben entgegen, und ein Werk wie der „Olympische Frühling" erscheint jetzt eigentlich gerade zur rechten Zeit. Vielleicht hat es mit Spittelers Ruhm gerade deshalb so lange gedauert, weil die Zeit für ihn erst reif werden mußte, weil er mit seiner Eigenart ein bißchen zu früh gekommen war und erst warten mußte, bis ihm die historische Konstellation günstig war. Das ist Größeren so gegangen, z. B. Schopenhauer, der das Pech hatte, in die Periode des Hegelianismus hineingeboren zu werden, und erst im Zeichen des Hegelüberdrusses siegte. Was ist auch schließlich der Erfolg anderes als das geheimnisvoll-harmonische Ineinanderklingen von Persönlichkeit und Zeit? — Die Allegorie freilich als Ausdruck des kosmischen Idealismus ist Spittelers persönliches und spezifisches Eigentum. Sie tritt in der Frühschöpfung noch verhältnismäßig unentwickelter und unvermittelter auf als später und hat ihm vielleicht damals noch mehr Leser als heut entfremdet. Denn die Allegorie im strengsten Wortsinn ist nun einmal spröde, gedankenhaft-nüchtern und niemals ganz ohne unkünstlerischen Beigeschmack. Spitteler muß sich damals, als, wie die Tatsachen beweisen, sein Form- und Stilgefühl noch nicht gefestigt war, seine Eigenart sich noch nicht reinlich herausgeschält hatte, wohl gerade in diesem Kernpunkt etwas schwach und verwundbar gefühlt haben. Er hat sich wenigstens auf Wunsch dazu verstanden, den „Extramundana" Anmerkungen beizugeben, und in der Vorbemerkung zu dem zweiten Stück „Lucilia" hat er sogar einen kleinen theoretischen Rechtfertigungsversuch unternommen. „Der ‚frostigen' (rhetorischen) Allegorie rede ich nicht im mindesten das Wort; wo aber die Allegorie nicht ‚frostig' und rhetorisch, sondern warm und poetisch auftritt, da gibt sie meines Erachtens einer Erzählung, weit entfernt ihr zu schaden, einen vermehrten Reiz: der tiefere Sinn gleitet parallel unter der Handlung dahin, wie die Spiegelung eines segelnden Schiffes im Wasser." Mit Verlaub! Die Theorie wäre nicht so

übel, aber die Praxis bleibt dahinter zurück. Wie viel Geist und Instinkt-Feinheit Spitteler besitzt, das geht daraus hervor, daß er hier unwillkürlich schon das Wesen des modernen Symbolismus vorwegnimmt. Denn was er hier Allegorie nennt, das nennen wir heut klarer und treffender Symbol. Nur daß gerade der Symbolismus gewisse Gaben fordert, die Spitteler abgehen: die musikalische Kunst halb-verhüllender Andeutung, geheimnisvoll-traumhafter Märchenstimmung. Zu alledem ist Spitteler viel zu sehr Plastiker und Logiker, zu sehr formstrenger Phantasie-Architekt. In seiner Allegorik ist, wie uns der „Olympische Frühling" noch im einzelnen zeigen wird, zugleich zu viel und zu wenig Logik — zu viel Logik, weil sich eben Spitteler nicht genügend auf den Runenzauber und die klangdurch-zitterte Rätselatmosphäre des Symbols versteht; zu wenig Logik, weil schließlich doch dies ganze sinnreiche Ideengebäude der strengen und exakten intellektuellen Prüfung nicht standhält. Selbst dort, wo sich Spittelers Allegorik wirklich in die Höhen gestaltungskräftiger und stilgroßer Symbolik hebt, bleibt noch ein Rest, dem ästhetischen Sinn zu tragen peinlich. In den besten Partien des „Olympischen Frühlings", namentlich dem wunder-schönen dritten Band, ist dieser Rest am geringsten. Hier, in den „Extra-mundana", ist die Legierung noch recht wenig gelungen; Fabel und Sinn stehen noch kraß-unvermittelt nebeneinander, uns gerade dadurch einen lehr-reichen Einblick in die Werkstatt Spittelers eröffnend. Trotzdem ist auch dieses Buch schon ein Zeugnis von Spittelers ungewöhnlicher Dichterkraft. Ich wähle als Beispiel das erste Stück „Der verlorene Sohn". Das ist eine kleine erzählende Dichtung von hoher und rührender poetischer Schön-heit — rein auf seine poetischen Bild- und Gefühlswerte hin betrachtet! Von so bewunderungswürdiger Echtheit, Fülle und Tiefe, daß man fast zu dem vielmißbrauchten Prädikat „großer Dichter" zu greifen versucht ist. Es ist das oft gesungene und hier doch herrlich wie am ersten Tage neu-tönende hohe Lied der Mutterliebe, die, stärker als Vater-, Bruder- und Brautliebe, unter unendlichen Qualen den verlorenen Sohn in der Wüste sucht und sich nicht einmal zu der eigenen ungeheuren Opfer- und Liebestat bekennt. — Aber wie ist nun dieses in seiner Einfachheit gewaltige Motiv krampfhaft ins Kosmische gezerrt; wie viel grüblerischer Neben- und Hinter-sinn ist unorganisch um den prächtigen Kern herumgeheimnißt! Über die für Spitteler typische etwas pedantische Aufteilung des Stoffes in Thema, Mythos und Antithema, die wohl halb lehrhaft-ideellen, halb ornamental-kompositionellen Zwecken dient, könnte man sich noch hinwegsetzen. Aber welchem Leser würde nicht bei aller Bewunderung ein bißchen flau, wenn er in der Anmerkung folgende Deutung hört: „Die drei Brüder bedeuten nun die dreieinige Gottheit. Eine Person der Gottheit ist in der Welt, wie in einem Gefängnis, in einem Grabe eingeschlossen, die beiden andern arbeiten an ihrer Erlösung. Ihre Arbeit ist erfolglos (weil wir tatsächlich die Weltseele dem Unglück preisgegeben sehen), es steht aber frei, auf ein

endliches Gelingen zu hoffen." — Die Tiefe der Ideen, die bei einem so reichen Geist wie Spitteler ja selbstverständlich ist, soll dabei keineswegs bestritten werden. Aber wie schlottert und klappert hier die Idee hinter dem dichterischen Bilde her!

Solchen noch jugendlich-zwitterhaft schwankenden Arbeiten gegenüber bedeutet der „Olympische Frühling" allerdings einen außerordentlichen Fortschritt. Spittelers Seelen- und Stilproblem war einmal dieses: zwischen dem künstlerischen Bild und der kosmischen Idee eine innerliche und organische Einheit zu finden. Und sodann dieses: die engbegrenzte kosmische Ballade zu einer Art bildhafter Mythologie, zu einem umfassenden epischen Organismus aufzuschwellen — einem Gefäß gleichsam, in dem der Dichter sein Gesamtverhältnis zum Kosmos niederlegen konnte. Der Lösung dieses doppelseitigen Problems ist Spitteler im „Olympischen Frühling" jedenfalls sehr nahe gekommen. —

Dieses Werk beweist, daß ein vierbändiges Epos in Alexandrinern nicht unbedingt langweilig zu sein braucht. Für jeden, der sich auch nur ein wenig auf stilistisch-artistische Finessen versteht, ist es geradezu eine fesselnde und spannende Lektüre. Der Alexandriner ändert förmlich Art und Klang. Daß unter Tausenden von Jamben ein paar Banalitäten, etwas Flickwerk und Trockenheit mit unterlaufen, ist schlechthin unvermeidlich. Vergleiche etwa II, 130:

„Und eine Hochzeitfeier . . .
Ließ Zeus, dem Prachtbegier und Hoffahrtslust nicht fehlten (!!),
Zurüsten seiner königlichen Anvermählten."

Oder II, 92:

„Ein Zähneklappern lief durch die erfrorne Menge.
‚Beginnt'. Vermochte des Prytanen Atem-Enge." (!)

Wie funkelt dann aber wieder das Versgeschmeide in demantener Schönheit:

„ . . . Aus den Wolken taute
Ein feines Sprühgold, das ein nahes Feuer braute.
Sieh, da erklärte sich im strahlenden Azur
Plötzlich ein Gärtchen fleckenloser Himmelsflur,
Und still und ruhig rollte durch die blum'ge Blöße
Das goldne Sonnenrad in selbstzufriedner Größe." —

Die Stilehe zwischen dem modernisierten und künstlerisch abgestuften Alexandriner und einem höchst mannigfaltigen, bald pathetisch-phantastischen, bald ideell-philosophischen, bald barock-humoristischen Inhalt behält immerhin etwas Wunderliches. Trotzdem scheint sich mir gerade in der Wahl dieses Versmaßes für diesen Stoff ein gesundes und organisches Stilgefühl zu verraten. Um nämlich jene auseinanderfallenden Elemente mit straffem Reif zusammenzuhalten, bedurfte es wohl einer gewissen Form-Diagonale, einer Art künstlerischen Mittels, das zugleich einer gewissen breitatmig feierlichen Entfaltung und doch wieder rokokohafter Grazie und Phantasie-

laune, tiefsinniger Parodistik fähig war. Woran mahnt schließlich der Alexandriner mehr als an Rokoko, Meißener Porzellan, Menuettschritt und Allongeperücken? Die moderne Prägung, die aus dem alten Versgebilde dann etwas ganz eigentümlich Neues schuf, sorgte schon für den nötigen Beisatz von hohem Stil und Ausdruckserhabenheit. Was auf diese Weise herauskam, war, rein artistisch betrachtet und von der dahinterstehenden und zusammenhaltenden Persönlichkeitseinheit abgesehen, freilich weniger Stil als Maskerade. Indessen, der Körper, den sich die heimatlose, nicht mehr im starken Gesamtempfinden eines primitiven Volkstums wurzelnde Seele der modernen Dichtung baut, ist immer ein bißchen unorganisch und astralisch-blutlos, und für Spittelers dichterische Zwecke genügte jener bloße Annäherungs-Stil, der nicht mit allen Gliederungen des Stoffes verwächst. Denn erstens einmal löst sich, wie ich schon andeutete, die epische Komposition, obwohl im großen und ganzen ihre innere Stetigkeit zu wahren versucht ist, auch hier wieder in einzelne Balladen auf, und der dritte Band gibt sich ganz offenkundig als Cyklus lose zusammengehaltener poetischer Erzählungen. Zweitens hat hier Spitteler wenigstens in den ersten beiden Bänden so etwas wie eine fortlaufende epische Handlung ersonnen, aber im Grunde läuft doch auch hier alles echt-spittelerisch auf poetisch-philosophische Lebenssymbolik hinaus, und die sogenannte „Handlung" entpuppt sich als ein kunstvolles Gewebe sinnbildlicher Gestaltungen von lebenstypischer Gültigkeit. Diese Handlung ist nach dem bekannten Muster aller philosophischen Dichtung großen Stils geformt: immer wiederkehrende typische Grundvorgänge und Urgesetze des Menschenlebens durch plastisch-bunte Einzelbilder zu veranschaulichen. Im Vollkunstwerk deckt sich Sinn und Bild; in diesen „Sinn-Bildern" ist der „Sinn" stärker als das „Bild" oder doch wenigstens so transparent, daß die reine Bildwirkung sich selten in unbewußter Holdseligkeit entfalten kann. Aber der farbige Prismenglanz dieses Ineinanders, der oscillierende Wechsel beider hat doch auch wieder eigene und originelle Reize. Dieses Werk, das sich von überreizter Hypermodernität ganz fernhält, das in seinen besten Partieen etwas von klassischer Kraft und Sammlung des Geistes atmet, ist in seinen Wurzeln modern, vom Geiste des modernen Subjektivismus erfüllt; ein Selbstbekenntnis des tiefen, ringenden Dichtergeistes, in tausend reizenden Bildchen und Bildern objektiviert; eine der vielen tragischen Entwicklungsgeschichten des höheren Menschen in einer unfrohen und verpöbelten Zeit, der Dichter- und Künstlernatur, die mit phantastischen Welteroberungsträumen ins Leben tritt und dem Widerstand der stumpfen Welt ein karges Glück, innere Läuterung und eine herbreife Meisterschaft abzwingt. Spitteler hat die ganze griechische Götter- und Halbgötterwelt aufgeboten, um ein erschöpfendes Symbol dafür zu gewinnen. Das könnte etwas akademisch wirken, wenn nicht Spitteler die Überlieferung mit so goldener Rücksichtslosigkeit

und erfrischender Souveränität behandelt und alles Epigonentum in weitem Bogen umgangen hätte. Hier mag man, wenn man will, sich leise an Böcklin erinnert fühlen, nur daß Spittelers Götterwesen zu sehr ideell belastet sind, um die animalische Vollblütigkeit Böcklinischer Phantasiegeschöpfe zu erreichen. Jedenfalls lebt Spittelers große Gestalterkraft gerade in diesem umformenden und neubeseelenden Schöpfungsakt. Fast könnte man sagen, daß er und seine Dichtung gerade an dem sprudelnden Überschuß der Ideen und der Phantasie ein wenig kranken. Der Geist kann sich nicht genug tun an Schärfung der Linien, logischer Fädenknüpfung, klarer Herausciselierung der Idee, und die Phantasie türmt Symbol über Symbol, daß einem zuletzt ein bißchen flimmrig vor den Augen wird.

Auf das Zuviel und Zuwenig Logik bei Spitteler habe ich schon hingewiesen; es ist ein Mangel, der zum guten Teil nur die Kehrseite seiner Vorzüge ist. Daraus ergibt sich erstens oft jene geradezu peinliche allegorisch-gedankenhafte Blässe der Darstellung: wenn z. B. im letzten Bande Zeus aus der echt Spittelerischen Massenverachtung des höheren Menschen und enttäuschten Idealisten heraus das ganze elende Menschengeschlecht vernichten will und sich nur durch die rührende Fürbitte des Mägdleins Elmosyne erweichen läßt! Nein, bitte, das ist etwas gar zu deutlich; man fühlt Absicht und wird künstlerisch verstimmt. Und neben der intellektuellen steht die Phantasie-Hypertrophie: die massenhaften Symbole mögen im Kopfe des Dichters leicht beieinander gewohnt haben, im engrealen Raum der Dichtung stoßen sie sich hart. Hier steht etwa neben Uranos, dem gütig und heiter leuchtenden Himmelsherrn, der mit schwärenbedeckter Brust den Minotaur der unsterblichen zerstörerischen Dummheit bekämpft — Zeus, der neue König des Olymps, dem die blutige Ägide unabwerfbar ins Fleisch geklemmt ist, und neben beiden der fühllose Mechanismus des „Automaten" und seines lebenzerstampfenden Rieseneisenwerkes, Ananke, Moira, und so mit Grazie weiter. Bei aller Schönheit und Tiefe im einzelnen — welche Buntheit und Disharmonie! Auf abstrakt-metaphysische Kontrolle muß man billigerweise verzichten, obwohl doch der stark philosophische Ton dazu herausfordert — immerhin mache man einmal die Probe und sehe, in welche Konfusion monistisch-dualistischer Vorstellungen man hineingerät. Aber auch dichterisch gibt es kein ganz klar und rein gestimmtes Silberglockenspiel; von kleinen, aber peinlichen Stil- und Geschmacklosigkeiten ganz abgesehen, zu denen vielleicht wieder der sorglose Reichtum, jene oft gerade wildwüchsig starken Dichtern eigene Lust am Barbarischen verführt hat. Schön kann ich es z. B. trotz J. V. Widmanns Verteidigung nicht finden, daß Spitteler die Ἀνάγκη zu einem Gotte der Notwendigkeit gemacht bzw. das griechische Femininum zur Namengebung benützt hat. Man braucht kein Pedant zu sein, um jedesmal beim Auftreten Seiner Göttlichkeit „Ananke" einen gelinden Nervenchok zu bekommen. —

Nimmt man die Spittelerschen Symbole im einzelnen, ohne kompositionelle Skrupel und Zweifel, vor, so überraschen und überwältigen sie oft durch die Tiefe und Großartigkeit der Anlage und Gestaltung. Wer sich auf die Sprache dieser psychologischen Siegel versteht, der kann Spittelers ganze Welt- und Lebensanschauung, besser vielleicht: sein in langen bitteren Entwicklungs- und Erfahrungswehen gewonnenes und vertieftes Welt- und Lebens**gefühl** daraus ablesen. —

Es ist zweifellos bewunderungswürdig, wie sich hier im „Olympischen Frühling" Persönliches und Allgemeines, Subjektives und Objektives, Empirisches und Kosmisches verschmilzt und durchdringt; wie sich des Dichters Erleben und Erleiden in weltweite Anschauungen und Stimmungen umsetzt. Dies gerade gibt dem Epos den Charakter einer menschlich-dichterischen Synthese und rechtfertigt seine Mittelpunkt- und Gipfel-Stellung in Spittelers Schaffen. Es ruht auf dem Grunde eines einheitlichen, selbständigen und reifen Ich- und Weltgefühls, das man mit häßlichen, aber treffenden Schlagworten vielleicht als eine Art **männlicher Melancholie, energischen Pessimismus** mit stark aristokratisch-individualistischer Tendenz und ästhetischer Pointe bezeichnen könnte. Aus Spittelers Dichtung spricht eine tiefe und edle Humanität, ein weiches und reiches Mitleid mit allem Jammer der Kreatur, aber auch ein beherzter, süßlich-schönfärbender Romantik längst entwöhnter Blick in die ungeheuren, jahrtausendalten, rätseldunklen Abgründe des Menschenelends. In diesem düsteren, mitbebenden und titanisch gegen die Weltordnung aufbegehrenden Ergriffensein mahnt er oft geradezu an Schopenhauer, von dem er möglicherweise auch gewisse Anregungen empfangen hat. Oder ist es nicht geradezu schopenhauerischer Voluntarismus, Widerklang der Lehre vom blinden und brutalen Weltwillen als Urgrund sinnlos-mörderischen Geschehens, wenn es bei Spitteler heißt:

„O Genesis, wie lebte sich das Dasein prächtig,
Gingst du an Geist so schwanger, wie an Dummheit trächtig."

Und könnten nicht die folgenden Verse, die wie ein finster-höhnender Chor Zeus' und Heras Brautnacht umschrillen, als Motto über der „Metaphysik der Geschlechtsliebe" stehen:

„Ihr meint, es wär' ein Scherz, es ist ein ernstes Spiel.
Anankes finstrer Ratschluß war des Taumels Ziel.
Was schwenkst du so verliebt dein mütterlich Gekröse?
Die Welt tut weh, und allem Lebenden wird böse."

Und nur eine **tragische** Weltanschauung und Phantasie konnte das in der Tat beinahe danteske Schreckbild des „Automaten" entwerfen, dieser ungeheuerlichen Verkörperung des mechanischen Weltlaufs, der die kribbelnden Bewohner der Erdoberfläche, ihre Werte, Ideale, Moralen entwertet und zertritt. — **Indessen**: Spitteler ist zu sehr Mann, zu sehr Tatmensch, zu sehr **Künstler**, um einem feigen, unfruchtbaren und passiven

Quietismus zu verfallen, wie der metaphysische Décadent, der sich aus dem Leben stiehlt oder es inkonsequent weiterschleppt, den Blick hypnotisch von einer nebelhaften Hinterwelt gebannt, dem stumpfsinnig-tiefsinnigen Fakir gleich, der in Betrachtung seines Nabels versinkt. Boreas, der göttliche Nordsturm, peitscht die troglodytischen „Sitten-Bräuchler" und die müden und blasierten Weltschmerzler zu Paaren aus ihren Höhlen heraus, und Uranos, der Himmelskönig, weist seinen Gästen, den zum Olymp reisenden jungen Götter-Titanen, den tröstlich leuchtenden Himmelsstreifen jenseits des grauen Nirwana-Sees, den Widerschein eines erst erahnten und ersehnten besseren Landes. Vom Munde des unterm Baume Thateron schlafenden Erlösungs-Engels aber quillt tröstliche Prophetie vom Weltenheiland, der doch und doch einmal kommen muß. Solange die Krisis unserer Weltanschauung andauert, solange sich das Weltbild düstrer, grausamer, antwort- und aussichtsloser gestaltet hat — solange haben die Dichter und Denker nicht aufgehört, einen Ausweg aus dem Wirrsal zu suchen, vom „heimlichen Kaiser" und vom „dritten Reich" zu träumen. Spitteler ist ein Künstler, der sich aus Verzweiflung und Ratlosigkeit einen schüchternen Lichtschimmer erbeutet hat, bei dem sich arbeiten, schaffen und trotz alledem hoffen läßt. Er hat sich weder durch die Bitternis des Lebens noch durch abstrakte metaphysische Negation den Stolz und die Schaffensseligkeit des höheren Menschen rauben lassen, zu der sich Nietzsches Genius erst in rauschflammenden und orgelbrausenden Ekstasen beflügeln mußte.

„Getrost! gleich wie die Nadel, die nach Norden zittert,
Nicht irre geht, weil sie den Pol der Heimat wittert,
So zielen Götterschritte nach dem Weltenfirst.
Es zieht dich, lenkt dich, eh' du's spürst und inne wirst."

Der Schaffende aber muß unendlich hohen Preis zahlen, muß Mitleid und Liebe opfern und unerschrocken dem Welt-Übel ins Antlitz sehen, damit er reif zu seinem Werke werde: die Weltenherrschaft, das tragisch-schöpferische Über-den-Dingen-stehen, jenes zarathustrisch-heilige Lachen auf Bergeshöhen über alle Trauer-Spiele und Trauer-Ernste, wird nur dem Berufenen und Überwindenden zuteil:

„Erhabener Zeus; zur Größe bist du nun verdammt!
Dir sprießt kein Glück, es sei, daß es von Ewland stammt."

Die Bürde wäre jedoch unerträglich, das Leben schlechthin nicht auszuhalten, wenn nicht die Kunst mit ihren holden Illusionen, denen doch eine geheimnisvoll-höhere und ewig-bedeutungsvolle Realität innewohnt, das Leben zum Fest und die Welt zum schönheitstrahlenden Schauspiel gestaltete. Keinem seichten und spielerischen Ästhetentum wird damit das Wort geredet; denn zuhöchst steht dem Dichter immer der heroische Mensch, die ganz eigene, in sich ruhende Persönlichkeit, die nur dem Kompaß des eigenen Wesens folgt und kein konventions- und massengläubiges „Völkerschaf" ist. Die Menschenprobe, die Spittelers Zeus in

tiefem wütenden Pöbelhaß anstellt, fällt kläglich aus; der niedrige Instinkt des farblos-qualligen Durchschnittsmenschentums beugt sich mit nachgeplapperten Bewunderungsphrasen vor jedem Vogelscheuchen-Götzen und besudelt diensteifrig, im gemeinen Massentrieb, die ohnmächtige Reinheit; nach langem Suchen erst findet Zeus in Herakles sein Mannes-Ideal. Also auf billigen modischen Ästhetizismus, der mit erquälten Sensationen sich und andere über die Strenge und Tiefe der Realität hinwegtäuscht, ist's hier wirklich nicht abgesehen. Wohl aber läuft Spittelers Pessimismus auf eine resignierende und doch im geistigsten Sinne weltfreudige Kunst-Apotheose hinaus, wie sie in Goethes paradox-tiefem Wort, „daß das ganze Zeug doch nur zu ein paar Trauerspielen gut sei", in Schellings, Schopenhauers und des jungen Nietzsche Metaphysik vorgebildet und vielleicht die köstliche Spätfrucht reifster und schmerzlichster Welterfahrung ist. Zeus hat Apollo im Ringen um die Weltherrschaft, um Heras und des Olymps Besitz, besiegt, und Apollo hat sich grollend zurückgezogen; Zeus aber reicht ihm die Hand zum neuen Bunde, denn er kann ihn nicht entbehren. Und in solch wehmütig-schönheittrunkene Welt-Verklärung klingt auch das ganze Werk aus. Zeus hat beim Olympier-Gelage die Doktorfrage gestellt, „wer an Anankes Welt an irgend einem Flecke eine gesunde Zwiebel, einen Zweck entdecke."

„Nun Aphrodite," scherzte Zeus, „komm nieder! heck!
Was meinst denn du dazu? wo hat die Welt den Zweck?"
„Ei was!" rief sie, „der einz'ge Zweck, von dem ich meine,
Bin ich. Klari klara!" und wippt' ihm mit dem Beine.
Verwundert schaute Zeus sich und bedenklich um:
„Wißt, was die Schöninn gluckste, ist sogar nicht dumm!
Erbaulich klingt's zwar nicht, allein es wird so sein:
Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein."

Nur die größten ideellen Grundlinien von Spittelers Weltanschauung sollten hier gezeichnet werden. Im einzelnen nun aber: welche überströmende und liebevolle Fülle dichterischer Ausgestaltung! Welche Feinheit und Tiefe der Menschenkenntnis und Lebenserfahrung! Welches buntsträhnige Gewebe von Psychologie, Lyrik, barockem Humor, tiefsinniger Burschikosität, zeitgemäßer Satire! — Auch hier ist nur eine Ahnung des reichquellenden Inhalts zu vermitteln. Wie schön und treffend das Symbol der jungen Götter-Titanen, die, im Hades jugendlicher Tatlosigkeit und Tatensehnsucht gefesselt, durch Schicksalsschluß berufen werden, sich die Wege zum Olymp hinaufzuarbeiten und in hitzigem Wettkampf um Hera — hier die unnahbar stolze, wie ein echtes Jünglings-Ideal hochthronende Königin der olympbeherrschenden Amazonen — zu werben! Wie machtvoll erhaben das Zusammentreffen der jungen Thronerben mit den alten, vom Olymp scheidenden, zum Untergang bestimmten Göttern, deren Haupt und Führer Kronos sich in ohnmächtiger Majestät gegen das Unabwendbare bäumt — ein elegischer Hymnus auf den ewigen Wechsel der Generationen,

die vernichtend-schöpferische Erneuerung alles Menschlichen; eine mitleids-voll-erkenntnisstrenge Paraphrase über Homers: Οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν! Wie tiefsinnig-berückend die holde Episode in der Burg des Himmelskönigs Uranos und seiner liebreizenden Töchter, der Paradieses-mädchen — aus deren Armen Überdruß und die harte Notwendigkeit die Unverschämten, die wohl gar Glück vom Leben begehren, von dannen treibt — gipfelwärts, zu Kampf und Werk, zum Olymp!

Zeus, der bäuerlich-grob Erscheinende, der von Hera, der ränkisch-tückischen herrschsüchtigen Weibnatur, verschmäht wird, erringt endlich mit dem Herrenrecht des Eroberers und der großen Natur Hera, Olymp und Weltherrschaft. Bis hierher ist die epische Stetigkeit einigermaßen gewahrt; doch gibt immerhin schon im zweiten Bande der musische Wettkampf der Götter dem Dichter willkommene Gelegenheit zu zwanglosen epischen Abschweifungen und Einschaltungen. Gerade in dieser epischen Überfülle, die an Gottfried Kellers Vorliebe für die Rahmen-Erzählung erinnern mag, offenbart sich der echte Epiker oder doch mindestens der geborene Balladendichter. Schon der erste Band bringt ein solches Zwischenspiel von hoher poetischer Schönheit: die Ballade vom Titanen Phineus, der die vermessenen Wünsche zu Proserpina erhebt und zur Strafe in schmachvoll heißer Leidenschaft für Nemesis' herzlose Kälte entbrennen muß ..... Spittelers hie und da durchbrechende Weibverachtung ist von jener Art, die so viel starke und reine Geister von Keller bis Strindberg erfüllt hat und zutiefst in einem keuschen und tiefen, verwundeten Künstler-Empfinden wurzelt. In den barock-komischen Ehestands-Szenen zwischen Zeus und Hera hat sich die Verbitterung in befreienden Humor gelöst, der sich oft bis zu offenbachischer Parodistik steigert. Als Hera wieder einmal Zeus' Güte und ehemännliche Aufmerksamkeit mit ausgesuchter Bosheit lohnt, da bricht er los (IV, 26):

„Soll ich dir sagen, willst du, was dir täte not?
Die magre Arbeit, Sorge für das liebe Brot,
Arbeit ohn' Unterbruch mit eigner Muskelmühe,
Statt Nektar und Ambrosia Gries und Erbsenbrühe,
Verziert mit einem hand- und ehrenfesten Mann
Mit Haaren auf den Armen und zwei Fäusten dran,
Der allemal, wenn dich die Daimonsbosheit juckt,
Dir einen Trauermarsch auf deine Sitzung zuckt."

Spittelers dichterischer Idealismus und tiefes Gerechtigkeitsgefühl stellt aber dem unbedeutend-boshaften Weib-Tierchen die hochgesinnte Weib-Genossin gegenüber — in Artemis, die sich mit Apollo, dem Entdecker, ins Unbetretene, nie zu Betretende, in die letzten metaphysischen Jenseits-welten wagt, wo ihn nach verzweifeltem Seelenringen und glücklichem Meisterschuß huldigend sein eigener Dämon grüßt .... Diese wundervolle Ballade steht im dritten Bande des Epos, betitelt „Die hohe Zeit". Sie ist von einem Kranze nicht minder schöner Balladen umrahmt, die

dann im 4. Bande „Ende und Wende" fortgesetzt und abgeschlossen werden. Der Faden der Komposition reißt etwas unvermittelt ab; aber gerade in diesen Balladencyklen entfaltet sich der ganze Nuancenreichtum von Spittelers Empfindung und Kunst. Was soll man hier zuerst nennen; was hervorheben und was weglassen? Man bedauert, daß man nur einen knappen Essay und kein Buch über Spitteler zu schreiben hat. Entzückend fein und phantastisch-pointiert ist die Erzählung von dem Töpfer Hyphaist, dem Aphrodite und Pallas abwechselnd schaden und nützen, den aber die Gaben der Pallas, Ruhm und ein bescheidenes Künstler-Zwergenglück, reichlich für alles äußere Gebrechen entschädigen; von zarter Lyrik tönt die Geschichte von Hylas und der Nymphe Kaleidusa, die sich in einen Sonnenstrahl verwandelt, um in Duft und Licht dem Liebsten ewig nahe zu bleiben, und tiefsinnig-persönlich wirkt die Ballade vom jungen Seher Dionysos, der Erdenglück und Erdengut verachtet, um Asträa, der strengen, unsichtbaren Göttin, zu dienen. In die pathetischen Akkorde kichert dann köstlich-zeitgemäße Persiflage hinein: in „Poseidon mit dem Donner" wird drastisch der praktische Solipsismus, die originalitätsüchtige Kraftgenialität satirisiert, die, der lieben Eitelkeit so innig verschwistert, im Grunde blutwenig ausrichtet und zuguterletzt meistens im liebevoll bergenden Hafen der Familienmoral landet, wie hier der wütige Poseidon der wohlgesittete Eidam des Meeresfürsten Okeanos wird. Besseres ist wohl nicht gegen den himmelstürmenden Individualismus geschrieben worden, der für die Großen ein Entwicklungsmoment bedeutet, sie oft dicht am Wahnsinn vorbeiführt, während er die Kleinen erst recht zu Trotteln und Philistern macht. Ein feiner Hauch der Zeit- und Selbst-Ironisierung gibt dieser Persiflage die pikante Würze. An die besten Traditionen germanischer Kunst vollends knüpft die Erzählung von Hera, der in Todesfurcht befangenen Königin, die den vergeblichen Bittgang zum Automaten macht. Das ist von einer harten und trockenen Dämonie, die geradezu an Holbein und Rethel mahnt. Tiefe und nur zu wohlberechtigte Erbitterung aber quillt aus jener typischen Tragödie des höheren Menschen, die die verzweifelte Hera über Herakles heraufbeschwört:

. . . „Wohl schmeckt es herb und sauer zwar,
Im Dunkeln zu ersticken, wenn man Leuchter war.
Und für zu hohen Wuchs verfehmt auf Lebenszeit,
Mein bebend Herz bekennt's, ist keine Kleinigkeit" . . .

Man wird wieder einmal an Goethes vieldeutig-bittres Wort zu Eckermann gemahnt: „Ein deutscher Schriftsteller, ein deutscher Märtyrer!"

* * *

In letzter Stunde — zu spät für eine ausführliche Berücksichtigung — erhalte ich Einblick in Spittelers Jugendwerk „Prometheus und Epimetheus" (erschienen 1882 bei Sauerländer in Aarau.) Die Lektüre be-

stätigt und ergänzt das früher Gesagte. Für die Entwicklung Spittelers ist das Werk höchst interessant, und auch zeitgeschichtliche Bedeutung ist ihm beizumessen, so daß es endlich eine Neu-Auflage und eingehende Untersuchung verdiente. Es ist in Stil und Komposition einheitlicher als der „Olympische Frühling", freilich auch farbloser und ohne die üppig-quellende Ideen- und Bilderfülle des Epos. Aber es hat — wenigstens in der ersten Hälfte — etwas von der frischen Unmittelbarkeit der persönlichen Beichte und stellt wohl das subjektive Seitenstück zu den späteren mehr objektiv-kosmischen „Extramundana" dar. Im „Olympischen Frühling" ist dann, wie ich gezeigt habe, die Synthese versucht. — Der stark-individualistische Grundton, die Einzelheiten des Gedankenganges und die feierlich-rhythmische Prosa deuten auffällig auf Nietzsche hin, der vielleicht von Spitteler gewisse Anregungen empfangen hat. Hier harren der künftigen Forschung lohnende Aufgaben.

* * *

Im „Olympischen Frühling" ist ein Höchstes, ein Weltgemälde, zu geben erstrebt. Die Absicht ist nicht ganz verwirklicht. Aber vielleicht entzieht sich die kosmische Dichtung mit ihren rastlosen Wandelbildern überhaupt der straffen Kompositions-Einheit. Und so stark Spittelers Kunst ist, die Persönlichkeit ist in ihm doch noch stärker als der Künstler. Das ist seine Schwäche — aber auch sein Ruhm und seine Tugend.





Hallucinationen des Normalmenschen.

Von

Wilhelm Stekel.

— Wien. —

Ich lag schwer krank, aber vollkommen fieberfrei im einsamen Zimmer. Einen Moment lang schloß ich meine müden Augenlider und hatte eine seltsame Vision. Ich sah einen Leichenzug, hinter dem von Männern getragenen Sarge meine tränenüberströmte Frau, die schwarzgekleideten kleinen Kinderchen an der Hand führend. Ich muß zugeben, daß mich diese Vision trotz meiner Vorurteilslosigkeit derartigen Dingen gegenüber doch einigermaßen aus dem psychischen Gleichgewicht gebracht hat. Der Kranke ist in seinem psychischen Verhalten niemals dem vollkommen Gesunden zu vergleichen; leise Zweifel, unterdrückte Kindererinnerungen, vererbte Instinkte können einen Kranken viel eher aus dem Gleichgewichte bringen, als einen Gesunden. Es gelang mir, die Vision aus dem Bewußtsein zu verdrängen, und bis auf eine kleine Verstimmung merkte Niemand aus der Umgebung, daß ich von so düsteren Gedanken gepeinigt war. Diese Vision ereignete sich am Nachmittage. Ich schlief die Nacht darauf ungewöhnlich tief und fest, wurde erst gegen Morgen von einer Stimme geweckt, die mir schon bei wachem Bewußtsein und offenen Augen folgende Worte förmlich in's Ohr hinein schrie: „Du wirst noch vierzehn Tage leben. Nütze diese Zeit gehörig aus."

Momentan war ich davon sehr unangenehm berührt. Sollten diese Hallucinationen doch eine düstere Vorbedeutung sein? Meiner Umgebung gegenüber schwieg ich, brannte aber danach, irgend einen zweiten Menschen in mein Geheimniß einzuweihen. Einige Tage nach der erwähnten Hallucination traf ich in Abbazia ein und schon am ersten Tage meines Aufenthaltes bat ich Herrn Baron N., der mir als sehr sympathisch und gebildet gerühmt wurde und dem ich meine Hallucination vollinhaltlich erzählte, im

Falle meines Ablebens Herrn Professor F., der sich für diese Dinge interessirte, davon zu verständigen. Der gute Herr Baron, der wie viele seiner gebildeten Standesgenossen etwas abergläubisch war, zeigte sichtlich alle Zeichen lebhaften Grauens und wunderte sich nicht wenig über die Seelenruhe, mit der ich von der Hallucination und meinem prophezeiten Sterbetage sprach.

Merkwürdigerweise habe ich am kritischen Tage an die Hallucination garnicht gedacht, weil meine erstarkende Gesundheit in ihr schon vorher nur das freie Spiel meiner Phantasie gesehen hatte. Ich schenkte jedoch diesen Erscheinungen einige Aufmerksamkeit und fand, daß sie ungleich häufiger wären, als es die Schulweisheit bisher angenommen hatte. Waren doch hervorragende Forscher geneigt zu glauben, und noch heute giebt es Vertreter dieser Ansicht, daß jede Hallucination an und für sich schon ein krankhaftes Symptom bedeute. Das ist entschieden nicht richtig. Auch Gesunde haben Hallucinationen. Aber die Hallucinationen der Gesunden unterscheiden sich von denen der Kranken durch die Kritik der Vernunft, der sie unterstehen. Ich höre meinen Namen rufen, aber meine Kritik belehrt mich, es wäre nur eine Gehörshallucination gewesen. Der Geisteskranke jedoch hat die Ueberzeugung, es habe ihm sein Feind in's Ohr gesprochen, und bleibt auch trotz der gegenteiligen Ansicht seiner Umgebung bei seiner Ueberzeugung.

Wir müssen die Hallucination zu den kleinen Funktionsstörungen und Entgleisungen des täglichen Lebens rechnen, die in ihrer bunten Mannigfaltigkeit den Uebergang zu der schweren, groben psychischen Erkrankung bilden. Wer hat nicht einmal im Straßenlärme seinen Namen nennen gehört und sich erstaunt umgesehen und keinen gefunden, der ihn ausgesprochen hat, wer nicht geglaubt einen Bekannten gesehen zu haben, eine Berührung gefühlt zu haben, einen flüchtigen Geruch oder eine Geschmacksempfindung gefühlt zu haben? Lauter Empfindungen, für die sich in der Außenwelt keine reale Basis schaffen ließ? Ich glaube keiner — nur gehen wir über derlei Eindrücke flüchtig hinweg, sodaß sie uns nicht recht zu Bewußtsein kommen. Die Erscheinungen der Hallucinationen und Illusionen sind dem Psychologen deshalb so interessant, weil sie in klarer Weise ein Stück Innenleben enthüllen. Gehörshallucinationen sind laut gewordene Gedanken, Gesichtshallucinationen plastische Photographien aus dem Reiche des Unbewußten.

Analysiren wir einmal ein kleines, scheinbar kleinliches, bedeutungsloses Hallucinationsgespinnst. Eine mir bekannte, sehr sensitive und feinsinnige Dame sagte mir: „O, ich habe sehr häufig Hallucinationen. Erst gestern habe ich in einem Möbelgeschäft die Vision eines Mannes gehabt."

„Wissen Sie beiläufig, wie er ausgesehen hat?"

„Ich kann ihn nicht ganz genau beschreiben. Ein braunblonder Spitzbart, Sammetrock und graue Hose, wie sie die Offiziere im Sommer tragen."

„So viel ich weiß, sind die Hosen unserer Offiziere immer drapfarben, nicht grau — Sie meinen doch die Sommerhose?“

„Sie haben Recht, aber mein Mann, der Reserveoffizier war, hat sie sich dann mausgrau färben lassen, und dieselbe Farbe hatte die Hose dieses Phantoms.“

„An wen hat Sie dieses Phantom erinnert?“

„Das ist merkwürdig. An einen Herrn, der Redakteur einer litterarischen Zeitschrift ist.“

„Wie heißt er?“

„Kraft, und ist Redakteur eines Blattes, das die Stunde heißt.“

„Haben Sie vorher etwas von einer Stunde gesprochen?“

„Richtig, ich sagte meinem Verkäufer: Beeilen Sie sich, meine Stunde ist um.“

„Was ist's denn mit dem Herrn Kraft?“

„Der soll mich in der Jugend feurig verehrt haben. Ich habe ihn nie gesprochen, ich weiß auch nicht, wie er mir gerade eingefallen ist.“

„Das wollen wir schon herausbringen. Er hatte einen Spitzbart sagten Sie. Wie sah denn der Verkäufer aus?“

„Der war blond und hatte einen ähnlichen Bart.“

„Hat er Ihnen den Hof gemacht?“

„Nein — doch warten Sie, er hat mir gesagt — (als ich lange um den Preis feilschte): Ich habe nicht gewußt, daß so schöne junge Damen so schlimm sein können.“

„Also drei Komplimente. Schön, jung und schlimm. Denn Sie wissen ja, daß die Wienerinnen, wenn sie einem sagen: ‚O Sie Schlimmer,‘ damit eine geheime, fast bewundernde Anerkennung einer Schlimmheit verbinden. Wir sind aber noch nicht fertig. Warum diese Hallucination gerade in einem Möbelgeschäft?“

„Das mag daher kommen, daß ich seit meiner Kindheit in einem Möbelgeschäft eine unerklärliche Angst empfinde. Immer glaube ich, es müsse sich Jemand in einer Ecke, hinter einem Kasten, unter einem Sopha befinden, der herauskommen könne. Neulich war ich mit meinem Mann in einem solchen Geschäft. Er ging mit dem Verkäufer nach vorne, ich blieb allein rückwärts, empfand plötzlich diese unerklärliche Angst und eilte rasch nach vorwärts.“

„Aber das Phantom, das Sie sahen, ein Redakteur, der Sie verehrt hat, war doch nicht angsteinjagend und schrecklich. Ja, aber wie kommt denn dieser Redakteur zu einer Offiziershose? Ist er Reserveoffizier?“

„Ich glaube nicht, aber mir fällt dabei merkwürdiger Weise etwas ganz Anderes ein, nämlich ein auffallend schöner, hochgewachsener Graf, dessen Bruder mir einmal nachgestiegen ist.“

„Also auch ein stiller Verehrer, wie Herr K., der Verkäufer und andere mit braunblonden Spitzbärten.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Analysiren wir dieses Beispiel einer Hallucination näher, so zeigt es sich, daß wir hier mit einer versteckten Wunscherfüllung zu tun haben. Die Angst im Möbelgeschäft ist gleichbedeutend jener Angst, die junge Mädchen empfinden, wenn sie mit geliebten Männern allein sind, die Angst vor der Erfüllung der Sehnsucht, der Kontrast der Wunscherfüllung, hervorgerufen durch Verdrängung verschiedener unangenehmer Gedanken des wachen Bewußtseins. Wie ein Traumbild ist das Phantom durch Verdichtung verändert. Es trägt die Züge dreier Personen, des Verehrers, des Mannes in seiner wichtigsten Eigenschaft als Hosenträger und eines Offiziers. Ihre Angst ist begründet, sie wird wirklich im Möbelgeschäft überfallen und noch dazu von einem Manne, der alle Reize der Männlichkeit in sich vereinigt. Ein Wunsch des Unbewußten, der Gestalt angenommen hat und Farbe bekannt hat.

Wie ist die Hallucination entstanden? Der Weg war folgender:

Bewußte Gedanken:	Verkäufer, Verehrer, Stunde.	
Unbewußte Gedanken:	Redakteur K. Der eigene Mann Der Offizier	} Phantom.

Was ist also in der Hallucination vor sich gegangen? Das Unbewußte hat gerade wie im Traume seine Gedankenassociationen nach außen projicirt.

Die drei Gedankenschleifen



verschmolzen zu einem Bilde. Es bleibt uns noch die Erklärung übrig, warum das Bild zu einer Gesichtshallucination wurde. Warum hat der Offizier nicht zärtliche Worte geflüstert?

Das erkläre ich mir folgendermaßen. Bei jeder unbewußten Tätigkeit arbeiten sämmtliche unserer Nerven, die Sinnes- und Bewegungsnerven mit. Wie schon Striker nachgewiesen hat, begleiten kleine, unbewußte Bewegungen und Empfindungen jede Gedankenarbeit. Wie bei einem Klaviere mehrere Töne mitschwingen, wenn wir einen Ton anschlagen, so tönen verschiedene Nerven mit jeder Gedankenassociation, mit jeder Empfindung mit. Wenn nun durch irgend welche äußere Momente irgend ein Nerv sich schon in Erregung befindet, zu dieser Erregung sich die zweite des unbewußten Mittönens hinzugesellt, so wird diese Erregung die Kraft eines Erlebnisses annehmen und in der Gehirnrinde Vorstellungen erwecken, die sich von den normalen nur dadurch unterscheiden, daß dieser Vorstellung kein äußerer Gegenstand des geistigen Horizontes entspricht.

Das Bild des Offiziers ist dem Gesichtsfelde aufgetaucht, weil die Dame in einem Möbelgeschäfte war, wo es so viel zu schauen giebt. Wäre sie in einem Konzert auf diese Vorstellungskreise gekommen, so

hätte der Offizier sicherlich Worte geflüstert, in der Küche hätte sie ihn vielleicht gerochen und im Bade seine Nähe gefühlt, während des Essens die Süße seiner Küsse empfunden.

Es ist deshalb ein müßiges Unternehmen zu streiten, ob es mehr Gesichts- oder mehr Gehörshallucinationen gäbe. Das hängt meiner Ansicht nach nur von der Individualität des Betroffenen und von der Qualität des hinzutretenden Sinnesreizes ab. Nun könnte man gegen meine Hypothese, daß die Hallucination jene Sinnesnerven bevorzuge, die peripher gereizt werden, manchen Einwand vorbringen. So wird man den Einwand erheben, daß gerade bei Ausschaltung aller Reize, in der unheimlichen Stille der Nacht, die Entstehung von Hallucinationen gefördert werde. Das ist gewiß richtig, aber der Reiz muß ja nicht momentan wirken, es kann ja auch eine Reiznachwirkung stattfinden, die um so leichter zu Stande kommt, je mehr sie mit dem nachfolgenden Zustande der Reizlosigkeit kontrastirt. Henle und H. Mayer sahen nach fleißigem Mikroskopiren im dunklen Gesichtsfelde die untersuchten Objekte mit vollster Deutlichkeit auftauchen, eine Beobachtung, die ich aus meiner eigenen Erfahrung nur bestätigen kann. Ich sah dieselben vor dem Einschlafen und wurde von ihnen bis in den Traum hinein verfolgt. Aehnlich geht es manchen Musikern, wenn sie aus einem Koncerte heimkommen. Gewisse Melodien liegen ihnen im Ohre und merkwürdiger Weise selten die, die sie soeben gehört haben. Die Hörnerven sind erregt, diese Erregung pflanzt sich bis zum Gehirne fort, das nun seine Erinnerungsbilder producirt. Lazarus sah bei Betrachtung einer blendend weißen Gletscherkette die Erscheinung eines abwesenden Freundes, die einem Leichnam glich. Freilich müßte erst eine genaue Analyse die Psychologie dieser Hallucination ergeben, aber Eines steht fest, daß das auslösende Moment ein intensiver Reiz des Gesichtsnerven gewesen.

Baillager (Mémoires de l'Académie royale médecine XII 273) glaubt, daß im gesunden Leben Gesichtshallucinationen häufiger sind, während für die Krankheit das Gegenteil gelte. James Sully (Die Illusionen 1884) meint dagegen, es kämen bei verhältnißmäßiger Gesundheit Gehörshallucinationen gerade so häufig vor, als Gesichtshallucinationen, wenngleich sie leichter übersehen (?) werden. Eine merkwürdige Behauptung! Wie soll man sich eine übersehene Hallucination vorstellen? Nur was aus unbewußten Gedanken Farbe und Gehör bekommt, sagen wir besser Sinnesfärbung, und zum Bewußtsein durchdringt, ist ja Hallucination. Einmal übersehen ist sie keine Hallucination mehr, sondern die gewöhnliche, unaufhörliche Arbeit des Unbewußten.

Betrachten wir meine zwei Eingangs geschilderten Hallucinationen näher. In der ersten sah ich einen Leichenzug, in der zweiten hörte ich eine Stimme. Im ersteren Falle waren meine Sehnerven durch grelles Sonnenlicht und durch längere Lektüre in unbequemer Lage gereizt, im zweiten Falle fuhr eine Elektrische mit lautem Dröhnen an meinem Hause

vorbei, und das unangenehme Quietschen der Bremse mengte sich mit den ersten Worten meiner Hallucination. Während mein Gehirn von bangen Todesgedanken durchbebt war, mischten sich in die Erregungen meiner Psyche die von außen kommenden Reize und erzeugten vereint jene Hallucinationen, die mir als von außen herkommend erschienen. Auch diese unangenehmen Hallucinationen lassen sich psychologisch leicht erklären. Die Ankündigung, daß ich sterben werde, war der Ausdruck meines Wunsches, aus dieser Widerwärtigkeit, so oder so, lebend oder tot herauszukommen. Warum die vierzehn Tage? Weil mir ein Fall von Rippenfellentzündung beständig vorschwebte, der in vier Wochen zum Tode geführt hatte. Zwei Wochen lag ich schon im Bette und mußte also, da ich mein Geschick mit jenem meines Patienten identificirte, noch vierzehn Tage leben.

Die Hallucination ist gleich dem Traume eine Wunscherfüllung. Eine besondere Stellung verdienen nur die Angsthallucinationen, die gleich den Angstträumen der Ausdruck einer Nervenkrankheit sind. Jede Angst läßt sich nicht unschwer auf eine kindliche Angst zurückführen, die im Grunde genommen wieder ein Wunsch ist. Durch Unterdrückung und Verdrängung verschiedener Gedanken aus dem Bewußtsein können Angstaffekte ausgelöst werden. Man vergesse nicht, daß die Angst ein Zustand ist, der von vielen Leuten gesucht wird, wie vom Hans in den Grimm'schen Märchen, der das Gruseln lernen wollte. Erweitern wir also unsere Erklärung der Hallucination und sagen wir, jede Hallucination ist die Erfüllung eines Wunsches oder einer Angst.

Betrachten wir eines der schönsten Beispiele von Hallucinationen, das ich kenne, etwas näher und heben wir besonders jene Momente hervor, die sich auf die Wunscherfüllung beziehen. Es handelt sich um eine Reihe von Hallucinationen, die der bekannte preußische General-Feldmarschall von Steinmetz in einem Briefe an seinen Freund schildert. (General-Feldmarschall von Steinmetz, aus den Familienpapieren dargestellt von Hans von Krosik. Berlin 1900.) Am 10. Oktober 1854 starb ihm seine innigstgeliebte Tochter Selma, das letzte am Leben verbliebene seiner Kinder, an Typhus. Sein Schmerz war unermeßlich und drohte seine gesunde, nüchterne, eiserne Soldatennatur aus dem Gleichgewichte zu bringen. (Die nachfolgende Schilderung ist vom 14. April 1855 — also noch frisch unter den ersten Eindrücken und sicherlich durch keinerlei Erinnerungstäuschung getrübt.) 14 Tage nach dem Tode des Kindes fing Steinmetz an, sowohl im Hellen als im Dunkeln Erscheinungen zu haben. „Wenn ich am Tage meine beiden Hände vor die Augen hielt, also im Dunkeln saß, so erblickte ich in meinen Händen das Köpfchen meines heimgegangenen Kindes, doch nicht wie ein Portrait oder eine Büste, sondern als hätte ich es lebend vor mir. Ihre schönen, reinen Augen blickten mich an, wie sie es im Leben taten. Die Augen bewegten sich nach oben, unten, rechts, links, kurz wie lebende Augen, das Köpfchen

drehte sich ebenfalls, als ob es sich allen Lagen anschmiegen wollte. Aber dieses Köpfchen war mehrfach vorhanden, eines wich dem anderen, kurz, ich sah immer und immer mein lebendes Kind, nur daß es nicht sprach. Alles, worauf sich mein Blick richtete, besonders im Zwielicht oder im Dunkeln nahm Gestalt an, wenn irgend möglich die meines Kindes." Auch fremde Gestalten umschwebten Steinmetz, der nicht beunruhigt wurde, sondern sich der Sache freute, insofern sie ihm sein Kind darstellte. Auch bemerkte er, wenn er im Abendgebet seines Kindes gedachte, „dies nicht nur im Bilde an der Decke, sondern auch in seinem Nachtanzuge als Nebelgestalt vom Fußboden auf mich zuschwebend und meine Füße umfassend und endlich sich mit dem Köpfchen auf meinen linken Fuß legend, wovon ich ordentlich eine gewisse Wärme verspürte. Wenn ich auf mein Kopfkissen blickte, so sah ich dicht neben mir wieder das Köpfchen meines Kindes liegen und ihre lebendigen Augen blickten mich sowohl da, wie von anderen Stellen meines Bettes an — kurz, ich war von mehrfachen, meinem Kinde ähnlichen Erscheinungen umgeben, die alle mir die Liebe und Anschmiegsamkeit meines geliebten Kindes bewiesen." Wenn sein Herz schwer wurde, hielt er sich die Hände vor's Gesicht und labte sich an der holden Täuschung. Es war freilich nur wie ein Geist, „aber ihre liebe Gestalt ruhte doch an meinem Körper, ihre Arme umfaßten mich, das konnte doch nicht schreckhaft sein, es war ja lieblich!" Er nennt sich einen forschenden, klaren Geist, frei von Illusionen, frei von Aberglauben, der die Sache kritisch beobachtet habe und sich wiederholt die Frage vorgelegt habe: Was soll mir das? — — Trotzdem erlebte er Alles, was die Welt an Wundern bietet. Der Geist seiner Tochter umarmte ihn, strich über die müde Stirne, zeigte ihm verschiedene Gegenstände. Auch häßliche Larven, Molche erschienen. Endlich auch eine Erscheinung eines Knaben oder jungen Mannes, von schlichtem, nicht unangenehmem Aussehen, jedoch nicht dem höheren Stande angehörig, zum wenigsten einer idealen Welt, mit glatt herunterhängendem Haar, wie es wohl Kinder niederer Stände tragen, der eine kurze, aber inhaltsvolle Phrase mit der accentuirten Schärfe der Taubstummen sprach: Beim — (das Wort ist Steinmetz entfallen) schwöre — noch zwei Vierteljahre, so bist Du tot.

Leider hat Steinmetz diese letztere Gehörhallucination nicht analysirt, sodaß wir nicht wissen können, welche Erinnerungen und Gedanken sich mit dem schlichten Knaben aus dem Volke verknüpfen. Vermuten läßt sich allerlei. — — Doch wir wollen nicht den schwanken Boden der Hypothese betreten. Auch dieser Todeswunsch läßt sich ähnlich deuten, wie der meine, auch diese Prophezeiung ging ebensowenig in Erfüllung, als die meine. — Die Erscheinung des geliebten Kindes*) ist aber die reinste Wunscherfüllung

*) Paul Heyse, der ein inniggeliebtes Kind verloren hatte, schreibt an Gottfried Keller: „Immer bin ich noch von den Stimmen des Verlorenen umklungen und von fast spukhaften Gestalten auf Schritt und Tritt begleitet."

— sie tröstete den armen Vater und brachte ihn über die schwerste Zeit hinweg. Das erste Mal bemerken wir auch eine Hallucination des Tastsinnes. Der linke Fuß spielt da eine große Rolle. Steinmetz erklärt das sehr richtig damit, daß seine verstorbene Tochter, als sie einmal scherzweise ihren Körper an die Lieben verteilte, ihm den linken Fuß abtrat. Auch in der Hallucination trat sie ihm seinen linken Fuß ab. Solche Scherze liebt das Unbewußte. Jede Traumanalyse liefert die schönsten Beispiele, wie Wortwitze und Wortspiele zu Gestalten umgewandelt werden.

Vom psychologischen Standpunkte erwähnenswert ist der Umstand, daß Steinmetz die ersten vierzehn Tage nach dem Tode seiner Tochter sich physisch sehr wohl befand, sehr guten Appetit und ausgezeichneten, tiefen Schlaf hatte. Ja, er kränkte sich nicht wenig darüber, und besonders wurmte es ihn, daß er kein einziges Mal von seiner Tochter geträumt hatte. Geträumt wird er schon haben, nur kam ihm der Traum nicht zum Bewußtsein. Das rührt offenbar daher, daß diese Gedanken an sein liebes Kind gewaltsam vom Bewußtsein abgedrängt wurden und in das Unbewußte tauchten. Die Macht dieser Verdrängung war gleichbedeutend mit der Stärke seiner Hallucinationen. Es ist der gleiche Mechanismus, wie wir ihn bei der Traumbildung beobachtet haben. Gerade die bei Seite geschobenen Gedanken, die Abfälle von der Denktätigkeit des Tages tauchen im Traume wieder in besonderer Stärke auf. Eigentlich besteht kein Unterschied zwischen einem Traum und einer Hallucination. Beide stammen aus dem Unbewußten, beide dringen durch das Vorbewußtsein zum Bewußtsein durch, beide unterstehen der Kritik des Intellekts, die ihre Phantome mit der Wirklichkeit vergleicht. (Man vergesse nicht, daß ich vom Normalmenschen spreche!) Der einzige Unterschied, den ich finde, ist wohl der, daß uns das Traumbild in der Erinnerung vorschwebt, als Erinnerungsbild mit sämmtlichen Erinnerungstäuschungen zum Bewußtsein kommt, während die Hallucination das gegenwärtige Bewußtsein erregt. Nach dieser Aufklärung wäre die Hallucination als ein miterlebter Traum und der Traum als die Erinnerung einer Hallucination zu definiren. —

Sehen wir uns einige Hallucinationen berühmter Männer an, die in klarer Weise den Typus der Wunscherfüllung manifestiren. Malebranche, der zweitgrößte Metaphysiker Frankreichs, soll die Stimme Gottes gehört haben. (Seine Weltanschauung gipfelt in der vision en dieu.) Martin Stephan, der Begründer der religiösen Sekte der Stephaniten, sah den Himmel offen; Descartes wurde von einer unsichtbaren Person verfolgt, die ihm zurief, in seinem Streben nach Wahrheit fortzufahren. Die Jungfrau von Orleans, der bestbekannte Typus der so häufig vorkommenden religiösen Visionärinnen, sah und hörte unzählige Male die Jungfrau Maria; Luther widerstand kräftig den Verlockungen des Teufels und schleuderte sein Tintenfaß auf den Bösen; François Coppée hörte bei wichtigen Anlässen eine bald warnende, bald lobende Stimme, die seinen Namen rief. Alles zum Teil

deutliche, zum Teil maskirte Wunscherfüllungen, Projektionen der eigenen Gedankenwelt nach außen. Zahllos sind die Beispiele von Hallucinationen und Illusionen, die uns die Geschichte erzählt. Psychologisch besteht eigentlich zwischen Illusion und Hallucination kein großer Unterschied. Illusionen sind Sinnestäuschungen mit Bezug auf ein existirendes Objekt, die, wie einer meiner Bekannten treffend bemerkte, sich durch die Vernunft entschuldigen lassen. Ein berühmtes Beispiel der Illusionen bietet uns Goethe in seinem Erlkönig. Der Nebelstreif wird in den Erlkönig mit Kron' und Schweif verwandelt, die alten Weiden zu Erlkönigs Töchtern an düsterem Ort umgedichtet; endlich steigert sich die Illusion infolge der fürchterlichen Erregung des Knaben zur Tasthallucination: „Mein Vater, mein Vater, jetzt greift er mich an, Erlkönig hat mir ein Leides getan." Hallucinationen sind also Sinnestäuschungen, wobei das hallucinirte Objekt vollkommen psychisch erzeugt wird — ohne Anlehnung an die Außenwelt*). Freilich steigert das entsprechende Milieu die Möglichkeit der Entstehung solcher Sinnestäuschungen. Lassen wir wieder Goethe das Wort, der die Hallucination eines Türmers folgendermaßen schildert:

> Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht
> Hinab auf die Gräber in Lage;
> Der Mond, der hat Alles in's Helle gebracht,
> Der Kirchhof, er liegt wie am Tage;
> Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
> Sie kommen hervor, ein Weib und ein Mann
> In weißen und schleppenden Hemden.

Alle diese Gestalten sind durch die Schöpferkraft der Phantasie des Türmers entstanden. Die Phantasie ist eine der Grundbedingungen zur Entstehung von Hallucinationen. Und gerade deshalb haben gerade die größten Geister unter den Künstlern viele Hallucinationen erlebt, weil ihre Phantasie üppiger, blühender ist, als die anderer Menschen, weil sie auch sonst gewohnt sind, aus Gedanken Gestalten zu formen. Goethe brauchte blos die Augen zu schließen und sah allerlei Blumen und bunte Gebilde. Ferner sah er sich einmal, als er von Sesenheim nach einem aufregenden Abschied von seinem Liebchen fortritt, in einem merkwürdigen Anzuge entgegenreiten, in dem er tatsächlich fünf Jahre später denselben Weg zu Pferde zurücklegte. Hier hätten wir also ein historisches Beispiel einer prophetischen Hallucination, wie sie uns die Dichter häufig schildern, wie sie in ähnlicher Weise Prosper Mérimée von Karl XI. erzählt, der in einer Vision das ganze Schicksal seines Geschlechtes bis ins vierte Glied miterlebt hatte**). Leider hat Goethe seinen Zeitgenossen von dieser Vision nichts

*) Eine Ausnahme bilden wohl die Illusionen, an denen die Amputirten leiden. Sie fühlen Schmerzen, Kälte und Hitze in dem amputirten Beine; also eine Illusion ohne existirendes Objekt. Eigentlich eine falsche Projektion eines Nervenreizes.

**) Entnommen dem sehr interessanten Buche von Dr. Benno Diederich: „Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Litteratur." Leipzig 1903.

erzählt, sie schwebte ihm nur im Alter als Erinnerung vor, und so ist es immerhin wahrscheinlicher, daß wir es hier mit einer jener häufigen Erinnerungstäuschungen zu tun haben, denen wir uns so gerne hingeben und die Freud so treffend Deckerinnerungen genannt hat. Goethe soll ferner, wie Natalie von Eschtruth (Spuk, Leipzig, Paul List) erzählt, in Gemeinschaft mit einem jungen Freunde gemeinsam die Hallucination einer französischen Schildwache auf dem Schlachtfelde von Jena gehabt haben. Er soll damals sogar auf die Erscheinung geschossen und sich wie ein Löwe auf dieselbe gestürzt haben. Das wäre ein Beispiel, das in das Gebiet der Massenhallucinationen hinüberführt. Massenhallucinationen sind eines der interessantesten Kapitel der Völkerpsychologie. Sie entstehen auf dieselbe Weise, wie die Hallucination des Einzelnen, nur daß sie durch psychische Infektion sich von einem Gehirn auf's andere übertragen und selbst die bedächtigsten Gemüter fortreißen können. So erklären sich die Visionen von Heiligen und Märtyrern, die noch jetzt fast jedes Jahr von gläubigen Landbewohnern beobachtet und verehrt werden.

Goethe soll von seiner Vision mehreren Freunden erzählt haben und sich mit dem Gedanken getragen haben, sie poetisch in einem Gedicht „Die französische Schildwache" zu verwerten. Angeblich soll Heine aus diesen Erlebnissen die Anregung zu seiner Ballade „Die beiden Grenadiere" geschöpft haben. Wahrheit oder Dichtung?

Merkwürdig ist es immerhin, daß Goethe sich an anderer Stelle, nämlich im Faust, über die Hallucinationen Nikolais, des Buchhändlers und Schriftstellers, lustig macht. Nicolai war auf ähnliche Weise wie General von Steinmetz zu seinen Hallucinationen gekommen, er hatte seinen innigstgeliebten Sohn verloren; im Vereine mit anderen Gestalten erschien ihm das liebe Kind wieder als Vision; zu diesen Visionen gesellten sich auch später Gehörshallucinationen. Die Aerzte kurirten ihn auf seltsame Weise, indem sie ihm Blutegel an den Hinterteil setzten. (Post hoc oder propter hoc? Bei General Steinmetz verloren sich ja die Hallucinationen von selber.) Goethe rächte sich nun an Nicolai für seine mißgünstigen Kritiken und für seine Satire „Freuden eines jungen Werther" durch die Verse über den Proktophantasmisten in der Blocksberg-Scene:

> Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen.
> Das ist die Art, wie er sich soulagirt,
> Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergötzen,
> Ist er von Geistern und von Geist kurirt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn uns die Annahme einer Wunscherfüllung einen tiefen Blick in die Psychologie der Hallucinationen gesunder Menschen gestattet, wird uns andererseits auch die Physiologie bei unseren Untersuchungen wesentliche Dienste leisten. Hallucinationen lassen sich auch künstlich erzeugen. Opium, Haschisch (Canabis indica), Kokain und Alkohol erzeugen lebhafte Hallucinationen und

Illusionen. Selbst das Nikotin scheint in dieser Hinsicht nicht so harmlos zu sein, wie wir gewöhnlich annehmen. Die Narkose des Rauchens befördert außerordentlich das Auftreten von Hallucinationen, und ich habe die schönsten Beispiele von Gehörs- und Gesichtshallucinationen an Rauchern beobachten können. Professor Freud erzählte mir, daß er nach mehrstündigem Rauchen später wiederholt die Hallucination habe, seine kurze englische Pfeife stecke noch zwischen den Lippen. A. Meyer (Die Sinnestäuschungen, Hallucinationen und Illusionen. W. Braumüller, 1869 sagt: Die heitere Stimmung, in welche das Tabakrauchen versetzt, steht der Hallucination sehr nahe. (Etwas konfus ausgedrückt: Eine Stimmung, die einer Hallucination nahe steht!) Wir wissen ja, daß das Nikotin die Sinnesnerven mächtig erregen kann, welche Wirkung durch Steigerung des Reizes zu Lähmungserscheinungen führen kann. Auch andere Medikamente können die Ursache von Hallucinationen werden. Frankl Hochwart (Die Erkrankung des inneren Ohres. Alfred Hölder, 1897) wurde nach Einnahme von 5 Gramm Salicyl von heftigem Ohrensausen befallen. Eine nach Einnahme von Salicyl sehr häufige Erscheinung. Dazwischen hörte er hallucinatorisch wiederholtes Klingeln an der Türglocke und eine halbe Stunde später Trompetensignale. Das Klingeln der Türglocke eines Professors der Medicin ist nicht unschwer auf Wunscherfüllung zu deuten. So mag das Zirpen einer Grille, die der bekannte Wiener Professor der Ohrenheilkunde Urbantschitz mehrere Sommernächte hindurch hallucinatorisch hörte, durch irgend eine Intoxikation (Nikotin?) hervorgerufen worden sein. Eine psychologische Analyse könnte da vielleicht auch psychische Momente, und auf diese kommt es ja hauptsächlich an, zu Tage fördern. Bei dieser Gelegenheit möchte ich einer kleinen Geschichte gedenken, die mir Meister Goldmark in Abbazia mitgeteilt hatte. Vor seinem Fenster in Gmunden stand ein Baum, auf dem ein Fink saß, dessen fortwährender Gesang ihn im Komponiren hinderte und zur Verzweiflung brachte. Alle Mittel, das Tier zu verscheuchen, waren vergebens. Selbst das Jagdgewehr eines hilfsbereiten Freundes war ohnmächtig gegen diesen unwillkommenen Störenfried. Unwillkommen? Kämpften nicht zwei Seelen in der Brust des Meisters? Das Bedürfniß nach Ruhe und der Wunsch zu schaffen. Und war es nicht das Ruhebedürfniß, dem der Vogel seine schönsten Lieder sang?

In dies Kapitel gehört auch der instruktive Fall Gräfes, den ich nach Meyer hier citire: „Ein alter Mann, der vor 14 Jahren beide Augen durch innere Entzündung verloren, — die Augäpfel waren atrophisch und enthielten durch die Betastung wahrnehmbare Verkalkungen — hatte seit jener Zeit heftige Licht- und Farbenerscheinungen, die sich nach einer heftigen Gemütserschütterung zu Hallucinationen von Vorstellungen gestalteten — Erscheinungen, welche den alten Mann in große Angst versetzten. v. Gräfe nahm nun an, daß der Reiz von der Netzhaut beider Augen ausgehe und sich zum Vorstellungscentrum fortpflanze, und durchschnitt

beide Sehnerven. Diese Operation befreite den Mann nicht nur von den Hallucinationen der Gesichtsvorstellungen, sondern auch von den Licht- und Farbenerscheinungen. Durch den glänzenden Erfolg der Operation ist der Beweis geliefert, daß die Erregung nicht vom Gehirne, sondern von den Netzhäuten ausging (wahrscheinlich durch den Druck der Verkalkungen!), die sehr lange Zeit sich blos zum Empfindungscentrum erstreckte, dann aber weiter bis zum Vorstellungscentrum vordrang und die viele Jahre schlummernden Erinnerungsbilder erweckte."

In diesem Falle war es ein mechanischer Reiz, der den Sehnerven erregte und die Hallucinationen erzeugte. In dies Kapitel gehören auch die verschiedenen Nachempfindungen, die deutlich einen hallucinatorischen Charakter haben.

Es wäre nun interessant zu erfahren, ob von Geburt aus Blinde visuelle Hallucinationen haben oder ob sie nur Tasthallucinationen aufweisen. Nach Heermanns Untersuchungen können später Erblindete noch 20 Jahre nach der Erblindung Traumbilder sehen; später verblassen sie und verschwinden ganz. Bis 14 Jahre nach der Erblindung wurden deutliche Hallucinationen des Gesichtes beobachtet. Diese Erscheinung ist manchen Schwindlern wohlbekannt, die sie für ihre Zwecke ausbeuten. So kannte ich eine total erblindete Frau, die hier in Wien bei einem indischen Fakir in Behandlung stand. Plötzlich fing sie zu sehen an! Aber leider nur in Hallucinationen, die der Wahrheit nicht entsprachen. Der schlaue Fakir hatte ihre Augen mit einer heftig reizenden Salbe eingerieben. Dieser Reiz in Kombination mit der durch die Hoffnung mächtig erregten freudigen Vorstellung zauberte mannigfache Bilder vor ihre Augen, die sie ja nicht kontrolliren konnte. Ja sie bestritt sogar der Umgebung die Echtheit der Kritik, glaubte sich von Feinden umgeben, die ihr den schönen Erfolg nicht gönnen wollten.

In ähnlicher Weise treten Gehörshallucinationen nach Erregung der Gehörsnerven auf. Nach einer anstrengenden Eisenbahnfahrt hörte Dr. Cserny drei Tage lang ein hohes Cis im Ohre. Schon bestehende Erkrankungen des Gehörs steigern die Empfänglichkeit für solche Sinnestäuschungen. Die meisten Schwerhörigen strengen ihre Hörnerven außerordentlich an, um ja nichts von Bedeutung zu überhören. So hört einer meiner Patienten immer, wenn er im Bureau allein ist, die Tür gehen oder das Telephon läuten.

Zahlreiche Untersuchungen an Irren haben bewiesen, daß diejenigen, welche an Gehörshallucinationen litten, kein normales Ohr hatten. Andererseits ist es ja nicht unmöglich, daß Erkrankungen des Gehirncentrums bei den Hallucinationen Geisteskranker eine große Rolle spielen. Das gilt für Geisteskranke. In ähnlicher Weise kommen meiner Ansicht nach die Hallucinationen Gesunder durch Erregung der Centren (unbewußte Gedanken) und Erregung der peripheren Nerven zu Stande. Welche Hallucinationen

wir analysiren, wir kommen immer wieder auf dieses Grundgesetz zurück. Besonders deutlich sah ich das bei den Geruchshallucinationen einer Dame, deren Nasennerv sonst fast unempfindlich war. Sie verspürte einen intensiv stinkenden Geruch, der sie augenblicklich zur Verzweiflung brachte. Die noch funktionirenden Reste der Riechnerven wurden offenbar von ihr angestrengt beschäftigt; das Riechen der stinkenden Substanz ist eine Wunscherfüllung mit verschiedenen hier nicht zu erklärenden Hintergedanken.

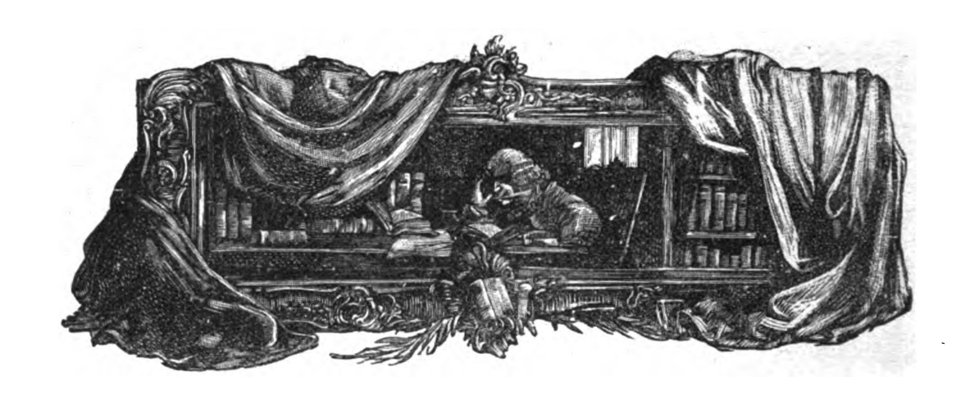
Ich habe immer, wenn ich nach längerer Abwesenheit von Wien wieder Wiener Boden betrete, Geruchshallucinationen einer guten Gasthausküche; offenbar eine Ungeduldshallucination, die wie ein Ungeduldstraum die kommenden Magengenüsse vorgenießt.

Geschmackshallucinationen dürften häufiger sein, als wir bisher geglaubt haben, und sich unter mannigfachen Krankheitsnamen verstecken. Viele Menschen haben häufig spontan süße oder bittere Empfindungen, die gewiß irgend eine Gedankenassociation aus dem Unbewußten begleiten. Die Aussprüche: eine bittere Wahrheit, ein süßes Kind, ein saueres Gesicht machen, honigsüße Worte, sprechen für die Beteiligung der Geschmacksnerven bei allen unseren Vorstellungen und Empfindungen.*) Auch Temperaturhallucinationen, sowie verschiedene Hallucinationen der Tastnerven wären wahrlich einer genaueren Betrachtung und Analyse wert. Hier sind die Grenzgebiete der Physiologie und Psychologie. Es giebt Zustände, die physiologisch erklärbar, doch den Eindruck einer Hallucination machen.

Ebenso schwierig ist die genaue Abgrenzung von gesunden und krankhaften Hallucinationen. Viele Forscher (Meyer, Sulley, Griesebach u. s. w.) halten jede Hallucination für eine krankhafte Erscheinung. Ich glaube bewiesen zu haben, daß die Hallucination eine kleine Funktionsstörung des **normalen Menschen** ist, daß sie eine jener Erscheinungen ist, in der die Lava des Unbewußten, durch die Siedehitze der Erregung in Bewegung gebracht, über die berstenden Hüllen des Bewußtseins an's Licht des Tages tritt.

*) Einschlägige Versuche, die einen innigen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Sinnesnerven beweisen, finden sich in der interessanten Arbeit von Prof. Viktor Urbantschitz „Über den Einfluß der Farbenempfindungen auf die Sinnesfunktion." (Archiv für Physiologie Bd. 106.)





Segantini.

Von

Rudolf Klein.

— Berlin. —

Was an einem Bilde Segantinis ganz besonders auffällt, ist wohl seine Technik, und in einem Grade wie bei keinem anderen modernen Künstler. Nun spricht ja die Schale stets für den Kern, die Form für den Inhalt, doch man könnte geneigt sein, auf eine gewisse Aeußerlichkeit zu schließen bei einem Künstler, der das rein Handwerkliche so in den Vordergrund rückte, daß es mehr zur kühlen Betrachtung des Auges reizt, wie der in ihm gesammelte Gehalt an's Herz greift.

Die Probleme, die Segantini auf diesem Gebiet anregen, um die er ringt und die er schließlich meistert, standen im vergangenen Jahrhundert im Vordergrund des Interesses. In ihm fanden sie gewissermaßen ihren Abschluß. Um Licht und Luft rang man in der Malerei, und die Lehre vom Milieu war die Grundformel, aus der man des Künstlers tieferes Wesen abzuleiten sich begnügte. Licht und Luft giebt Segantini in seinen Werken bis an die Grenze des Möglichen, und wenn die Ausdrucksform irgend Eines vom Milieu gebildet wurde, so ist es die seine.

Am 15. Januar 1858 wird er in Arco am Gardasee geboren und stirbt, kaum 42 Jahre alt, am 28. September 1899 im Ober-Engadin. Man weiß es, wie er, das Kind kleiner Leute, in der Jugend ein Leben in Armut und Vagabondage führt und sich dann, meist autodidaktisch; in der Kunst aufarbeitet, um verhältnißmäßig früh vom Glück begünstigt zu sein.

Er beginnt als Maler des Hirtenlebens, in der Brianza, in dunklen, schweren Tönen, die an frühe Bilder aus der Nähe der Fontainebleauer

erinnern, und steigt in zwei Etappen in's Gebirge. Es sind die drei Phasen seiner Kunst. Sein Strich ist anfangs weichlich und wollig, das Dunkel unklar, kaum lösen sich die Gegenstände aus ihm ab. Man könnte auch an holländische Einflüsse denken. Doch es steht ja fest, daß Segantini direkt von Niemandem beeinflußt worden ist. Denn er besuchte keine Ausstellungen und reiste nicht. Er kannte nur Reproduktionen. Die Figuren in diesen frühen Bildern sind idyllische Staffage, nicht eigentlich Träger einer Landschaftsstimmung, die Landschaft als solche hat er noch nicht erobert. Dies geschieht bei seiner Uebersiedlung in's Gebirge. Herrschte in den früheren Bildern wenig Licht, vielmehr das unklare, atmosphärische Dunkel der Holländer, so empfindet er nun das Bedürfniß, klarer und schärfer zu sehen, und die neue Umgebung kam ihm außerordentlich entgegen. Das Bedürfniß nach Gestaltung des lichtdurchfluteten Raumes war hier eine von der Umgebung geforderte Notwendigkeit. Und so stand er zugleich vor ganz neuen Problemen. Hatten die Franzosen sich vornehmlich um die flimmernde Wiedergabe des Sonnenlichtes mit all seinem prismatischen Spiel bemüht, das die Dinge gleichsam auflöste, so stand er hier im Gebirge in einer Welt, die so ätherrein voll Licht und Luft, zugleich aber jeden Gegenstand restlos in einer kompakten Form enthüllte. Das bedingte eine neue Technik. Und wie er auf der einen Seite bei dem Auftragen ungemischter Farben verharrte, wie es vor ihm die Franzosen getan hatten, um die stärkere Leuchtkraft zu erzielen, zwang es ihn anders, sich der Linie wieder zu nähern. Und hier liegt seine eigentliche Neuerung, seine Bereicherung der technischen Ausdrucksmittel. So wurde diese Technik die letzte Vollendung des Impressionismus und zugleich das Solideste, das dieser Triumph des Materialismus geben konnte: er ist sein Abschluß. Das Auge gelangt wieder zu seiner vollsten Befriedigung. Obgleich einer Abstraktion wie in jeder Kunst, man glaubt dennoch der unberührten Realität gegenüber zu stehen. Das Flimmern des Lichtes ist festgehalten durch eine in's Feinste zerlegte Farbenprismatik und der Umriß und die innere Struktur der Form groß und detaillirt zugleich wie in einer Goldschmiedearbeit. Dabei wechselt seine Technik sehr, an vielen seiner Bilder erkannte man die Stadien seiner Versuche. Er liebte eine braun grundirte Leinwand, allein um den Fond ab und an herauszuschaben und als Ton wirken zu lassen, in der Zeichnung die außerordentlich geduldig durchgeführte Schraffirmanier, daß manche seiner Blätter wie gekämmt scheinen. Er scheute keine Mühe in dieser Hinsicht.

Betrachten wir den mit seltenem Erfolge um die Erscheinung ringenden Künstler, wir können uns der Entdeckung einer gewissen Kühle, eines Mangels an Gefühl nicht verschließen, und der Künstler scheint selbst um dies Vermissen gerungen zu haben. Er, der vor der Natur nur Auge war, fühlte sich wieder und wieder gewaltsam zur Allegorie hingetrieben, um Gefühle und Gedanken zu gestalten. Dabei scheint er das Bewußtsein

seiner eigenen Unzulänglichkeit auf diesem Gebiete gehabt zu haben. Seiner Allegorie eignet ein kalter, erzwungener Zug, und wieder ist sie so weichlich, daß sie direkt abfällt gegen die Größe seiner Naturauffassung. Ich denke dabei an jene Allegorien, die von Botticelli auszugehen scheinen und an Watts und Burne-Jones anklingen: „Liebe am Quell des Lebens“ „Alpenrose“, „Edelweiß“. Wie spielend vermag ein Thoma solche Aufgaben zu lösen. Es fällt Einem in solchem Vergleich erst der ganze Phantasiereichtum dieses Mannes ein. Weit sympathischer und ungemein fein im Ton und seiner ganzen sonstigen Technik entgegen ist die Allegorie „Musica“. Vor Allem ist Gedanke und Komposition als Ganzes gut gelöst. Am nächsten jedoch stehen uns jene Allegorien, in denen die Landschaft überwiegt, der Künstler direkt von der Landschaft ausgeht, die allegorische Figur deren einfache Fortsetzung ist. Ich meine Allegorien wie „Die schlechten Mütter“. Man könnte sagen, daß diese Art von Allegorie die Fortsetzung seiner eigenartigen technischen Synthese sei. Wie dort der Farbenpunkt zur Linie wurde, so wächst hier aus der Linie des Nebels, des Baumes die Figur. Die Figur ist somit garnicht erst losgelöst von der Landschaft und braucht nicht in seelischen Kontakt mit ihr gebracht zu werden. Denn, verhehlen wir es uns nicht, dies war nicht des großen Segantini Stärke. Er war kein großer Psychologe, weder ein solcher des Verstandes, wie seine Bildnisse beweisen, noch ein solcher des Herzens, wie seine Allegorien uns zeigen. Dieser große Künstler beherrschte nur die Fähigkeiten des Auges, die dem Maler zwar in allererster Linie zu statten kommen, aber doch nicht allein das Wesen des Künstlers ausmachen. Dieser Künstler schien überhaupt nicht die Wärme darstellen zu können; nicht einmal in der Landschaft: denn die kalte Pracht eisiger Firnen und der kühle Mondschein gelangen ihm am besten. In diesen Winterlandschaften des Gebirges hat er die letzten Möglichkeiten objektiver Naturschilderung erreicht. Darüber hinaus giebt es nichts.

Ich sagte vorhin, er habe nicht vermocht, die Figuren mit der Landschaft in ein inniges Verhältniß zu bringen. Zum Teil mag es seinen Grund darin haben, daß der kleine Mensch in der allmächtigen Umgebung des Gebirges verschwindet. Doch ist dies nicht allein der Grund. In seinen frühen Bildern wirken die Figuren als Idyllen und stehen im Mittelpunkt. Wo aber die Landschaft größer wird und die Figur ihr Träger sein soll, fehlt der Zusammenhang, und man könnte sie schadlos entfernen. So stört auf dem Bilde in der Nationalgalerie das Begräbniß auf der herrlichen Landschaft in gewissem Sinne. Es wirkt wie eine kleine unnütze Staffage. Und auf den Einzelstücken des Künstlers großer Trilogie: „Die Natur“, „Das Leben“, „Der Tod“ wirken sie nicht einmal immer als malerischer Wert. —

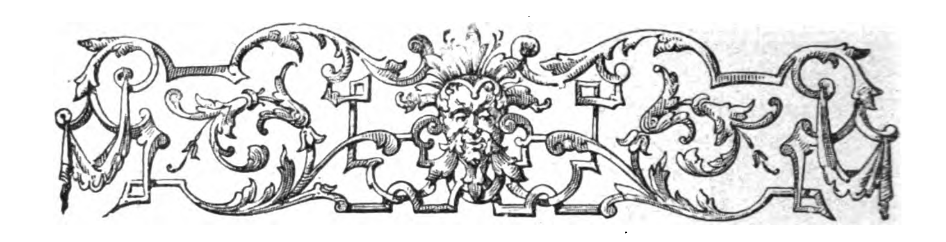
Es ist bezeichnend: unsere Zeit denkt an Manet, nicht an Millet. Nun steht ja Manets Kunst auf anderen Voraussetzungen denn die Segan-

tinis, vor Allem, weil sie nichts anstrebte, das außer dem Bereich ihrer Darstellungsmöglichkeiten lag, und diese ihr letzter Selbstzweck waren. Aber man mag, aus diesem Zug der Zeit heraus, diesem Fehlen bei Segantini wenig Wert beigemessen haben. Segantinis Kunst fehlt im letzten Grunde das Religiöse, die Frömmigkeit, die Liebe. Er trug sie alle Drei im Herzen, es trieb ihn sie auszudrücken, vor der Natur wollte es nicht gelingen. Da war er nur Auge, es schwieg die Phantasie. Und es ist wiederum bezeichnend, daß er Spiritist gewesen sein soll, also auch auf diesen Gebieten, wie in seiner Kunst, mehr zum intellektuellen Experiment hinneigte, denn zur naiv-intuitiven Hingabe.

Ich sagte, seiner Kunst fehle die Frömmigkeit, die vor Allem Dem eigen sein muß, der im Verein mit der Landschaft das Höchste leisten will. Man vergleiche hierzu den Säemann Segantinis mit dem Millets! Ueberhaupt Segantini mit Millet. Die „beiden Mütter" im Stall lassen ebenfalls die Gefühlstiefe vermissen, die aus jedem derartigen Bilde Millets spricht. In gewissem Sinne sind Segantinis Bilder ‚nature morte' —: Stillleben,' doch in anderem, wie wir diesen Ausdruck gebrauchen.

Ich sagte zu Eingang dieser Studie: das Erste, das an einem Bilde Segantinis auffalle, sei die Technik. Es ist auch das Letzte. Dieser große Künstler ist wohl der genialste Techniker des letzten Jahrhunderts, indem er alle Versuche in sich vereint. Er allein vermochte es, das rein Illusionistische der modernen Ausdrucksform wieder mit dem Konkreten zu paaren: die Art und Weise z. B., wie er auf seinem Bilde „Die Natur" die Sonnenradien darstellt, macht jeden einfach sprachlos und erinnert in der geometrischen Regelmäßigkeit an die Geduld und Einfalt primitiver Meister. Aber charakteristisch ist, wie beide Losungen unserer Zeit in diesem Großen miteinander rangen, freilich ohne sich einen zu können: Technik und Gedanke!





Der Talisman.

Von

Paul Bourget.

Übersetzung von Martha Schiff.



Die folgende Geschichte wurde mir von einem berühmten Künstler unserer Zeit erzählt, von einem, dem alles Marktschreiertum, alle Schaustellung der eigenen Person, alle intimen Geständnisse aufs äußerste verhaßt sind.

Ich werde seinen Namen nicht nennen, da ich ihn nicht um die Erlaubnis zur Wiederholung der Geschichte bitten will; sicherlich würde diese Bitte vergeblich bleiben, obwohl der Vorfall in seine früheste Jugend zurückreicht. Ich will auch verschweigen, welche Kunst er ausübt. Ist er Bildhauer, Maler, Musiker, Baumeister, Dichter oder Dramaturg? Die völlige Verschwiegenheit, die ich über diesen Punkt beobachten werde, scheint mir das Erzählen einer Geschichte zu rechtfertigen, die eine sehr humane Lehre in sich schließt; denn sie bezieht sich auf das Seelenleben des Kindes und mithin auf die Erziehung im allgemeinen. Ich erinnere mich auch, daß dies der Grund war, die vertrauliche Mitteilung eines Mannes, der für gewöhnlich Geständnisse nicht liebt, niederzuschreiben. Ich glaube darin den ergreifenden Beweis für zwei in gleichem Maße verkannte Tatsachen zu sehen: Erstens dafür, daß die bösen Leidenschaften des reifen Alters schon in dem unschuldigen Kinde keimen und immer bereit sind, ans Licht zu kommen, und zweitens dafür, daß diese frühen Laster am sichersten durch die Weitherzigkeit eines gereiften Erziehers geheilt werden. . . . Ich will noch hinzufügen, um der Erzählung den richtigen Hintergrund zu geben, daß der Künstler, dem wir sie verdanken, gerade

damals einen glänzenden Erfolg errungen hatte. Bei dieser Gelegenheit war er von einem alten Kameraden aus der Zeit seines ersten öffentlichen Auftretens in einer Zeitung aufs niedrigste verleumdet worden. Er hatte mit uns zuerst von diesem Artikel gesprochen, dann spann sich die Unterhaltung über den Neid fort, diese häßliche Leidenschaft, die der typische Makel aller Ruhmsüchtigen ist. Mehr oder minder ehrlich verwahrten wir alle uns dagegen, jemals ein solches Gefühl empfunden zu haben; da unterbrach uns zu unserem großen Erstaunen unser Freund, — er, der, wie wir alle wußten, als so großmütig bekannt war, der sich für fremdes Talent so gern begeisterte und dem jeder niedrige Geschäftsneid so fern lag — mit den Worten: „Nun denn! Ich, ich bin mit dem Neid im Herzen zur Welt gekommen. Und das gerade macht mich nachsichtig gegen Unglückliche, wie diesen ***," und er nannte den Namen seines Feindes. „Wenn ich einen Artikel dieser Art lese und mich zu entrüsten anfange, so erinnere ich mich daran, daß ich selbst aus Neid eine abscheuliche Handlung begangen habe, und wenn ich damals nicht zu meiner Beschämung einem jener Gerechten, deren Bild einem durchs ganze Leben folgt, begegnet wäre, — wer weiß? — dieser abscheuliche Trieb des Hasses gegen das Glück anderer wäre gewiß in mir gewachsen. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Ich finde ihn manchmal noch in bösen Augenblicken in der Tiefe meines Herzens wieder. Dann gehe ich nach Hause und betrachte mir einen Talisman, den dieser Gerechte mir zurückgelassen hat. . . Sie sehen ihn hier," fügte er hinzu und wies auf eine kleine Bronze, die auf seinem Schreibtisch einfach auf Papieren stand. „Es ist ein Hermes, wie Sie sehen, ein sogenannter Psychagogos oder Seelenführer. Sein geflügelter Stab und seine Gebärde deuten es an. Sie werden sehen, daß er mit Rücksicht auf mich diesen Namen verdient. Es muß die römische Nachbildung einer recht guten, griechischen Arbeit sein. . . . Seit neununddreißig Jahren habe ich mich von diesem Figürchen nicht getrennt, und ich bin heut fünfzig. Daraus ersehen Sie, daß die Schändlichkeit, deren nie verstummenden Zeugen ich hier vor mir habe, in mein elftes Lebensjahr zurückreicht. . ."

Als er dieses jugendliche Alter nannte, auf das die von unserem Freunde angewandten strengen Ausdrücke gar zu wenig paßten, erhoben wir lauten Einspruch. Er antwortete uns durch ein Bekenntnis, das ich, wie ich wiederhole, wörtlich niederschreibe, ohne irgend etwas daran zu ändern, als zwei oder drei Einzelheiten, die zu deutlich den Schauplatz und den Helden dieser Kindertragödie bezeichnen würden. Möge dieser Held seinem Zuhörer und Freunde diese Indiskretion verzeihen! . . .

I.

. . . . „Wie ich Ihnen eben sagte, knüpfen sich die Erinnerungen, die diese kleine Bronze in mir wachruft, an meine früheste Kindheit, und

mithin an die ersten Jahre des Kaiserreichs. Ich lebte damals im Herzen Frankreichs in einer kleinen Stadt, die sich im Jahre 1848 durch ihren republikanischen Eifer ausgezeichnet hatte. Im Jahre 1855 zeichnete sie sich durch bonapartistischen Eifer aus, zur größten Entrüstung einzelner; zu ihnen gehörte auch mein Onkel, dem meine Erziehung übertragen war. Dieser Bruder meiner Mutter war Professor der Mathematik an der Universität jener kleinen Stadt, von der ich eben gesprochen habe. Er war nicht verheiratet, und meine Eltern, die auf dem Lande wohnten, hatten mich ihm unter dem Vorwande anvertraut, daß er meine Erziehung überwachen solle, in Wahrheit aber mit dem heimlichen Wunsche, daß er mich später zu seinem Erben einsetze. Dieser würdige Herr, der, wie man zu sagen pflegt, keiner Fliege je etwas zuleide getan hätte, war ein leidenschaftlicher Jakobiner, den die Februarrevolution in einen wahren Hoffnungstaumel versetzt und der Staatsstreich vom 2. Dezember — diese heilsame Polizeimaßregel, von der wir alle träumen — wie ein persönliches Unglück getroffen hatte. Ich lächle, wenn ich mich der merkwürdigen Unterhaltungen zwischen diesem lieben Onkel und seinen Freunden erinnere, denen ich als kleiner Junge beiwohnte. Seine Freunde waren meistens brave Professoren, wie er, und sie hatten alle, teils weil sie große Familie hatten oder einfach aus Liebe zu ihrem Beruf, der neuen Regierung den Eid leisten und dem Tyrannen Treue schwören müssen. Sie rächten sich für diese unschuldige Förmlichkeit, indem sie den sanften Cäsar, der damals in den Tuilerien träumte, einen Tiberius, einen Nero schimpften. Bunt durcheinander priesen sie als Propheten alle die gefährlichen oder grotesken Utopisten des revolutionären Sozialismus: — Fourier, Saint-Simon, Proudhon, Louis Blanc. Und zwischen zwei friedlichen Korrekturen von Arbeiten am Gymnasium oder zwischen zwei Baccalaureatsprüfungen an der Universität beklagten es diese Männer der Wissenschaft, die doch Beamte und Bürger waren, daß es der Februarregierung an terroristischer Tatkraft gemangelt hatte. Zu jener Zeit ließ mich meine mit De viris genährte Kinderphantasie diese Reden erhaben und die Charaktere großartig finden; ihre rührende Komik belustigt mich noch heute in der Erinnerung, und einer nach dem anderen zieht wieder an meinem Geiste vorüber: der außerordentliche Professor der Geschichte, Herr André, genannt der Barbar, wegen einer Streitschrift über Theodora, an der er arbeitete; — sein Namensvetter Herr André, der Physiker, zur Unterscheidung André phi genannt; — Herr Martin, der Hellenist, mit dem unehrerbietigen Beinamen „der Gimpel". — Doch hauptsächlich steht wieder vor mir das alter ego meines alten Onkels, der Doktor Léon Pacotte, Professor der Geburtshilfe in der medizinischen Fakultät, — von ihm habe ich diesen Talisman gegen den Neid, diesen kleinen Hermes den Erretter. Der damals schon sehr bejahrte, fast siebzigjährige Doktor ist

mir als eine phantastische Erscheinung in der Erinnerung geblieben; er war lang und dünn und hatte messerscharfe Züge. Seine unendlich lange, von runden Brillengläsern überragte Nase hätte ihn zu einer Karikatur gestempelt, ohne den Blick seiner sehr schwarzen Augen in einem bleichen, fast blutlosen Antlitz. Ein solcher Wille ging von diesem Blick aus, eine solche Klugheit auch und soviel Güte, daß der knabenhafte Spott auf meinen Lippen sofort erstarb, wenn ich seinen Augen nur begegnete.

Seine farblose Haut, die schmalen, spitzen Schultern, der magere Wuchs und die schmächtigen Glieder wiesen bei diesem Siebziger auf einen schwächlichen Körper hin, den er durch eine wunderbar geordnete Lebensweise erhalten hatte. Er rühmte sich oft des einen wie der anderen. Wie oft habe ich ihn sagen hören: „Dupuytren, mein Lehrer, hatte mich für hoffnungslos schwindsüchtig erklärt, als er mich, den Einundzwanzigjährigen, zu seinem Assistenten machte. Ich habe ihn 1835 begraben. . . . Broussais, der große Broussais hat diese Diagnose bestätigt. Ich habe ihn 1838 begraben. — Das war auch Orfilas Ansicht. Ich habe ihn 1853 begraben. . . .“ Und er lachte still vor sich hin, das spöttische Lachen des alten Praktikers, der über die hohen Autoritäten seiner eigenen Schule triumphiert. Wie vereinte dieser Mann sein zärtliches Herz, seine warme Aufopferungsfähigkeit, seine treue Freundschaft mit dieser merkwürdigen, düsteren Freude am Überleben? Löse dieses Rätsel, wer will. Ich fühle noch nach Jahren den leisen Schauder, der mich überlief, wenn er seine große Hand auf mein geschorenes Schülerhaupt legte. Seine knochigen Finger strömten jenen Arzneiduft aus, den keine Seife jemals gänzlich vertreibt, jenen Krankenhausduft von Jod, würzigem Wein, Säuren und Chloroform, und mit seiner alten Erfahrung begann er meine junge Unbesonnenheit zu belehren.

„Du siehst deinem Großvater ähnlich,“ sagte er, „ich habe ihn gut gekannt. Mit seiner Konstitution hätte er hundert Jahre alt werden können. Er wollte nie auf mich hören. Ich habe ihm oft gesagt: ‚Der Magen ist der Waffenplatz des Körpers. Essen Sie zu bestimmten Stunden. Lesen Sie nicht nach dem Essen. Machen Sie sich Bewegung.‘ Er machte sich über mich lustig. Ich habe ihn 1847 begraben. Nimm dir ein Beispiel an mir. . . Sieh mich an. Ich habe nur eine Lunge, ich wurde als verloren betrachtet, und ich war verloren. Ich lebe, weil ich leben wollte, und weil ich vernünftig war. . . . Ich habe meinen Brustumfang gemessen, und seit fünfundfünfzig Jahren, hörst du, seit fünfundfünfzig Jahren nehme ich zu jeder Mahlzeit nur gerade so viel Nahrung zu mir, als ich brauche, damit meine Muskeln während der Verdauung nicht übermäßig arbeiten. . . . Und so mache ich alles.“

In der Tat machten ihn seine erstaunlich regelmäßigen Gewohnheiten zu einer eigenartig reizvollen Figur. Ich sehe ihn wieder vor

mir in dem sonnigen Speisezimmer, in dem mein Onkel und ich ihn manchmal nach dem Frühstück oder Mittagessen mit unserem Besuche überraschten. Auf dem Anrichtetisch standen sieben mit eingeschliffenen Glasstöpseln verschlossene Fläschchen; sie enthielten das genaue Maß alten Bordeauxweines, das jeden Montag darein verschlossen wurde, um als Getränk für die ganze Woche zu genügen. Ich sehe ihn wieder seine unendlich langen Beine kreuzen und unter dem Rande seiner aufgeschlagenen Beinkleider die dicken, faltigen Lederstiefel hervorkommen, die er aus Furcht vor Feuchtigkeit immer trug. Im Winter zog er darüber noch Überschuhe, deren Holzsohlen auf den steinernen Stufen unserer Treppe klapperten, wenn er uns besuchte. Ich höre noch nach Jahren den gleichmäßigen Schritt des alten Arztes, und ich sehe wieder seinen langen, kastanienbraunen, mit einem Sammetkragen versehenen Überzieher, dessen Form und Farbe während meiner ganzen Kindheit nicht wechselte. Auch sein ewiges, weißes Halstuch, das zweimal um den langen Hals geschlungen, von den beiden abgerundeten Ecken seines Hemdkragens überragt wurde, ist mir wieder erinnerlich; ebenso sein hoher Hut aus glanzlosem Tuch mit dem breiten Rande, und die gestrickten Fausthandschuhe, die er über seine Lederhandschuhe zog. Doch besonders steht vor meinen Augen wieder das Wohnzimmer, in dem sich am Sonntag nachmittag ein ganzer Klub von Freidenkern und Jakobinern zusammenfand, der von meinem Onkel, den dem Kaiserreich feindlichen Professoren, einigen Advokaten, Gutsbesitzern und Rentnern gebildet war; sie alle teilten den Radikalismus des Hausherrn. Wie ist das Geheimnis zu erklären, daß sich dieser vernünftige Hygieniker, der ganz Beobachtung, ganz Realismus war, in der Politik zu Lehren bekannte, die der Erfahrung am meisten zuwider laufen? Ich habe diese Merkwürdigkeit so häufig an anderen Ärzten festgestellt, daß ich mich nicht mehr darüber wundern sollte, und doch setzt es mich jedesmal wieder in Erstaunen. Diese Anomalie war bei dem Doktor Pacotte besonders befremdend, da er — obwohl ein unversöhnlicher Hasser der Könige und Priester, ein heißer Bewunderer der Rasenden vom Konvent, der mit Abgötterei von Danton, Saint-Just und Robespierre sprach (diesem Triumvirat blutgieriger Räuber) — zugleich ein leidenschaftlicher Verehrer des alten Frankreichs war, ein Liebhaber und unermüdlicher Sammler aller in unserer Provinz verstreuten, kostbaren Überreste aus alten Zeiten. Sein Salon war überfüllt mit Schätzen, die er der Stadt hinterlassen hat, und die das Museum dieser armen Provinzialstadt zu einem der reichsten unseres Landes gemacht haben. Bei ihm hat sich mein Schülerauge zum ersten Male an den leuchtenden, warmen Farben der Emaillen aus Limoges geweidet. Der Doktor besaß fünfzehn solcher Täfelchen, die Vorgänge aus der Passionsgeschichte, alle aus der besten Periode, darstellten. Da war eines vom Hochaltar in Grandmont

mit dem schönen lazursteinfarbenen Hintergrund, den köstlichen, grasgrünen Gewandungen und den rötlich braunen Haaren und Bärten, die die zart rosigen Gesichter einrahmten. Wo hatte er diesen Schatz entdeckt? Keiner hat es je erfahren. Wo diese prächtigen Kirchenstühle, die von irgend einem genialen, burgundischen Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts geschnitzt waren? Wo die gemalten Holzfüllungen, die irgend ein frommer, hoher Herr zur Zeit Karls VIII. aus Italien mitgebracht haben mochte? Wo diese Wandteppiche, die vielleicht einst das Zelt eines Begleiters Karls des Kühnen geschmückt hatten? Er war über diese Ankäufe verschwiegen, wie ein richtiger Verliebter über seine Abenteuer. Die Nachforschungen auf einem in unserer Nachbarschaft aufgedeckten Lagerplatz Cäsars hatten ihm auch Interesse für römische Sachen eingeflößt, und ein Glasschrank wies eine Menge alte, mit Grünspan überzogene Bronzegegenstände auf, goldene Schmucksachen, morsch und verblichen vom Gebrauch, Ringe mit Steinen, in die Kampfspiele eingraviert waren, Köpfe von Terakottafigürchen. Kurz, ein Durcheinander von Nippsachen, alle merkwürdig, einige davon sogar außerordentlich selten; unter ihnen hat auch eines Tages dieser Hermes gestanden, — Sie sollen sehen, unter welchen Umständen und auch warum er von dort entfernt worden ist.

II.

Am Nachmittag eines prächtigen Oktobersonntags begegnete ich in diesem traulichen Salon zum ersten Male dem Wesen, das mir die Leidenschaft des Neides in ihrer ganzen ungerechten Raserei einflößen sollte, diese Leidenschaft, die bei einem Kinde anscheinend noch ungeheuerlicher ist. Sie ist erklärlich, fast entschuldbar bei einem Unglücklichen, der sich im Alter für die Demütigungen des Schicksals rächt, indem er das Glück anderer schmäht. Aber ein Kind? . . . Und doch! Ich glaube — und das ist meine eigenste Erfahrung —, daß ein Kind ebenso neidisch auf ein anderes Kind sein kann, als ein erwachsener Mensch auf einen erwachsenen Menschen, mit demselben wilden Groll gegen Vorzüge, die ihm fehlen. Sie sollen selbst urteilen. . . . Noch jetzt steht vor meinem Auge die herbstliche Stimmung jenes strahlenden Tages, an dem ich zum ersten Male von diesem bösen Gefühl beherrscht wurde. Ich bewahre die Erinnerung an ein blaues und blaßrötliches Bild wegen der zwar schon verwelkten, aber noch unversehrten, leuchtend roten Laubmassen der alten Kastanienbäume auf der Promenade, die sich von dem tiefblauen Himmel abhoben. Mein Onkel hatte mich, wie gewöhnlich, zum Doktor Pacotte mitgenommen. Ich wußte, daß sich dort ein Ereignis abspielen würde, das die Herren als feierlich betrachteten. Es sollte in die Gesellschaft eine Persönlichkeit eingeführt werden, die Ihnen selbst heute nicht ganz unbekannt sein wird, ein Herr Montescot, der ein

oder zwei gediegene Aufsatzsammlungen über den öffentlichen Unterricht unter dem ancien régime geschrieben hat.

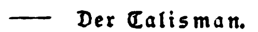
Zu jener Zeit genoß Herr Montescot einen gewissen Ruhm in diesem kleinen, akademischen Kreise, in dem ich aufwuchs. Er hatte nach dem Staatsstreich in auffallender Weise seinen Abschied bekommen und den Lehrstuhl für Philosophie, den er am Ludwigslyceum in Paris innehatte, aufgeben müssen, wegen einer an seine Schüler verteilten Protestschrift. Dieser Angriff hätte ihm das Gefängnis eingetragen, wenn die kaiserliche Regierung wirklich die Gewaltherrschaft gewesen wäre, als die mein Onkel und seine Freunde sie allwöchentlich zwischen den Nippsachen des radikalen Arztes brandmarkten. Statt dessen hatte man sich damit begnügt, ihn zu verabschieden. Montescot war aus unserer Stadt gebürtig; hier lebten ihm einige Verwandte seines Namens, nichts war also natürlicher, als daß er sich hierher zurückzog. Aber für die vom Verfolgungswahn besessenen Stammgäste des Doktor Pacotte war die Entlassung des Philosophen bald zu einem teuflischen Anschlag der Volksunterdrücker geworden.

„Sie haben es ihm verwehrt, sich sein Brot in Paris zu verdienen," sagte pathetisch André, der Barbar. „Ach! Diese Räuber!" Dann fügte er geheimnisvollen Tones hinzu: „Zum Glück ist schon der Tacitus dieses Kaiserreichs geboren."

Dieser Ausspruch, der sich unaufhörlich durch die Reden des Biedermannes zog, bedeutete, daß der Geschichtsprofessor einen Aufsatz über die zwölf Cäsaren vorbereitete, der die grausamsten Anspielungen auf die gegenwärtige Regierung enthielt.

„Sie hatten Angst vor seiner Beredsamkeit," hatte André phi geantwortet, der ein alter Kamerad Montescots von der Ecole normale her war. Dieses halbe Märtyrertum gab ihm hohes Ansehen: „Wenn Sie ihn hätten reden hören! . . . Auf der Ecole normale waren wir Schüler nicht nachsichtig, besonders nicht gegen die Studierenden der Philosophie. Wir nannten sie mit Vorliebe Schwätzer; aber der da! . . . Ach! Er! . . ." Er suchte nach einem Vergleich und fügte hinzu, da dem Physiker von der ganzen Weltgeschichte nur die Revolution bekannt war: „Der ist ein Vergniaud . . .", und damit glaubte er seinem Freunde eine Krone zuzuerkennen.

„Die Strafe wird sie ereilen," unterbrach ihn mein Onkel, bei dem sich durch die republikanischen Gesinnungen, einen überschwenglichen Spiritualismus und die ständige Beschäftigung mit Astronomie eine erstaunlich phantastische Auffassung entwickelt hatte: er glaubte an eine Wanderung der Seelen durch die Gestirne. Jeder würde, seinen Tugenden gemäß, höhere oder niedere Gestirne bewohnen, und der sanfte Gelehrte bevölkerte gewissenhafterweise die Ebenen des Jupiter, wo ewiger Frühling herrscht, mit tugendhaften Jakobinern, und mit



schändlichen Reaktionären die heißen oder vereisten Regionen der Venus, die keine gemäßigte Zone hat.

„Ja," war er fortgefahren, „sie werden auf diesem oder jenem Stern bestraft werden, und Montescot wird belohnt werden. . . . Das Absolute kann nicht unrecht haben. . . ."

„Inzwischen," hatte der Doktor Pacotte hinzugefügt, der zwar ein guter Republikaner, aber ein noch größerer Materialist war, „werde ich, da wir hier weder auf dem Jupiter noch auf dem Saturn sind, und das Absolute nichts dazu beitragen wird, Montescot zu ernähren, gleich morgen für ihn in meiner Praxis nach Stunden suchen. . . . Ist Ihr Freund verheiratet?" Und auf die verneinende Antwort von André phi:

„Nun, dann wollen wir ihm das Leben hier leicht machen, dem Präfekten, dem Rektor und der Polizei zum Trotz. Sie bringen ihn doch gleich nach seiner Ankunft zu mir, nicht wahr, André? . . . Wenn die geglaubt haben, ihn durch ihr Strafverfahren erniedrigen zu können, so sollen sie sich getäuscht haben. . . ."

Habe ich nötig, nach solchen Reden noch zu erklären, welchen Platz dieser Seneca des Ludwiglyceums, ein neuer Cato, ein moderner Thraseas, in meinen Kinderphantasien einnahm? Von geheimnisvollen Peinigern verfolgt stellte ich ihn mir vor, und unter diesen Peinigern hielt ich für den Hauptquälgeist den armen Napoleon III. Sein gutmütiges Gesicht, das ich mir auf Geldstücken aufmerksam betrachtete, machte mich zwar an meiner Meinung irre, so klein ich auch war; aber ich hatte vor meinem Onkel und seinen Freunden einen höllischen Respekt, und ich glaubte ihnen mehr als dem Augenschein. Und dann, so sonderbar eine solche Verirrung auch scheint, diese Leute waren im guten Glauben befangen und wähnten sich erdrückt von einer Regierung, die ihnen diese Rede- und Meinungsfreiheit gestattete! Da ein solcher guter Glaube von Erwachsenen in der ansteckendsten Weise auf junge Menschen wirkt, so verbrachte ich, als die Ankunft des geächteten Montescot für den folgenden Sonntag angekündigt war, die ganze Woche in einem wahren Erwartungsfieber. Ich muß glauben, daß das ein tiefer Zug meiner Natur ist, denn ich habe dieses Fieber ebenso heftig, ebenso ungeduldig fast jedesmal empfunden, wenn ich später jemand kennen lernen sollte, dessen Talent ich bewunderte; und fast jedesmal habe ich dieselbe plötzliche Enttäuschung gefühlt, wie damals beim Doktor Pacotte, als jener Mann eintrat, auf dessen Stirn ich deutlich eine Märtyrerkrone gesehen hatte. Herr Montescot war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, der fünfundvierzig zu sein schien; er hatte ein nachdenkliches, kränkliches Gesicht, auf dem das Elend einer zerrütteten Gesundheit zu lesen war. Er war klein, kahlköpfig und hochschultrig. Wenn er lachte, so sah man in seinen Mund wie in ein schwarzes Loch, da ihm fast alle Zähne im Oberkiefer fehlten. Unüberwindliche

Schüchternheit verlieh seinen kleinsten Bewegungen eine Ungeschicklichkeit, die durch sehr starke Kurzsichtigkeit noch vermehrt wurde. Er trug ein Augenglas, das auf einer zu kurzen Nase nie still saß. Ich erfuhr später, das etwas russisches Blut in seinen Adern floß, und er hatte auch wirklich einen halb asiatischen Gesichtstypus, breit und platt, wie man ihn bei vielen Slaven findet. Aber der Physiker, der ihn einführte, hatte nicht gelogen; denn diese fast bedauernswerte Physiognomie verwandelte sich, wenn er zu sprechen begann. Die Natur, so launenhaft in der Verteilung ihrer Gaben, hatte ihm das Organ eines großen Redners gegeben, eine einschmeichelnde Stimme, die Musik fürs Ohr ist, und eine verführerische Überredungskunst, der niemand widerstand.

Das war der unantastbare Vorzug dieses unvollkommenen Menschen. Das mag auch der Grund gewesen sein, weshalb er nichts vor sich gebracht hatte. Anstatt zu schreiben, sich durch eifriges Studium für die nur zu sichere Wiedereinsetzung seiner Partei in die Ämter vorzubereiten, hat er vermutlich die langen Jahre seiner Verbannung in die Provinz mit Schwatzen verbracht, mit endlosen Reden, die er bei meinem Onkel, beim Doktor Pacotte hielt, überall da, wo ihm seine Zuhörerschaft ein einstimmiges Echo zurückgab. Und noch einmal später hat sich die Persönlichkeit Montescots in scharfen Umrissen in meinem Geiste abgezeichnet. — Im Augenblick hatte ich nur den unklaren Eindruck einer Enttäuschung, der sofort durch einen anderen, stärkeren, den des Staunens und der Neugier, verscheucht wurde: der Ankömmling führte einen kleinen Knaben an der Hand, der genau in meinem Alter stehen mußte, und von dessen Dasein nie in den um mich herum ausgetauschten Unterhaltungen die Rede gewesen war. „Ich habe mir erlaubt, meinen Pflegesohn mitzubringen," sagte er einfach zum Doktor Pacotte, „um ihn nicht allein zu Hause lassen zu müssen. . . ."

„Das haben Sie recht gemacht," antwortete der Doktor, „denn er wird hier einen kleinen Kameraden haben. Wie heißt er?"

„Ich heiße Octave," sagte der kleine Knabe jetzt selbst.

„Nun also, Octave," nahm unser Wirt wieder das Wort, den Arm des fremden Kindes in meinen legend, „hier ist ein kleiner Junge, mit dem du Freundschaft schließen wirst. . . . Geht in den Garten spielen."

III.

Welche Verwandtschaft verband den abgesetzten Professor mit diesem reizenden Kinde, mit dem ich jetzt in den Garten des Doktors hinunterging? Einzelheiten kommen mir heute in die Erinnerung zurück und veranlassen mich zu dem Glauben, daß sich hinter dieser sogenannten Patenschaft eine wirkliche Vaterschaft verbarg. Obwohl Octave ebenso zierlich, ebenso geschmeidig wie Montescot linkisch und ungeschickt war, bestand zwischen beiden doch eine unbestreitbare Ähnlichkeit: die fahl-

blaue, fast graue Farbe der Augen; die ins Rötliche spielende, blonde Farbe der Haare; die etwas platte Gesichtsform und besonders die Stimme, eine Ähnlichkeit, fast eine Gleichheit des Tones. Nun wenn, wie ich glaube, der kleine Octave ein Kind des Philosophen war, so war er ein Kind der Liebe, und wieder einmal hatte die Liebe wie durch ein Wunder die anererbten Züge verschönt. Alle Anmut der Mutter mußte auf das Kind übergegangen sein. Und was für einer Mutter? Wie konnte dieser vorzügliche, aber so wenig verführerische Mensch eine Geliebte gefunden haben, die ihm ein Kind von solcher Schönheit geschenkt hatte? Was war aus ihr geworden, und warum hatte dieser Kantianer sie nicht geheiratet? Es gab hier so viele Rätsel, für die ich nie eine Lösung gefunden habe. Es ist möglich, daß seine Rückkehr in die Provinz, die von meinem Onkel und seinen Freunden auf so freundliche Weise der kaiserlichen Gewaltherrschaft zugeschrieben wurde, mit dem Tode dieser Frau zusammenhing. Ich muß diesen braven Leuten, deren politischer Fanatismus nur ein Ausfluß der Naivität war, Gerechtigkeit widerfahren lassen: wenn sie ahnten, daß Herr Montescot ihnen nicht die Wahrheit sagte, als er ihnen seinen Pflegesohn als eine mit ihm entfernt verwandte Waise vorstellte, so erlaubten sie sich selbst untereinander nie darüber zu sprechen. Jawohl, es waren brave Leute, und ich begreife, ein wie starkes und festes Frankreich uns dies alte Bürgertum der Provinz schaffen würde, wenn nicht seit einem Jahrhundert der revolutionäre Wahn die Betätigung so vieler Tugenden auf Irrwege gelenkt hätte!

Doch ich kehre zurück zu jenem Oktobernachmittag im Garten des Doktors; dieser Garten war fast ein Park, halb verwildert und von Mauern rings umschlossen. Haus und Garten hatten früher einem Kapuzinerkloster gehört, das gegen Ende des Jahrhunderts aufgehoben worden war. Der alte Arzt behielt die Besitzung aus demselben Grunde, der ihn bei allem leitete, aus Gesundheitsrücksichten, wegen der sonnigen Lage und der schönen, großen Bäume, deren verwelktes Laub an jenem Sonntag einen bezaubernden Anblick von Purpur und Gold bot.

Zu jener Zeit war ich ziemlich behende und recht stolz auf meine Geschicklichkeit. In dem Augenblick, als ich mit Octave auf die Freitreppe kam, hatte ich eine kleine Anwandlung von Großtuerei, und ich sagte zu ihm:

„Willst du sehen, über wie viele Stufen ich springen kann?"

Darauf stieg ich drei oder vier Stufen herunter und übersprang mit einem Satze alle übrigen. Ich wandte mich nach meinem Gefährten um, der oben an der Treppe stehen geblieben war. Ich erwartete, daß er sein Erstaunen ausdrücken würde, denn ich hatte diesen Sprung nicht ohne ein leises Zittern versucht, und ich kam mir sehr tapfer vor, ihn gewagt zu haben. Doch Octave drückte seine Bewunderung durch

kein Wort, keine Miene aus, aber mit Staunen sah ich ihn mit geschlossenen Füßen, nach vorn gestreckten Armen, in der mustergültigen Stellung, die der Turnlehrer uns einschärfte, einen Anlauf nehmen, die Beine zweimal beugen und beim dritten Male alle Stufen der Treppe überspringen. Er hatte nicht, wie ich, die Entfernung vermindert, indem er drei oder vier Stufen herabgestiegen war. Nach dieser Kraftprobe, und wahrlich für ein Kind seines Alters und seiner Größe war es eine solche, tat sich sein Stolz nur durch einen Blick kund. Ich antwortete durch den üblichen Aufschrei gekränkter Eigenliebe: „Das kann ich gerade so gut!" Ich stieg die Freitreppe wieder hinauf. Ach! Wie lang erschien mir die Stufenreihe! Aber ich begegnete wieder dem Blick meines Gefährten — und herunter sprang ich! . . . War es Ungeschicklichkeit, die durch Furcht vor dem Mißerfolg hervorgerufen worden war, oder überstieg die große Entfernung tatsächlich meine Sprungkraft? Ich weiß nur, daß meine Füße über den letzten Stufen nicht mehr senkrecht standen. Anstatt gerade unten anzukommen, rollte ich mit blutenden Knieen, zerrissenen Hosen, zerquetschter Schulter auf den Kiesweg, kurz, ich tat einen Fall, bei dem ich beide Beine hätte brechen können, aber ich erhob mich, wie Kinder und Betrunkene zu tun pflegen: mit Schmerzen, doch ohne ernste Verletzung. Octave stand schreckensbleich neben mir. Seine Stimme zitterte, als er mich fragte:

„Hast du dir weh' getan?"

„Gar nicht," antwortete ich, mich aufrichtend, und, um die Wahrheit dieser heldenhaften Lüge zu beweisen, fing an, in den Garten hineinzulaufen, obwohl meine Glieder grausam schmerzten. . . . . Aber die Demütigung war zu groß, wahre Haßgefühle wogten in mir gegen meinen jungen Gefährten, obwohl sich seine liebenswürdige Natur dadurch verriet, daß er, nach unserer Rückkehr in den Salon, über die Art meines Falles Schweigen beobachtete. Ich sagte nur, um meine Schrammen und den Zustand meiner Kleider zu erklären:

„Ich habe einen Fehltritt auf der Treppe getan."

„Wie gefällt dir dein neuer Gefährte?" fragte mich mein Onkel, als alle Besucher gegangen und er, der Doktor Pacotte und ich allein geblieben waren. Das war auch noch ein Sonntagsbrauch, daß die beiden alten Junggesellen, der Mathematiker und der Mediziner, um halb fünf Uhr miteinander speisten; mich setzten sie wie ein kleines, gezähmtes Tier zwischen sich und vergaßen meine Gegenwart fast ganz. Was für Plaudereien habe ich zwischen diesen Männern mitangehört! Sie lebten nur für Ideen, die bewunderungswürdig waren, wenn sie nicht von Politik sprachen! Ich war nicht alt genug, um die Erhabenheit dieser Gedanken zu verstehen; ich fühlte, ich atmete sie ein, und das war der beste, der wirksamste Unterricht. Wenn einer meiner großen Freunde das Wort an mich richtete, so antwortete ich gewöhnlich mit vollem Ver-

trauen, mit der ganzen, so natürlichen Offenheit eines gut behandelten Kindes. Doch man möchte glauben, daß der böse Keim des Hasses, der durch das jüngste Mißgeschick in meine junge Seele gefallen war, dort auch schon Wurzel gefaßt hatte, wovon ich mir in unklarer Weise Rechenschaft ablegte; denn zum ersten Male empfand ich eine instinktive Verlegenheit zu sagen, was ich dachte. Ich stammelte ein paar ausweichende Worte, in denen ich Octave tadelte, dabei wurde ich rot und es schien mir — oder war es nur Täuschung? — daß sich des Doktors Blick, dieser merkwürdig scharfe, nachdenkliche Blick des Diagnostikers mit einer Eindringlichkeit, die mich verlegen machte, auf mich heftete. . . . Es durchfuhr mich nur wie ein Blitz, und auf die neue Frage meines Onkels:

„Du wirst in der Schule freundlich gegen ihn sein, du versprichst es mir?“ antwortete ich mit plötzlicher, aufrichtiger Lebhaftigkeit: „Oh! Jawohl!“

Wie verwickelt und widersprechend ist das Gefühlsleben eines Kindes, das man fälschlicherweise für so einfach hält. Ich hatte das beinahe physische Bedürfnis, in Doktor Pacottes Augen nicht mehr diesen Ausdruck zu sehen, für den ich keine Erklärung fand. Es war, wie wenn er deutlich in mir etwas gelesen hätte, was für mich beschämend war, ohne daß ich wußte was. —

IV.

Wenn ich mich bei dieser ersten Begegnung mit Octave aufgehalten habe, so geschieht es, weil sie ein vollständiges Bild seines und meines Charakters zu jener Zeit unseres Lebens gibt. Das kleine Drama, das sich zwischen uns auf den zehn Stufen der Treppe abgespielt hatte, war gleichsam das Spiegelbild der kindischen Eifersucht — aber wir zählten zusammen nur vierundzwanzig Jahre —, die alsbald zwischen uns entstand. Entwickelt sich in Kindern, die sich in einer außerordentlichen Lage fühlen, und die Stolz haben, auch eine besondere Willenskraft? Ich habe es oft gedacht, wenn ich die Anstrengungen gewisser armer Schüler sah. Nie jedoch habe ich jemand angespannter, beharrlicher um den ersten Platz kämpfen sehen als Octave! Er war ein Kind von ziemlich gewöhnlichem Verstande und mäßiger Körperkraft. Aber er hatte schon in diesem frühen Alter die Gabe, seinen Willen augenblicklich in die Tat umzusetzen, und er besaß eine kühle Beharrlichkeit, die den Sieg über jeden Wettbewerb bei der Arbeit wie beim Spiel davontragen mußte. Er war zu jener Zeit schon ein fertiges Wesen, während unsere Kameraden und ich selbst erst im Werden waren. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden wäre, wenn er am Leben geblieben wäre. Wozu übrigens diese Möglichkeit erörtern? Er konnte nicht leben. Jede Reife bedeutet einen Abschluß, und Octave war schon in seinem elften Jahre ein reifer Geist.

Wir sahen das bei seinem Eintritt in unsere Klasse, bei den ersten Antworten, die er dem Lehrer gab. Seine Kenntnisse im Griechischen und Latein überschritten sicherlich nicht die unsrigen, aber sie waren in seinem Geiste mit großer Deutlichkeit vorhanden, er verstand sie mit Klarheit auszudrücken, kurz, er besaß eine Sicherheit, die ihn sofort zu einer Ausnahme machte.

So war es auch bei dem ersten Aufsatz. Man gab uns eine Stelle aus dem Livius vom Lateinischen ins Französische zu übersetzen, eine ziemlich schwierige Aufgabe für Schüler der fünften Klasse. Ich hatte im vergangenen Jahre eine Prämie für die lateinischen Übersetzungen bekommen und betrachtete den ersten Platz als mein wohlerworbenes Recht. Ich erinnere mich, daß ich, als wir aus der Schule gingen, Octave bat, mich seine Arbeit sehen zu lassen, um sie mit meiner zu vergleichen. Er reichte mir sein Diarium, dessen Anblick allein die Frühreife des kleinen Knaben verriet. Die Schrift war fest, klar, vollendet. Nichts war durchgestrichen, und das bewies eine Fähigkeit mit dem Kopfe zu arbeiten, die von unserem Verfahren sehr abstach; denn wir pflegten häufig auszustreichen und wieder hinzuschreiben. Schon als ich das Heft sah, war ich überzeugt, daß seine Arbeit meine überragen würde. Ich las, was er geschrieben hatte, und wenn er nicht dabei gewesen wäre, hätte ich vor Ärger geweint, denn ich sah meine Vermutung bestätigt. Dieser Ärger fraß mir am Herzen, die ganze Woche hindurch bis zum Sonnabend. Das war der Tag, an dem der Direktor in die Klassen kam, um den Ausfall der Arbeiten zu verkünden. Gewöhnlich erwartete ich mit einer eigentümlichen Angst die Ankunft dieser gefürchteten Obrigkeit. An diesem Sonnabend steigerte sich die Angst zum Schmerz, und als die Liste auseinandergefaltet wurde und die Verlesung begann, hätte ich mich aus dem großen Zimmer flüchten mögen, um Octaves Triumph nicht mit anhören zu müssen; denn er wurde natürlich der Erste, und ich erhielt nur den dritten Platz! Und es war schon damals ein deutliches Zeichen, daß nur Octave, er persönlich, meinen Haß erregte, denn ich empfand nicht den geringsten Groll gegen meinen anderen Mitschüler, der den zweiten Platz bekommen hatte. — Wie war mir zumute, als ich an dem auf diesen unheilvollen Tag folgenden Sonntag meinem glücklichen Nebenbuhler im Salon des Doktor Pacotte begegnete? Ich höre noch meinen Onkel Herrn Montescot zu dem glänzenden Erfolge seines Pflegesohnes beglückwünschen und zu ihm sagen:

„Mein Neffe wird einen schweren Stand haben, wie es scheint.“

„Das soll auch sein,“ antwortete Herr André, der Physiker; „die Gymnasien von Paris sind das, was sie sind, nur durch den Wettbewerb zwischen guten Schülern. . . . .“

„Sie werden Nisus und Euryalus sein. His amor unus erat, pariterque in bella ruebant . . . ,“ nahm André der Barbar das

Wort, der ein lateinisches Zitat nicht verschmähte. Ich konnte genug Latein, um diesen Vers zu übersetzen, der sich auf die Freundschaft und Waffenbrüderschaft der beiden jungen, virgilischen Helden bezog. Aber die Gefühle, die mir dieser Schul-Euryalus einflößte, zu dessen Nisus mich der harmlose Professor machte, waren ganz anderer Natur. Ich konnte kaum die einstimmigen Lobeserhebungen, deren Gegenstand er war, ertragen, und wieder begegnete ich dem auf mich gehefteten Blick des Doktor Pacotte. In seinen Augen lag wieder der hellseherische Scharfblick des Arztes, der mir tief ins Herz drang und mich noch einmal beschämte. Dann, — wie wenn er wirklich die Gabe besessen hätte, in meiner jungen Seele wie in einem offenen Buche zu lesen, sagte er zu mir:

„Du wirst deinem Freunde meine Schmetterlinge zeigen; sicherlich hatte er in Paris nie Gelegenheit, welche kennen zu lernen.“ Und auf die verneinende Antwort des kleinen Octave fügte er, sich zu mir wendend, hinzu:

„Erkläre sie ihm, du kannst es; denn du bist darin ebenso bewandert wie ich.“

Er hatte begriffen, daß mir in diesem Augenblick eine Probe meiner Überlegenheit not tat, damit ich nicht einen wahren Anfall von wütendem Neide bekäme, und er bot mir die Gelegenheit zu dieser Probe.

V.

Leider sollte die Genugtuung, die mir durch die kluge Güte des alten Arztes zuteil geworden war, nur ganz vorübergehend sein; denn mein Unglück wollte es, daß mein Onkel, als echter Mathematiker, mit bewunderungswürdigen Tugenden eine völlige Unkenntnis menschlicher Dinge verband. Wenn ich mich im Geiste in diesen Winter von 1855 zu 1856 zurückversetze, in dem die böse Leidenschaft des Neides in so merkwürdiger Weise verderblich in mir wucherte, so erkenne ich wieder, daß mein Onkel unwissentlich der mächtigste Helfer dabei war. Durch die Beschäftigung mit den abstrakten Wissenschaften machte er bei der Erziehung den gleichen Fehler, wie in der Politik: er klügelte anstatt zu beobachten. Er hat niemals geahnt, daß er für mich zum Peiniger wurde durch das tägliche Lob, das er Octaves Vorzügen spendete, die er meinen Fehlern gegenüberstellte. Er glaubte mich zu bessern und bemerkte nicht, daß er mich in meine Fehler nur tiefer hinein trieb, indem er mir gerade das Kind zum Muster aufstellte, dessen planmäßige, zielbewußte Natur der meinen am meisten widersprach. Ich bin nie unordentlicher, ungleichmäßiger, weniger sorgsam gewesen, als zu jener Zeit, in instinktiver Auflehnung gegen die Redensarten, die ich unaufhörlich zu hören bekam: „Sieh Octave an . . . Warum sind deine Hefte nicht wie seine? . . . Sieh, wie er seine Kleider sauber hält. . . .“

Mein Onkel erhöhte die unheilvolle Wirkung dieser ständigen Vergleiche noch, indem er meinem kleinen Gefährten eine Zuneigung entgegenbrachte, die meine Eifersucht vollends aufstachelte. Er hatte sich mit Herrn Montescot eng befreundet. Ein Philosoph und ein Mathematiker sind auf ganz natürliche Weise dazu angetan, sich gemeinsam in falschen Vorstellungen zu verlieren, und die beiden Phantasten konnten bald nicht mehr ohne einander leben. Beide arbeiteten morgens und gingen nach dem Essen spazieren. Das war auch die Zeit, wo mich mein Onkel mitnahm, damit ich mir etwas Bewegung machte. Diese Spaziergänge und das Zusammensein mit meinem Onkel waren sonst eine Wonne für mich gewesen, jetzt verwandelten sie sich in einen wahrhaft drückenden Frondienst, seit ich sie immer in Herrn Montescots und Octaves Gesellschaft machen mußte. Wir holten sie gewöhnlich ab, weil sie näher als wir zum Botanischen Garten, dem üblichen Ziel unserer Spaziergänge, wohnten. Der entlassene Professor hatte nur eine kleine Wohnung, die mit den Resten einer schon vorher ärmlich gewesenen Pariser Einrichtung ausgestattet war. Nur wenige Stühle standen in den Zimmern, und auf den früher rot gewesenen Fliesen des Steinfußbodens lagen abgenützte, geflickte Wollteppiche. Aber die Ordnung und die Sauberkeit der Wohnung standen in starkem Gegensatz zu der häufig etwas vernachlässigten Kleidung des Metaphysikers. Mein Onkel machte mich auf die Sauberkeit aufmerksam und löste mir das Rätsel. Unser Dienstmädchen, das mit der Bedienungsfrau von Montescots bekannt war, hatte es ihm gesagt.

„Der kleine Octave," sagte er zu mir, „ist wirklich ein merkwürdig braves Kind. . . . Hast du gesehen, wie die Wohnung seines Vormunds gehalten ist? Nun ja! Jeden Morgen, wenn die Magd kommt, hilft er selbst alles in Ordnung bringen, bevor er zur Schule geht. Er macht es möglich, vorher seine schriftlichen Arbeiten zu vollenden und seine Aufgaben zu lernen. . . . Beschämt dich das nicht ein wenig, dich, der du nie aufstehen willst und es nicht fertig bringst, deinen Arbeitstisch in Ordnung zu halten? . . ."

So kamen wir in die kleine Wohnung, die ich verabscheute. Schon die Ordnung war ein stummer Vorwurf für meine Unordnung. Und die freundliche Gebärde, mit der mein Onkel die feinen, dunklen Locken „seines kleinen Freundes", wie er noch sagte, liebkoste, war mir um so unerträglicher; als sie in lebhaftem Widerspruch zu der völligen Kälte stand, die mir Herr Montescot bewies. Der Philosoph hatte all' seine Zärtlichkeit auf seinen Pflegesohn konzentriert, und so war es nur zu natürlich, daß ich für ihn gar nicht existierte. Nun begann eine Unterhaltung zwischen den beiden Männern, in die der vermeintliche Vormund ein Lob über Octave einflocht; mein Onkel verfehlte nie, in dieses Lob einzustimmen, und das hübsche Gesicht Octaves erglänzte in

natürlicher Freude. Ich aber neidete ihm das Lob wie die Wohnung. Und doch, wie atmete alles Armut! Herr Montescot hatte, trotz Doktor Pacottes Bemühungen, nur wenige Stunden gefunden. Er lebte von sechs- oder siebenhundert Franken Rente und von schlecht bezahlten Arbeiten für große buchhändlerische Unternehmungen, die es damals im Überfluß gab. Davon mußten zwei Menschen essen, sich kleiden, und das Schulgeld sollte noch erübrigt werden. Der einzige Luxus in der Wohnung war ein Bücherschrank mit Glasscheiben, in dem man einige wertvolle Bücher sah und fünf oder sechs Kunstgegenstände, Andenken aus Italien, wohin der Herr des Hauses in seiner akademischen Glanzzeit entsandt worden war. Da waren zwei Marmorköpfe, eine Juno und ein Bacchus, eine sehr schöne etruskische Vase mit schwarzen Gestalten auf rotem Grunde, die die Sphinx zwischen zwei Thebanern darstellte, und diese Bronze, dieser Hermes Psychagogos, zu dem ich allerdings auf weiten Umwegen gelange. Aber das ganze kleine Drama, mit dem er verknüpft ist, würde Ihnen ohne diese vielen Einzelheiten unverständlich bleiben. Diese wenigen, alten Kunstwerke waren der einzige Schmuck der Häuslichkeit und die größte Freude ihres Besitzers. Herr Montescot war sehr stolz darauf und sagte manchmal im Laufe der endlosen Erörterungen über das Prinzip des Schönen: „Wenn Sie m e i n e Sphinx angesehen haben . . . Man kann das an m e i n e r Juno feststellen . . . Sie haben den Beweis dafür in m e i n e m Bacchus . . . So ist es auch bei m e i n e m Hermes . . . .“ Und er lächelte mit fast ebenso freudigem Stolze, wie am Sonntag, wenn er zum Doktor Pacotte kam und man zu ihm sagte:

„Nun also? Octave ist noch immer der Erste? . . . . Wieviel mal hintereinander schon? . . .“

Und der strahlende Vormund antwortete mit einer Zahl, die sich jede Woche vergrößerte. So kamen die Osterferien heran und mit ihnen die Verkündigung der Prämien, die man Vorzugsprämien nennt. Ich hatte seit vier Jahren, seit ich das Gymnasium besuchte, immer die erste bekommen. In diesem Jahre konnte ich nur auf die zweite rechnen, und wie weit mußte sie nach den ständigen Erfolgen, die Octave bei allen Arbeiten errungen hatte, hinter der seinigen zurückbleiben. Nur ein einziges Mal hatte er den ersten Platz nicht erhalten. Obwohl dieses Ergebnis, da es nur in einer Zusammenzählung von Nummern bestand, mathematisch gewiß war, und ich es folglich ebenso bestimmt erwartete wie mein Onkel eine von der Sternwarte angekündigte Mondfinsternis, konnte ich mich weder an diesen Gedanken gewöhnen, noch meine beständige Niederlage ohne weiteres hinnehmen. Das böse Gefühl des Trotzes war so heftig in mir, daß ich Krankheit heuchelte, um an dem Sonnabend vor Ostern, an dem der Direktor das Verzeichnis der Vorzugsschüler verlesen sollte, nicht zur Schule gehen zu müssen. Ich fühlte,

daß ich nicht die Kraft haben würde, an mich zu halten. Ich verbrachte den ganzen Vormittag im Bett, klagte über Kopfschmerzen, die wie durch ein Wunder verflogen, als mein Onkel davon sprach, den Doktor Pacotte holen zu lassen. Ich fürchtete den Scharfblick des Greises, der mir jetzt, seit meine böse Leidenschaft in mir wuchs, fast immer ein strenges Gesicht zeigte. . . . Der Vorgang, den ich jetzt erzählen will, ist mir gegenwärtig, wie wenn er sich erst gestern ereignet hätte; denn er veranlaßte die böse Handlung, von der ich sprach und die in der harmlosen Gefühlswelt des Kindes einer wirklichen Schändlichkeit gleichkam. So höre ich mich denn im Geiste wieder sagen, als mein Onkel den Namen des Doktors ausgesprochen hatte, daß es nicht der Mühe wert sei, und daß ich mich schon besser befände. Der wenig argwöhnische Professor hatte nicht Zeit, sich über meine plötzliche Wiederherstellung zu wundern, denn in dem Augenblick, als ich mich im Bett aufsetze, um aufzustehen, ertönt ein rasches, lustiges Klingeln.

„Wer mag das sein?“ sagt mein Onkel, „es ist halb elf. Gewiß will Octave sehen, wie es dir geht. Er hat so viel Herz und liebt dich sehr. . . . Ja, er ist's, er bringt dir deine Prämie. . . . Liebenswürdiger kann man wirklich nicht sein. . . .“ Octave trat tatsächlich ins Zimmer, mit einem Buche in der Hand, — das magere Bändchen, das meinen zweiten Preis vorstellte, und mit dem er sich beladen hatte. Er war vorher nur rasch nach Hause gegangen, um Herrn Montescot seinen Erfolg mitzuteilen; unter dem Arm trug er zwei dicke Bände mit Goldschnitt — seinen ersten Preis, — von dem er sich in verzeihlicher Eitelkeit nicht hatte trennen wollen. Aber nicht die Prämie war es, die meinen Neid zum Wahnsinn steigerte, sondern eine goldene Kette, die ich an ihm nicht kannte, und die er jetzt von seiner Weste losnestelte, sowie eine daran hängende goldene Uhr, die mir gleichfalls unbekannt war, ein kostbares Kleinod mit seinem Namenszug. Er gab es mir in die Hand und sagte:

„Sieh das Geschenk, das mir mein Pate für meine Prämie gegeben hat.“

Ich hielt den kostbaren Gegenstand in der Hand. Um Ihnen die Gefühle, die damals in mir wogten, verständlich zu machen, muß ich Ihnen sagen, daß ich als Uhr nur eine sehr alte, silberne Zwiebel besaß. Eine Uhr wie diese, deren helles Metall für einen Augenblick in meinen Fingern blitzte, zu besitzen, war einer meiner leidenschaftlichsten Wünsche, einer jener heimlichen Träume, in die, wie Sie wissen, eine elfjährige Phantasie im voraus unendliche Seligkeit einschließt. Mein Onkel, dem ich manchmal diesen Wunsch aussprach, hatte mir immer geantwortet: „Am Tage deines Abiturientenexamens wirst du eine goldene Uhr bekommen. Ich erhielt erst eine, als ich auf die Ecole normale kam. Es ist ein großer Luxus, und der muß verdient sein.“

Der bescheidene Schulmann war in seinen Gewohnheiten von zu

großer Sittenstrenge, wie man das damals häufig bei unseren Provinzialen fand. Wenn er das Wort Luxus aussprach, so war seine Entscheidung unwiderruflich, das wußte ich. Und ein solches Kleinod, das mir für mein achtzehntes Jahr zur Belohnung für ein Examen, dem ich wie einer schweren Schicksalsprüfung entgegensah, versprochen worden war, besaß mein glücklicher Nebenbuhler schon heute! Es war mir unmöglich, ihm für das Buch zu danken oder zu seinem Erfolge Glück zu wünschen. Ich gab ihm die Uhr mit so heftig erregtem Gesicht zurück, daß der freundliche Knabe seine eigene Freude darüber vergaß. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, die Uhr wieder einzustecken, er legte sie nur auf den Nachttisch, drückte mir schnell die Hand und fragte:

„Du hast Schmerzen, was ist dir?"

Dabei war der Ton seiner Stimme so zärtlich, daß sich mein erbärmlicher, schmählicher Groll in Liebe hätte auflösen müssen. Aber ach! Ich habe es häufig auch bei anderen festgestellt, der Edelmut eines Feindes schürt fast immer noch den Haß. Und so war es auch bei mir in diesem gleichzeitig kindischen und tragischen Zustande. Die unverkennbare Zuneigung Octaves war mir unerträglich, und mich in mein Kissen vergrabend, sagte ich: „Ich glaubte, wieder wohl zu sein, aber nein . . ., ich fühle mich noch immer etwas matt. . . . ."

„Willst du zu schlafen versuchen?" fragte mich mein Onkel, und auf mein bejahendes Nicken verabschiedeten sich der Gute und Octave, nachdem sie noch die Läden geschlossen und die Vorhänge heruntergelassen hatten, damit mir die Finsternis stärkenden Schlaf bringe.

So lag ich denn allein in der künstlichen Nacht, in die sich nur ein Sonnenstrahl zwischen den Vorhängen hereinstahl. Und mir war weh zumute, ach, so weh! Der giftige Biß des Neides zerfraß mir die Seele, und jeder Fall, wo mich mein Nebenbuhler unwissentlich gedemütigt hatte, fiel mir wieder ein. In ohnmächtigem Zorne sah ich ihn im Geiste wieder am Ehrenpult sitzen, wo die Ersten ihren Platz hatten, und von wo er nie mehr wich; ich sah ihn auf dem Spielplatz mit einer Geschwindigkeit laufen, die die meine stets überbot. Ich sah ihn den Kreisel mit einer Geschicklichkeit abschnellen, die ich nie erreichte, und sah ihn meinen Onkel mit einer Anmut grüßen, die stark von meiner Ungeschicklichkeit abstach. Und zum Schlusse sah ich ihn aus seiner Tasche diese goldene Uhr ziehen, die meine rasende Eifersucht vollends aufstachelte. . . . Und da, — in dem Schweigen des geschlossenen Zimmers ein Geräusch, zuerst fast unvernehmlich, das mich veranlaßt, den Kopf zu heben. Ich horchte. Es kam von dem Marmor des Nachttisches, wo gewöhnlich meine silberne Zwiebel lag; ich erkannte ihr etwas grobes Ticken, mit dem sich ein volleres, helleres, schärferes mischte. Ich hätte glauben können, daß zwei metallene Insekten unsichtbar an meinem Ohr vorüberliefen, jedes in seinem Schritt. . . . Ich zündete ein Streichhölzchen

an und sah hin: Octaves goldene Uhr lag da. In seiner Aufregung über mein Unwohlsein hatte das weichherzige Kind sie dort liegen lassen, obwohl es gewöhnlich so ordnungsliebend war.

Ja, die Uhr lag da. Unwillkürlich nahm ich sie in die Hand. Als wäre sie ein lebendes Wesen, höre ich sie zwischen meinen Fingern pochen. Eine Wut bemächtigt sich meiner, wie wenn sie wirklich lebte und in ihr alle Vorzüge ihres Besitzers zusammengedrängt wären. Instinktiv, roh, mit der merkwürdigsten Wollust des Hasses, werfe ich die Uhr mit aller Kraft gegen den Marmor des Nachttisches und horche: Vom Parkett her, wohin sie gefallen, dasselbe Ticken, diesmal spöttisch wie eine Herausforderung. Der Stoß hatte die Feder nicht zerbrochen. Ich stehe auf. Ich öffne die Vorhänge, um deutlich zu sehen. Ich hebe das arme Kleinod auf, das Glas ist zerschellt. Nun lege ich es auf den Stein im Kamin, nehme die Feuerschaufel und beginne den zerbrechlichen Gegenstand mit wahnsinnigen Schlägen zu bearbeiten. Ich sehe den Zeiger in die Luft fliegen, das Email des Zifferblattes springen, das Gehäuse sich biegen und schließlich brechen. So hauste ich, bis nur noch ein formloser Überrest am Ende der Kette hing. Dann, eilig, fiebernd, wie ein Bösewicht, den die Furcht, überrascht zu werden, anspornt, rolle ich diesen Überrest und die Kette in ein Papier. . . . Ich horche wieder. . . . Ich zitterte, den Schritt meines Onkels oder des Dienstmädchens zu hören. Doch nichts. . . . Ich schlüpfe eilig in die Kleider. . . . Mein Fenster ging auf eine kleine Terrasse, an deren äußerstem Ende sich die Mündung eines großen Zinkrohres befand; dieses diente dazu, das Regenwasser zu sammeln und es in eine Zisterne zu leiten, die nach dem Brauch dieser flußlosen Gegend unter den Grundmauern des Hauses angelegt war. . . Ich schleiche bis zu dem Rohr, werfe das kleine Paket, das mein Verräter hätte werden können, hinein. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, höre ich das Klatschen, das mir den Fall der zerbrochenen Uhr und Kette verkündet. Ich gehe eiligst ins Zimmer zurück, ich habe noch die Geistesgegenwart, die Glasscherben, die zerstreut um den Nachttisch lagen, zu sammeln. Ich werfe sie einfach auf die Terrasse, schließe das Fenster, die Läden, die Vorhänge und schleiche ins Bett. . . Ich war gerettet.

VI.

Es liegt sicherlich im Bösen eine Kraft, die unser ganzes inneres Sein aufrecht erhält und uns Willenskräfte verleiht, die wir nicht in uns vermuteten. Jede schlechte Handlung macht uns zu einer noch schlechteren fähig. Fast alle Verbrechen erklären sich durch dieses unheilvolle Gesetz des Fortschritts auf der Bahn der Sünde, die Christen sehen darin das Werk des bösen Geistes, und die Materialisten unserer Zeit würden es gern mit der Beschleunigung beim Fall der Körper vergleichen. Was mich betrifft, so kenne ich die Grundursache nicht, aber

ich war diesem Gesetz immer unterworfen, wenn ich in meiner Mannesmoral fehlte, und zum ersten Male in ergreifender Weise, als ich in meiner Kindermoral fehlte. Ich war von Natur ein kleiner wahrheitsliebender Knabe; meine kleinste Lüge verriet sich sofort an der Ungelenkigkeit, mit der ich sie vorbrachte. Und doch glaube ich, daß nie ein großer Schauspieler die Komödie der Unschuld und des Staunens besser spielte, als ich sie zwanzig Minuten nach dieser Ihnen soeben erzählten barbarischen Handlungsweise, zu der mich der Neid getrieben, gespielt habe. Beherrscht von der Sorge um meine Gesundheit, vergaß Octave die Uhr wieder einzustecken, und dadurch vergaß er auch nachzusehen, ob er sie bei sich hätte, als er sich von meinem Onkel verabschiedete. Der Zufall wollte es, daß er an der Tür Herrn André den Barbaren traf und ihn ein paar Schritte begleitete. Als sich der Historiker von dem Kinde trennte, machte er ihn darauf aufmerksam, daß er zu spät nach Hause kommen würde. Oktave wollte nach der Uhr sehen, und da erst bemerkte er, daß seine Tasche leer war. Diese Entdeckung erschreckte ihn furchtbar. Fiebernd, und bei jedem Schritte die Steine des Bürgersteigs prüfend, ging er den Weg zurück, den er mit Herrn André gegangen war. Als er vor unserer Tür ankam, erinnerte er sich, daß er seine Uhr herausgezogen hatte, um sie mir zum Ansehen zu geben. Immer vier Stufen auf einmal nehmend, sprang er die Treppe herauf, in der Hoffnung, ja in der sicheren Erwartung, den kostbaren Gegenstand sofort wieder zu finden. Mein Onkel trat mit Octave in mein Zimmer, ich gab mir den Anschein, als ob ich eben erwachte; man öffnete das Fenster, der Marmor des Nachttisches wurde sichtbar und auf ihm nur meine silberne Zwiebel. Als ich da Octaves reizendes Gesicht sich verzerren sah, stiegen Gewissensbisse in mir auf. Aber ich sprach soeben von der Kraft des Bösen. Werden Sie es glauben, daß ich die Heuchelei besaß, in und unter meinem Bett nachzusuchen, das Kopfkissen zu schütteln und schließlich zu sagen: „Ich glaube doch, daß du deine Uhr wieder in die Westentasche gesteckt hast. Vielleicht hattest du die Kette schlecht befestigt? Jedenfalls ist sie nicht hier. . . .“

„Ja, so wird es sein,“ antwortete Octave, „ich werde die Kette schlecht befestigt haben.“ Dann setzte er hinzu, in einem Tone, der mir beinahe das Geständnis meiner unwürdigen Handlung entrissen hätte:

„Und was soll ich meinem Vormund sagen? Er war so glücklich, als er mir heute morgen das Geschenk gab! . . . Nein, niemals kann ich wieder vor ihn treten. . . Zwei Stunden nur besaß ich die Uhr, und schon habe ich sie verloren. . . Ach! Lieber Gott, lieber Gott! . . .“

Er begann zu weinen, und jede der dicken Tränen, die ihm übers Gesicht rollte, fiel mir brennend auf die Seele. Ich habe zur Genüge meine bösen Empfindungen bekannt, um das Recht zu haben, Ihnen jetzt zu versichern, daß ich angesichts dieses Schmerzes nicht jene scheußliche

Genugtuung empfand, den Triumph des Neides, der sein Opfer leiden sieht. Indem ich meinen Zorn stillte, hatte ich ihn auch erschöpft, und ich stand jetzt tief erschrocken vor meinem Werk! Und doch war die falsche Scham stärker als meine Reue, und als Octave, von meinem Onkel begleitet, mich verließ, hatte ich nichts gestanden.

„Wir müssen schnell auf die Polizei gehen,“ hatte der brave Mann gesagt, „um es anzuzeigen. Nachher werde ich dich nach Hause bringen und verspreche dir, daß du nicht gescholten werden wirst. . . . Du bist am härtesten bestraft für deine Zerstreutheit. . . Aber es ist unglaublich . . . Die Straße ist gepflastert, und wenn die Uhr gefallen ist, hättest du sie fallen hören müssen. . . . Schließlich weißt du wenigstens, wo du sie verloren hast, da du sie bei uns noch hattest. . . . Es war zwischen unserem und Herrn Montescots Hause. . . . Falls man sie dir nicht gestohlen hat? . . . Aber wer sollte das getan haben? . . .“

„Man hat sie ihm sicherlich gestohlen,“ sagte der Doktor Pacotte am nächsten Tage, als man bei ihm die für Herrn Montescots Freundeskreis zum Ereignis gewordene Angelegenheit besprach. Es war bei der Sonntagsversammlung, bei der der Philosoph und sein Mündel fehlten; denn sie hatten ihren Plan, für die Osterwoche zu Verwandten ins Gebirge zu reisen, nicht aufgegeben. Meinem Onkel überließen sie die Sorge für die Nachforschungen bei der Polizei und hatten ihn nur gebeten, sie von dem Ausfall dieser Nachforschungen in Kenntnis zu setzen. Ihre Abwesenheit hatte mich von qualvoller Angst befreit; denn meinem Kameraden in Doktor Pacottes Gegenwart zu begegnen, wäre mir zu schrecklich gewesen. Ich wußte, wie scharfsichtig der Doktor war, sein Blick machte mich immer verlegen; selbst unschuldig zitterte ich vor ihm, wie würde mir schuldbewußt zumute sein? Während er die Worte wiederholte: „Man hat sie ihm gestohlen,“ war ich zwar scheinbar mit abgewandtem Kopf in ein Buch mit Abbildungen versenkt, aber ich war überzeugt, daß seine durchdringenden Augen auf mir ruhten. Ich hörte ihn fortfahren: „Doppelt scheußlich ist es, diese armen Leute zu bestehlen. Um Octave die goldene Uhr schenken zu können, hat sich Montescot große Entbehrungen auferlegen müssen! Und Sie wissen alle, ob er an Überfluß leidet! . . . Für diesen Dieb gibt es nur die eine Entschuldigung, daß er davon nichts wußte. Sonst wäre er ein Ungeheuer.“ Nein, es war unmöglich, daß der alte Arzt an mich dachte, als er diese Worte sprach. Und doch! Warum trafen sie in meinem Gewissen gerade die wunde Stelle und verdoppelten die Selbstvorwürfe, die auf meiner Seele schwerer und schwerer lasteten? Warum drückte seine Miene, wenn ich seinen Augen begegnete, eine noch strengere Unzufriedenheit als gewöhnlich aus? Hatte es für den feinen Beobachter genügt, mich heute nur in den Salon treten zu sehen, um zu erraten, daß ich die Last eines Geheimnisses auf meinem Herzen trug? Hatte er mich heimlich be-

obachtet, als mein Onkel von dem Verschwinden der Uhr sprach, und gesehen, daß ich, je weiter die Erzählung vorrückte, immer fieberhafter die Seiten des Albums umblätterte? Oder hatte die Bemerkung meines Onkels, daß Octave die Uhr aus der Tasche gezogen, um sie mir zum Ansehen zu geben, ihn sofort auf die richtige Fährte gebracht? Sicher ist, daß ich schon an dem Ton seiner Stimme merkte, er halte mich für den Schuldigen. Ich höre ihn noch eindringlicher als vorher sagen:

„Übrigens ist dieser Spitzbube nicht nur ein Ungeheuer, er ist auch ein Dummkopf, wie alle Spitzbuben. Er weiß sicherlich nicht, daß in dem Gehäuse jeder Uhr eine Nummer steht und er gefaßt werden wird, sobald er die Uhr verkaufen will.“

Also der beste Freund meines Onkels hielt mich für einen Dieb! Erkläre wer will die merkwürdigen Abwege menschlichen Stolzes, sie bleiben immer die gleichen, sogar bei einem Knaben von elf Jahren. Gewiß, ich war sehr strafbar, aus Neid die kostbare Uhr zerstört zu haben, für die der Professor vielleicht die armseligen Ersparnisse eines ganzen Jahres hatte hergeben müssen. Aber ich war nicht schuldig, die Uhr gestohlen zu haben, um sie zu verkaufen, und daß mich der Doktor dieser Gemeinheit für fähig hielt, veranlaßte mich, den Kopf zu heben und ihn empört anzublicken. Ein Schrei des Widerspruches drängte sich auf meine Lippen, aber ich hielt ihn zurück. Alle Stammgäste waren im Zimmer versammelt, wie wäre es mir möglich gewesen, in ihrer Gegenwart zu sprechen? Und nein! Ich mußte mich auch getäuscht haben, denn der Doktor war schon zu einem anderen Thema übergegangen und machte weder im Laufe des Nachmittags, noch beim Abendbrot, wo ich neben ihm saß, irgend eine Bemerkung über das Verschwinden der Uhr. Er war im Gegenteil sehr liebevoll gegen mich, wie wenn er mich wirklich verleumdet hätte und mir jetzt eine Genugtuung schuldete. Und auch dafür habe ich keine Erklärung: Seine Strenge war mir seit Monaten sehr peinlich gewesen, sein Verdacht, den ich aus seinen Worten erriet, empörte mich, aber seine Freundlichkeit jetzt war mir unerträglich! Ich fühlte, daß ich sie nicht verdiente. Als ich fortging, erstickte ich buchstäblich vor Scham. . . .

Wie lange hätte dieser Zustand noch gedauert, das Schwanken zwischen dem Wunsche zu schweigen oder zu gestehen? Hätte ich meinem Onkel schließlich meine Schuld enthüllt? Oder hätte ich die Last bis zu meiner nächsten Beichte getragen, zu der ich — ich weiß nicht, nach wie langer Zeit — gegangen wäre? Mein braver Onkel war ein Freidenker, und ich erfüllte nur das geringste Maß religiöser Pflichten. Hätte ich nicht vielleicht auch bei dieser Beichte gelogen, nachdem ich mein Herz durch das Schweigen und vielleicht auch durch einen neuen Ausbruch jener bösen Leidenschaft verhärtet hätte? Glücklicherweise hatte ich in dieser Zeit unreifen Empfindens einen jener großen Herzenskenner in

meiner Nähe, die ihrer Umgebung, weniger aus Barmherzigkeit als aus Liebe zur Gesundheit, Gutes zu tun suchen. Dieser Gesundheitsfanatiker hatte für seine Kranken ungefähr das Gefühl, das der klassische Dichter der Göttin der Weisheit zuschreibt: „Ich liebe die Menschen wie der Gärtner seine Pflanzen.“ Er behandelte mich wie ein Bäumchen seines Gartens und brachte mir den Messerschnitt gerade an der richtigen Stelle bei, damit die sittliche Natur in mir, die einen Augenblick vom rechten Wege abgewichen war, wieder in die gerade Richtung gebracht wurde und genas. Aber wozu diese schöne und kluge Wohltat erläutern? Ich ziehe es vor, sie Ihnen ganz einfach vor Augen zu führen.

. . . Es war am Mittwoch nach dem Frühstück, und folglich viermal vierundzwanzig Stunden nach meiner bösen Tat. Ich dachte in diesem Augenblicke daran wie damals zu allen Augenblicken, nämlich mit den wahnsinnigsten Vorstellungen, wie sie jeden Schuldbewußten quälen: Wenn man beim Fegen der Terrasse einige Glasstückchen aufhob, die mir entgangen waren, und sie als zur Uhr gehörig erkannte? . . . Wenn man vielleicht die Zisterne reinigte und die Uhr selbst entdeckte? Wenn man? . . . . Wie hätte ich mir unter so vielen Möglichkeiten die vorstellen können, die sich verwirklichen und die Spur meines boshaften Streiches auslöschen sollte? Es regnete etwas, mein Onkel und ich waren zu Haus. Er arbeitete stehend an einer schwarzen Tafel, auf die er viele X und Y schrieb, ich las oder versuchte wenigstens zu lesen. Ein Klingeln meldet einen Besuch an. Da das Dienstmädchen ausgegangen war, schickt mich mein Onkel zur Tür. Mit klopfendem Herzen öffne ich. Hinzufügen muß ich noch, daß es auch zu meinen Befürchtungen gehörte, der Doktor Pacotte sei auf die Polizei gegangen, um dort seinen Verdacht auszusprechen. . . . Richtig, er ist es; aber allein, mit einem Lächeln, in dessen Güte sich ein wenig Verschmitztheit mischte. Sorgsam, peinlich, wie es seine Gewohnheit ist, entledigt er sich seiner Überschuhe, des Halstuches, der Fausthandschuhe. . . Er putzt seine vom Regen angelaufenen Brillengläser und sagt: „Das ist ein böses Wetter für den Rheumatismus. . . . André phi hat mich heute früh holen lassen. Er hat Schmerzen im Bein. Ich habe ihm gesagt: ‚Sie haben keine Krankheit; Sie haben einen Keller . . . Keinen Wein, keinen Alkohol, keine Schmerzen. . . . Aber das ist wie bei dem armen Darian, dem Direktor. . . . Ein Koloß. . . . Mit einem Faustschlag hätte er mich getötet. Wir sind am gleichen Tage geboren. . . . Ich habe ihn 1845 begraben . . . Ohne seine guten Weine hätte er nicht die Gicht bekommen, und ohne die Gicht, . . . lebte er heute noch. . . . Ha! Ha!‘“ Dann lächelte er still vor sich hin und ließ sich auf die Einladung meines Onkels am Kamin nieder. Aus der Tasche seines kastanienbraunen Überziehers zieht er mit seinen langen Fingern einen in Papier gewickelten Gegenstand, beginnt ihn auszupacken und sagt: „Jetzt ratet,

was das ist? . . . Es ist der Hermes Psychagogos unseres Freundes Montescot. Und nun ratet weiter, wo ich ihn gefunden habe? . . . Ihr habt euch alle gefragt, mit was für Geld Montescot für Octave die goldene Uhr gekauft hat, die ihm gestohlen worden ist. Ich habe mich das nicht allein gefragt, ich habe auch nachgeforscht. . . . Ich bin zu zwei oder drei Uhrmachern gegangen . . . Du siehst krank aus? . . ." fragte er mich, sich unterbrechend. Und es ist wahr, daß mir seit Beginn dieser Unterhaltung zumute war, als ob mein Herz still stände. Dann, nachdem ich eine verneinende Antwort gegeben, fuhr der Doktor fort: „Schließlich bin ich zum Vater Courault, dem Uhrmacher und Goldschmied in der Notarstraße geraten. . . . Der hat meine Frage gar nicht abgewartet. . . ‚Ach, Herr Doktor,' hat er zu mir gesagt, als er mich sah, ‚ich habe etwas für Sie, eine alte Bronze, aber die! . . . . Ein Meisterwerk!' Und er zieht aus der' Schublade diese hier." Der alte Sammler hält mir und meinem Onkel die kleine Bronze hin, diesen Hermes, den ich sofort wiedererkannte.

„Ich habe den Vater Courault zum Geständnis gebracht," fuhr er fort, „und am Schluß begriff ich, wieso Montescot seinem Pflegesohne dieses wertvolle Kleinod hatte kaufen können. Sie wissen, wie er an den Kunstsachen in seinem Glasschrank hängt: an seiner Juno, seinem Apoll, an seiner griechischen Vase, an diesem Hermes? Sie wissen auch, wie er Octave liebt, und wie sehr es der Junge verdient, wie musterhaft er sich aufführt, seit er hier ist. Man möchte glauben, er verstehe, daß er seinem Beschützer alles vergelten muß, was dieser Märtyrer seiner Überzeugung geopfert hat. Montescot hat so viel Eifer, so viel Fleiß, so viel Vortrefflichkeit belohnen wollen. Gewiß hat das Kind, das sonst nie etwas verlangt, eines Tages im Vorbeigehen bei Couraults Laden das Schaufenster angesehen und harmlos gesagt:

‚Ach, wie gern möchte ich eine solche Uhr haben.'

Und der brave Montescot, anstatt zu mir zu kommen, der ihm seinen Hermes nach dem Wert bezahlt hätte, ist einfach hingegangen und hat ihn gegen die Uhr umgetauscht, um Octave eine Freude zu bereiten. Und nun! Mit der Uhr hat der Dieb auch die Freude dieses armen Kindes, das Glück dieses unglücklichen Mannes gestohlen. . . . Aber was hast du? . . ."

„Ja," wiederholte mein Onkel, sich zu mir wendend, „was hast du denn?"

Krampfhaftes Schluchzen schüttelte mich in der Tat, und dazwischen rief ich:

„Nein, Herr Doktor, ich habe sie nicht gestohlen. . . . Ich habe sie nicht gestohlen!"

„Du hast sie nicht gestohlen," sagte der Arzt, meinem Onkel ein

Zeichen machend, mich nicht zu unterbrechen, „was hast du also sonst getan? Komm, sag' uns die ganze Wahrheit."

„In seinem Alter eine solche Verderbtheit! Ist es möglich? . . . Ist es möglich? . . ." stöhnte mein Onkel, während ich unter Schluchzen meine ganze Tollheit bekannte — wenigstens alles, was ich wußte — meine Eifersucht auf Octave, meine Unfähigkeit, die Verkündigung seines Vorzugspreises mitanzuhören, meine Wut, als ich das goldene Kleinod sah, und alles übrige. . . .

„Schelten Sie ihn nicht," sagte sanft der Arzt, als ich geendet, meine Schmach, meine Gewissensbisse bekannt hatte. . . . „Er ist genug bestraft. Und er hat den Mut gehabt, zu gestehen. Das ist gut, das ist sehr gut! . . . Übrigens, alles ist wieder ausgeglichen. Ja," fügte er hinzu, aus seiner Tasche ein Paket ziehend, „ich habe die Uhr wiedergefunden, und sie wird morgen in den Händen seines rechtmäßigen Besitzers sein. Octave soll nie erfahren, wer sie ihm genommen und wer sie ihm zurückgegeben hat." Dabei zeigte er uns eine Uhr und Kette, die genau so aussahen wie Octaves; er hatte sie soeben bei dem Uhrmacher erstanden.

„Der alte Courault wird uns nicht verraten. . . . Sprechen wir also nicht mehr davon. . . . Aber von dir fordere ich ein Versprechen," sagte er zu mir, wobei er mit seltsamer Feierlichkeit seine große Hand auf meinen Kopf legte.

„Du sollst diese kleine Bronze behalten und mir schwören, dich niemals von ihr zu trennen. . . . Verstecke sie, damit Octave sie niemals sieht, aber jedesmal in deinem Leben, wenn du in Versuchung gerätst, das Glück und den Erfolg deiner Nebenmenschen zu beneiden, so sieh sie dir an. Ich habe keine Angst, daß du in deinen Fehler zurückverfällst. . . ."

Und der Doktor Pacotte reichte mir diesen Hermes, der mich wirklich nie verlassen hat. In meinem harten, an Kämpfen reichen Künstlerleben war er mir ein unfehlbarer Talisman gegen die häßlichste aller Leidenschaften. Der Greis hat mich geheilt, wie man nach meiner Überzeugung Kinder heilen kann: Er ließ mich die ganze Schändlichkeit meiner Handlung fühlen und verzieh sie mir.





Schillers Beruf.

Von

Arnold E. Berger.

— Halle. —

Mit überraschender Einmütigkeit haben sich in diesen Tagen nicht nur in allen Landschaften Deutschlands, auch an den zahlreichen Stätten der Fremde, wo deutsches Geistesleben gepflegt und geehrt wird, Angehörige aller Bildungs- und Berufsstände, Alter und Jugend zusammengetan, um das Andenken an Friedrich Schillers Lebenswerk gemeinsam zu erneuen und an seinem Grabe, das sich vor einem Jahrhundert schloß, sich ehrlich wieder zu der Dankesschuld zu bekennen, die die Länge der Zeit nicht gemindert, sondern gemehrt hat. Überraschend ist diese freiwillige Einmütigkeit des Bekennens, weil seit mehr als hundert Jahren immer wieder zahlreiche Stimmen laut geworden waren, die die Deutschen glauben machen wollten, sie hätten ihren Schiller gewaltig überschätzt, er sei keiner von den Großen und seine Schöpfungen seien veraltet. Die Romantiker haben mit dieser Herabsetzung Schillers begonnen, in manchen literarischen Kreisen ward es seitdem Mode, von ihm mit lächelnder Geringschätzung zu sprechen; die bei solchen Gelegenheiten geprägten Schlagworte pflanzten sich sogar in Universitätsvorlesungen und literargeschichtlichen Darstellungen fort, und diese mißgünstigen Parteimeinungen, genährt und bekräftigt durch die geistlose Art, in der Schillers Werke als Lehrstoff für den deutschen Unterricht von pädagogischen Handwerkern zugerichtet wurden, haben in einem Teile der modernen Jugend, und nicht in ihrem schlechtesten, jene Abneigung gegen Schiller großgezogen, die das Urteil über ihn so leicht blind macht und erst in reiferen Jahren wieder einer minder befangenen Würdigung zu weichen pflegt. Trotz alledem zeugen die deutschen Bühnen bis auf diesen Tag von der unge-

brochenen Macht des Schillerschen Geistes, und die Volkstümlichkeit seiner Dramen, seiner Balladen, des Liedes von der Glocke und anderer Gedichte bleibt unantastbar. Wenn also die geringschätzige Behandlung Schillers, wiewohl sie von geistreichen Köpfen vielfach unterstützt wurde, dennoch das Urteil der Nation nicht umzustimmen vermochte, so muß sie wohl auf einem falschen Ansatz beruhen. Und das ist in der Tat der Fall. Den Lyriker Schiller pflegte man an dem Lyriker Goethe zu messen, und das Ansehen des Dramatikers suchte man zu erschüttern, indem man ihn an Shakespeare maß und — zu klein erfand. Mit dieser zweiten Entdeckung, die der glänzende, aber einseitige Scharfsinn Otto Ludwigs gemacht zu haben glaubte, schien es, als sei selbst an die festeste Stütze von Schillers Dichterruhm die Axt schon angelegt. Es würde übel zu der Feierstimmung dieser Tage passen, wollten wir uns in eine Untersuchung einlassen, wie weit die Angriffe auf den Lyriker und den Dramatiker Schiller ins Schwarze treffen, wie weit sie zu widerlegen oder zu berichtigen sind. Aber, daß sie alle — unbeschadet ihrer Richtigkeit in Einzelheiten — auf einem falschen Ansatz beruhen, das haben wir um so nachdrücklicher festzustellen, weil es uns in den Mittelpunkt unserer Betrachtung führt.

Es ist falsch, Schiller in seiner Eigenschaft als Lyriker oder als Dramatiker zum Gegenstand einer abstrakten ästhetischen Kritik zu machen und vollends ihn an den entsprechenden Leistungen anderer vergleichend zu messen, um ihm beständig vorzuhalten, was er hätte tun und lassen müssen, um jenen ebenbürtig zu werden. Vielmehr muß zunächst gefragt werden, ob das überhaupt jemals seine Absicht gewesen; es muß Klarheit darüber gewonnen werden, was Schiller selbst mit seinen Arbeiten gewollt, wie e r seinen Beruf und sein dichterisches Handeln aufgefaßt hat. Sein entschiedener Hang zur Rhetorik, zum Gedankenhaften, zur Antithese und Sentenz, seine Neigung zur Tendenzpoesie, sein kühnes Hinausgehen über die Grenzlinien realistischer Darstellung in der Zeichnung von Charakteren und Situationen, die bewußte Kunst, mit der er Vorgänge und Ausdrucksweisen aus der Sphäre der Wirklichkeit fast unmerklich in die des Symbolischen hinüberbiegt, alles dies und anderes, was seine schärfsten Kritiker als ästhetische Mängel gerügt haben, muß, von einem höheren Standpunkt gesehen, gerade als die eigentümliche Stärke seiner künstlerischen Natur gewürdigt werden, die völlig aus e i n e m Gusse war, in jedem Betracht „sein eigen" und unvergleichbar.*) Wer allerdings das Wesen der Kunst in der Nachahmung der Natur sucht und ihr oberstes Gesetz in der vieldeutigen Forderung der Wirklichkeitstreue, dessen Verständnis muß gegenüber einem Dichter,

*) Zu diesem Gesichtspunkte bitte ich die Ausführungen zu vergleichen, die ich in den „Deutsch-evangelischen Blättern" N. F. Bd. 3 (1903), S. 266 ff. gegeben habe („Wie stehen wir zu Schiller?").

dem die innere Wahrheit allezeit höher stand als die äußere, nur zu häufig versagen. Aber Schiller selbst gehört ja in die erste Reihe derer, die uns von jenem engherzigen ästhetischen Dogma glücklich befreit haben. Die Kunst ist nicht Nachahmung der Natur, sie kann es gar nicht sein, wofern sie nicht gegenüber der Natur ihre eigene Ohnmacht erweisen will. Die Kunst ist vielmehr der Ausdruck einer Menschenseele, objektiviert in einem Werk der Phantasie, das von der Wirklichkeit nur gewisse stoffliche Elemente und Motive, aus dem Innern seines Schöpfers aber den ganzen Bestand und Wert seiner Lebendigkeit empfängt und kraft dieser Lebendigkeit auch den Beschauer in dieselben seelischen Zustände, aus denen es geboren wurde, unwiderstehlich hineinzieht, damit auch er die Welt sehe mit den Augen des Künstlers, sie denke mit seinen Gedanken, sie liebe oder hasse mit seiner Glut, sie begreife mit seinem Herzen, sie sich unterwerfe mit seinem Wollen. Daß niemals der Künstler als solcher diese Wunder an uns verrichten kann, selbst der raffinierteste Könner nicht, sondern nur der große Mensch, der hinter dem großen Künstler steht, das ist die einfache, unwidersprechliche und doch immer wieder vergessene oder mißachtete Wahrheit, die Schiller als der ersten einer gefunden hat. Nie sind höhere Ansprüche an die menschliche Bildung des Künstlers gestellt worden, als in jener Epoche, die der Kunst die große Aufgabe zuwies, nicht einem bestimmten einzelnen Zwecke zu dienen, sei es der Unterhaltung oder der Belehrung, sondern den Menschen im Mittelpunkt seines Lebens und in seiner Totalität zu ergreifen, um ihn über sich selbst hinauszuheben zu höheren Lebenszuständen, zu dem beglückenden Vollgefühl des Menschseins, zu dem heiligen Ehrgeiz, diese in der Phantasie erklommene Stufe auch mit dem sittlichen Willen zu behaupten und andern ein Führer zu werden zu einer gleichen Höhe des Weltstandpunktes. Darum bleibt jede Kritik kleinlich und ohne gesunde Frucht, sobald sie an Schillers dichterische Schöpfungen nur den Ateliermaßstab des Artisten oder die Magisterelle des nach abstrakten Stilprinzipien richtenden Ästhetikers anlegt. Auch der seit den Tagen der Renaissance gern wiederholten Afterweisheit, daß Mensch und Künstler sich nichts anzugehen brauchen, daß man diesen nicht nach jenem beurteilen dürfe und umgekehrt, hätte Schiller, falls sie ihm begegnet wäre, empört widersprochen; eine solche spitzsinnige Unterscheidung wäre ihm höchst verdächtig gewesen, denn Mensch und Künstler waren ihm entweder untrennlich eins, oder sie waren ohne Wahrhaftigkeit. Wenn wir also fragen, was Schiller als seinen Beruf ansah, so müssen wir allerdings antworten: die Dichtkunst; wir müssen uns aber zugleich erinnern, daß dies Wort für ihn einen weit umfassenderen Sinn hatte als den, der im landläufigen Sprachgebrauch enthalten war. Lebhaftigkeit der Phantasie, Wärme und Tiefe des Gefühls, vollkommene Beherrschung des Hand-

werks, geläuterter Geschmack und Vertrautheit mit den besten Mustern aller Zeiten, alles das sind unerläßliche Voraussetzungen, aber die Hauptsache bleibt doch diese: daß das poetische Talent im Dienste einer großen Persönlichkeit tätig sei, die imstande ist, ihr Ich zu einem Mikrokosmus zu erweitern und in dem Aufschließen der eigenen Lebenstiefen zugleich dem Ausdrucksverlangen der Menschheit Genüge zu tun. Weil somit das Wesentliche des Künstlertums in jener Epoche nicht mehr, wie ehedem, in bestimmten technischen Leistungen gesucht wurde, sondern in einer schöpferischen Beschaffenheit der geistigen Organisation, so führte das weiter auf die Entdeckung, daß auch in jedem großen Staatsmann, Feldherrn, Gelehrten oder Kaufmann eine Künstlernatur wirke. War es in früheren Zeiten noch möglich gewesen, daß jemand Professor, Minister oder Pfarrer war, in seinen Mußestunden aber Dichter, ohne daß die eine Tätigkeit mit der andern innerlich sich verknüpfte, so war zum Beispiel Goethe als Minister, als Naturforscher, als Geschichtsschreiber immer derselbe, immer Künstler, der bald in dieser, bald in jener Rolle das Leben versuchte, so daß es ihm immer neue Resultate brachte und die Universalität seines Ausdrucksvermögens um neue Möglichkeiten bereicherte. Und zu der gleichen Auffassung, daß nämlich die höchste, die eigentliche Kunst aller Künste das L e b e n ist und, was im engeren Sinne Kunst heißt, nur eine abgeleitete Erscheinung, hat auch Schiller sich bekannt, der das stolze Wort von sich sagen durfte: „Bei einem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig." Als er die Heimat, das Elternhaus und die Aussicht auf sichere Brotstellung der Poesie zum Opfer gebracht hatte, war er freilich gezwungen, sie zur Quelle des Gelderwerbs zu machen; dennoch hat er niemals, auch durch die bitterste Not nicht, sich bewegen lassen, aus Rücksicht für das Publikum, auf dessen Gunst er doch angewiesen war, seinen m e n s c h l i c h e n Überzeugungen auch nur im geringsten untreu zu werden. Aber nicht nur wegen des Fluches, „den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat" (an Körner, 19. Dezember 1787), hat er immer wieder nach andern Möglichkeiten des Broterwerbs Umschau gehalten, sondern auch die starke Aktivität seiner Natur und die große Auffassung der Kunst, die von Anfang an instinktiv in ihm lag, trieb ihn andern Schauplätzen und Aufgaben des Lebens zu, um seine Kräfte ringend zu erproben und seine menschliche Ausrüstung nach Möglichkeit zu vollenden.

Seine früheste Neigung gehörte dem geistlichen Beruf. Die kernige Frömmigkeit des Vaters, die religiöse Innerlichkeit der Mutter, die Gewöhnung an häusliche Andacht, gemeinsame Gebete und Bibelstunden hatten dem Gefühlsleben des Knaben diese Richtung gegeben; und der treffliche Pfarrer Moser von Lorch, dessen Andenken Schiller in den „Räubern" festgehalten hat, wurde das verehrte Vorbild, dem der kleine

Prediger emsig nacheiferte. Aber der allmächtige Wille des Herzogs Karl Eugen, der 1772 die Aufnahme des Knaben in die Militärakademie befahl, durchkreuzte die Hoffnungen auf die geistliche Laufbahn. Schwer wurde ihm und den Seinigen dieser erzwungene Verzicht. Dennoch kann kein Zweifel sein, daß die militärische Erziehung der Karlsschule ihm geistig und körperlich ungleich zuträglicher sein mußte, als die damals noch halb mönchische Zucht der württembergischen Klosterschulen und des Tübinger Stifts. Schiller hat es denn auch nicht allzu lange bereut, daß der Eingriff des Herzogs ihn davor bewahrte, ein Schulmeister oder Pfarrer zu werden. Und das starke Bedürfnis seiner Natur, das zuerst in der Theologie Befriedigung erhofft hatte, ist durch jenen Eingriff nicht etwa unterdrückt, es ist nur in andere Bahnen gelenkt worden. Denn wenn Schiller in der Akademie von dem dogmatisch-kirchlichen Gehalt der religiösen Überlieferung sich auch immer entschiedener entfernte, um auf eigene Hand seinen Weg zum Göttlichen zu suchen, so ist er doch im Kern seines Wesens immer ein Prediger geblieben. Er war keiner von jenen einsamen Grüblern, die fern vom Getümmel der Welt ihren inneren Offenbarungen lauschen und sich so gern an die „Menschheit" im ganzen wenden, um dafür der teilnehmenden Arbeit an ihren einzelnen Gliedern überhoben zu sein. Schiller fühlte sich immer inmitten einer Gemeinde, die er durch die Macht seines Wortes beherrschte, die er zu überzeugen und zu sich zu erheben suchte. Der Buchhändler Göschen hat erzählt, wie oft Schiller ihn und andere Freunde „mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen" ermuntert habe, alle ihre Kräfte, ein jeder in seinem Fache, anzuwenden, „um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte". Seine Aufgabe war, Seelen zu werben, Glauben zu erwecken, Glauben an die Ideale, an das Ewige im Irdischen, an die Gottheitsnatur im Menschen, und nicht nur den Glauben, sondern noch mehr: die Kraft der Aufopferung, die alles, was im gemeinen Sinne das Glück heißt, dahingibt um dieses höchsten Zieles willen, in sich das Göttliche zu entbinden. Seine Kirche war Deutschland, Europa, seine Kanzel das Theater, sein Gottesdienst die Kunst, und sein Evangelium die Erlösung des Menschen durch den Glauben an das Unbedingte:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Mit Recht durfte Frau von Staël von ihm sagen: „Seine Muse war das Gewissen".

Als dem jungen Schiller die Theologie verschlossen wurde, die einzige Fakultätswissenschaft, die auf der Militärakademie nicht gelehrt wurde, wandte er sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu, doch zunächst ohne innere Neigung, lediglich aus Nützlichkeitsrücksichten. Da

aber die Beschäftigung mit der Poesie, obwohl Schiller sie nur heimlich treiben durfte, ihn den wissenschaftlichen Studien in diesen Jahren vielfach entzog, so machte er in der Jurisprudenz nur schwache Fortschritte und ging deshalb mit Beginn des siebzehnten Lebensjahres zum Studium der Medizin über, dem er ein ernstes Interesse und entschiedenen Fleiß entgegenbrachte. Und in dieser Wissenschaft gelangte er rasch zu dem vorgeschriebenen Abschluß. Er verfaßte drei medizinische Abhandlungen, von denen die beiden ersten ungedruckt blieben, während die dritte im November 1780 als Dissertation angenommen wurde. Sie handelte vom Zusammenhange der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, und der Reichtum ihrer Gedanken ließ erkennen, daß den Verfasser weniger die praktische Seite der Medizin anzog, als ihre Beziehung zur Philosophie, zu einem Grundproblem auch des Schillerschen Denkens: wie sich Materie und Geist zueinander verhalten. Schiller erhielt Ende 1780 die Erlaubnis zur Ausübung der ärztlichen Praxis und die kärglich besoldete Stelle eines Regimentsmedikus in Stuttgart. Nach seiner Flucht aus Schwaben hat er wiederholt — noch bis zum Jahre 1785 — daran gedacht, sich in einer mitteldeutschen Stadt als Arzt niederzulassen und der Poesie nur gleichsam im Nebenamte obzuliegen. Dazu ist es zum Glück nicht gekommen, aber Verwandten blieb er auch in der Folge ein gewissenhafter ärztlicher Berater, und ihm selbst leistete seine medizinische Fachkenntnis den traurigen Dienst, daß sie ihn früher und besser als andere über die Lebensgefahr belehrte, in der er lange Jahre schwebte. Denn man darf beinahe sagen, daß er seit dem schweren Krankheitsanfall von 1791 ein Sterbender war, der sich eines leidlichen Wohlseins nur noch zeitweilig erfreuen durfte und seine größten Leistungen mit übermenschlicher Energie einem fast ununterbrochenen Siechtum abgewann. Wer vermöchte ohne Ergriffenheit einen seiner ersten Briefe an Goethe zu lesen, in dem er heldenhaft gefaßt das tiefernste Bekenntnis niederschrieb: „Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden; aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.“ (31. August 1794.)

Obwohl Schiller sein rechtswissenschaftliches Studium zugunsten des medizinischen aufgegeben hatte, mußte dennoch seine juristische Vorbereitung über die ersten Anfänge schon hinaus gediehen sein, weil er auf sie noch im Frühjahr 1785 einen kühnen Plan gründen konnte. Als er sich nämlich zum Abschied von Mannheim rüstete, um Körners Einladung folgend, nach Sachsen überzusiedeln, eröffnete er seinem treuen Gefährten, dem Musiker Andreas Streicher, zu dessen Erstaunen, er

wolle der Poesie fortan nur noch in Nebenstunden opfern, dafür aber mit allem Eifer sich wieder auf die Rechtswissenschaft werfen, um in Leipzig die juristische Doktorwürde zu erwerben und dann eine ehrenvolle Anstellung bei einem der sächsischen Höfe zu suchen. Schließlich gaben sich die beiden Freunde die Hände mit dem feierlichen Versprechen, sie wollten sich nicht eher wieder schreiben, als bis der eine Kapellmeister und der andere — Minister geworden wäre. Wir kennen auch die Anlässe, die diese hochgemute Hoffnung erregt hatten.

Im Dezember 1784 hatte Herzog Karl August von Weimar den Hof zu Darmstadt besucht, und Schillers Freundin Charlotte von Kalb hatte, gestützt auf ihre Beziehungen zum hessischen Hof, den Dichter veranlaßt, bei dieser Gelegenheit dem Herzog sich vorstellen zu lassen. Dieser Annäherungsversuch hatte sich über Erwarten belohnt. Am zweiten Weihnachtsfeiertage jenes Jahres hatte Schiller dem Herzog von Weimar in Gegenwart des Darmstädter Hofes den ersten Akt seines „Don Carlos" vorlesen dürfen und am nächsten Tage ein freundliches Handschreiben empfangen, das ihm seine Ernennung zum Weimarischen Rat ankündigte. Diese Anerkennung hob nicht nur sein Selbstgefühl, sie lenkte auch seine Blicke verlangend hinüber nach der thüringischen Residenz, diesem erlesenen Sammelpunkt der bedeutendsten Talente. Schon im Dezember 1779 hatte Goethe im Gefolge seines Herzogs die Karlsschule besucht und der Stiftungsfeier beigewohnt, bei der auch Schiller mit drei Preisen ausgezeichnet wurde. Längst hatte dieser den Dichter des „Götz" und des „Werther" überschwenglich verehrt, zum ersten Male sah er ihn jetzt leibhaftig vor sich stehen, den sieggewohnten Vorkämpfer geistigen Adels, der mit Fürsten wie mit seinesgleichen verkehrte. Dies Bild blieb ihm tief in der Seele haften. Nun war ihm fünf Jahre später die erwähnte Auszeichnung geworden von demselben Herzog, dessen erster Minister Goethe hieß. Konnte nicht ihm eine ähnliche Laufbahn beschieden sein, wie sie Goethe geglückt war? Konnte er vielleicht gar einen Platz an Goethes Seite gewinnen? Das war die geheime Hoffnung, die ihn bewegte, als er im Frühjahr 1785 die Rückkehr zu seinen juristischen Studien ernstlich erwog. Goethe hatte bei seiner ersten Begegnung mit dem jungen Herzog von Weimar dessen Bewunderung nicht zuletzt durch die politischen und staatswirtschaftlichen Gedanken gewonnen, die er anknüpfend an die soeben in Buchform erschienenen „Patriotischen Phantasien" Justus Mösers entwickelte, denn dieses Buch hatte in seiner Seele „hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe" erweckt. Und Mösers Anschauung, daß die zahlreichen deutschen Kleinstaaten nicht etwa ein leidiges Übel seien, sondern gerade in ihrer engen Begrenztheit eine bedeutsame Aufgabe innerer Politik zu erfüllen hätten, nämlich die Erziehung ihrer Untertanen zu politischer Einsicht, wirtschaftlichem Gemeinsinn und bewußter Arbeit an der Hebung der allgemeinen Lebens-

zustände, diese Mösersche Anschauung, die Goethe auf dem Boden Weimars unter des Herzogs kräftigem Beistand zu verwirklichen hoffte, mochte auch die Seele des jungen Schiller bewegen, als er von einem Verlangen nach reformatorischer staatsmännischer Arbeit ergriffen wurde, wie es ähnlich in seinem feurigen schwäbischen Landsmann Thomas Abbt, Mösers begeistertem Schüler, lebte. Seine ersten Dramen waren ja furchtbare Anklagen gegen den Despotismus und die feudale Gesellschaftsordnung gewesen, auch von seinen Gedichten hatten nicht wenige den Fürsten die bitterste Wahrheit gesagt. Der Jünger Rousseaus hatte der staatlichen und der geistigen Kultur seines Zeitalters den Krieg erklärt im Namen der Freiheit, der Wahrhaftigkeit, der unveräußerlichen Menschenrechte; seine Liebe gehörte jenen „erhabenen Verbrechern“, jenen großen Revolutionären, die an dem morschen Bau der Zivilisation mit Heldenmut zu rütteln wagen. Wie sein Mädchen von Orleans in der Stunde der Gefahr mit Simsonsstärke ihre Ketten sprengt, so hatte auch er in seinen gewaltigen Erstlingsdramen titanisch die Fesseln durchbrochen, die seinen freien Geist tödlich umklammern wollten. Aber nun galt es, der gewonnenen Freiheit sich wert zu erweisen: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht!“ Aus dem Sturm und Drang der Jugend kämpfte er männlich sich heraus, aus dem Revolutionär entwickelte sich der Reformator: „Lasset uns weniger schwärmen, und desto fruchtbarer handeln.“ Diesen entscheidenden Fortschritt vollzog Schiller in seiner Carlostragödie. Wohl klingt auch hier noch das Pathos der Anklage durch, es galt ja, „in der Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen“. Aber wie hat der Horizont sich erweitert, und mit wie leidenschaftlicher Wärme kommen hier statt der verneinenden Tendenzen die positiven, aufbauenden zum Wort. Jetzt erscheint das Ideal der Freiheit auf dem weltgeschichtlichen Hintergrunde des Reformationszeitalters, aus dem sein heiligstes Recht sich herleitet: das Recht auf Gedankenfreiheit. Und nicht auf dem Kampf gegen die bestehenden Ordnungen liegt der feierliche Nachdruck in diesem Drama, sondern auf der hinreißend vorgetragenen Überzeugung, daß es ein untrügliches Mittel gibt, allen Revolutionen zuvorzukommen, das ist: die Reform von oben, der großherzige Entschluß des aufgeklärten Fürsten, alles an das Glück seines Volkes zu setzen und Freiheit, Recht und Menschenwürde als die unerschütterlichen Grundpfeiler seines Staatswesens zu verehren. Für dieses Staatsideal stirbt Marquis Posa den Märtyrertod; für dieses hoffte auch der Dichter seine Kraft einsetzen zu können, als ihn der Gedanke an ein politisches Verwaltungsamt zu locken begann. Hatte doch auch der junge Herder ähnlichen Träumen enthusiastisch nachgehangen, während dagegen der zaghafte Wieland trotz seines Erzieheramtes bei den weimarischen Prinzen und

trotz seiner ausgedehnten politischen Schriftstellerei niemals sich versucht fühlte, die Rolle eines praktischen Staatsmannes zu spielen. Schiller ist diese in jungen Jahren ersehnte Rolle allerdings nicht zugefallen, aber seine staatsmännische Begabung, die auch Goethe nicht entging, wäre ihr zweifellos gewachsen gewesen. Sein Jugendfreund Scharffenstein hat zutreffend bemerkt: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im aktiven öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Los werden können." Dem Kern der idealen Forderungen, als deren Anwalt Marquis Posa, der „Abgeordnete der Menschheit", über das deutsche Theater schritt, ist Schiller zeitlebens treu geblieben: „Politische und bürgerliche Freiheit" — so schrieb er noch am 13. Juli 1793 — „bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur." Aber noch beurteilte er die Welt allzu optimistisch nach sich selber, noch war er allzu sehr geneigt, die Schwierigkeiten und Hindernisse, die in den Zuständen wie in den Personen der Erreichung jenes Zieles entgegenstanden, zu unterschätzen. Erst die französische Revolution, über deren Gang er sich als regelmäßiger Leser des „Moniteur" unterrichtete, öffnete ihm die Augen.

Im Herbst 1792 war ihm von der Pariser Nationalversammlung das Ehrenbürgerrecht der französischen Republik verliehen worden. Bald nachher erwog er ernstlich den Plan einer Reise nach Paris, um den weltgeschichtlichen Ereignissen näher zu sein, und Wilhelm von Humboldt bot ihm seine Begleitung an. Aber nur zu rasch sollte seine Begeisterung einer furchtbaren Enttäuschung weichen. Im Dezember wurde König Ludwig XVI. verhaftet und in Anklagezustand versetzt. Schiller ahnte Schreckliches und faßte den kühnen Gedanken, eine Verteidigungschrift für den unglücklichen König zu entwerfen. „Vielleicht rätst Du mir an, zu schweigen," schrieb er an Körner, „aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und untätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß." Er hatte für seine Schrift schon einen Übersetzer und einen Verleger gewonnen, aber noch war sie über die Anfänge, — die uns leider verloren sind —, nicht hinaus gediehen, als die Schreckensnachricht von der Hinrichtung des Königs eintraf. Entsetzt wandte sich Schiller ab von diesem blutigen Ausgang, der an einer edelsten Menschheitssache einen so teuflischen Verrat übte. Mit erstaunlicher Klarheit prophezeite er jetzt, die französische Republik werde ebenso schnell aufhören, wie sie entstand, die republikanische Verfassung werde in Anarchie übergehen, und früher oder später werde ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, der sich nicht nur zum Herren von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen

Teil Europas machen werde. Es wird immer merkwürdig bleiben, mit welcher vorausblickenden Genialität Schiller den Gang der politischen Ereignisse zu erraten wußte. Das grandiose Wallensteindrama hat scheinbar nichts dem Studium zeitgenössischer Modelle, sondern alles der künstlerischen Weisheit in der Ausbeutung der geschichtlichen Quellen zu danken, und dennoch weht darin der Atem der Revolutionskriege, und der dämonische Geist des gewaltigen Willensmenschen, der damals seine meteorähnliche Laufbahn begann, kündigt sich an:

Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel . . . .
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Indessen Schiller glaubte fest an Preußens große Zukunft, er wußte auch, daß die stärkste Lebenskraft dieses Staatswesens im Protestantismus lag; darum gab er die Hoffnung auf Deutschlands Größe nicht kleinmütig verloren, und in dem unvollendeten Hymnus, den er 1801 nach dem schmachvollen Frieden von Luneville entwarf, sprach er es in stolzen Worten aus: das langsamste aller Völker, dem aber einst die herrliche Tat der Reformation gelang, werde alle schnellen und flüchtigen einholen und den großen Prozeß der Zeit gewinnen, der deutsche Geist werde einst die Welt beherrschen. Hätte Schiller die Schlacht von Jena erlebt, er wäre in die erste Reihe der Vorkämpfer getreten, die für die innere Wiedergeburt der deutschen Nation mit Wort und Schrift und Tat sich einsetzten. Aber sein Heldengeist hat doch die Schlachten der Befreiungskriege mitgeschlagen, jener Geist, der Johanna beseelte, als sie die fremden Eroberer von der heimatlichen Erde trieb, jener Geist, der in den Eidgenossen lebte, als sie frommen Herzens die Schwerter zum heiligen Kampf erhoben. „Aber der Krieg auch hat seine Ehre," heißt es in der „Braut von Messina", „der Beweger des Menschengeschicks; denn der Mensch verkümmert im Frieden, müßige Ruh' ist das Grab des Muts . . . Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum Ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Mut." Wo wäre der sittliche Wert des Soldatentums schlagender in ein knappes Losungswort gefaßt worden, als in den Schlußversen von Wallensteins Lager: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" Schiller war nicht nur mit seiner mächtigen Redebegabung und seinem entschiedenen Hange zur staatsmännischen Wirksamkeit für das öffentliche Leben geschaffen, er war auch ein echtes Soldatenkind mit einer ursprünglichen, gestaltungskräftigen Freude am Waffenhandwerk und seinen Vertretern, an kriegerischen Bildern und strategischen Dispositionen. Das Schicksal hat ihn auf einen anderen

Platz gestellt: seine politischen Ideale durfte er nur mit der Feder verfechten, und sein Feldherrntalent sollte sich künstlerisch ausleben in einer Souveränität der dramatischen Technik, die vor ihm in Deutschland ohne Beispiel war und bis heute noch nicht wieder erreicht worden ist.

Als Schiller im März 1789 seine Wanderjahre abschloß, fand er in Thüringen eine neue Heimat, ein häusliches Glück von reinster Innigkeit und ein Amt, das ihn zwar zunächst nicht nährte, aber doch nähren half: er wurde außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Jena. Neun Jahre später rückte er zum ordentlichen Honorarprofessor auf. Der Unterricht auf der Militärakademie hatte ihn in die Kenntnis der Geschichte gut eingeführt, die Beschäftigung mit dem „Fiesko" und „Don Carlos" hatte ihn bei solchen Studien erhalten. Er bekannte dankbar den reichen Gewinn an gegenständlicher Lebenserfahrung, an Welt- und Menschenkenntnis, den ihm das fleißige Lesen der Geschichtsschreiber eintrug. Als er vollends im April 1786 an einem gedankenreichen Buche Thomas Abbts Feuer gefangen hatte, dessen Betrachtungsweise er sich kongenial fühlte, da war ihm der Wunsch gekommen: „Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein." Ja, schon warf er die Frage auf, ob nicht die „idealische" Tätigkeit des Gelehrten wertvoller sei, als die politische. Im folgenden Jahre hatte er den Plan gefaßt, im Verein mit anderen Gelehrten eine Geschichte der merkwürdigsten Verschwörungen herauszugeben. Er selbst behielt sich die Darstellung des niederländischen Aufstandes vor, die 1788 erschien, seinen Ruf als Geschichtsschreiber begründete und ihm durch Goethes Vermittelung die Jenaer Professur erwarb. Sein zweites größeres Geschichtswerk, mit dem er seine reiche Tätigkeit auf diesem Feld endigte, wurde das Meisterwerk seiner Erzählungskunst, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Doch kehrte er in den letzten Lebensjahren noch einmal zu der alten Neigung zurück und plante nichts Geringeres als eine Geschichte Roms. Seine methodischen Anschauungen, wie er sie sich namentlich unter dem Eindruck der Schriften Voltaires und Montesquieus, Herders und Kants gebildet hatte, entwickelte er in seiner berühmten Antrittsrede über die Aufgabe der Universalgeschichte. Doch blieben seine eigenen Arbeiten dem hier eingenommenen Standpunkte nicht treu, denn als Forscher und Darsteller ist Schiller nicht der philosophische Kulturhistoriker, dessen universales Arbeitsfeld jene Rede umschrieb, sondern der politische Historiker, dem der Staat als der eigentliche Träger des geschichtlichen Lebens gilt, und dessen Teilnahme darum viel weniger den gesellschaftlichen Zuständen, den natürlichen, geistigen und sozialen Entwicklungsmächten gehört, als den großen Persönlichkeiten, die den Gang der Ereignisse bestimmen und auch da, wo sie unterliegen, noch die Ideale bewähren, deren Verwirk-

lichung der moralische Endzweck des Staatslebens ist: Gerechtigkeit und Freiheit. Der begeisterungweckenden Lehrtätigkeit Schillers setzte freilich der Ausbruch seiner Krankheit ein vorzeitiges Ziel, aber der bewundernde Beifall seiner Leser konnte ihn entschädigen. Übrigens fehlte es ihm in seiner akademischen Tätigkeit nicht an niederschlagenden Erfahrungen, und wenn er im November 1790 auch hoffnungsvoll schrieb: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtsschreiber in Deutschland werden kann; und dem ersten müssen sich doch auf jeden Fall Aussichten eröffnen," so geht doch aus diesen zuversichtlichen Worten deutlich genug hervor, daß ihn fast nur noch der Wunsch nach Verbesserung seiner äußeren Lebenslage bei diesen Arbeiten festhielt. Und als ihm nun durch die hochherzige Spende des Herzogs von Augustenburg und des Ministers von Schimmelmann die bange Sorge endlich genommen war, da jubelte er auf: „Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen anderen Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung!" Von jetzt ab gehörte er wieder mit ganzer Seele der Poesie. Der „Wallenstein" steht am Anfang seiner zweiten Siegeslaufbahn, die ein unvergänglicher Glanz umleuchtet. Nur auf der ersten Strecke dieses Weges blieb seine Liebe noch geteilt, neben der Poesie auch der Philosophie zugewendet.

Weder die theologische noch die medizinische, juristische oder historische Wissenschaft ist ihm jemals in solchem Maße inneres Bedürfnis gewesen, wie die Philosophie. War doch sein dichterisches Schaffen von Anfang an mit Kritik und Reflexion durchsetzt und vollzog sich — vollends in reiferen Jahren — mit einer Bewußtheit, die ihm nicht nur eine überreiche Gedankenlast, sondern zeitweilig auch ein genußstörendes Gepräge von Absichtlichkeit lieh. Er beneidete Goethe um seine wunderbare Gabe, Reflexion und Produktion auseinander zu halten. „Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden," klagte er im Mai 1792, „ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß." Allerdings war er eben darum der überlegene Techniker; daß man die Poesie „kommandieren" könne, das hat Goethe erst im Verkehr mit Schiller staunend erfahren. Aber nie sollte man vergessen, worin Schillers atemlose Produktion ihren tiefsten Grund hatte: in der schmerzlichen Gewißheit, daß ihm ein frühes Ende bevorstehe, daß er seine Zeit und seine Kräfte mit unerbittlicher Strenge zusammenzuhalten habe, wenn er sein Tagewerk noch zu vollbringen denke. Immer besaß ihn die Angst, er könnte vor der Höhe des Lebens plötzlich abberufen werden. Im März 1791 schrieb er an Wieland: „So gerne wünschte ich das noch zu erreichen, wozu eine dunkle Ahnung von Kräften mich zuweilen ermunterte, und wovon Ihr freundlicher Sehergeist mir das Ideal vor-

hält; wenigstens fühle ich, daß ich auf dem Wege dazu bin, und daß, wenn mein böses Schicksal mich jetzt schon abgerufen hätte, der Nachruf der Welt mir sehr Unrecht getan haben könnte. Ich gestehe, daß es mir künftig eine große Angelegenheit sein wird, den Weg zu jenem Ziele zu beschleunigen." Wenn Goethe sich gestatten durfte, von Zeit zu Zeit „leise den Baum zu schütteln, um alsbald die reifsten Früchte herabfallen zu sehen," ihm war dies stille Abwarten nicht gegönnt, und so übte er denn der Poesie gegenüber ein ungeduldiges Herrenrecht, das keine ängstliche Rücksicht kannte, die Phantasie durch die Reflexion stachelte, die Stimmung herbeizwang und in jedem Augenblick vom künstlerischen Vermögen ohne weiteres forderte, was sonst nur die unberechenbare Gunst der Stunde zu schenken pflegt. Er war noch immer derselbe, der im Mai 1785 an Körner geschrieben hatte: „Den preise ich selig, dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt."

Eine solche Arbeitsweise wäre selbst seiner Willensenergie unmöglich gewesen, wenn ihm nicht die angeborene philosophische Begabung und eine hohe dialektische Schulung zu Hilfe gekommen wären: über die Idee pflegte er erst zur Anschauung zu gelangen, und jede Anschauung führte ihn sofort wieder zu Ideen hin. Allerdings war seine Lebensbeobachtung von außerordentlicher Schärfe, aber sie arbeitete so gut wie nie um ihrer selbst willen, sondern immer im Dienste bestimmter Absichten. Sein Realismus ist oft unterschätzt worden, aber er kam doch viel weniger auf die Rechnung des Naturells als des Stilkünstlers, der mit unfehlbarer Sicherheit jedes Kunstmittel zu seiner Zeit und an seinem Platz zu brauchen wußte. Im übrigen hat es sein geistvoller Freund W. von Humboldt zuerst ausgesprochen, daß der Gedanke das Element seines Lebens war, daß Idee, Anschauung und Gefühl sich in ihm so eigenartig durchdrangen, wie in keinem früheren Dichter, und daß es seine stärkste Besonderheit war, Poesie und Philosophie in der Identität ihres Ursprungs zu erfassen und darzustellen.

Darum reizten ihn auch in der Philosophie viel weniger die Probleme der Erkenntnislehre, als die ethischen und ästhetischen und die Fragen der praktischen Lebensgestaltung. Auch hierin bewährte sich Schiller als Jünger des Aufklärungszeitalters, dem er mit den berühmten Versen: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige, stehst du an des Jahrhunderts Neige!" ein feuriges Loblied sang. Von seinem Verhältnis zu Kant darf man sagen, daß er nicht sowohl dessen Schüler, als sein Geistesverwandter war, denn der Grundgedanke dieser Philosophie war ihm selbst schon inneres Erlebnis geworden, bevor er die Kantischen Schriften kennen lernte. In diesen fand er seine tiefsten Ahnungen erfüllt, seine geheimsten Träume gedeutet, und seine Versuche, die Gedanken Kants weiter zu entwickeln, erwuchsen ihm aus dem nämlichen

Erlebnis der Unbedingtheit, der absoluten Freiheit des Geistes gegenüber der Sinnenwelt. Was wir von der Welt erkennen, ist nur ihre Erscheinung innerhalb der Grenzen unserer geistigen Organisation. Die Wirklichkeit, die hinter diesen Erscheinungen steht, ist kein Objekt der Wahrnehmung, sondern des Glaubens. Wir besitzen aber diese übersinnliche Wirklichkeit in der Selbstgewißheit unseres Willens, der sich unter einem sittlichen Gesetz weiß, wir besitzen sie in der unbedingten Nötigung unseres Innern, den Sieg des Guten und des Wahren befördern zu helfen. Alle Ideen des Guten, des Wahren und des Schönen, die wir in uns tragen als den Inbegriff dessen, was sein soll, stammen also aus jener unsichtbaren Wirklichkeit, der wir als geistige Wesen angehören, als berufene Teilnehmer an der Verwirklichung des göttlichen Weltplans. Von diesem Glauben an das Unsichtbare Zeugnis abzulegen und diesen Glauben wirksam werden zu lassen in der Heiligung des schaffenden und handelnden Willens, das ist der Menschheit höchste Würde, ist ihre Erlösung vom Joche der Sinnenwelt. Der Sinn des Lebens schließt sich darum niemals im Denken, sondern nur im sittlichen Wollen auf; in ihm aber ergreift der Mensch auch das Glück, das irdische Güter ihm nicht verbürgen können: „Es ist nicht draußen — da sucht es der Tor, es ist in dir, du bringst es ewig hervor." Drei Worte sind es, in denen sich Schillers Glaubensbekenntnis zusammenfaßt; das erste: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren," das zweite: „Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall, der Mensch kann sie üben im Leben," und endlich das dritte: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche wanke; hoch über der Zeit und dem Raume schwebt lebendig der höchste Gedanke."

Wir wissen, welche Erwartungen Schiller der französischen Revolution entgegengebracht hatte und wie grausam sie enttäuscht worden waren. Großartig war der Gedanke, der ihr zugrunde lag, daß nämlich die höchste Angelegenheit der Menschheit, ihr Anspruch auf Freiheit, Gerechtigkeit und Glück, worüber bis dahin immer nur das Recht des Stärkeren und das geschichtliche Herkommen zu entscheiden gehabt hatte, nunmehr vor dem erhabenen Richterstuhl der Vernunft geordnet werden sollte. Schiller machte kein Hehl daraus: wäre dieser große Gedanke siegreich geblieben, er hätte für immer von den Musen Abschied genommen, um seine besten Kräfte der politischen Wiedergeburt der Menschheit zu widmen. Aber seit dem unseligen Jahre 1793 waren ihm alle Hoffnungen dieser Art „auf Jahrhunderte benommen". Jetzt schrieb er: „Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Teil Europens und ein ganzes Jahrhundert in

Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert." „Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren, aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht." In den niederen Klassen brach die eingeborene Bestialität hervor: es waren also nicht freie Menschen, die der Staat unterdrückt, es waren bloß wilde Tiere, die er an heilsame Ketten gelegt hatte. In den höheren Klassen wiederum offenbarte sich eine Schlaffheit, eine Geistesschwäche und eine Versunkenheit des Charakters, die um so empörender waren, je mehr sie sich mit allen Gaben der Kultur geschmückt hatten. Daraus schöpfte aber Schiller die Überzeugung, daß jeder Versuch einer Staatsverbesserung aus Prinzipien unzulänglich und verfrüht bleibe, bevor nicht der Charakter der Menschheit aus seinem tiefen Verfall emporgehoben sei, „eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert". Zur bürgerlichen Freiheit können diejenigen unmöglich reif sein, denen noch so vieles zur menschlichen fehlt. Das dringendste Bedürfnis des Zeitalters sei darum die Veredelung der Gefühle und die Reinigung des sittlichen Willens, denn für die Aufklärung des Verstandes sei schon sehr viel getan worden, ohne daß diese theoretische Kultur die Menschen gebessert hätte. Nicht die Ideen allein machen die Geschichte, sondern die großen Menschen, in deren Seele das heilige Wollen lebt, daß die Idee Tat werde. Das Ziel, das die französische Revolution erstrebt, aber kläglich verfehlt hat, ist der Vernunftstaat, der Staat als Kunstwerk zur Verwirklichung der Idee der politischen Freiheit und Gleichheit. Gegenwärtig herrscht noch der Naturstaat, ein Werk der Not, gegründet auf den Zwang der Bedürfnisse, aber nicht auf die sittlichen Forderungen der Vernunft. Die Erziehung der Menschheit zu dem Vernunftstaat der Zukunft, in dem der Naturstaat seine Aufhebung finden wird, ist aber das hohe Amt der Kunst, dieser Hüterin der Ideale, die das, was Wirklichkeit werden soll, im Bilde zeigt und mit unwiderstehlicher Macht in die Herzen prägt. Der ästhetische Mensch trägt das Ideal des Vernunftstaates in seiner Seele, wie der Fromme das Ideal der unsichtbaren Kirche. In ihm ist bereits verwirklicht, was der Masse der übrigen Menschen erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden erreichbar werden wird: der natürliche Einklang von Pflicht und Neigung, die Freiheit als die unbedingte Achtung vor dem moralischen Gesetz im Gemüt, die Liebe als die Aufhebung aller weltlichen Zwangsgebote, das brüderliche Zusammenwirken mit Gleichgesinnten im Dienst der gemeinsam verehrten Ideale und die Durchdringung alles irdischen Erlebens mit den Ewigkeitswerten der raum- und zeitlosen Wahrheit: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie!" Darum ist die Kunst die Erzieherin des Menschen zur inneren Freiheit; sie schlichtet den Streit zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden", welcher unser Leben entzweit, indem sie den sinnlichen Genuß, der uns von den Objekten abhängig macht, in eine geistige Freude verwandelt, indem sie die

stoffliche Begierde zum begierdelosen Wohlgefallen an der schönen Form erhöht und so unser Wesen mit jener beglückenden Harmonie der ästhetischen Lebensstimmung erfüllt, die einst das Griechentum den olympischen Göttern lieh.

Das ist der Grundgedanke der Schillerschen Philosophie, auf den seine ästhetischen Abhandlungen von verschiedenen Seiten her immer neues Licht werfen, dessen schönste Fassung aber in einer Dichtung gefunden wurde: „Das Ideal und das Leben" heißt sie, ursprünglich hatte sie der Dichter „Das Reich der Schatten" oder „Das Reich der Formen" genannt. Er übersandte sie seinem Freunde Humboldt mit den feierlichen Worten: „Entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht." Hier erscheint am Schlusse der kämpfende und der verklärte Herakles als das Bild der ringenden Menschheit, die durch Unvollkommenheiten, Mühen und Leiden, aber mit unbeugsamer Energie den Weg aufwärts findet zu einem gottähnlichen Dasein, dessen selige Ruhe sie auf ihrer irdischen Wanderung nur als ein entzückendes Vorgefühl erleben konnte in jenen höchsten Augenblicken, da sie im freien ästhetischen Spiel, in der Anschauung des Schönen sich über alle Lebensnot triumphierend erhob. Schiller hatte die Absicht, die Vergötterung des Herakles zum Gegenstand einer Idylle zu machen, die seine höchsten Gedanken ausdrücken sollte. Goethe hat im zweiten Teil des „Faust" dasselbe Symbol gewählt, um an Schillers heroisches Ringen nach menschlicher Vollkommenheit bewundernd zu erinnern. Er hat aber anderwärts auch die „Christustendenz" in Schillers Wesen betont, die nichts ergreifen konnte, ohne es zu veredeln. Und damit hat er den religiösen Kern von Schillers Persönlichkeit zutreffend bezeichnet: seinen unerschütterlichen Glauben an die göttliche Hoheit der Menschennatur, seine erstaunliche Kraft, diesen Glauben in einer wahrhaft adligen Lebensführung zu bewähren, und die heitere, fromme Gefaßtheit, mit der er für diesen Glauben das Martyrium seines Siechtums trug und sein Leben als Opfer gab. Wundervoll hat Goethe diesen religiösen Kern im Wesen seines großen Freundes zu enthüllen gewußt in dem herrlichsten Schillerdenkmal aller Zeiten: dem Epilog zur „Glocke". Nicht nur in Schillers Leben, auch in allen Werken seiner Reifezeit hat unser Volk gleichsam die Unterpfänder einer höheren Welt erhalten, die allenthalben in diese unvollkommene irdische hineinragt; mit den Händen läßt sie sich nicht greifen, aber in den Geistern, die von ihr sich ergreifen lassen, entflammt sie „jene Jugend, die uns nie verfliegt" und „jenen Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt".

Körner hat Schiller als den modernsten aller Dichter bezeichnet. Schiller selbst war sich einer solchen führenden Stellung durchaus bewußt. „Ich möchte nicht gerne in einem andern Jahrhundert leben," sagt er in den ästhetischen Briefen, „und für ein anderes wirken. Man

ist ebensogut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist. . . . Was an sich gut ist, möchte man vielleicht sagen, ist zu jeder Zeit gut, und das ist jede Untersuchung der Wahrheit. Aber es gibt viele Wahrheiten, die zu untersuchen sind, und bei der Wahl, die man darüber anstellt, gebührt meiner Meinung nach dem *Zeitbedürfnis* und dem *Zeitgeschmack* eine entscheidende Stimme.“ So bemächtigte sich denn Schiller als Dichter und als Denker aller wesentlichen Ideen, die von der Reformation bis zur Gründung des napoleonischen Weltkaisertums die Geister erregt hatten. Er wurde ein Herold der Zeitideen, anders als Goethe, der mehr darauf ausging, sich von ihnen frei zu machen, als für ihre Verbreitung tätig zu sein. Dennoch bedarf jenes Urteil Körners heute einer erheblichen Einschränkung.

Welches sind denn die leitenden Kräfte in der Geistesbewegung des 19. Jahrhunderts? Auf den kürzesten Ausdruck gebracht: das entwicklungsgeschichtliche Denken, die politische, technische und wirtschaftliche Bewältigung der großen Lebensprobleme im Wettkampfe der Völker und die soziale Arbeit. Das entwicklungsgeschichtliche Denken aber hat seine entscheidenden Antriebe aus Goethes Geisteswelt empfangen, während Schiller, der Sohn der Aufklärung, den Weg zu ihm noch nicht gefunden hat. Viel näher lagen ihm Erwägungen politischer und sozialer Reform. „Der Mensch,“ sagt er einmal in den ästhetischen Briefen, „ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.“ Noch schärfer gefaßt erscheint derselbe Gedanke in dem Epigramm, das „Würde des Menschen“ überschrieben ist:

> Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
> Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

Die erzieherische Arbeit an den Menschen kann aber mit Erfolg auch schon einsetzen beim Spiel und bei ihren Unterhaltungen: „Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen.“ Aber dergleichen Winke, wiewohl sie Schillers praktischen Verstand unwidersprechlich bezeugen, sammeln sich doch nirgends zu einer so umfassenden Vorahnung der Aufgaben des modernen Geistes, wie sie Goethes prophetischem Blick in den „Wanderjahren“ und im „Faust“ gelang. Schiller glaubte noch an das Alleinseligmachende der Kunst, Goethe aber, — der größte Künstler, den wir gehabt haben, — kannte doch noch etwas Höheres als die Kunst: die Arbeit, das Schaffen praktischer Lebenswerte, die kulturfördernde Tat. Allerdings im Hintergrunde von Schillers ästhetischem Evangelium lag ja derselbe Gedanke: daß der *ästhetische* Mensch eine Weissagung auf den *sittlichhandelnden* sei, daß die Kunst berufen sei, auf eine höhere Auffassung

auch des praktischen Lebens und seine Umgestaltung von innen heraus hinzuleiten. Wäre ihm Goethes Lebensdauer beschieden gewesen, er hätte ohne Zweifel diesen Gedanken viel schärfer herausgearbeitet, denn nichts lag ihm ferner, als ästhetischer Quietismus; nur die Erfahrungen der französischen Revolution hatten ihn in diesem Punkte zurückhaltender gemacht. Aber es gibt noch eine andere Erklärung dafür, weshalb er bei seiner Entdeckung von der heilenden, befreienden und versöhnenden Macht der Kunst stehen blieb, ohne der Fortsetzung des Weges, auf dem diese Entdeckung lag, eine genauere Aufmerksamkeit zu schenken. Diese Entdeckung hatte für ihn etwas Berauschendes, weil sie ihm nicht nur den Sinn seines eigenen Lebens erschloß, dessen Quellpunkt eben die Kulturidee der Kunst war, sondern weil er mit ihr auch den Schlüssel gefunden zu haben glaubte zur einheitlichen Deutung der abendländischen Geistesgeschichte überhaupt. Zweierlei kam ihm dabei zu Hülfe.

Hatte er beklagt, daß sich sein Geist fast bis zum Mannesalter „ausschließlich aus modernen Quellen genährt“ hatte, so gab er sich seit 1788 mit dem größten Fleiße dem Studium der Griechen hin, um sich im Umgang mit ihnen Klassizität zu erwerben. Hier knüpfte er an Winckelmanns große Leistung an. Denn erst dadurch, daß die griechische Kunst als Ganzes, als ein gesetzmäßig sich entfaltender Organismus begriffen war, konnte die Verwandtschaft wie der Gegensatz des modernen Bewußtseins zu dem antiken erkennbar werden: ohne den von Winckelmann geschaffenen idealen Begriff des Griechentums wäre Schillers geniale Antithese der naiven und der sentimentalischen Poesie niemals gefunden worden. Neben den klassischen Studien aber waren es die historischen und die philosophischen, denen Schiller in den Jahren nach dem „Don Carlos“ seine Liebe zur Dichtkunst fast völlig zum Opfer brachte. Und sie lehrten ihn verstehen, wodurch der modernen Menschheit jene Harmonie des persönlichen Daseins, jene Totalität des Charakters verloren gegangen war, die die Schüler Winckelmanns an den Griechen bewunderten: durch die Religionsstreitigkeiten und die politischen Interessenkämpfe, durch die einseitigen Abstraktionen der Wissenschaft, durch die ständischen Sonderungen, die Berufsteilungen und die endlosen Zersplitterungen der Arbeitsweisen und Arbeitsziele, deren Folge war, daß jeder Mensch, nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, sich selbst auch nur als Bruchstück ausbilden lernte, weshalb die Welt schließlich nur noch aus Fächern und Fachmenschen zu bestehen schien. Soll aber aus der Zerstückelung wieder das Ganze, soll im Menschen die Menschheit hergestellt, soll der Charakter wieder veredelt werden, so kann das nicht durch den Staat geschehen — denn dieser gründet sich auf Gewalt —, auch nicht durch die Philosophie — denn diese wendet sich nur an das Denken —, sondern ganz allein durch die Kunst, die durch das Herz den sittlichen Willen ergreift und den Menschen über sein kleines empirisches

Ich hinaushebt zu dem schöpferischen Glauben an die Selbständigkeit der geistigen Welt. Wenn durch die Vereinigung des Realismus mit dem Idealismus, des Naiven mit dem Sentimentalischen die *schöne* Menschlichkeit erst wieder erreicht sein wird, dann werden die Angehörigen der modernen Kultur unter *ihren* besonderen Bedingungen, auf *ihren* besonderen Wegen und *mit Bewußtsein* ein Ziel errungen haben, auf dessen Höhe sie mit den Griechen sich wieder werden messen dürfen, ohne Beschämung zu empfinden.

Als die herrlichste Gewähr dafür, daß diese Aussicht kein schöner Traum bleiben werde, stand Goethes überragende Erscheinung da. Denn in der wahrhaft königlichen Lebensführung dieses Geistes offenbarte sich eine bis dahin unerhörte Kühnheit und Universalität der schöpferischen Verarbeitung, eine Herrscherbegabung der Phantasie, für die Grenzen in Zeit und Raum kaum noch vorhanden zu sein schienen. Seit Schiller von seiner schwäbischen Heimat sich losgerissen, hatte es ihn mit magnetischer Gewalt nach Weimar gezogen: an Goethe mußte er sich messen, in seiner Nähe mußte er Klarheit gewinnen über sich selber. Körner bestärkte ihn fort und fort in diesem Verlangen: ihm stand es fest, daß die beiden sich finden mußten, ja, er sprach gern von einer heilsamen „Reibung" zwischen ihnen, die Schiller davor bewahren könnte, sich allzu weit im Intellektuellen zu verlieren. Dieser bemühte sich inzwischen, Goethes Dichtungen mit tief eindringender Kritik zu bewältigen und in jedem Sinne von ihnen zu lernen; denn immer klarer wurde es ihm, daß er berufen sei, zwischen den beiden größten geistigen Mächten seiner Zeit, zwischen Kant und Goethe, die Vermittelung herzustellen und damit die Lösung anzubahnen für das tiefste moderne Bildungsproblem, das zum ersten Male in der Renaissanceepoche über den Horizont gestiegen war, um alsbald durch die ganz Europa erschütternden Religionskämpfe völlig verdunkelt zu werden, bis es endlich im Zeitalter der Aufklärung langsam wieder sichtbar geworden war. Der Kern dieses Problems war die Frage, wie das antike mit dem christlichen Lebensprinzip in eine Einheit zu fassen sei, die Eigenwürde der diesseitigen Kultur mit der sittlichen Hoheit der Weltüberwindung, die sinnliche Natur des Menschen mit seiner übersinnlichen. In dem Ringen mit diesem Problem war Schiller nicht nur die Tiefe seiner eigenen Natur, sondern auch der großartige Sinn des Goetheschen Lebens und Dichtens erst völlig aufgegangen, und das Ergebnis dieser langen und heißen Geistesarbeit war nichts Geringeres, als ein neuer Kulturgedanke, den das 19. Jahrhundert als das reifste Vermächtnis des 18. empfangen sollte: wir nennen ihn *das Ideal der Humanität*. Sein Sinn ist dieser: daß der Mensch, dem nichts Menschliches fremd bleiben darf, alle Elemente seines Wesens, des sinnlichen wie des vernünftigen, zu der Einheit eines Kunstwerkes verschmelze, daß er aber zugleich den gesamten

Kulturerwerb der Menschheit, auf seine letzten Motive und seine wesentlichen Ergebnisse zurückgeführt, in diese seine Lebensarbeit eingehen lasse, um auf diesem doppelten Wege gleichsam ein Auszug der ganzen Menschheit zu werden, ein Mikrokosmus, in dem die Energie von Jahrhunderten und Jahrtausenden sich gesammelt hat zu Möglichkeiten des Verstehens, des Handelns und Bildens, die zwar von der Besonderheit des Individuums ihre Form, ihre Farbe, ihre eigentümliche Schönheit und ihren Gegenwartswert empfangen, die aber ihren tiefsten Gehalt und ihre schöpferische Kraft gerade darin besitzen, daß sie mit allem Guten, Großen und Wertvollen der Weltgeschichte sich in einem inneren Lebenszusammenhang fühlen, als organische Glieder also in einer mächtigen Kette geistiger Mitteilungen von den Uranfängen des Menschengeschlechts bis zu ihren jüngsten Tagen. Nur wer sich an das Ganze der Menschheit innerlich anzuschließen weiß, nicht bloß an jenes winzige Stückchen, das wir die Gegenwart nennen, nur der wird über jede Abhängigkeit von den Zufälligkeiten des Tages emporgehoben und dadurch befähigt, gleichsam im Auftrage der Menschheit und ihres ewigen Entwickelungsverlangens neue Kulturwerte hervorzubringen. Im ästhetischen Menschen, wie ihn Schiller verstanden wissen wollte, ist also nicht nur die Einheit des sinnlichen und des vernünftigen Vermögens, sondern auch die des antiken und des christlichen Lebensprinzips vollzogen; in ihm begegnen sich gleichsam Goethe und Kant.

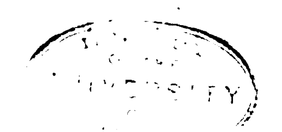
Wollte Schiller diesem neuen Bildungsideal die Bahn bereiten, so brauchte er dazu unter allen Umständen Goethes Bundesgenossenschaft. Aber wie schmerzlich sah er sich von diesem nur allzu lange verkannt! Sechs Jahre lebten sie benachbart, ohne sich näher zu kommen, obwohl es an eifrigen Vermittlern zwischen beiden nicht fehlte. Schiller war zu stolz, um zu werben, und Goethe hatte keine Ahnung, welche erstaunliche innere Entwickelung Schiller seit dem „Don Carlos“ durchgemacht hatte, wie ebenbürtig er ihm inzwischen geworden war; für ihn war Schiller noch immer der lärmende Wortführer jener gärenden Sturm- und Drangepoche, über die er selbst auf den Spuren Winckelmanns längst hinausgeschritten war, und an die er so wenig erinnert sein mochte, daß ihm sogar seine eigenen Jugenddichtungen gründlich verleidet waren. Endlich aber schmolz das Eis zwischen beiden Männern, sie reichten sich über alle Gegensätze hinweg die Hände zu feierlichem Bündnis, und ein neuer Frühling unerschöpflicher Schaffenslust keimte beiden empor. Dankbar bekannte Goethe: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte“; und 1829 vertraute er es Eckermann: „Bei meiner Bekanntschaft mit Schiller waltete durchaus etwas Dämonisches ob.“ Daß er seine anfänglich ablehnende Haltung gegen Schiller sich später selbst zum Vorwurf machte, wissen wir aus einer Erzählung

Grüners. Dieser traf ihn eines Tages, als er in Schillers „Dreißigjährigem Kriege“ las und mit tränenden Augen beklagte, daß er diesen Mann einmal habe verkennen können.

Welche ungeheure Kluft die beiden Großen von dem übrigen Deutschland trennte, das offenbarte sich in dem glorreichen Xenienkampfe von 1797, denn es handelte sich bei diesem Kampfe um die Frage, ob die deutsche Literatur dort stehen bleiben sollte, wo sie Haller, Hagedorn, Klopstock, Wieland, Lessing und Bürger gelassen hatten, oder ob sie nicht vielmehr noch höhere Aufgaben zu erfüllen habe, als die der Unterhaltung oder der Belehrung. So wurde der Xenienkampf das Vorspiel einer neuen Epoche des deutschen Geistes, seiner Kunstepoche; mit diesem Namen ist ihr Wesen zwar nicht völlig umschrieben, aber doch in seinem Kernpunkt bezeichnet. Die Kunst hat weder die Aufgabe, der anmutigen Unterhaltung, noch der unmittelbaren Belehrung zu dienen. Sie ist auch nicht bloß ein Schmuck des Daseins, und noch weniger ein Kind der Gelehrsamkeit, der Mode oder des Müßiggangs. Sie erlaubt nicht, daß man ihr nur in „poetischen Nebenstunden“ opfere, anderseits ist das technische Virtuosentum ihr ebenso schädlich, wie das stoffliche Spezialistentum. Die Kunst verlangt das Opfer des ganzen Menschen und duldet neben sich keine anderen Götter. Ihr Wesen aber ist Ausdruck, ist Mitteilung seelischer Erlebnisse. Je reicher die Seele des Künstlers ist, je umfassender sein Weltbild und sein Erlebnishorizont sich darstellt, je mächtiger das Können ist, mit dem er seine Lebensgefühle, seine inneren Anschauungen und Gemütszustände auf andere Menschenseelen bezwingend zu übertragen vermag, um so tiefer wird er diese beglücken und ihnen Kräfte mitteilen, von denen der Lauf des täglichen Daseins sie nichts ahnen ließ. Durch die seelische Energie eines begnadeten Künstlers, der wir im Genusse seines Werkes teilhaftig werden, erschließt sich uns der tiefste Sinn und der geheimnisvolle Zusammenhang des Lebens, den uns der Interessenstandpunkt des Alltags selten oder niemals sehen läßt, wir lernen durch das Medium einer großen Persönlichkeit die Welt verstehen, den Wert des Lebens erkennen, und wir empfangen aus diesen inneren Vorgängen eine solche Stärkung unserer Seele, eine solche Richtung und Stimmung unserer Menschheitsgefühle, daß wir ein höheres Zutrauen zu uns selbst gewinnen und mit vermehrter Spannkraft, Klarheit und Herzenswärme unseren Weg fortsetzen.

Erst mit dieser Auffassung der Kunst war ihr ihre Würde als Kulturmacht endgültig zurückgegeben, erst mit ihr war der heilige Beruf der Kunst erkannt: eine unvergleichliche Trösterin, eine unversiegliche Kraftquelle im Daseinskampf zu sein, eine Erzieherin der Menschheit zur Ehrfurcht vor sich selber und zu ihrer vornehmsten Pflicht, an der Erhöhung und Veredelung ihres Gattungscharakters zu arbeiten.

Wir wissen alle, daß das 19. Jahrhundert die Aufgabe der Kunst



vielfach auf anderen Wegen gesucht hat, auf keinem aber, der ein höheres Ziel zeigen könnte und einen ähnlichen Aufwand geistiger Kräfte forderte, wie der von Schiller gewiesene. Wer wollte bestreiten, daß viele seiner Schöpfungen die Spuren der Vergänglichkeit tragen; künstlerisch können wir allerdings über sie hinaus kommen, und zum Teil sind wir es schon, aber die geistige Großmacht, die in ihnen sich ausgelebt, sichert gleichwohl ihren dauernden Bestand und ihre unveraltbare erzieherische Kraft. Wenn Goethe gesagt hat: „Es ist eigentlich die große Persönlichkeit eines Autors, welche in die Kultur seines Volkes übergeht," so hat sich dieses Wort an Schiller großartig bewährt. Im Zeitalter des Realismus und des Naturalismus glaubten wir uns von ihm entfernt zu haben, aber wir haben uns geirrt: es war nur der Gegensatz des Stiles, der uns von ihm getrennt hatte, nicht eine Entfremdung des Gemüts oder der Geistesart. Inzwischen hat der Wettkampf der Nationen wie der einzelnen härter sich angespannt, mit der fortgesetzten Teilung der Arbeit hat sich auch ihre Freudlosigkeit vermehrt, und Schillers bittere Klage, daß die Welt voller Fachmenschen sei, die sich nicht mehr als Ganzes, sondern nur noch als Bruchstücke ausbilden können, hat heute ungleich schärfere Geltung als damals. Darum geht ein großes Sehnen durch unsere Zeit nach Rettung vor solcher seelischen Verkümmerung, der leidenschaftliche Ruf des Kranken nach der Gesundheit: der Ruf nach Kultur der Persönlichkeit, nach Kunst, nach Religion. Die moderne Poesie gibt auf diesen Ruf keine erlösende Antwort, denn die stärksten Talente der Gegenwart haben sich den lockenden Unternehmungen des praktischen Lebens zugewendet, die den Triumph der deutschen Arbeit über den Erdball tragen. Schillers stolzer Glaube, daß der deutsche Geist dereinst die Welt beherrschen werde, lebt auch heute noch in vielen hoffenden Seelen, aber gerade in der modernen Dichtung darf man seine Stimme nicht vernehmen wollen. Das wird auch kaum zu erwarten sein, bis nicht aufrüttelnde nationale Erlebnisse, die uns gewiß nicht erspart bleiben, unsere Poeten wieder darüber belehrt haben werden, daß die Dichtung nicht dazu da ist, Magenfragen und Genußprobleme, Standeskonflikte und Liebesaffären, Gesellschaftsintrigen, Künstlerschmerzen oder Tagesfragen und Trivialitäten aller Art in endlosen Variationen zu behandeln, sondern daß sie, „nicht unwert des erhabenen Moments der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen", wieder „der Menschheit große Gegenstände" erfassen lerne:

> Denn nur der große Gegenstand vermag
> Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
> Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
> Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.



Geschichte eines Wortes.

Von

F. Tetzner.

— Leipzig. —

Neben den großzügigen Geschichten ganzer Völker, Länder, Wissenschaften erscheinen die kleiner Sippen, Geräte, Worte, Einrichtungen gewiß bedeutungslos. Und doch müssen sich die ersteren aus diesen aufbauen, wenn sie grundfest und lebensfrisch sein sollen. Aber nicht nur als Baumaterial sind diese Sondergeschichten nötig, ich glaube, sie sind auch für sich anziehend genug. Vielleicht kann dies ein Beispiel dartun, das scheinbar seines geringen Inhalts und Umfangs wegen die wenigsten Reize bietet: eine kurze Geschichte des Zahlwortes zehn.

Es entstehen fortwährend neue Stammworte, hervorgerufen durch Scherz, Lautmalerei, Anlehnung, Neuschöpfung. Viele kommen über einen beschränkten Ortskreis nicht hinaus, andere bestehen nur eine kleine Zeit, manche erhalten sich und nehmen eine reiche Bedeutungsentwicklung, ein kleiner Teil trotzt allen Einflüssen und erhält sich Jahrtausende denselben Inhalt, der kleinste auch seine Form, weil ihn gesetzliche Lautveränderungen nicht treffen. Das Wort zehn ist bei der vorletzten Gattung, es gehört dem ganzen indogermanischen Sprachreich in allen seinen Teilen von den Urzeiten bis heute an.

Als vor Tausenden von Jahren unsere germanischen Ahnen mit den Slawen, Romanen, Kelten, Persern, Indern noch eine Familie bildeten, war ihr Sprachschatz ein beschränkterer, aber aus den heutigen indogermanischen Sprachen kann man auch davon doch nur einen kleinen gemeinsamen Wortvorrat herauslesen. Der Deutsche hat noch nicht 300 Stammworte als Erbteil bis auf den heutigen Tag gerettet; darunter sind sämtliche

Zahlen der ersten Dekade bis auf die Eins. In der indogermanischen Urgemeinschaft hieß die Zahl zehn: dékm(t). Im Sanskrit lautet die Form dáçan, im Griechischen deka, im Lateinischen decem, im Altilawischen desętĭ. Die letzten drei finden wir in deutschen Lehnworten wieder.

Die germanische Lautverschiebung hat in für uns vorgeschichtlicher Zeit den Zahn- und Gaumenlaut eine Stufe verrückt, den ersteren hart, den zweiten spirantisch gemacht. Auf dieser Stufe stehen noch sämtliche germanischen Sprachen, außer der hochdeutschen. Da das Gotische auf Grund der Sprachdenkmäler die älteste genannt werden kann, wäre es nicht ohne Interesse, in ihr die Wortsippe zehn kennen zu lernen. Freilich ist ja das selbständige Auftreten beinahe in Dunkel gehüllt. Aber der Wortvorrat in der Wulfilanischen Bibelübersetzung ist nicht belanglos. Neben taihun (10) hat sich schon ein tigus (Zehner, —zig) entwickelt, das im Berner Oberland in dem Wort Ziger (10 l Milch) einen Verwandten besitzt und sich in unseren Zehnerzahlen von 20—90 in der Endung erhalten hat. Dabei mag nicht unerwähnt bleiben, daß die abweichende Form dreißig (statt drei-zig) sich nach den Lautgesetzen so herausstellen mußte. Hier lag gegenüber den anderen Zahlen ein i n-, kein anlautendes t vor und mußte zu ss (statt zu z) werden. Das Gotische hat noch unbeholfen für die Form der einzelnen Hundert: taihuntaihund (zehnzehn), wie ja auch das Alt- und Mittelhochdeutsche zehnzig aufweist. Außer Verbindungen, entsprechend hundertfältig, kennt es auch schon den Zehnten (taihunda), der ja wohl als kirchliche Einrichtung auch in Wirklichkeit vorhanden war. — Auf derselben Lautstufe kommt für die hochdeutsche Schriftsprache auch noch die niederdeutsche in Betracht, deren Niederschlag sich nur in Familiennamen zeigt. Diese gehen den hochdeutschen gleichlaufend und werden an jener Stelle Beachtung finden.

In unserer hochdeutschen Sprache selbst spielte die Zehn vor dem Bekanntwerden des Christentums keine bedeutende Rolle, weder vor noch nach der zweiten (hochdeutschen) Lautverschiebung, die ein althochdeutsches zehan, mittelhochdeutsches zehen, zên = zehen, schuf. Mag auch das uralte Dezimalsystem der zehn eine besondere Stellung in der indogermanischen Urfamilie zugewiesen haben, in Brauch und Glauben ist nichts übergegangen, vielleicht nur die Redensart: er greift mit allen zehn Fingern danach. Mit der Einführung des Christentums unter den Merowingern aber wurde auch die biblische und kirchliche Einrichtung des Dezemgebens Mode. Und nun kam auf einmal die Zehn in allen deutschen christlichen Landen weit öfter in den Mund der Leute. Die fränkischen Könige brauchten in ihren Kapitularien die lateinische Sprache, und so tritt denn auch die lateinische Form an erster Stelle auf. Die Könige verwendeten sie bei wiederholter gesetzlicher Regelung von Zehenteinnahmen selbst, und die deutschen Kaiser als Erben der fränkischen Könige behielten sie bei. Die althochdeutsche Lehnform des

lateinischen decimus lautete vor 1000 Jahren ein wenig volltönender wie heute: decemo. Sie hat sich beinahe unverändert bis heute erhalten in Dezem, Däzen, seinen Däzen dazugeben. Und schon im 9. Jahrhundert beichtete man in Lorsch: Ih gihu (beichte), daz ih mînan decemon(mittelhochd. tetzman, Dezem) ni fargalt (bezahlte), so ih scolda. Über die Zehnteinrichtung sei nur im allgemeinen mitgeteilt, daß die Kirche nach alttestamentlichem und ägyptischem Vorbilde von jedem Bauer jährlich den zehnten Teil des Aufwachsenden als Steuer erhob, besonders Vieh, Früchte, Honig, Eier, Futter; eher oder später wurde dieser Dezem in bequemere Abgaben oder in Geld verwandelt. Die Einnahme des Dezems wurde verschieden gehandhabt. Bald mußten ihn die Bauern selbst bringen, meist wurde er abgeholt oder durch einen besonderen Einnehmer abgefordert, zuweilen auch an einen Zahlungsfähigen gegen eine bestimmte Abgabe verpachtet oder verliehen. Die Verwalter oder Herren des Dezem heißen Decimarii, hie und da auch Decimatores. Ambrosius gebraucht das Wort decimarius auch für den Zehentpflichtigen, die spätere Bedeutung ist aber meist die eines Mannes, der die Abzehntung vornimmt. Beide Bedeutungen erwähnt Du Cange und fügt aus den Beneharnensischen Historien hinzu, daß man für Decimarii auch Desmers sagte. Damit ist die Bedeutung der Familiennamen Desmer, Teßmer aufgeklärt. In einer Marseiller Urkunde von 1229 heißt es: Der Decimarius schare zusammen (congreget) den Dezem und die Tasche des hl. Antonin, und in einer Elzer Urkunde steht: Ich Constantinus, der Decimarius vom Zehnten der Elzer Kirche, besitze das Feod vom Dezen zu Elz, zum Einsammeln des Viertels aus demselben Zehnt von Brot, Wein, Wolle, Äckern (Früchten), und allem anderen Zehntbaren. Ein solcher Pächter oder Verwalter des Zehnten mußte ein schriftkundiger Mann sein, und es kann nicht wundernehmen, dem Decimarius oft in Urkunden zu begegnen. So 1153 dem Züricher Bürger Rudolf Decimarius, der 1149 als Rudolf cendare (Zehnder) auftritt. Des Wernher decimatoris Urkunden aus dem letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts bezeugen ausdrücklich, daß dieser als einflußreicher Notar waltende „Schulmeister zu Wil" ein gelehrter Mann und „offener Schreiber von kaiserlicher Gewalt" war. Das Wort decimarius wurde auch eingedeutscht und hat sich gleichfalls in der Form von Personennamen erhalten. Nach hochdeutscher Schreibweise wurde daraus Tetzmer und, mehr in Anlehnung an die volkstümliche Form Dezen, Tetzner. Die ungeordnete Rechtschreibung der alten Zeit gibt den ersten Laut weich oder hart, den dritten als z, cz oder tz wieder, den mittelsten als e oder ä, das infolge der nachlaufenden Konsonanten kurz wurde. Nicht verwandt ist der Name Dettmer, der auf Dietmar zurückgeht, ebensowenig der in Schlesien sitzende Tätzegärtner, der als Lehnsmann der Kirche dem Robotbauern der Adligen gegenübersteht. Jenes Wort ist von datia (zu lateinisch dare, geben) abzuleiten.

Aber das Wort Dezem hat noch eine zweite Entwicklung erlebt. Es

war schon vor Beginn der althochdeutschen Lautverschiebung einmal ins Deutsche als lateinisches Lehnwort gekommen und hatte dann die Lautverschiebung mit durchgemacht. So haben wir Althochdeutsch tehmôn (decimare, zehnten), Mittelhochdeutsch dehem, degme, dechtuom, deheme, Neuhochdeutsch Dehme, Dieme, Dom mit anderen Nebenformen erhalten. Die launische Bedeutungsentwicklung hat es gefügt, falls Jakob Grimm recht behält, daß dies Wort an der Schweinemast hangen blieb. Der Dehem war die Abgabe der Schweinebesitzer an den Herrn des Buchen- oder Eichenwaldes, er soll das zehnte Schwein als Abgabe bedeutet haben. Später nannte man diese Art der Schweinemästung selbst Dehm, und das Weiden dehmen.

Auf der älteren Form vom Althochdeutschen tehmôn beruhen die Familiennamen Techmer mit ihren Spielarten, auf der jüngeren die an Demme, Diemer, Dehmel anklingenden.

Auf derselben Lautstufe blieb das Niederdeutsche stehen, das nun eine reiche Reihe von Worten entwickelt hat. Außer tegen, tegeden (zehnten), tegedere (Zehntner) und alle im Niederdeutschen von tegede (zehnte), teide abgeleiteten Personennamen wie Tegetmeier, Tegethof („wo man den Zehnten eines Ortes einsammelt"), Tegetland, Tegetkammer. Im Hochdeutschen fanden zur Zeit der Aufnahme des Tezem auch Lateinisch decanus als Dekan und Dechant und decuria als Decher (10 Stück) Aufnahme. In französischem Munde wurde der decanus zum Doyen, der in der Diplomatensprache auch deutsches Bürgerrecht erlangt hat.

Neben dem lateinischen Fremdwort Dezem und dem lateinischen Lehnwort Dehme war natürlich auch die altdeutsche Sippe in Gebrauch. Besonders in Süddeutschland blieb neben dem Dezem der Zehando = Zehend bestehen. In einer lateinischen Urkunde zeugt der schon genannte Rudolf cendare (Zehnder) in Zürich. 1275 verkauft Johannes Ougeli, Bürger von St. Gallen, mit Zustimmung des dortigen Abtes Ulrich den armen Leuten in dem niederen Spital seine 2 Zehnten, davon der eine ze Nöuchelnhus (Neuenhaus?), der andere am Chaphe hieß, mit allen Rechten um 10 M. lötigen Silbers „Chostencer giwegis". Unter den Zeugen ist auch Chunrat der Zehender. Diese Urkunde bezeugt, daß auch Grundstücke, ähnlich dem Dekumatland, den Namen Zehent führen konnten, daß zweitens Zehender in der Unterschrift nicht den Inhaber des Landes, sondern sicher den Beamten bedeutet, und sie gibt ferner Veranlassung, hier gleich die Form Kostnitz einmal zu beleuchten, die mit Unrecht von den Tschechen als tschechisches Sprachgut in Anspruch genommen wird. Husens Wohnhaus und Gedenkstein zu gefallen, mögen wohl häufig, wie auch Erinnerungsgegenstände daselbst mit tschechischer Sprache bekunden, Tschechen Konstanz besuchen. Die Ortsnamenform aber geht auf Lateinisch Constantia zurück, daraus sich der alamannische Volksmund in althoch-

deutscher Zeit (Otfrid!) Kostenze, Kostenize zurecht machte, ehe ein Tscheche in die Lage kam, den Namen der Stadt auch nur in den Mund zu nehmen. —

1336 gehören zum Zehnten der Stammheimer Kirche auch zwei Viertel Korn und fünf Solidi von der Frau des seligen Zehenders Burcart, um dieselbe Zeit wird sogar einer Zehenderin von Basindingen und 1391 und 1392 des schon oben genannnten gelehrten Zehenders Wernher gedacht. Die Bedeutung von Zehender war sicher trotz des beschränkten Kreises im Süddeutschen nicht dieselbe. Neben dem Zehenteinsammler hat wohl meist auch der Pächter eines Zehentackers, d. h. eines Ackers, den die Kirche irgendwoher als Zehentgut geschenkt bekam, so geheißen.

Und daher kommt es, daß so viel süddeutsche Namen vorhanden sind, die mit Zehent zusammengesetzt sind. Als Berufsnamen hat sich der Zehenter bis in die letzte Gegenwart gerettet. Der Zehender oder Bergzehender trieb im Namen der Landesobrigkeit den Bergzehnten ein und mußte einen Amtseid leisten (Zedlers Univ.-Lex. 65. Leipzig, 1749). Im Ökonomischen Lexikon (Leipzig 1820) heißt es, Zehender sei derjenige, der vom Zehendherrn verpflichtet ist, die Abzehndung auf den zehendbaren Feldern vorzunehmen und den Zehnden in seinem Namen einzubringen. Der zehntpflichtige Bauer rief, sobald er die Garben aufgebunden hatte, an manchen Orten symbolisch mehrmals den Zehnter und nahm, wenn er nicht erschien, die Abzehntung selbst vor. Das 19. Jahrhundert aber hat mit der Vereinfachung der Steuerverhältnisse auch den Zehnten abgeschafft, von dem alte Leute zu erzählen wissen. Nur einzelne Gemeinschaften, wie die Irvingianer, kennen ihn noch. Erhalten hat sich bis auf den heutigen Tag nur eine Anzahl Familiennamen, die auf Zehender zurückgehen. Ein Berner Geschichtsschreiber (1738), der Apostat Johann, (1600), u. a. hießen Zehnter. — Im Sprichwort heißt es: Er zinst und zehntet, Das weiß der zehnte Mann nicht, Unter zehnen nicht einer, Und wenn du das Zehnfache gäbest, Das ist nicht den zehnten Teil wert, Das Ganze ist mir lieber als das Zehntel. Doch können manche dieser Sprichwörter auch gebildet sein, ohne daß an die Zehnteinrichtung gedacht wurde. Bestimmt ist dies der Fall bei dem Vers: Zehn Jahr ein Kind u. s. w. Manche Worte kennt man nur aus älteren Schriften und muß sie kulturgeschichtlich aufklären, wie Zehentgeld, Zehentbuße, Zehntgarbe, Zehntschnitter, Zehentgeleite (Gerichtsbezirk), Zehnthof, Zehnthaus, Zehntschreiber. Zehnten gebraucht man wohl auch für das neuerdings beliebte Wort dezimieren, das durch Pflege der römischen Geschichte heimisch geworden ist. Denn diese Einrichtung ist undeutsch. Hingegen kennt das deutsche Altertum als Recht des Fronboten, den zehnten verurteilten Mann freizugeben. Eine Gnade, die beispielsweise Helmbrecht erlebte.

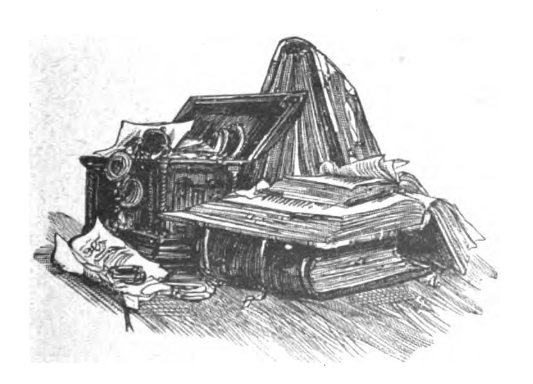
Eine vierte Reihe begann in Zusammensetzungen das Wort in neuster Zeit bei Einführung des Dezimalsystems. Man nahm da das lateinische

Wort zur Teil- und das griechische zur Vielfältigkeitsbezeichnung. Da hat es keine tieferen Spuren eingeprägt. Es steht in festen Maßbezeichnungen fremd, wie auch das aus dem slavischen gekommene Desatine.

So haben wir gesehen, wie neben dem deutschen Wort zehn, das sich regelmäßig aus dem Urindogermanischen entwickelt hat, mit und vor der Einführung des Christentums das lateinische decimus (der zehnte) eindrang, daß dieses decimus als Fremdwort bis heute als Dezem bestehen blieb und daneben als Lehnwort Dehme die Bedeutung Schweinemast annahm daß neuerdings das Fremdwort nochmals bei Neueinrichtung der deutschen Maße Aufnahme fand. Wir sahen aber auch, wie vom Grund- und Ordnungszahlwort sich Zeitwörter und Hauptwörter, Berufsnamen und Sprichwörter ableiteten, und wie immer wieder ins Griechische und Lateinische, ja Slawische zurückgegriffen ward, um neue Begriffe zu prägen. Schließlich aber kamen wir auf eine Reihe Personennamen, die als erstarrte Berufsnamen gelten können. Und über diese seien noch einige Zahlennotizen gegeben. Wir sehen uns einige Adreßbücher an, um festzustellen, wo die einzelnen Namen heimisch sind. Man wird einwenden, das habe gar keinen Zweck, weil ja doch die Freizügigkeit derartige Aufnahmen in Frage stelle. Darauf ist zu entgegnen, daß gerade diese Betrachtung zeigen wird, wie bodenständig im allgemeinen der Deutsche ist. Seit wann haben wir überhaupt Familiennamen? Als Wiprecht von Groitzsch, als Heinrich der Erlauchte, als die Weidaer Vögte das heutige Sachsen mit westlichen Auswanderern besiedelten, als Heinrich der Löwe dem Deutschenstrom in die damaligen ostelbischen Slawenländer ein Bett grub, kannte man nur Vornamen, vor Ende des 13. Jahrhunderts waren die Familiennamen überhaupt nicht fest. Im 13. und 14. Jahrhundert wurden sie erst langsam in den Städten starr. Ja, Kurfürst Ferdinand Maria hat noch 1679 seinen Untertanen verboten, sich heute so und morgen anders zu nennen, Hardenberg hat 1812 den Juden aufgegeben, von nun ab einen ständigen Familiennamen zu tragen, ja die ostpreußischen Philipponen mußten noch in den 30er Jahren des verflossenen Jahrhunderts zur Annahme dauernder Namen gezwungen werden. Die Familiennamen der Dörfler abgelegener Orte sind selbst heutigentags noch unbeliebt und ungebräuchlich. Die großen Städte erst zwangen zur Festlegung sicherer Namen, und das geschah, nachdem in Deutschland im allgemeinen die Wanderung und Siedelei vorbei war. Wir finden heutzutage die Zehenter (mit allen Nebenformen, Zusammensetzungen und abweichenden Schreibweisen) fast nur in Süddeutschland, der Schweiz, Österreich. Das Wiener Adreßbuch kennt deren über 100, das Münchener über 50, Frankfurt a. M. 18, die Schweizer alle in ziemlicher Zahl, dagegen haben Berlin, Hamburg, Dresden, Breslau, Bremen den Namen gar nicht, alle anderen norddeutschen Großstädte nur ganz selten, so Leipzig zweimal. Bekanntlich begegnet uns ein Rudolf mit dem Berufsnamen cendare schon 1149 in Zürich. —

Umgekehrt sind die niederdeutschen Namen, die mit Deget- beginnen, fast nur im westlichen Norddeutschland zu finden; in Leipzig habe ich solche nur 3, in Berlin etwa 10, in Hamburg ungefähr 20, in Danzig und Braunschweig etwa ein Dutzend, in München, Aachen, Königsberg und in Stettin 0, in Wien und Dresden vereinzelt, dagegen in Bremen etwa 30, in Hannover etwa 70 mal gefunden, dabei überwiegt die Form Teget-meier.

Der Name Tetzner mit all seinen Spielarten ist ein Erbgut der Stadt und Pflege Chemnitz, wo 1125 Kaiser Lothar ein Benediktinerkloster stiftete, dem er einen Umkreis von 2 Meilen zur Besiedelung schenkte. 1143 war Chemnitz noch Dorf, erst um 1300 wird es in einem Zins-register Stadt genannt, und gleich in den ersten Urkunden tritt unter anderen Bürgern schon einer jenes Namens 1352 und dann noch öfter auf. Stadt und umliegende Dörfer kennen den Namen in ziemlicher Menge, das letzte Adreßbuch der Stadt weist etwa 50 des Namens auf, die Fabrikstädte im Westen ebensoviel, Dresden und Leipzig immer noch je gegen 20. In anderen Orten, außerhalb Sachsens findet sich der Name nur sehr selten; ein ein- oder zweimaliges Auftreten weist wohl in der Regel auf Einwanderung hin. Nur Berlin zählt 10, Wien 6 des Namens, davon 4 in der merkwürdigen Form mit einfachem z. Gar nicht vorhanden ist der Name in München, Nürnberg und anderen süddeutschen Städten. Der Name Tetzmer mit allen seinen Nebenformen wiederum scheint als Familiennamen seine alte hochdeutsche Heimat nach Westpreußen und Brandenburg verlegt zu haben, wo beispielsweise Danzig etwa 30, Berlin etwa 20 des Namens kennt, der in Wien, München, Straßburg fehlt. Techmer ist in größerer Anzahl nur fünfmal, in der Nebenform mit n noch dreimal in Berlin, in anderen großen Städten aber nur selten vorhanden. — Für jeden einzelnen Namen aber eine der verschiedenen Bedeutungen auszu-wählen und sicher zuzuerteilen, wird selten gelingen.





Die magyarische Anmaßung im Lichte der deutschen Geschichte.

Von

Kurd von Strantz.

— Berlin. —

Die Schwäche der österreichischen Krone gegenüber der ungarischen Reichshälfte, die keineswegs magyarisch ist, hat sich soeben wieder erwiesen, nachdem ihr kurze Zeit die kaum deutsch=freundliche Regierung diesseits der Leitha den Rücken gestärkt hatte. Der Kaiser hat einfach vor den Forderungen der stets aufsässigen mongolischen Minderheit seines ungarischen Königreichs kapituliert und kaum die einheitliche deutsche Befehlssprache des größtenteils aus nicht magyarischen Steuern unterhaltenen gemeinsamen Heeres gerettet. Nur auf der Einheit des Heeres besteht er, ohne die wirtschaftliche Trennung zugunsten eines rein magyarischen Volks=staates zu versagen. Die Türken gelten wohl mit Recht als Kulturfeinde, und die Finnen danken ihre Gesittung lediglich schwedisch=deutscher Ein=wirkung. Aber zum gleichen finnisch=ugrischen Mongolenstamm gehören die Magyaren, die sich auch in den Türkenkriegen häufig mit dem Halbmond verbunden und ihre christlichen Landesgenossen verraten haben.

Wie sie jetzt die Kunst der Preßbestechung aus deutschen und anderen Taschen mit größter Geschicklichkeit üben, so wurden sie früher mit Leichtig=keit von den türkischen Paschas gewonnen. Der führende Adel war schon damals heruntergekommen und erhielt sich nur durch die deutsche Auffrischung, wie ja gerade die ältesten sog. magyarischen Geschlechter häufig unseres Ge=blütes sind. Die Magyaren waren zwar nur ein unbedeutendes Reiter=volk, als sie in die von den gotischen Stämmen, zuletzt von den Gepiden verlassene Donauebene fluteten und auf deutsche Nachzügler und slawische Einwanderer stießen. Aber die Überbleibsel der früheren mongolischen Flut,

Hunnen und Avaren, verstärkten ihre Reihen, auch drängten schon ihnen blutsverwandte Tataren nach.

Geschichtlich wurden sie bekannt, als wir Deutsche sie aufs Haupt schlugen und sie sogar die deutsche Lehnshoheit anerkennen mußten. Deutsche Gesittung machte sie seßhaft. In den Städten und auf den Randgebirgen saßen deutsche Siedler. Die Staatssprache blieb lateinisch, die Verkehrssprache deutsch. Das Vordringen der Serbokroaten und Walachen brachte die Magyaren auch bald in die zahlenmäßige Minderheit gegenüber den übrigen kaukasischen Volksstämmen. Die Türkennot kam ihnen kaum ungelegen, und machten sie sofort mit den osmanischen Stammesgenossen gemeinschaftliche Sache. Erst das deutsche Schwert hat das heutige Ungarn den Türken wieder entrissen, und nach dem Recht der Eroberung gehört das längst zerstörte Arpadenreich den deutschen Habsburgern als deutschen Kaisern in gleicher Weise, wie ihre übrigen auch zum Reiche gehörigen Erbländer. Der große Freiherr von Stein sprach sich beim Wiener Kongreß über die Undankbarkeit der undeutsch gesinnten Österreicher mit geschichtlicher Klarheit in einer Denkschrift, die natürlich nicht beachtet wurde, folgendermaßen aus: „Sie vergessen, daß es das Heer der deutschen Liga war, welches ihnen in der Schlacht am weißen Berge Böhmen unterworfen hat, und daß es keine deutsche Familie gibt, deren Vorfahren nicht ihr Blut in den Ebenen Ungarns vergossen hatten, um dessen Besitz dem Hause Österreich zu sichern*)." Daher leitet auch das Deutschtum außerhalb Österreichs den Anspruch ab, daß unser vergossenes Blut im deutschen Gepräge des habsburgischen Gesamtreichs gewahrt bleibt.

Von der deutschen Tapferkeit des Reichsheeres, das bis Belgrad drang und es zur Grenzfeste an der Donau machte, sticht die ständige Feigheit und der stets wiederholte Verrat der Magyaren sonderbar ab. Die angeblichen Nationalhelden sind überdies fast niemals echte Arpadsöhne, wie z. B. Zriny ein Kroate und der einzige nationale König Matthias Corvinus ein Walache ist. Aber auch nach Beseitigung der Türkengefahr hielt der Mangel an Mut an. Es war keineswegs die Unlust, sich für den habsburgischen König zu schlagen. Denn auch gegen ihren rechtmäßigen Herrscher hielten sie 1848 nirgends Stand und ließen sich mit Leichtigkeit von den herbeigerufenen Russen schlagen, die keineswegs mit besonderer Übermacht auftraten. Treffend schildert der österreichische Geschichtsschreiber v. Zwiedineck in Graz die Betätigung des magyarischen Freiheitsstolzes wider den Korsen. Die Niederlage des Erzherzogs Johann bei Raab am 14. Juni 1809 wurde „durch die unglaubliche Feigheit der

*) v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). Stuttgart 1897 (I. Bd.), 1903 II. Bd. bis 1849), Cotta. Das Buch vertritt in trefflicher Weise den gemeindeutschen) Standpunkt unter Wahrung der besonderen österreichischen Interessen.

ungarischen Reiter herbeigeführt, deren 18 Divisionen vor einigen Kanonenschüssen die Flucht ergriffen." Selbst dem geduldigen österreichischen Kaiser Franz war dieses „schmachvolle Verhalten" der ungarischen Insurrektion (Landwehr) doch zu stark, wie folgender Erlaß zeigt: „Das Empfindlichste und Empörendste zugleich war mir, aus Ew. Liebden Schreiben sowohl als an anderweiten Daten sehen zu müssen, mit wie wenig Mut und Standhaftigkeit sich dabei die Insurrektionstruppen benommen haben sollen. Ich bin billig und weiß, was man allenfalls von dieser neuen Truppe fordern konnte, allein auch diese mäßigen Forderungen und Erwartungen wurden bei weitem nicht erreicht. Meine, Ew. Liebden und die Ehre aller Hungarn fordert Genugtuung. Wolkersdorf, den 18. Juni 1809." Wie anders kämpften zu gleicher Zeit die Tiroler für ihr angestammtes Fürstenhaus! Nach Friedjung wankten bei Königgrätz zuerst die ungarischen Regimenter und waren nicht mehr an den Feind zu bringen. Gott bewahre uns vor der ernsthaften Bundesgenossenschaft dieser leichtfüßigen Magyaren im Kriegsfall. Das alte deutsche Reich und die Habsburger wissen ein Lied davon zu singen. Unsere einzige Hoffnung besteht darin, daß die übrigen ungarländischen Heerespflichtigen ihre Waffengenossen zum Standhalten zwingen und daß die deutsche Heeresführung des Gesamtreiches diesen sittlichen Mangel ausgleicht. Nach diesen Geschichtsproben darf man wohl die Ritterlichkeit der Magyaren ins Gebiet des Märchens verweisen.

Für die Gegenwart ist übrigens die Politik wichtiger als der erlogene kriegerische Ruhm, der uns jedenfalls nicht zu schrecken braucht. Das Volksbewußtsein der Magyaren, in dem Adel und frondende Bauernschaft sich stets einig waren und sind, hat sie ohne Schaden für ihr Volkstum die deutsche Einwanderung im frühen Mittelalter, die türkische Herrschaft und die volklich farblose habsburgische Regierung ertragen lassen. Freilich fiel die Adelsherrschaft mit der Landesregierung zusammen und stärkten somit die Standes- und Wirtschaftsinteressen zugleich die ausgesprochen magyarische Regierungsweise. Nur zur Aufrechterhaltung ihrer Vorrechte blieb dieser keineswegs blutreine Adel magyarisch. Ihre so gepriesene liberale Verfassung ist höchst aristokratisch. Jeder adlige Gutsbesitzer ist Mitglied der Magnatentafel, obwohl der Kleinadel staatsrechtlich bezeichnenderweise als „unbeschuhter" von dem großen Herrenstand geschieden wurde. Dafür nahm diese Gentry auch alle fremden Elemente auf, jetzt hauptsächlich ihre Leib- und Börsenjuden. Bekanntlich ist Kossuth ein Slowake wie Petöfi (Petrowitsch) gewesen. Zum Kunstadel zählen die Deutschen Löb (Muncacsy) und List, der sich dafür schon die Form Lißt gefallen lassen muß. Auf diese Weise hat sich das kleine Völkchen stets gefällige Bundesgenossen für seine nationalen Sonderbestrebungen gewonnen und haben leider hauptsächlich die Deutschen die Zeche bezahlt.

Der schwerfällige, national gänzlich unverständige Habsburger Staat hat seiner beschränkten Einsicht nach trotz aller spanischen, italienischen, ja

selbst französischen Reisläufer in seiner Verwaltung zwar stets deutsch regiert und alle volklichen Ansprüche der Slawen und Magyaren mit ziemlicher Entschiedenheit zurückgewiesen, sich jedoch selbst infolge dieser fremden Einflüsse immer mehr entdeutscht. Er hat es unterlassen, die lateinische Amtssprache Ungarns in die deutsche zu verwandeln, obwohl die so wenig entwickelungs- und ausdrucksfähige magyarische Mundart damals gar nicht die Anmaßung hatte, zur Landessprache erhoben zu werden. Bis 1848 kannte man amtlich gar nicht magyarisch, wogegen die Wiener Hofburg nur deutsch mit dem Adelsregiment im deutschen Ofenpest verkehrte. Übrigens waren weder Siebenbürgen, noch Kroatien und Slawonien, noch auch die weitgedehnte Militärgrenze, das Banat, mit serbisch-deutscher Bevölkerung, staatsrechtlich mit der Stefanskrone verbunden, sondern selbständige Erbländer der deutschen Kaiser habsburgischen Stammes.

Der Aufruhr von 1848 wurde mit der Einführung der deutschen Amtssprache und deutscher, von Wien unmittelbar geleiteter Verwaltung bestraft und damit an den Josefinischen Einheitsstaat endlich angeknüpft. Der Verlust ihrer verräterisch verscherzten und längst veralteten Vorrechte machte die magyarischen Edelleute zweifelhafter Herkunft und Lebenshaltung zu glühenden Vaterlandsfreunden, bis die Angst vor dem Abfall Ungarns angesichts der Lösung der deutschen Frage zwischen dem Erzhaus und Preußen die Wiener Regierung zum schwächlichen Rückzug veranlaßte. Seit 1861 bröckelte das ausschließlich deutsche Gepräge der ungarischen Verwaltung immer mehr ab, und der Ausgleich des gänzlich landesunkundigen, blinden Preußenhassers Beust lieferte sogar die Nebenländer dem rachsüchtigen Magyarentum aus. Während des Aufstandes hatten die Deutschen im Banat, Siebenbürgen und der Zips, wie auch Rumänen, Serben und Kroaten treu zum Kaiserhause gestanden, so daß schließlich auch ohne die russische Hilfe die aufrührerischen Pußtasöhne überwältigt worden wären. Der ganze Westen Ungarns bis zur Hauptstadt war damals deutsch, so daß eigentlich bloß die Tiefebene jenseits Ofenpests talwärts der Donau aufgewiegelt war, wie ja auch die magyarische Bevölkerung nur ein Drittel der gesamten Einwohner ausmachte. Hätte man rechtzeitig und zielbewußt ein kaisertreues Volksaufgebot in Ungarn aufgerufen, so wären die Führer des Aufstandes schon früher über die Grenzen geflohen, wie es die geschichtliche Art der Magyaren stets war. Aber das vormärzliche Österreich Metternichs verabscheute jedes Volksgefühl und erntete mit dem Aufruhr nur den Lohn seiner Schwäche gegenüber der Magnatenmißwirtschaft. Da auch die folgenden Staatsmänner sich nicht auf die Mehrheit der übrigen ungarländischen Völkerschaften stützten, sondern sich mit der aufsässigen Minderheit in immer kläglichere Verhandlungen einließen, schwoll den Magyaren der Kamm. Ihre ungerechtfertigte Großmannssucht eilte von Erfolg zu Erfolg, dessen Krönung die Aufgabe des Armeebefehls von Chlopy ist. Die inneren Diplomaten haben über das Heer und die deutsche Einheit des vielgestaltigen Staates gesiegt.

Es liegt nahe, daß auch jetzt eine falsche Furcht den Rückzug des Kaisers bestimmt hat, denn gerade gegenwärtig wird amtlich die Lächerlichkeit zugestanden, daß magyarische Magnaten einen Sohn des deutschen Kaisers zum ungarischen König hätten wählen wollen, wie der stets flüchtige General Klapka im Jahre 1866 dem Prinzen Friedrich Karl freigebig die gleiche Krone antrug, die Bismarck auf dem Haupte seines habsburgischen kaiserlichen Gegners möglichst zu befestigen sich sofort nach dem Friedensschluß die größte Mühe gab. Die Wiener Hofburg ist daher in einem groben Irrtum, wenn sie durch fortwährende Zugeständnisse die abtrünnigen Magyaren an das Haus Habsburg-Lothringen zu fesseln sucht, statt mit starker Hand den halberzwungenen Ausgleich in Benutzung der wiederholten magyarischen Rechtsbrüche gegenüber den übrigen ungarischen Volksstämmen rücksichtslos zu beseitigen und das alte Österreich mit einheitlicher Verwaltung wieder herzustellen. Bei deutscher Leitung und Staatssprache kann die Regierung die verschiedenen Volkssplitter bequem gegeneinander ausspielen und selbst örtliche Zugeständnisse auf sprachlichem Gebiete gewähren, sofern nur die deutsche Einheit des inneren Dienstes in der Verwaltung und im Heere gewahrt bleibt. Das deutsche Habsburg hat die Ostmark bis zum Adriatischen Meer und den Karpathen gegründet. Das führerlose Völkerbündel würde den Nachbarn rettungslos zum Opfer fallen und das Magyarentum selbst in seinem eigenen und rechtmäßigen Bestande von Walachen und Slawen bald aufgesogen sein, sofern nicht das Deutschtum es unter seine Fittiche nähme, die immerhin noch das ganze ungarische Staatsgebiet decken könnten.

Schon 1848 lehnten selbst die liberalen Großdeutschen die Einverleibung der deutschen Erbländer des österreichischen Kaisertums in das utopisch gebliebene Reich ab, da die Sendung der Deutschen in der Ostmark sich nur im Rahmen des habsburgischen Staates erfüllen könnte*). Der Zuwachs der damaligen 7 Millionen bedeute zugleich einen Verlust der übrigen österreich-ungarischen Bevölkerung, die erst durch die deutsche Mischung zur eigenen staatlichen Selbständigkeit erzogen sei und nur durch die deutsche Anlehnung überhaupt ein staatliches Dasein genieße. Diese Meinung teilt jetzt auch das ganze kleindeutsche Reich und würde selbst mit Waffengewalt gegen Rußland die Unabhängigkeit Österreichs zu verteidigen wissen. Ebensowenig können wir aber ein selbständiges, schwaches Ungarn dulden, das sein Dasein aus unserm eigenen Lebensmark nährt, ohne sich jedoch jemals unsrer überlegenen Gesittung unterwerfen, noch die Eigenart der übrigen ungarischen Stämme vernichten zu können. Nur das mit deutscher Bildung und leider auch deutschem Blut gesättigte Ungarn hat

*) Vgl. v. Zwiedineck-Südenhorst a. a. O., der überhaupt die wünschenswerte österreichische Ergänzung zu Treitschke und Sybel bildet und auch die von Friedjung gelassene Lücke ausfüllt. Er ist zugleich österreichisch und deutsch gesinnt.

eine volle Million unsrer Volksgenossen äußerlich magyarisieren können, wie z. B. das alte Österreich die deutschen Nordungarn mit Hilfe der Kirche sogar slowakisiert hat, um sie der Magyarisierung zu entziehen. Aber noch sind 2 Millionen Deutschungarn vorhanden und durch die rohe Bedrückung in ihrem Volkstum gestärkt, da der volklich so haltlose und weltbürgerliche Deutsche erst durch kräftigen Druck zum Widerstand gebracht werden muß, zumal wenn ihn die Regierung, wie in Wien, gänzlich fallen gelassen hat.

In Berlin wirkt leider mißverstandenerweise die damals berechtigte Bismarcksche Staatskunst nach, die zur Bekämpfung des Deutschenhasses der schwarzgelben Österreicher der in der auswärtigen Politik deutschfreundlichen Magyaren bedurfte. Nur als Widersacher der deutschfeindlichen Österreicher konnten die chauvinistischen Magyaren zeitweise unsere Freunde sein. Andrassy war außerdem ein Gegner jeder sprachlichen und volklichen Vergewaltigung in Ungarn, die auch nach der Verfassung und dem Sprachengesetz scheinbar ausgeschlossen ist. Aber erst die Anwendung der Gesetze beweist die Brauchbarkeit, und in der Auslegung waren die halbasiatischen Arpadsöhne mit europäischer Tünche und deutscher Halbbildung nicht schüchtern.

Sie kannten ja auch aus jahrhundertelangem Umgange den dummen deutschen Michel, der sich so leicht mit weltbürgerlichen Redensarten einfangen läßt und sein Volkstum dem politischen und geistlichen Glaubensbekenntnis unterordnet. Der deutsche Philister ist der geborene Junkerfeind. Da die liberalen Magyaren auch stets von Freiheitsreden trotz Fortdauer des nur wenig modernisierten Adelsstaates trieften, so konnte der vertrauensselige Deutschungar doch nur die schönste Erwartung von der völkerbeglückenden Billigkeit des magyarischen Landesgenossen hegen, der doch alles, Staat, Gesittung und Wohlstand, dem deutschen Mitbürger dankte. Aber die Schüler pflegen leider nicht erkenntlich zu sein, was der Deutsche auch in Rußland gerade jetzt mit Schrecken bemerken muß. Schon das Wahlgesetz war eine Entrechtung der verfassungsmäßig gleichberechtigten nicht magyarischen Volksstämme, die zugleich die Mehrheit der Staatsangehörigen bilden. Von fast 17 Millionen sind selbst nach der zurechtgestutzten magyarischen Annahme noch nicht 7 Millionen vermeintliche Magyaren, obschon sich darunter eine Million Deutsche und eine Million Juden befinden, die freiwillig oder gewaltsam die magyarische Maske vorgebunden haben. Also tatsächlich noch nicht 5 Millionen sind wirkliche magyarische Mongolen, somit noch kein Drittel der Gesamtbevölkerung Ungarns. Trotzdem herrscht dieses unvollkommene Drittel über die absolute Mehrheit der übrigen Völkerschaften, und kein Beamter wird vom Minister bis zum Schutzmann und Schuldiener ernannt, der nicht in das magyarische Horn stößt.

Das ungarländische Deutschtum ist bei der Schwäche der Krone lediglich auf tatkräftige Selbsthilfe angewiesen, wie sie alle anderen nicht magyarischen

Staatsbürger schon längst ergriffen haben. Wir müssen leider bekennen, daß gerade ein großer Teil Deutschungarn, und nicht nur der Zips, das harte Urteil Treitschkes vollauf verdienen, der sie des deutschen Namens überhaupt nicht mehr für wert hielt. Im Bunde und als Führer der übrigen Stämme würden sie in einer geschickt geleiteten Volksbewegung die Krone und die magyarische Minderheit zur Beobachtung der Verfassung zwingen und beiden ihren Willen nach dem konstitutionellen Rechte der Mehrheit aufdringen können. Selbst die deutsche Staatssprache bei weitgehender Duldung der übrigen buntscheckigen Mundarten wäre zu erreichen, wenn sich die Deutschen rückhaltlos und mit äußerster Schärfe mit Rumänen, Serbokroaten und Slowaken verbänden. Freilich zunächst müßten die Abtrünnigen im eigenen Lager bekämpft und gewonnen werden. Der Erfolg bringt diese selbstsüchtigen und schwachen Seelen schon zur Umkehr, denn sie sind gewohnt, dem zielbewußten Sieger zu folgen. Noch ist und sogar trotz aller Verfolgung die deutsche Sprache das allgemeine Verständigungsmittel, so daß der weitere Schritt zur Amtssprache nur die sichere Folge eines mannhaften Auftretens sein kann. Nicht unsere Hülfe, die aber auch gelegentlich diplomatisch nicht versagt werden darf, sondern hauptsächlich die eigene Gegenwehr unter Zusammenschluß der magyarenfeindlichen Mehrheit und offener Anlehnung an die Volksgenossen diesseits der Leitha bei Betonung der Einheit des österreichischen Gesamtstaates muß den Sieg über das kulturell und rassenhaft niedriger stehende Magyarentum bringen.





Andersens Jugend.

Von

Ott. Stauf von der March.

— Wien. —

Indem ich den Namen Andersen niederschreibe, fällt aus düsteren Regenwolken ein Sonnenstrahl auf das Papier und vergoldet mir die Feder und die Buchstaben des Titels. Gern möchte ich der freundlichen Sonne folgen und aus den glitzernden Stäubchen ein süßes Märchen weben, das alt und jung entzücken sollte, aber mir fehlt der Dichter und — vielleicht fehlen auch dem Dichter die Leser, wie es ja heutzutage gar oft der Fall ist. Übrigens erwartet wohl niemand ein Märchen, sondern nur ein paar Worte des Gedächtnisses an einen Märchendichter und Märchenmenschen, der vor einem Vierteljahrhundert die große Reise in jenes Land angetreten hat, „von wannen keine Wiederkehr“, und wo die Märchen wahr werden, wie die Hoffnung uns zuflüstert.

Aber nicht, wie er **war**, möchte ich Andersen hier schildern, sondern wie er geworden ist. Das ist zumal lehrreich, und wenn einer mit Dank für den Dichter etwa das „Bilderbuch ohne Bilder“ liest und weiß, **was** der Mann erduldet, ehe er dies schreiben konnte: er liest, meine ich, mit doppeltem Vergnügen. „Mein Leben ist ein hübsches Märchen, so reich und glücklich. Wäre mir als Knabe, als ich arm und allein in die Welt hinausging, eine mächtige Fee begegnet und hätte gesagt: ‚Wähle deine Laufbahn und dein Glück, und dann, je nach deiner Geistesentwickelung und wie es der Vernunft gemäß in der Welt sein muß, beschütze und führe ich dich!‘ — mein Schicksal hätte nicht glücklicher, klüger und besser geleitet werden können.“

Mit diesen Worten beginnt der Dichter der Kinder seine Lebensbeschreibung, die er bezeichnenderweise „Das Märchen meines Lebens“

betitelt. Und sie sind ein Beweis zugleich für seine Genügsamkeit, wie für sein stilles, bescheidenes Wesen. All' die harten Kämpfe, durch die er sich zu behaglichem Dasein durchgerungen, die bitteren Gegnerschaften, die sein zartbesaitetes Gemüt härter zu fühlen bekam, als dies andere gefühlt hätten, ja, als es vielleicht seine Gegner selbst erwartet haben mochten — alles ist vergessen, gewissermaßen gar nicht dagewesen, wenn er die Summe aus seinem Leben zieht, und er sieht, um einen Lieblingsausdruck von ihm zu gebrauchen, nur den „Sonnenglanz in seinem Leben"; die vielen dunklen Schatten haben nur noch die Aufgabe, das Licht um so kräftiger hervortreten zu lassen.

Schon seine ersten Lebensjahre waren durch die Armut seiner Eltern getrübt. Aus dem Paradebette, auf dem die Leiche irgend eines Grafen Trampe gelegen hatte, war von dem zweiunddzwanzigjährigen Schuhmacher Andersen in Odense das Ehebett gezimmert worden, in dem „anstatt der gräflichen Leiche, umgeben von Flor und Kandelabern, am 2. April 1805 ein lebendes, weinendes Kind lag;" dieses Kind war Hans Christian Andersen. „Ein einziges, kleines Zimmer, das mit den Schuhmachergerätschaften, dem Bette und der Schlafbank, worin ich lag, fast angefüllt war," so schildert Andersen „seiner Kindheit Behausung". „Aber die Wände waren voll Bilder, und über der Werkstatt war ein Gestell mit Büchern und Liedern; die kleine Küche war voll glänzender Teller und Geschirre, und auf einer Leiter konnte man von hier aus auf den Boden gelangen, wo in der Dachrinne, gegen das Nachbarhaus hin, ein großer Kasten mit Erde und Küchengewächsen, der ganze Garten meiner Mutter, stand; in meinem Märchen ‚Die Schneekönigin' blüht er noch."

Andersens Vater war eine unruhige, aber poetisch angelegte Natur; seine Eltern waren wohlhabende Landleute gewesen, dann gänzlich verarmt, und der Vater verlor den Verstand. Der begabte Junge, welcher dem Studium hätte zugeführt werden sollen, mußte zu einem Schuhmacher in die Lehre. Dann heiratete er, und jetzt hatte er seine helle Freude daran, mit dem einzigen Kinde in den Wald hinauszugehen, oder daheim seinem Christian Theater und Verwandlungsbilder anzufertigen, oder endlich ihm aus „Tausendundeine Nacht" und aus Holberg vorzulesen; ein wunderlicher, zwei weit auseinander liegende Extreme verbindender Einfall! Dort die üppige, phantastische Wunderwelt des Orients, hier der derbe, zackige Realismus des Nordens — welch eine Wirkung mußte das auf die rege Einbildungskraft des ehrfurchtsvoll lauschenden Knaben machen! Andersens Großmutter, die im Irrenhospital einen Garten zu bestellen hatte, nahm den Knaben oft dahin mit, und dort blieb er dann mitten unter den unschädlichen Irren, die frei im Hof spazieren gehen durften, und sah ihr seltsames Treiben verwundert mit an, oder er setzte sich in die Spinnstube zu den alten

Frauen und erzählte ihnen, was er wußte oder zu wissen glaubte, und tauschte dafür wundervolle und gruselige Märchenerzählungen ein, die tief in seine Kindesseele drangen, so daß er nach Sonnenuntergang sich nicht mehr aus dem Hause wagte und dann in wachen Träumen im Bette seiner Eltern mit den großblumigen Gardinen lag.

Fast niemals kam er mit anderen Knaben zusammen; einsam saß er zu Hause und nähte Puppenkleider oder lag im Sonnenschein im Hofe und sah in einen Johannisbeerstrauch hinein, den er selbst gepflanzt hatte. Zuweilen begleitete er seine Eltern ins Theater, und wie er erzählt, war der erste Eindruck, den das Theater und die versammelte Zuhörerschaft auf ihn machten, durchaus kein Zeichen dafür, daß ein bedeutendes, poetisches Talent in ihm schlummere. Er sagte nämlich: „Hätten wir nur so viele Fäßchen Butter, als hier Leute sind, dann wollte ich schon tüchtig Butter essen!" — Das Theater war es aber doch, das Christian zum ersten Male zum wirklichen Dichten anregte. Täglich konnte er da doch nicht hinein, so sehr er es auch gewünscht hätte, und so gewann er die Freundschaft des Zettelträgers, der ihm stets den Theaterzettel schenkte. Mit diesem saß er dann in irgend einer stillen Ecke und komponierte sich aus dem Titel des Stückes und dem Personenverzeichnis sein eigenes Stück, in welchem die Leute, zumal die Könige und Helden, ein furchtbar Kauderwelsch redeten, das der kleine Dichter, wie er später selbst gesteht, am allerwenigsten verstand.

Eines Tages gab's eine „fürchterliche" Begebenheit im Hause Andersens. Der Vater hatte in der Bibel gelesen, war dann aufgestanden und hatte gesagt: „Christus ist ein Mensch gewesen, wie wir, aber ein ungewöhnlicher Mensch," und später erklärte er sogar: „Es gibt keinen anderen Teufel, als den, welchen wir in unserem eigenen Herzen haben." Die Mutter vergoß Tränen über die „Gottlosigkeit" des Mannes, und auch Christian fühlte sich tief unglücklich darüber, und als der Vater einige Zeit darauf krank wurde und trotz der angewandten Sympathiemittel starb, war er überzeugt, daß dies eine Strafe Gottes sei. . . . Ein Heimchen zirpte die ganze Nacht, während die Leiche auf dem ehemaligen Paradebette des Grafen Trampe lag. „Er ist tot," sagte die Mutter, „du brauchst ihn nicht zu rufen, die Eisjungfrau hat ihn geholt." Diese Eisjungfrau findet sich in Andersens gleichnamigem Märchen, dann im „Geiger" wieder.

Nun blieb Hans Christian sich selbst überlassen. Die Mutter wusch für fremde Leute, der Knabe spielte und las Theaterstücke. Er kam in das Haus der Witwe des Predigers Bunkeflod, der hübsche Gedichte geschrieben hatte. Hier hörte er zuerst das Wort „Dichter" mit einer Art Andacht und Verehrung nennen; hier las er auch Shakespeare in allerdings schlechter Übersetzung, die aber doch großen Eindruck auf ihn machte. „Zu jener Zeit," erzählte er, „schrieb ich mein erstes Stück; es

war nichts Geringeres, als eine Tragödie, worin natürlich alle starben; den Inhalt hatte ich einem alten Liede von Pyramus und Thisbe entlehnt, aber ich hatte die Begebenheit durch einen Eremiten und seinen Sohn vergrößert, welche beide Thisbe liebten und sich beide entleibten, als sie starb." Das Stück führte den Namen: „Abor und Elvira".

Das Müßiggehen gefiel zwar Christian, aber nicht seiner Mutter. Sie brachte ihn in eine Tuchfabrik, damit er „verdiene". Doch auch hier wußte er sich für seine Neigung Raum zu schaffen; er spielte den Arbeitern Komödie vor und sang Lieder, und sie machten dafür seine Arbeit. „Eines Tages, als ich im besten Singen war und sie von der merkwürdigen Höhe meiner Stimme sprachen, rief einer der Gesellen aus: ‚Das ist sicher kein Knabe, sondern ein kleines Mädchen!' Er faßte mich, ich schrie und jammerte, die anderen Gesellen fanden den Scherz belustigend und hielten mich bei den Armen und Beinen; ich jammerte laut und blöde, wie ein Mädchen, stürzte aus dem Hause und zu meiner Mutter, die mir sogleich versprach, daß ich nie mehr dahin gehen sollte." So endete seine Laufbahn als Fabrikarbeiter.

Die Mutter verheiratete sich wieder und zwar mit einem jungen Handwerker. Der Junge, der im Hause umherging und alle Lappen zusammensuchte, die er dann für seine Puppen zuschnitt und zusammennähte, sollte jetzt ein Schneider werden, dazu hielt ihn die Mutter für vorherbestimmt. Er wollte aber zum Theater, vielleicht infolge erblicher Belastung, wie denn seine Urgroßmutter von väterlicher Seite, eine reiche, vornehme Dame in Kassel, dermaleinst aus Lust am Theater mit einem Schauspieler durchgegangen war; die „Komödianterei" war jedoch seiner Mutter, welche nur die herumziehenden Banden kannte, die zuweilen nach Odense kamen, ein Greuel. Mittlerweile wurden die originellen Talente des Knaben in der Umgebung bekannt; er wurde in mehrere Familien berufen, um dort zu deklamieren und zu singen, auch zu dem Oberst Hoegh-Guldberg, der indirekt noch von dem größten Einfluß für Andersens Entwickelung und Lebensgang werden sollte.

Der Knabe kam jetzt endlich in die Armenschule und lernte da notdürftig den Katechismus, Schreiben und Rechnen. Des Lehrers Geburtstag feierte er mit einem Gedicht, für das er nur eitel Hohn erntete. Die Straßenjungen liefen ihm nach und riefen: „Da geht der Komödienschreiber!" Jetzt ward er auch konfirmiert, bekam die ersten Stiefel und sollte in die Schneiderlehre. Neue Stiefel, so schöne Stiefel haben, wie er sie jetzt hatte, — und Schneider werden! Die ganze Welt in der Brust, nicht die, von welcher die Geographie erzählt, sondern die andere, die uns aus schönen Büchern entgegenlacht, die uns in Träumen umgaukelt, — und Röcke nähen und Westen für Gevatter Klas und Peer! Wer möchte den Jungen nicht im Ernst bedauern?

Die Mutter wollte, aber er wollte nicht. Er hatte seine Ersparnisse

überzählt und nicht weniger als dreizehn Reichsbanktaler vorgefunden, eine Summe, ausreichend für ihn, um bis an „das Ende der Welt" zu reisen. Nach Kopenhagen wollte er und dort „berühmt werden". Die Mutter beratschlagte mit einer Kartenschlägerin, und als auch diese zu erzählen wußte, Odense werde einmal des Hans Christian wegen illuminieren, da weinte die Mutter Freudentränen und wollte ihrem Sohne auf der Wanderung zum Ruhmestempel nicht länger hindernd im Wege stehen.

Andersen kam nach Kopenhagen, gerade als dort eine große Judenhetze die ganze Stadt in Aufregung versetzte. Wie das aussah, hatte er später in „Nur ein Geiger" anschaulich geschildert. Sein erster Weg war der zum Theater, wo er seinen künftigen Ruhm zu finden hoffte, dann zur ersten Tänzerin, Madame Schall, an die ihm auf sein inständiges Bitten der Buchdrucker von Odense, trotzdem er sie gar nicht kannte, ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte. Wie der Geiger Christian vor der Tür der Steffen-Karete, die er für eine hohe Dame hält, in die Knie sinkt und vorerst den Himmel anfleht, damit sein Schritt nicht erfolglos sei, so kniet Andersen vor der Tür der Tänzerin, und erst nach einem heißen Gebet tritt er hinein zur Madame Schall, die ihn nicht wenig erstaunt anhört. Was für Rollen er denn zum Beispiel spielen möchte, fragte sie ihn. „Aschenbrödel," ist die Antwort. Die Rolle hatte er in Odense spielen sehen und sich innig gewünscht, dergleichen spielen zu können. Er ersucht um die Erlaubnis, die Rolle ihr vorspielen zu dürfen, und zieht zu diesem Ende die Stiefel aus, seine stolzen Konfirmationsstiefel! Dann benützt er seinen großen Hut als Tamburin, tanzt umher und singt:

Rang und Reichtum bleibt hienieden
Von der Sorge nicht verschont . . . .

Der Arme! Die Tänzerin hält ihn für verrückt und sucht ihn los zu werden. Der Theaterdirektor, dem er zu „mager" ist, erklärt auf seine Erwiderung: „Mit 100 Reichsbanktalern Gage wollte er schon fett werden," er engagiere nur Menschen, die „Bildung" besäßen. Da kauft sich der Arme ein Galeriebillett zu „Paul und Virginie" und weint bittere Tränen dabei. Das sei ja nur Spiel, bedeuten ihm seine Nachbarinnen, und da er ihnen erklärt, daß er in der Trennung der Liebenden hier sein eigenes Schicksal symbolisiert sehe, seine Trennung vom Theater, verstehen sie ihn nicht und wollen ihn trösten, indem sie ihn mit — Wurst und Butterbrot füttern.

Jetzt hat Andersen nur mehr einen Taler in der Tasche und beschließt, zu einem ehrsamen Handwerker in die Lehre zu gehen. Ein Inserat in einer Zeitung führt ihn zu einem Tischler, der einen Lehrjungen suchte. Aber die Scherze in der Werkstatt riefen ihm seine Fabrik-

erlebnisse ins Gedächtnis, und er gab den kaum gewählten Beruf wieder auf. In seiner äußersten Ratlosigkeit erinnerte er sich seiner Stimme und des Konservatoriumdirektors Professor Siboni, von dem er in einer Zeitung gelesen hatte. Er ging zu ihm. Dort gab es eine große Mittagsgesellschaft, der Komponist Weyse und Baggesen waren auch anwesend. Andersen wurde zum Singen und Deklamieren zugelassen und fand reichlichen Trost. Siboni versprach, seine Stimme auszubilden. Weyse forderte ihn auf, am nächsten Tage zu ihm zu kommen. Er händigte dem Knaben 70 Reichsbanktaler ein, die er für ihn gesammelt hatte.

Für die nächste Zukunft Andersens war nun gesorgt, doch nicht für lange Zeit. Die Stimme mutierte, und Siboni erklärte, es sei keine Aussicht vorhanden, daß sie je wieder schön werde, Andersen möge heimgehen und ein Handwerk lernen.

Jetzt, wo er zu Hause schon als berühmt galt, wieder zurück, zum Spott der Gassenjungen! Nein, das ging nicht! So schrieb er denn an den Bruder des Obersten von Odense, den Dichter Guldberg in Kopenhagen, dann ging er zu ihm hin. Hier fand er volles Verständnis und werktätigste Förderung. Von jetzt an ging seine Erziehung einen stetigeren Gang, war er auch aus der Not noch nicht heraus. Er erhielt Unterricht im Dänischen und Deutschen; der Komiker Lindgreen nahm ihn als Schüler an, riet ihm aber, die Idee, Schauspieler zu werden, aufzugeben; dann genoß er bei dem Solotänzer Dahlen Tanzunterricht, erfolglos zwar, doch durfte er fleißig auf die Bühne kommen und statieren. Einmal stand sogar sein Name auf dem Zettel; er spielte in einem Ballett Dahlens einen Dämon. Sein Entzücken darüber kannte keine Grenzen. Guldberg hatte ihn in eine lateinische Schule gebracht, seine Singstimme hatte sich gekräftigt, und er durfte im Chor auf dem Theater mitsingen. Damals schrieb er auch ein Trauerspiel, das er der Frau des Dichters Rahbeck vorlas. „Aber da sind ja ganze Stellen, die aus Öhlenschläger und Ingemann ausgeschrieben sind!" sagte sie. — „Ja, aber die sind so schön," war die naive Antwort.

Der arme Junge war damals als „der kleine Deklamator" in ganz Kopenhagen bekannt, und die meisten Leute machten sich über ihn lustig; bei der Kindlichkeit Andersens, die alles von der besten, harmlosesten Seite nahm, war das unendlich leicht, und man hätte sehr stark auftragen müssen, um es ihn merken zu lassen, daß man ihn zum Narren halte. Er schrieb ein vaterländisches Trauerspiel: „Die Räuber in Wissenberg", das mit Glanz zurückgewiesen wurde; dann schickte man ihn aus der Chor- und Tanzschule fort, und er fühlte, er müsse Geld verdienen, und schrieb wieder ein Trauerspiel: „Alfsol". Der Konferenzrat Collin, Mitglied des Theaterdirektoriums, nahm sich seiner an, — „Alfsol" aber erhielt er doch zurück, wenn auch mit der Erklärung, es seien so viele Goldkörner darin, daß man von ihm, wenn er das Versäumte in seinen

Studien nachhole, Schönes für die Zukunft erwarten könne. Zu diesen Studien aber ward ihm jetzt die vollste Gelegenheit. Collin, der sich immer mehr als sein wärmster Freund erwies, hatte ihm eine Art Stipendium vom König Friedrich VI. erwirkt, und nun ging's in die lateinische Schule nach Slagelse. Was noch an Geld fehlte, steuerte Collin selbst bei.

Die Leiden und Freuden seiner Studienzeit waren andere, als die der ersten Jahre in Kopenhagen, als die in Odense. Er war in eine neue Sphäre getreten; hier spottete man nicht mehr darüber, daß er überhaupt dichtete, aber man verspottete seine Gedichte. Wäre der Drang nach vollem Aussprechen alles dessen, was er dachte, minder stark in ihm gewesen, er wäre zurückgeschreckt vor einer Laufbahn, die ihm so viel Widerwärtigkeiten brachte, und wäre trocken, prosaisch und nüchtern geworden, wie die Leute, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er nicht so trocken, prosaisch und nüchtern war, wie sie. „Das sterbende Kind", ein Gedicht, das seither die Runde durch die Welt gemacht hat und fast in alle Sprachen übersetzt wurde, erklärte der Rektor für „Empfindelei und Gewäsch"; die meisten Leute, denen er es vorlas, bemerkten weniger die Schönheiten des Gedichtes, als die unschöne, fünische Aussprache des Dichters; einer der Lehrer reiste nach Kopenhagen und erzählte Collin, was Andersen zu leiden habe. Auf der Stelle wurde Andersen aus der Schule genommen. Der gute Junge dankte dem Rektor für all das Gute, was er empfangen; der Rektor seinerseits verfluchte ihn und schloß damit, „daß er nie ein ordentlicher Student werden würde, daß seine Verse auf dem Boden des Buchhändlers verschimmeln und daß er selbst im Tollhause endigen würde." Später, als der „Improvisator" erschienen war, begegnete Andersen dem Manne in Kopenhagen und, wie der mildherzigste der Menschen erzählt: „Er reichte mir versöhnlich (!!) die Hand und sagte, daß er sich in mir geirrt und mich falsch behandelt habe."

Im Jahre 1828 wurde Andersen „Student" und führte sich in der Literatur durch seine „Fußreise nach Amak" ein. Kein Buchhändler wollte das Buch, eine literarische Satire bester Art, drucken, so wagte es Andersen selbst. Die erste Auflage war in wenigen Tagen vergriffen; die zweite kaufte endlich ein Buchhändler, der bald darauf eine dritte veranstalten konnte. Jetzt war die Bahn zum Erfolge gebrochen. Andersen schrieb eine parodistische Posse „Die Liebe auf dem Nikolaiturm oder Was sagt das Parterre?", welche unter dem großen Jubel der Studentenschaft gespielt wurde, die ihren Kollegen, wenn das Stück auch schlecht war, nicht fallen ließ; im Jahre 1829 machte er sein philologisches und philosophisches Examen. Ein wissenschaftliches „Licht" ist er nie geworden, und oft während seiner späteren Laufbahn als Dichter wurde er noch wegen vertrackter Sprachschnitzer, ja sogar wegen mangelhafter Rechtschreibung aufgezogen, wobei ihm seine Pfiffigkeit und naive

Humoristik aus der Klemme half. So fragte ihn einmal ein boshafter Mensch, wie er denn „Hund“ schreibe. „Diesmal mit einem kleinen Anfangsbuchstaben,“ meinte Andersen, „weil es ein kleiner Hund ist.“ Häufig genug mußte er den Vorwurf hören, daß es mit seinem Wissen sehr schlecht bestellt wäre. Da setzte sich denn der arme Kerl in seiner Seelenangst, ungebildet zu erscheinen, eilfertigst an den Tisch vor Hegels Werke und bohrte und bohrte darauf los, als gälte es sein ewiges Heil, um schließlich nichts zuwege zu bringen. Andersen und Hegel! — Aber Wissenschaft oder nicht, Dativ oder Akkusativ, kleiner Anfangsbuchstabe oder großer — seine poetischen Schriften begannen allgemach durchzugreifen. Schon die erste Sammlung seiner Gedichte, die er zu dieser Zeit herausgab, fand bedeutenden Beifall. „Das Leben lag sonnenbestrahlt vor mir,“ sagt er an dieser Stelle.

Jetzt kam aber auch das Ereignis, welches Andersen zum Manne reifen sollte. Er selbst deutet es in seiner keuschen Weise nur unendlich zart an. Er bereitete sich 1830 zu einem Ausfluge durch Jütland vor. „Ich hatte keine Ahnung davon, wie viel Ernst dieser Sommerausflug mir bringen würde,“ sagte er, „welcher Übergang mir in meinem inneren Leben bevorstand.“ Und lange danach erzählte er: „Gedichte schossen auf dem Papier hervor, aber der humoristischen wurden immer weniger und weniger. Das Gefühl, über welches ich so oft gescherzt hatte, wollte sich rächen. Ich kam auf einer Reise durch eine der kleinen Städte in ein reiches Haus; hier ging plötzlich eine neue Welt vor mir auf, die so groß war und doch in vier Zeilen, die ich damals schrieb, Raum hatte:

„Zwei braune Augen sah mein Blick.
Drin lag meine Welt, meine Heimat, mein Glück,
Drin flammte der Geist und des Kindes Frieden,
Und nie und nimmer vergaß ich's hienieden.“

Neue Pläne erfüllten mich, ich wollte es aufgeben, Verse zu schreiben, wozu konnte das führen! Ich wollte studieren, um Prediger zu werden, ich hatte nur einen Gedanken, und das war sie; aber es war eine Selbsttäuschung, sie liebte einen anderen, sie heiratete ihn. . . . Sie wurde eines Mannes vortreffliche Frau, eine glückliche Mutter; Gottes Segen über sie!“

Das ist alles, was er von seiner Liebe schreibt. In dem ernsten Vaudeville: „Trennung und Wiedersehen“, sagt er noch, habe er seine Herzensgeschichte niedergelegt, nur mit der Veränderung, daß hier gegenseitige Liebe herrsche. „Nur mit der Veränderung“! Wenn es nicht ein Frevel wäre, in das Dunkel eindringen zu wollen, das Andersen um die Passionsgeschichte seines Herzens gewoben hat, welche Anhaltspunkte erhielte man nicht in seinen Schriften, die uns ja alle ihn selbst widerspiegeln. Welche Deutung bekäme es, wenn im „Bilderbuch ohne Bilder“ der Mond erzählt: „Dort stand ein Mann, ein Sänger,

er leerte das Methorn mit dem breiten Silberring und flüsterte einen Namen. Er bat die Winde, ihn nicht zu verraten, aber ich hörte den Namen, ich kannte ihn, eine Grafenkrone funkelte darüber, und deshalb sprach er ihn nicht laut; ich lächelte, eine Dichterkrone funkelte über ihm. Eleonore von Estes Adel hängt an Tassos Namen. Ich weiß auch, wo die Rose der Schönheit blüht —! Dies sagte der Mond, da ging eine Wolke vorüber. Mögen keine Wolken sich zwischen den Dichter und die Rose drängen!" Aber die Wolken kamen doch. Andersen ist unvermählt geblieben. Der Geiger Christian starb auch und die braunäugige Naomi hat seine Liebe nicht erwidert.

Andersen war aber nicht dazu da, von einem Weibe geliebt zu werden. Ihn liebte die Welt, und das war die reinste Gegenliebe, die er ihr, beharrlich liebend, abgerungen.

Das Jahr 1833 brachte Andersen ein königliches Reisestipendium, und von da ab beginnen seine regelmäßig wiederkehrenden Wanderungen, die ihm bis ans Ende seiner Tage Bedürfnis geblieben sind, nicht vielleicht, weil sie ihm neuen Stoff boten, sondern weil sie ihm, wie er selbst bekennt, die nötige Frische zuführten, um die Stoffe, die er in sich trug, zu gestalten. Er sah Deutschland, Frankreich und Italien, woselbst er mit dem zweiten größten Dänen Thorwaldsen Freundschaft schloß, aber auch England und Spanien blieben ihm nicht fremd, ja er kam nach Griechenland und von da sogar nach Kleinasien. „Von Athen," erzählt er, „segelte ich nach Smyrna, und es war mir eine kindische Freude, einen anderen Weltteil zu betreten," — der echte, rechte Andersen! Ganz ein reisendes Kind, ohne große Gedanken und Eindrücke, voll fröhlicher Schaulust und Neugier und voll Vergnügen am Erzählen des Gesehenen und Erlebten.

Von dieser Zeit an ist ihm das Glück, wie nur selten einem, treu geblieben, so daß er wohl sagen konnte: „Mein Lebensmärchen bis zu dieser Stunde liegt vor mir aufgerollt, so reich und schön, ich könnte es so nicht dichten. Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur selten ist mein Zutrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zum Bettler herab habe ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. *Es ist eine Lust, zu leben*, an Gott und Menschen zu glauben.... Ein Glücksstern leuchtet über mir, Tausende verdienen ihn wohl besser als ich; *ich begreife oft selbst nicht, weshalb gerade mir so viel Freude vor unzähligen zuteil wurde .....*"

So spricht Andersen von seinem Leben — man steht verwundert, denn hier ist einmal ein glücklicher Mensch und einer, der ohne weiteres laut bekennt, daß er glücklich sei, obgleich er es nach seinem Dafürhalten nicht verdiene. Wahrhaftig — ein Märchenmensch!

Wer nun solch eine seltene Weltansicht sein eigen nennt, und wem sich das eigene Leben ohne sein Zutun sozusagen in ein hübsches Märchen verwandelt, der ist, deucht mich, der echte, rechte Märchenerzähler für klein und groß, zumal aber für Kinder, denn diese haben das Genie zum Glücklichsein. Und die Kinder haben auch gleich gemerkt, daß Andersen ihr bester Freund und Kamerad sei. Das erfuhren wir in der Kindheit an uns selbst, und nun erfahren es wieder unsere Kinder. Noch nach Jahren erklingen uns, wenn von Andersen die Rede geht, in Ohr und Gemüt die traulich-heiteren Einleitungen der Märchen wieder, wie zum Beispiel: „In China, weißt du wohl, ist der Kaiser ein Chinese und alle, die er um sich hat, sind auch Chinesen," oder: „Ja, das war der kleine Tuk. Er hieß eigentlich gar nicht Tuk, aber als er noch nicht ordentlich reden konnte, da nannte er sich selbst so; das sollte Karl bedeuten, und es ist wohl ganz gut, wenn man es nur weiß." Nicht minder erinnert man sich lächelnd des naiven Witzes über den weißen Halskragen, der nun „so alt war, daß er daran dachte, sich zu verheiraten," oder über das Haus, das so „baufällig war, daß es nicht wußte, auf welche Seite es fallen sollte, und deshalb stehen blieb," oder endlich von der Prinzessin, die „auch ‚Ach du lieber Augustin' spielen konnte, was das einzige war, das sie konnte, aber dies spielte sie mit einem Finger" und so fort. Neben dem Schalkhaften, Kindlichen gibt es aber auch so viel des Sinnigen und Tiefsinnigen, daß, wenn wir in reifen Jahren diese Märchen wieder zur Hand nehmen, wir des Wunderns kein Ende finden: wie eine so enge Form eine so unendliche Fülle einschließen könne. Dabei ist jedoch alles aus den Kindern heraus- und in die Kinder hineinerzählt.

Ja, Hans Christian Andersen war nicht nur ein Märchenerzähler, sondern auch ein Märchenmensch! Darum gelang ihm die schwere Kunst, vielleicht die schwerste aller, — mit dem kindlichen Ton für die mannigfaltigsten, unterschiedlichen Gefühle und Anschauungen auszukommen. Wie weit ist es von der bedeutungsvollen Schalkerei des „Schweinehirten" oder der „Prinzessin auf der Erbse" bis zu der erschütternden sozialen Tragödie „Das kleine Mädchen mit den Zündhölzchen" oder der ergreifenden, Nacht und Tod mit einfacher, aber genialer Plastik vorführenden „Geschichte einer Mutter"!

Derlei kann nur ein Mensch dichten, der sich die Kindhaftigkeit der Seele bewahrt hat. Und das hat Andersen, wie kaum einer. Bis zu seinem letzten Erdentage war er ein großes Kind, das, freilich nicht ohne naiven Tiefsinn, mit der Welt und Menschen wie mit Blumen und Puppen spielt.

Das große Schicksal, welches einzelne Menschen wie ganze Völker einmal emporhebt zur Sonne, ein andermal niederschmettert in den Abgrund — solch ein Schicksal hat über ihn keinerlei Gewalt besessen; er

stand unter dem Banne des kleinen Kindergeschicks, welches die herbsten Tränen mit der weichen Hand einer liebenden Mutter trocknet und selbst die rasendsten Schmerzen, wenn nicht mit dem Zuckerbrot süßen Zuspruches, so doch mit dem Balsam des Schlafes zum Schweigen bringt und heilt. Menschen dieser Art haben eigentlich gar keine Entwickelung, keine Geschichte: sie sind sozusagen nicht erst geworden, sondern fix und fertig auf die Welt gekommen, bereits dagewesen — aber dieses ihr Dasein war ein Märchenglück für sie wie für die Welt, ein größeres traun! als jenes vieler Tausende von Fürsten, Heerführern und Gesetzgebern!

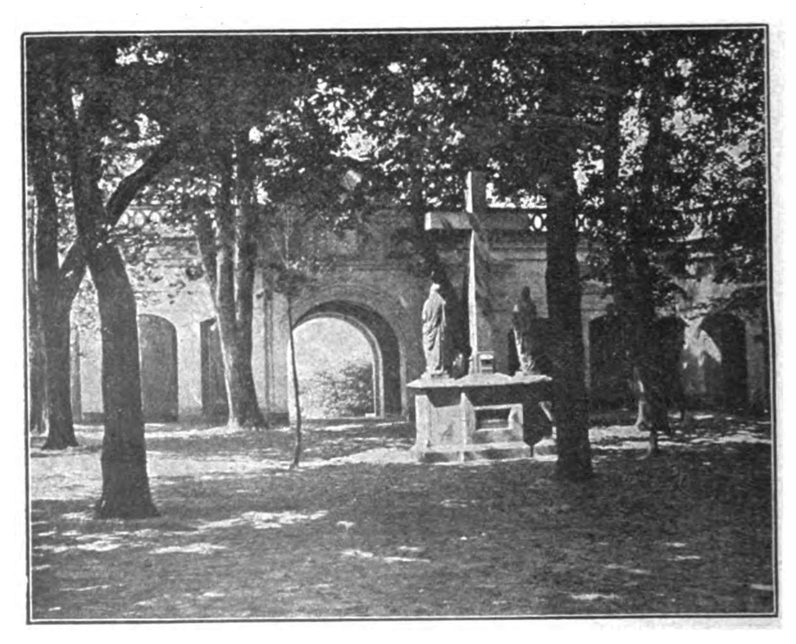




Illustrirte Bibliographie.

Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Von Karl Theodor Gaedertz. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften 2c. im Text und auf Tafeln. Neue Folge. Leipzig, Georg Wigand, 1905.

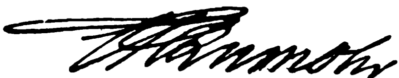
Ein neues Buch von Gaedertz ist immer gleichbedeutend mit etwas Neuem und — Interessantem. Denn mag auch das, was er bringt, scheinbar noch so weit abseits von der begangenen Heerstraße liegen, so weiß er es doch in eine Beziehung dazu zu setzen und dadurch dem schon allgemein Bekannten neue Züge zu verleihen oder einen neuen Betrachtungspunkt abzugewinnen. Recht bescheiden bezeichnet der Verf. seine Arbeit als etwas,



Aus: „Was ich am Wege fand". Von K. Th. Gaedertz. Neue Folge. — Leipzig, Georg Wigand.

was er am Wege gefunden hat; gewiß, es steht manches Gute am Wege, aber die Mehrzahl geht daran vorüber, ohne ihm Beachtung zu schenken, vernichtet es wohl gar. „Und einiges fiel auf den Weg und ward vertreten," heißt es im Gleichnis vom Sämann; der aufmerksame Beobachter aber schenkt allem Beachtung und hebt das auf, was nützlich oder noch fruchtbringend erscheint. So hat auch Gaedertz getan; aus Blättern und Blumen, die er am Wege fand, hat er einen farbenprächtigen Strauß gewunden, den er uns in





Aus: „Was ich am Wege fand". Von K. Th. Gaedertz. Neue Folge. — Leipzig, Georg Wigand.

diesem Bande darbietet. Schon der erste Band brachte des Reizvollen die Menge; der zweite steht dahinter nicht zurück.

Das erste Kapitel widmet er einem Dichter, der wie kein zweiter das jüngere Geschlecht seiner Zeit beeinflußte, jetzt aber wohl nur noch zwangsweise in der Prima der Gymnasien gelesen wird und dann der Vergessenheit anheimfällt, weil jeder ihn mit dem bekannten Lessingschen Epigramm abtut. Wohl nichts hat die Lektüre Klopstocks — denn um ihn handelt es sich — so geschädigt wie jener Vers des scharfen Kritikers. Freilich seine Poesie ist veraltet und wird niemals wieder allgemeines Interesse erregen; auch Gaedertz will ihm keine neuen Anhänger gewinnen, sondern gibt uns in den Aufzeichnungen Sophiens von Schardt, der geistreichen Zeitgenossin des Dichters, ein Bild der Liebe und Verehrung, die dem Vielgefeierten von allen Seiten entgegengebracht wurde. Ein neu ent-

deckter Brief Elisabeths von Winthem, der Nichte des Dichters, schafft Klarheit über die zwischen ihm und Herder eingetretene Spannung, deren Gründe bisher unbekannt waren. Die Silhouette Klopstocks, die diesem Abschnitte beigegeben ist, entstammt einem selten gewordenen Büchlein vom Jahre 1783: „Schattenrisse edler Teutschen."

Der oben erwähnten Sophie von Schardt begegnen wir in Verbindung mit der Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe in dem nächsten Abschnitte des Buches. Beide ge-



Deine Freundin

Bettine von Arnim.

Aus: „Was ich am Wege fand". Von K. Th. Gaedertz. Neue Folge. — Leipzig, Georg Wigand.

hörten zu den intimsten Freundinnen Herders. Mit dieser stand er während seines Aufenthaltes in Bückeburg, mit jener in Weimar im innigsten Gedankenaustausch. Die eigenhändigen Aufzeichnungen der Gräfin Maria, die hier zum ersten Male herausgegeben werden, lassen uns tiefe Einblicke in das äußere und innere Leben der edlen Dulderin gewinnen, die Herder „ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Demuth in einer Person" nennt. Leider hat sich aus dem Briefwechsel zwischen beiden nur ein Schreiben

Herders erhalten, das faksimiliert dem Kapitel beigefügt ist. Mehr von irdischer Art zeigt sich uns das Verhältnis zwischen Herder und Frau von Schardt, das Haym in seiner Herderbiographie mit dem von Goethe zu Frau von Stein vergleicht. Bei Gaedertz lernen wir sie als Dichterin und als Frau von tiefem Empfinden kennen; das bezeugen nicht nur die abgedruckten Gedichte, sondern noch mehr die erschütternden Seelenkämpfe, die ihrem Übertritte zum Katholizismus voraufgehen.

In das Gebiet der Kunst und Literatur führt uns der Abschnitt, der die beiden Overbeck, Vater und Sohn, behandelt; die hervorragende Persönlichkeit des älteren läßt sich schon aus dem beigegebenen Porträt erkennen, das einen Charakterkopf von anziehendem Reize zeigt. Es ist unmöglich, hier annähernd die mannigfachen Aufschlüsse zu beleuchten, die dies Kapitel über künstlerische und zeitgeschichtliche Vorfälle bringt; sie lassen sich nur andeuten durch die Namen Goethe, Gleim, Tischbein, Voß u. a. Hier kommt in Verbindung mit dem jüngeren Overbeck, dem berühmten Maler, auch schon der Name des kunstsinnigen Mäcens vor, dem der nächste Teil des Buches gewidmet ist: Friedrich von Rumohr. Das freundliche Antlitz des beigefügten Porträts zeigt um den Mund einen deutlichen epikuräischen Zug, den wir vielleicht bei dem Verfasser des „Geist der Kochkunst“ natürlich finden. Bei Gaedertz lernen wir in ihm den feinsinnigen Kunstkenner schätzen, dessen Briefe an Niebuhr auch politische und soziale Zustände berühren und hervorragende Persönlichkeiten treffend charakterisieren.

In ihrer ganzen freimütigen Eigenart zeigt sich uns im Folgenden Bettina von Arnim in Verbindung mit Markus Niebuhr. Schon an den achtjährigen Knaben richtet sie einen originellen Brief, der freilich zum Teil über sein Verständnis hinausgegangen sein dürfte; erfrischend wirkt in anderen Briefen ihre Freimütigkeit, mit der sie, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen und ohne Ansehen der Person, alles tadelt, was ihr nicht gefällt.

Eine Fülle interessanter Tatsachen bringt die Studie über den Hamburger Dichter Johann Diederich Gries (1775—1842), den Übersetzer des Ariost, Calderon und Tasso, Übersetzungen, die auch Goethes Anerkennung fanden. Beherzigenswert ist das, was Gries (S. 136) über den Wert der klassischen Schulbildung sagt, fast prophetisch klingen seine Worte, wo er von der deutschen Literatur spricht (S. 132). In den abgedruckten Gelegenheitsversen zeigt sich ein anziehender Wechsel von Gedankentiefe, Satire und Witz; diesen lernen wir besonders in der prächtigen Episode vom „Hamburger Rauchfleisch in Jena“ kennen. Gaedertz hat mit Recht das Gedächtnis an einen fast Vergessenen in diesen Erinnerungen erneuert.

In aller Kürze sei schließlich noch auf die Studie über Esaias Tegnér hingewiesen, der, wie der Verf. richtig bemerkt, unserer Literatur ebenso gut angehört wie der schwedischen. Von den noch folgenden Essays über „Das Malerische in Irvings Skizzenbuch mit Bezug auf Adrian van Ostade“, „Die Poesie ländlicher Bestattungsgebräuche in England“, den „Schlesischen Wallfahrtsort St. Annaberg“, ist der letzte „Ein Alt-Münchener Mysterienspiel (1510)“ besonders literarisch interessant als einer der Vorläufer der Ober-Ammergauer Passionsspiele; die elf beigefügten Holzschnitte eines Unbekannten vom Jahre 1510 sind kunst- und kulturgeschichtlich nicht ohne Bedeutung.

Überblicken wir den Inhalt des Bandes, so läßt sich schon aus vorstehenden knappen Andeutungen entnehmen, wie reichhaltig der Strauß ist, den der emsige und aufmerksame Sammler „am Wege“ gepflückt hat. Einen besonderen Wert, abgesehen vom Inhalte, verleihen dem Buche die 43 Abbildungen und Faksimiles, die bisher einem weiteren Kreise unbekannt waren und von denen wir nebenstehend einige Proben geben. Wer der Literatur und Kunst Interesse entgegenbringt, wird in dem Gaedertzschen Buche eine Fülle von anregendem Stoffe finden; es ist zu wünschen, daß es in den weitesten Kreisen gebildeter Familien Eingang findet. H. Sch.

Sokrates und die Ethik. Von Hermann Nohl. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1904.

Diese Arbeit ist von einem feinsinnigen Gelehrten geschrieben und ein Werk, das sowohl durch die künstlerische hohe Gewandtheit der Form entzückt, wie durch den tiefen, ungemein reichen, lebendigen Gehalt begeistert. Es ist voll der anmutigsten Bemerkungen. Ich gebe einige Beispiele. Die negative Einsicht der eigenen Unwissenheit nennt Nohl mit wunderbarem geschichtlichen Anschauungsvermögen „dies seltsame, intellektuell-ethische Gegenbild zur christlichen Unwürdigkeit.“ An die berühmten, glänzenden Dialoge über Kritik und

Kunst von Oscar Wilde (Intentions) erinnert Folgendes: „So fruchtbar das leise steigende Aufleuchten des lumen naturale für die bildenden Mächte des Menschen ist, so lange es gleichsam nur von innen strahlt, z. B. in der Kunst wirksam ist als Verknüpfung, Beziehung, Dringen auf Ganzheit und Einheit, Klarheit und Motivirung ꝛc. — mit dem Augenblick der totalen Reflexion, wann die Intelligenz heraustritt und von außen schaut, beginnt der zerstörende Einfluß auf alle schöpferischen Funktionen. Kraftvolles Handeln, religiöse Energie, künstlerische Produktion jeder Art vertragen nach einem inneren Gesetz diese ewige Selbstbesichtigung nicht. Mit diesem Gefühl hatten Sturm und Drang, Herder vor Allem und Jakobi, dann Goethe und Schiller, die Romantik und Nietzsche der Aufklärung gegenüber gestanden und von hier aus die griechische Existenz, die sie davon frei glaubten, beneidet." Weiter heißt es: „Die wunderbare Komposition der großen homerischen Epen war die reife Frucht der immanenten Reflexion, aber schon spürt man in manchen Versen, vor Allem in dem hier und da ariostisch und cervantisch aufblitzenden Humor, daß das Gefühl vorhanden ist, einer abgelebten Form des Daseins gegenüberzustehen." Dann das prachtvoll anschauliche Wort: „Die großen Dramen sind zugleich die Schlachtfelder der neuen Zeit, in denen die religiös ethische Entwickelung des Volkes vor sich geht . . ."

Es ist ein überaus fesselnder Vorwurf, fesselnd und rührend, ja den Menschen im Innersten allemal ergreifend, dieser Sokrates! Wie Viele haben uns Sokratesbilder entworfen! In Vers und Prosa seit Platos und Aristophanes' Zeiten. Ein herrliches Bild hat uns vor Kurzem erst Adolf Wilbrandt in seinem edlen Drama „Timandra" beschert; da wird die Apologie und Kriton auf die Bühne gebracht. „Zu Grunde liegen immer dieselben Stellen, die in ihrer schillernden Lebendigkeit so rätselhaft vielseitig sind, daß sie, neu verschoben, immer neue Ansichten zeigen." Wie wundervoll ist die Musik eines Nietzsche, eines Wilhelm Wundt oder Leopold von Ranke zu dem vielseitig schillernden Phänomen!

Hermann Nohls Sokratesgemälde ist, insofern es keine Episode, wie in den zuletzt genannten Darstellungen, sondern eine Art abgeschlossenen Dramas bietet, nicht mit diesen Bildern zu vergleichen. Mir gefällt besonders die, soweit ich zu sehen vermag, feinfühlige Gelindigkeit seiner Pinselführung. Nohl ist sehr geistreich und geduldig. Er hat die Gabe, die den echten Historiker auszeichnet, seinem Gegenstand durch stillen Fleiß und ruhiges, liebkosendes Schildern ungeahnte Lichtfülle zu entlocken. Ob Nohl überall im Rechte ist, weiß ich nicht zu entscheiden. Der jugendlich frischen Sprungkraft seines Geistes kann ich nicht immer mit sicherer Gewissenhaftigkeit folgen. Vielleicht liegt es an Nohls dem Mißgeschick unterworfener Menschlichkeit, vielleicht — und ich bitte das für das Wahrscheinlichere zu halten — an meiner Schwäche; denn es blitzt mir in lichteren Augenblicken in die Seele, daß ich plötzlich den Schatten Sokrates', dem Nohl soviel eigenes Blut und Leben lieh, deutlich zu erblicken glaube. H. L.

Bibliographische Notizen.

Tibet und die englische Expedition. Von Dr. Georg Wegener. Mit 2 Karten und 8 Vollbildern. Halle a. S., Gebauer — Schwetschke.

Ein düsteres Geheimniß lag bisher über Tibet, war es doch noch unter den großen Ländern Asiens das einzige Reich, das sich gegen die Außenwelt streng abgeschlossen hielt. Erst in ganz letzter Zeit ist es bekanntlich einer englischen Expedition gelungen, den mystischen Bann zu brechen und in die Hauptstadt Lhassa einzurücken. Es ist daher von allgemeinem Interesse, über dieses rätselhafte Land und seine Geschichte Näheres zu erfahren. In einzelnen Kapiteln behandelt der Verfasser: „Namen, Grenzen und Größe des tibetanischen Reiches, die Entwickelung der Kenntnisse von Tibet, das Klima und die Erzeugnisse des Landes, die Tibeter, Verkehrswege und Handel, Lhassa, die politische Geschichte Tibets bis zur Gegenwart, und schließlich Tibet und England." Das vorliegende gut ausgestattete Werk erscheint zugleich als erstes Heft der zweiten Serie der bestens bekannten Sammlung: „Angewandte Geographie, Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse zum Kultur- und Wirtschaftsleben". Außer recht guten Abbildungen ist eine große Karte von Vorder-Indien und Inner-Asien dem Werke beigegeben. Die Schilderung ist recht anziehend, und erregt namentlich das letzte Kapitel „Das Verhältniß Englands zu Tibet" ganz besonderes Interesse. Das Buch sei hiermit bestens empfohlen. K.

Vor der Katastrophe. Ein Blick in das Zarenreich, Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten von Hugo Ganz. — 1.—3. Tausend. — Frankfurt a/M., Rütten & Löning.

Rußland steht gegenwärtig nicht bloß durch den Krieg mit Japan, sondern vor allem durch die alle russischen Gesellschaftsklassen erfassende Unzufriedenheit, die sich bereits zur revolutionären Erhebung gestaltet hat, im Vordergrunde allgemeinen Interesses. Es kann daher nur willkommen geheißen werden, wenn, wie in dem vorliegenden Buch es geschehen, über die inneren Verhältnisse des Zarenreichs näherer und dabei zuverlässiger Aufschluß gegeben wird. Der Verfasser hat das Resultat seines Aufenthalts in Rußland während der Monate Januar bis März v. J. auf Grund seiner empfangenen Eindrücke und Interviews sehr hochstehender russischer Gewährsmänner, die als erhaben über den Verdacht absichtlicher Irreführung bezeichnet werden müssen, zusammengestellt. In Berücksichtigung der eigentümlichen russischen inneren politischen Verhältnisse ist der Verfasser, was sehr erklärlich, gezwungen, über die von ihm befragten Gewährsmänner das größte Stillschweigen zu beobachten. Ihm kam es lediglich darauf an, die Ansichten vorurteilsloser Männer zu erforschen und so mit dem, was er selbst gesehen, dem Leser ein möglichst wahrheitsgetreues Bild von den inneren russischen Zuständen vorzuführen. Auf Einzelheiten kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden; es seien jedoch, um dem Leser einen Überblick zu geben, wie der Verfasser seine Arbeit disponiert hat, die Überschriften der einzelnen Kapitel hier angeführt. Es sind dies nach einem einleitenden Vorwort die folgenden: „das Land der Rätsel, Warschau, Petersburg, die Zarenfamilie, ein Volkshaus, die Kamorra, der Fall Sänger, eine Beerdigung, der Tschinownik, die russischen Finanzen, Plehwe, Rjepin, die Judennot, zur Judenfrage, russische Rechtszustände, die Freuden der russischen Advokatur, öffentliche Meinung und Presse, Moskau, die russische Studentenschaft, Sektierer und Sozialisten, Gespräche mit einem Konservativen, bei Leo Tolstoi." — Nicht nur die Schilderung der Hauptstädte, sondern auch die der einzelnen Persönlichkeiten und Volksklassen ist in der anregenden und anziehenden Sprache des Verfassers hochinteressant. Dem Besuch bei Tolstoi, den der Verfasser als die Verkörperung des moralischen Gewissens unseres Zeitalters bezeichnet, widmet er im Schlußkapitel eine ausführliche Schilderung. Man folgt dem Verfasser vom Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse. Es dürfte das die beste Empfehlung für das Buch sein, das er seiner Gattin, der treuen Helferin, gewidmet hat und das gerade jetzt allseitiges Interesse beansprucht.

K.

Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit. Aus Abekens Nachlaß herausgegeben von Dr. Adolf Heuermann. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger, 1904.

Aus dem Nachlaß des verdienstvollen Pädagogen und Philologen Abeken, der als Herausgeber der Werke von Justus Möser, als Cicero-, Dante-, Shakespeare-, Schiller- und Goethe-Forscher seinem Namen in einem langen, treuen Gelehrtenleben guten Klang erwarb, liegt ein von Dr. Heuermann sehr sorgfältig herausgegebenes Werk vor, das allen Freunden der Goethe-Litteratur eine liebe, herzlich willkommene Gabe bilden wird. Abeken ist freilich, besonders wohl in den hochbetagt verfaßten Stücken, kein Meister der künstlerischen Darstellung. Schwerfällig und weitschweifig ist die Rede, und gelegentliche Entschuldigungsbitten wegen dieser Weitschweifigkeit machen die Arbeit gewiß nicht leichtflüssiger, vielleicht aber durch ein Übermaß schwerzüngiger Geschwätzigkeit geradezu lustig. Wer darüber nicht ungeduldig wird, hat seine Ausdauer nicht zu bereuen. Er gelangt an Abekens Hand allmählich in eine ganz ungewöhnliche Sonnennähe. Abeken hat vor Riemer und Eckermann (vgl. S. 81), diesen nahen und ruhigen Planeten des Goethegestirns, die Kometenstimmung voraus. Er ist nicht dauernd um Goethe. Er sieht ihn seltener, und immer mit den frischen Liebesaugen der unendlichsten Begeisterung. Omne rarum carum. „Abwesenheit allein versteht zu schätzen", sagt einmal Goethe.

Abekens bedächtige und gemütvolle Natur war zur Würdigung des unübersehbar genialen Mannes wohl geeignet. Ich finde das Motto seines Lebens in einem Satze, der am 21. August 1825 von dem damals Fünfundvierzigjährigen an Goethe geschrieben wurde (S. 173): „ . . . eine treue Liebe, wie ich eine solche immer zu Ihren Werken und — lassen Sie mich's hinzusetzen — ‚Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es ja kein Rettungsmittel als die Liebe' — zu Ihnen hegte, bleibt nicht ohne Lohn." — Gewiß hat diese treue Liebe zu Goethe

einen goldnen Sonnenschimmer über Abekens ganzes Dasein geworfen. Durch diese treue Liebe hatte er sozusagen im Herzen eine Laterne, bei deren Lichtschein ihm Goethes Werke und die ganze weite Welt, die sie mittelbar und unmittelbar bedeuten, immer klarer und lesbarer wurden.

Die Nachahmung der Goetheschen Methode hat in Abekens Jugendschilderung eine gewisse rührende Ungeschicklichkeit, aber der Poesie ermangelt die Einleitung doch nicht völlig. Das alte Osnabrück taucht traumhaft auf 'in the dark backward and abysm of time'. Umständlich will uns Abeken mit dem für Goethes Einfluß so empfänglich gewordenen Seelenboden, mit seinen Kindheitserinnerungen in aller Bescheidenheit treuherzig bekannt machen. Zu einer Reise von Osnabrück nach Jena brauchte man damals (1799) neun Tage. Da bekam man aber auch unterwegs etwas zu sehen! Ich meine, Abekens Stil hat etwas von der behaglichen Langsamkeit dieser Verkehrszustände; und wir genießen bei der Lektüre einen eigenartig anmutenden starken Stimmungszauber der Vergangenheit. In unserer schnellen, elektrisch-nervösen Zeit macht das Buch mit seiner Ruhe einen wirksam gegensätzlichen Eindruck.

Ganz wundervolle Dinge von Schiller bekommen wir u. A. auch vorgesetzt, und zwar in der drolligsten Orthographie von Frauenhand (Christine von Wurmb) gleichsam im Fluge aufgefangen. Man wird da von der menschlichen Größe der Klassiker doch auf's Neue ergriffen. H. L.

Georg Reben. Die halben Christen und der ganze Teufel. Höllenfahrten des Aberglaubens. Groß-Lichterfelde, E. Eiszelt.

Der Mensch vermag in der dünnen Höhenluft der reinen Idee nicht lange zu atmen. Deshalb entarten alle Religionen. Gegen solche Entartungen wendet sich dieses von großer Belesenheit zeugende Buch. G. R. zählt zu den mutigen Rittern vom Geist, deren Devise: veritas premitur non eprimitur! Schon in seinem gedankenreichen „Fackelzug durch Kunst und Kultur" (Berlin, Ernst Hofmann und Co.) sagt er: „Aberglaube sind eigentlich vier Worte: Ueber den Glauben hinaus. — Ganz wird das Grab des Aberglaubens erst zugedeckt werden, wenn die Hölle verriegelt ist." Mit bewunderungswürdiger Ausdauer versucht er hier, im Feuer der Aufklärung einen Höllenriegel zu schmieden. Nach Angabe des beigefügten Litteratur-Nachweises benützte er dazu nicht weniger als 88 Werke. Als Beweis für den vielseitigen Inhalt seien von den 26 Abteilungen nur folgende angeführt: „Christentum und Heidentum. Schuld und Rechtfertigung der Kirche. Das Kirchenportrait vom Teufel. Teufelsbändiger. Der Aberglaube der Askese. Der Buhlzwinger. Heilige. Mystisches Konzert. Wundersucht. Glücksspiele des Aberglaubens. Hexenwerk. Das Warten auf den Tod. Judenrätsel. Glaubenskraft." Nicht der Irrtum ist der gefährlichste Feind der Wahrheit, sondern die geistige Trägheit, die Denkfaulheit. Dagegen schützt und hilft nur Wissen, wirkliches, lebendiges Wissen; nicht die bloße Bekanntschaft mit Tatsachen, die pedantisch und anmaßend, sondern die Benutzung der Tatsachen, die weise und bescheiden macht. Gegenüber dem Wunderglauben früherer Zeiten trachtet die moderne Wissenschaft danach, die Gottheit mehr mit dem Regelmäßigen als mit dem Unregelmäßigen in Verbindung zu bringen. Das will auch G. R. Sein Schlußkapitel: Der Heimweg — klingt mit den Worten aus: „Nicht nur der Mensch, die ganze Natur ist das Ebenbild Gottes, das Einssein alles Seins mit Gott; wissenschaftliche Welterklärung führt zur philosophischen Frömmigkeit, ihr unendlich größter Zauber ist der Geist des Lebens, der durch die ganze Natur geht. Der Gott, der möglich ist, regiert die Welt nicht von außen, sondern von innen heraus; ist er eine Geisteswirkung, die sich offenbart, so ist seine Offenbarung das Leben." N.

Gustav Renner. Gedichte. Gesamtausgabe, durchgesehen und vermehrt. Gr. Lichterfelde-Berlin, Verl. E. Th. Förster.

„Tu fais l'homme, ô douleur! oui l'homme, tout entier." Dieses Wort Lamartines könnte G. R. seinen Gedichten voransetzen. Der Schmerz macht ihn zum Dichter, aber nicht zum Sänger des Weltschmerzes. Ein starker Idealismus erhebt ihn, giebt ihm Hoffnung, Selbstvertrauen und jenes Glück, das seinen schönsten Ausdruck in den Schlußworten des Buches findet: „Wie sollt' ich Jemand neiden? Ward mir doch auch ein Los vor Tausenden, ein Glück, das Keiner mir rauben kann, ein tiefverschwiegenes: Ein Auge, das vor keiner Wahrheit zuckt, und risse sie das Liebste selbst mir aus, ein Herz, das, jeglichem Gefühle offen, dem zartesten und höchsten, niemals doch sich läßt beherrschen, und die Schöpferkraft, die jedem Schmerz und jeder Freude giebt Gestalt und Namen, und der heil'ge Stolz, der still ob jedem Leid noch lächeln kann." Von seinen Gedichten sagt er selbst auf S. 45 „Dem

Leser": „Nicht Lieder sind's von Wein und holden Frauen, von süßer Liebe und von Frühlingsluft — ein Aufschrei ist es aus gequälter Brust, ein greller Schrei, der himmelaufwärts dringt und wieder rückprallt von geschlossnen Pforten." Allein er besingt nicht nur das Leid, sondern bezwingt es; er zeigt, wie es überwunden werden kann und muß. Er sieht sogar im Leid die Quelle des Glücks und nimmt dem Tode den Stachel mit der frohen Botschaft: „Doch sei getrost, in jedem Wesen lebst Du, das nach Dir auf die grüne Erde tritt, in jeder Tat, die auf zum Himmel flammt, in jeder Schönheit, die die ungestillte Sehnsucht zum Wesen schafft, in jeder Kunst" u. s. w. (S. 41.) Trotz Not und Tod umfaßt er warm das Leben und weiht ihm das tief empfundene Liebeslied „Trotzdem". Dem männlichen Empfinden dieses beachtungswerten, gedankenvollen Dichters entspricht die Form seiner Gedichte: der lyrisch epische Stil, die edle Sprache, die Vorliebe für ernste Naturbilder und Gestalten, wie Ahasver, Faust, Dante. N.

Ägyptische Gedichte. Von J. F. Lahmann. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Diese Gedichte können nur jene interessieren, die den Dichter persönlich kennen. Die Sprache ist ohne Schwung. Ein Vers wie: „Wie ich dich zum Busen drücke," ist nicht einmal sprachlich korrekt. M. K.

Die gerettete Moral. Von Lorenz Terentius. Berlin, Verlag Harmonie.

Das anspruchsvolle Pseudonym birgt natürlich eine höchst billige Persönlichkeit. Das entspricht einer psychischen Kausalverknüpfung, nicht etwa einem Zuge der Zeit. Dieser Herr Lorenz, der terenzische Komödien zu schreiben vorgibt, ist ein sehr harmloser Ulkmacher, brauchbar für Festivitäten fortgeschrittener Bourgeois, die gewisse Scherze ihres liberalen Leib- und Magenwitzblattes gern und nicht oft genug wiederholt wünschen und nach zwei Gläsern echten Bieres zum beifälligen Entsetzen ihrer nicht mehr ganz alkoholfreien Damen mit schlüpfrigen Wortwitzen ein speckiges Spiel treiben. Seine Diktion ist stillos, seine Verse ohne Prägnanz, aber er gibt hin und wieder seinen im übrigen recht abgenutzten Typen einen Ton, der sie für eine Sekunde beinahe lebendig macht. A. K. M.

Die Nachtigall von Wittenberg. Von August Strindberg. 2. Auflage, Berlin u. Leipzig. 1904. Hermann Seemann Nachflg., G. m. b. H.

Natürlich ist es kein Drama, sondern ein Ausschnitt Kulturgeschichte in dramatischer Form. Alles, was man früher einmal in der Schule gelernt hat, ist hier knapp und hübsch beisammen. Karl V., Hans Sachs, Tetzel, Lucas Cranach, Staupitz, Reuchlin — die alle gehen einmal vorüber, machen eine tiefe Verbeugung und verschwinden. Was sie gesagt haben, ja, ob sie überhaupt etwas gesagt haben, weiß man schon nach fünf Minuten nicht mehr. Aber man will es eigentlich auch garnicht wissen; die Hauptsache ist ja, daß sie da waren und gerade so aussahen, wie alle Welt sie sich vorstellt, — mit Sammet und goldener Kette der Eine, mit einem schiefen Kopf der Andere. Man erlebt durchaus keine Enttäuschungen: Vater Luther ist ein Grobian, Hutten siecht am morbus Gallicus, Melanchthon schweigt.

Trotz alledem ist Strindberg ein Meister der Zeichnung. Zwar sind seine Gestalten nur Skizzen, — und zwar leicht hingeworfene Skizzen, — aber er macht aus ihnen doch Alles, was man aus Skizzen machen kann. Die herbe Vorfrühlingsstimmung der ersten Jahrzehnte des Reformationsjahrhunderts hat er trotz aller groben Striche fein erfaßt. —

Ob das „Drama" freilich von der Bühne aus wirkt, erscheint zweifelhaft, zumal die letzten Akte abflauen und wenig interessiren. O. G.

Macht. Ein soziales Schauspiel in vier Akten von J. Wiegand. Berlin, Verlag Egon Fleischel & Co.,

Man glaubt die Menschen dieses Dramas nicht. Wohl sind sie mit manchen Charaktereigenschaften ausgestattet, die sie dem Leser zum Teil sympathisch, zum Teil unsympathisch machen; aber aus dem Innern heraus gestaltet ist nicht eine. Obgleich Wiegand über ein gutes technisches Können verfügt, scheint er mir doch kein Dichter zu sein und Menschen, Menschenwerk und Menschenmacht zu äußerlich zu fassen. Daß ungezähmter Ehrgeiz, ein ungemessenes Streben nach Macht Menschen, die noch nicht ausgereift sind, leicht demoralisiert, wußten wir schon, ehe Wiegand kam — einzig die Behandlung dieses Stoffes konnte den Dichter erweisen. Diesen Beweis ist er schuldig geblieben. A. F. K.

Heimatliebe. Geschichten von Wilhelm Schaer. Goslar, Verlag von F. A. Lattmann.

Kleine, schlichte Geschichten, aus der Heimat des Dichters, ohne Prätention, schlicht und gemütvoll vorgetragen, von echter, inniger Heimatliebe durchweht. Man suche keine

Probleme, keine großen Ereignisse in dem Buche Schaers, das nicht sein einziges ist. Daß es zum Glück noch immer Leute gibt, die solche Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit zu schätzen wissen, beweist die Notwendigkeit einer zweiten Auflage.
A. F. K.

Frauen. Novellen von Helene Christaller. Jugenheim an der Bergstraße, Suevia-Verlag.

Die anspruchslosen Erzählungen haben größtenteils ein ländliches Pfarrhaus zum Schauplatz, in welchem eine freie Weltanschauung weht, bei wahrer Frömmigkeit ohne jeden frömmlerischen Beigeschmack. Die verschwiegensten Seiten im Seelenleben der Frau zu offenbaren, gelingt der feinsinnig begabten Verfasserin.
mz.

Frische Brise. Zwei Novellen von G. F. Haspels. Aus dem Holländischen übersetzt von Martha Sommer. Berlin, Hermann Krüger.

Feine, idealistische Seelenmalereien, etwas skizzenhaft hingeworfen, auf dem mit warmer Heimatliebe gezeichneten Hintergrunde Hollands. Die Novellen sind, ohne spannend oder packend zu sein, interessant durch ihre Eigenart. Der Verfasser schreibt nach keinem Schema, sondern gibt Gestalten und Dingen seinen Sonderstempel.
M. K.

Liebesstürme. Drei Novellen aus dem klassischen Hellas. Von Paula von Wasserburger. Wien, Karl Gerolds Sohn.

Diese Novellen erinnern in ihrer gesuchten Manieriertheit der Sprache und der Abgebrauchtheit der Motive und Situationen an Georg Ebers schwächste Darstellungem.
M. K.

Wege des Lebens. Von Richard Drucker. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Diese Geschichten sind wenig erbaulich; sie sind zu kraß-realistisch, um wahr oder wahrscheinlich zu wirken. So verschlungen auch des Lebens Wege, wenn sie uns gar zu gesucht und unnatürlich geschildert werden, erscheinen sie nicht mehr glaubwürdig, zumal wenn kein versöhnender Hauch künstlerischer Darstellung auf ihnen ruht.
M. K.

Neumanns Orts- und Verkehrs-Lexikon des Deutschen Reichs. Vierte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. M. Broesike und Direktor W. Keil. 33 Lieferungen, mit 40 Städteplänen und einer Übersichtskarte. 1. Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

In dieser vierten Auflage, welche die Veränderungen während der letzten Jahre berücksichtigt, das neue Material verwertet, steht das verdienstvolle Werk wieder auf der Höhe der Zeit. Wer das Buch bereits in einer seiner früheren Ausgaben zur Hand genommen hat, für den bedarf es einer Hervorhebung der Vorzüge nicht mehr. Aber für alle die, denen es bisher noch unbekannt war, sei darauf hingewiesen, daß es nicht nur sämtliche Ortschaften (des Deutschen Reiches) mit mehr als 300 Einwohnern und von den kleineren die in historischer, industrieller oder anderweitiger Hinsicht wichtigen in alphabetischer Reihenfolge und mit Hinzufügung der erforderlichen Angaben bietet, sondern auch alle topographischen Namen (Landschaften, Gebirge, Flüsse usw.), sowie die Staaten und deren Verwaltungsbezirke. Neumanns Orts- und Verkehrs-Lexikon ist demnach mehr als ein bloß für größere Geschäfte, Bureaux und dergl. zu praktischen Zwecken direkt unentbehrliches Werk; es ist eine vollständige, „deutsche Landeskunde", die sich auch für jeden Privatmann, jede Familie als ein vielfach recht erwünschtes und angenehmes „Nachschlagebuch" erweisen dürfte. — Das vorliegende 1. Heft enthält den Buchstaben A bis zum Namen Ansbach und die Pläne der Städte Bremen (1 : 20000) und Frankfurt a. M. (1 : 30000; innere Stadt 1 : 12500).
S. B.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Beethovens Eroica. Zu ihrer Jahrhundertfeier. Von Karl Nef. Die Grenzboten. 64, 10 und 11 (März 1905).

Bennigsen. — Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. Deutsche Revue 30, März 1905.

Benzmann, Hans. Von Karl Bienenstein. Nord und Süd. Heft 337 (April 1905).

Blücher und Bismarck. Von G. v. Bismarck. Die Grenzboten 64, 12 (März 1905).

Friedrich, Caspar. Von Andreas Aubert. (Schluss). Kunst und Künstler III, 6 (März 1905).

Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Schiller. Eine Nachlese. Von Hans Schulz. Deutsche Rundschau 31, 6 (März 1905).

Geburts- und Wohnstätten deutscher Dichter und Komponisten. III. Nachbarhäuser. (Freiligraths Geburts- und Grabbes Sterbehaus in Detmold.) Von Robert Kohlrausch. Bühne und Welt. VII, 10 (Februar 1905).

Geschichtswissenschaft und Philosophie. Von Hans Schmidkunz. Nord und Süd. Heft 337. (April 1905).

Goethe. — Über Goethes Zwischengesang zur Logenfeier des 3. Septembers 1825. Von Ludwig Kleiber. Nord und Süd. Heft 337 (April 1905).

Hamerling, Robert, und der Okkultismus. Von Anton Ganser. Heimgarten 29, 6 (März 1905).

Hengeler, Adolf. Von F. v. Ostini. Die Kunst. VI, 6 (März 1905).

Hohenlohe-Schillingsfürst. — Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Das Jahr 1848 und die Reichsgesandtschaft. III. Von Friedrich Curtius. Deutsche Revue. 30, März 1905.

Holberg. Von Nils Kjaer. Bühne und Welt VII, 11 (März 1905).

Kant, Goethe, Schleiermacher. Ein Beitrag zum Verständnis „Deutscher Kultur". Von Karl Dunkmann. (Teil II.) Deutschland III, 6 (März 1905).

Machiavell und Antimachiavell. Vortrag, gehalten im Preussischen historischen Institut in Rom am 20. Februar 1904. Von Paul Wittichen. Preussische Jahrbücher 119, 3 (März 1905).

Mechanistische und vitalistische Auffassung des Lebens. Von Professor Dr. F. Kienitz-Gerloff. Die Umschau. IX, 10 (März 1905).

Menzel, Adolf. Von Max Jordan. Die Kunst VI, 6 (März 1905).

Millet und Segantini. II. Von Joseph Popp. Hochland II, 6 (März 1905).

Moissan und seine Forschungen. Eine wissenschaftliche Charakterskizze. Von Eduard Sokal. Nord u. Süd. Heft 337 (April 1905).

Naturfreude und Kunstgeschmack. Kunsterzieherische Betrachtungen und Anregungen. Von Karl Krummacher. II. Westermanns Monatshefte 49, 7 (April 1905).

Prell, Hermann. Von Max Jordan. Westermanns Monatshefte 49, 7 (April 1905).

Prophetische Kaisererwartungen im ausgehenden Mittelalter. Von A. Rosenkranz. Preussische Jahrbücher 119, 3 (März 1905).

Psychologie der Genies, Zur. Von Dr. M. Isserlin. Die Umschau. IX, 11 (März 1905).

Roman. — Vom historischen Roman. Von Josef Oswald. Literarisches Echo VII, 12 (März 1905).

Velasquez, Don Diego. Von Walther Gensel. Deutsche Rundschau 31, 6 (März 1905).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Aus den Tagen der Götterdämmerung. Aufzeichnungen eines Kämpfers. Berlin, Hermann Seemann Nachflg.

B. B. B. B. B. Berliner Bilder-Bogen der „Bösen Buben". „Monika-Harmonika" oder „La recherche de la paternité est interdite (code Napoléon)" oder „Die Geheimnisse der Villa Papiniano". 1. Nummer. Berlin W., Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Benndorf, Friedrich Kurt, Geläut durch die Stille. Gedichtkreise. Berlin W. 35, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Biernatzki, Johannes, Aus der Werkstatt des Dichters und Schriftstellers. Vortrag, gehalten im grossen Saale der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck am 22. November 1904. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung.

Boese, Wilhelm, Sinnen und Sagen. Gedichte. Berlin W. 35., Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Bré, Ruth, Ecce Mater! (Siehe, eine Mutter! Roman. Leipzig, Felix Dietrich.

Christliche Orient, Der. Monatsschrift der Deutschen Orient-Mission. Schriftleiter: Dr. Lepsius. 6. Jahrgang. 1. Heft. Januar 1905. Grosslichterfelde West, Ringstr. 59. Deutsche Orient-Mission.

Das neue Weltalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Der ferne Osten. Monatsschrift. Band 3. Heft 1. Shanghai (Ostasien), Nanking Road 21 a, Verlag des „Fernen Ostens".

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 27. Jahrgang. Heft 7. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Diederich, Dr. Benno, Don Quijote und sein Dichter. Eine Einführung. Stuttgart, Robert Lutz.

Domitrovich, Armin v., Mahnrufe an die führenden Kreise der Deutschen Nation. Regeneration des physischen Bestandes der Nation. Leipzig, Georg Wigand.

Eckart, Dietrich, Familienväter. Tragische Komödie in 3 Aufzügen. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Eggebrecht, Albrecht, Die Pipelhühner. Berlin, Th. G. Fischer & Co.

Engel, Dr. Th., und Karl Schlenker. Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse. Mit zahlreichen Illustrationen. Lieferung 1 bis 7. Ravensburg, Otto Maier.

Ficker, Ludwig v., Inbrunst des Sturms. (Lyrischer Reigen. Band 7.) Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Fontane, Theodor, Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. (I. Abteilung.) (Gesammelte Werke I. Serie). Berlin, F. Fontane & Co.

Frensdorff, Walter, Kaiser Tod. Tagebuchblätter und Briefe. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Gaal, Georg von, Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller und Universal-Haus-Sekretär. Dreizehnte, gänzlich umgearbeitete Auflage. 1. Lieferung. Vollständig in 13 Lieferungen. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Garbe, Richard, Die Bhagavadgîtâ. Aus dem Sanskrit übersetzt, mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. Leipzig, H. Haessel.

Gide, André, Der Immoralist. Roman. Vom Autor genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Übertragung von Felix Paul Greve. Minden in Westf., I. C. C. Bruns Verlag.

Heyse, Paul, Novellen. Liefg. 21—26. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachfolger.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1904. Elfter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig. C. F. Peters.

Jünger, Nathanael, Heimgefunden. Die Geschichte eines Menschenkindes nach einem alten Originalberichte. Dresden, A. C. Ludwig Ungelenk.

Kalinowski, Walter Erdmann von. Der Krieg zwischen Russland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet. Heft 5. Mit 3 Skizzen. Berlin, Liebel'sche Buchhdlg.

Kamlah, Kurt, Mumuksha. Mit 28 Bildern u. Umschlagzeichnung von Otto Boyer. Leipzig-Berlin. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Koch, Dr. Ernst, Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Altgriechischen Sprache. Brief 1—5. Kursus I. Leipzig, E. Haberland.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Ein Buch der Erhebung und des Genusses mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa, em. Direktor des Museums in Aachen. Lieferung 1. Stuttgart, W. Spemann.

Lichtenberger, Henri, Heinrich Heine als Denker. Autorisierte Übersetzung v. Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dresden, Carl Reissner.

Lintorf, Sela, Masculini generis. Ein Lebensbild. Braunschweig, Richard Sattler.

Literarische Warte. Monatsschrift für schöne Literatur. Begründet und herausgegeben von Dr. A. Lohr. VI. Jahrgang. 1. März 1905. 6. Heft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Meredith, George, Diana vom Kreuzweg. Roman. Deutsch von Felix Paul Greve. I. Band. Minden i./W., J. C. C. Bruns Verlag.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache, herausgegeben von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 22 und 23. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache, von Emil Jonas, unter Mitwirkung von Ebbe Tuneld und C. G. Morén. Brief 22 und 23. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearb. u. verm. Auflage. Mit mehr als 11,000 Abbildungen im Text u. auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Bd. 4 bis 9. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Mommert, Dr. theol. Carl, Aus dem Leben eines Dorfpfarrers. Leipzig, R. E. Haberland.

Morgenstern, Christian, Galgenlieder. Berlin, Bruno Cassirer.

Muschner, Georg, Carl Hauptmanns „Bergschmiede". Ein Wort zur Einführung und Einstellung. München, Georg, D. W. Callwey.

Neue Bahnen. Faschingsheft 1905. 5. Jahrg. Wien VIII., Wickenburggasse 5, Verlag der „Neuen Bahnen".

Nossig, Alfred, Die Erneuerung des Dramas. Erster Teil. Berlin W. 50., Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Oppeln-Bronikowski, Friedrich v., Aus dem Sattel geplaudert. Zweite, völlig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn.

Popper (Lynkeus), Josef, Fundament eines neuen Staatsrechts. Dresden, Carl Reissner.

Pserhofer, Arthur, Die Diplomatin. Lustspiel in drei Akten. Berlin W. 35, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Rodio, Walter, Held und Holdin. Improvisation. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Romundt, Dr. Heinrich, Kants Kritik der reinen Vernunft abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. Gotha, E. F. Thienemann.

Schellenberg, E. L., Aus Leben und Einsamkeit. Gedichte. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Scherek, Jakob, Und ich suche die Schönhei Roman. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Scherer, Rolph, Schulrat Weller. Komödie in drei Aufzügen. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Herausgegeben von Theodor Mauch. Stuttgart, Robert Lutz.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Band 13. Historische Schriften. Erster Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger. 1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schlaf, Johannes, Mein Roman „Der Kleine". Eine Glosse. Stuttgart, Axel Juncker.

Schmid-Braunfels, Josef, Der Freihof. Schauspiel in vier Aufzügen. Wien VIII, Verlag der „Neuen Bahnen".

Schmidt, Norah, Vor Tagesanbruch. Gedichte. Berlin W. 35, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Schmitz, Oscar A. H., Der Herr des Lebens. Zwei Aufzüge. — Die Rächerin. Drei Szenen. Stuttgart, Axel Juncker.

Shaw, Bernard, Helden. Komödie in drei Aufzügen. Deutsch von Siegfried Trebitsch. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Herausgegeben von Johannes Meyer. Mit einer geschichtlichen Einführung und biographischen Notizen. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 18. Jahrgang. 1905. Heft 1. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Tielo, A. K. T., Thanatos. Erzählende Verse. Stuttgart, Axel Juncker.

Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der lateinischen Sprache. Von Gymnasial-Oberlehrer i. P. Dr. Chr. Roese. Brief 33 bis 37. Leipzig, E. Haberland.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 13. Jahrgang. 1. Stück. Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre. Von Willy Pastor, Berlin-Wilmersdorf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

— 13. Jahrgang. 2. Stück. Die Tempelherrn und die Freimaurer. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte. Von Dr. Ludwig Keller, Berlin-Charlottenburg. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Westphal, Carl, Tiberius Cäsar. Drama. Berlin und Leipzig, Magazin-Verlag.

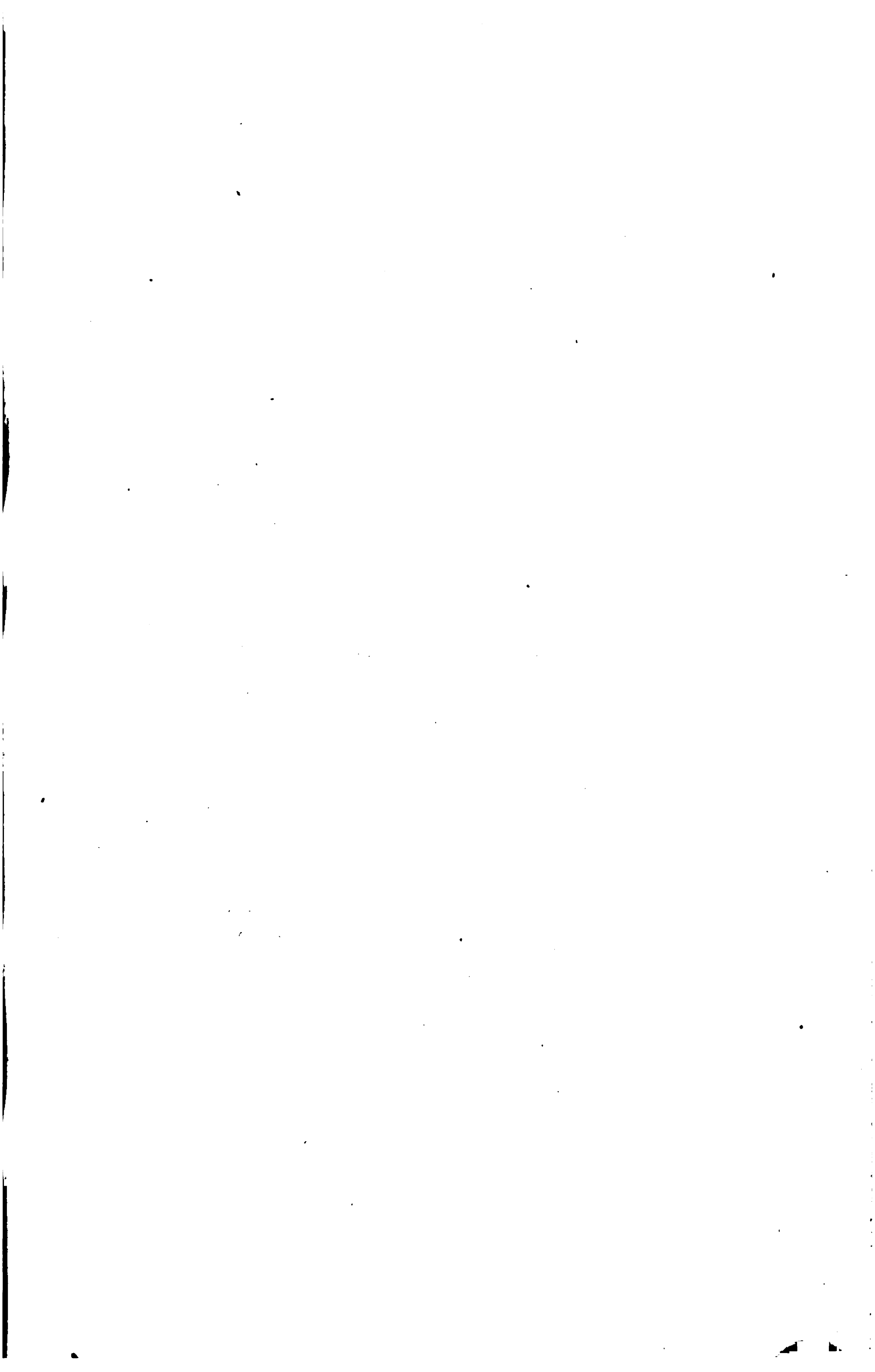
Wrangell, F. v., Abweichende Ansichten. Leipzig, Georg Wigand.

Wulff, Leo, Kartätschen-Schüsse. Mit Original-Illustrationen von F. Graetz, A. Wilke und anderen. Berlin W. 35, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Würfel, Erich, Gedichte. Kiel, Robert Cordes.

Zeitfragen. Wochenschrift für deutsches Leben. Herausgeber: Fritz Bley. I. Jahrg. Heft 13. Berlin, Deutscher Schriftenverlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Helene Böhlau

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXIII. Band. — Juni 1905. — Heft 339.

(Mit einem Portrait in Radierung: Hele[illegible])



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Helene Böhlau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

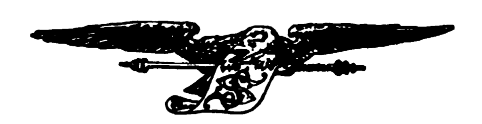
Begründet

von

Paul Lindau.

CXIII. Band. — Juni 1905. — Heft 339.

(Mit einem Portrait in Radierung: Helene Böhlau.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Mutterrecht.

Erzählung.

Von

Mite Kremnitz.

— Berlin-Wilmersdorf. —

Es schlug acht Uhr. Frau Huber schloß ihr Bureau ab und schickte sich langsam an, ihre im ersten Stock gelegenen Wohnzimmer aufzusuchen. Eigentlich war sie lieber unten in den einfachen Geschäftsräumen als oben, besonders wenn ihr Mann, wie es seit drei Tagen der Fall, abwesend war.

Noch vor fünf Jahren hatten sie sich mit zwei Stuben behelfen müssen. Sie dachte gar nicht ungern an die Zeit zurück. Der Umschwung war schließlich doch schnell gekommen! Nun bewohnten sie eine eigene Villa neben den großen Holzplätzen; der Holzhandel hatte ihnen, seit sie die Sägemühlen im Gebirge angelegt, Millionen gebracht. Durch Fleiß und Glück war es so weit gekommen und durch den Krieg! Ohne den Krieg hätte sich die Nachfrage nach Hölzern nicht so gesteigert. Ihr Mann sagte zwar immer: sie sei sein Glück, wie sein Verstand. Wenn er in der Jugend auch ein bißchen was gelernt habe, Geschäftssinn fehle ihm, und der sei ihr angeboren. Etwas Wahres lag darin. Sie war energischer als er, hatte zugegriffen, wo er noch zaudernd überlegte, sie überredete ihn zu Wagnissen, an die er nie gedacht haben würde, jede größere Unternehmung machte ihr wirkliche Freude. Aber nur seinetwegen, nur für ihn tat sie alles! Er war in ihren Augen viel vornehmer und viel besser als sie; er war immer guter Dinge, ärgerte sich über nichts, während sie keine Unordnung vertragen konnte, von früh bis spät hinter allen Leuten her war und nach dem Rechten sah. Beide waren in kleinen Verhältnissen aufgewachsen; sein Vater war österreichischer Offizier gewesen, aber früh gestorben, so daß die Mutter sich und die Kinder kümmerlich in einem kleinen

Orte Böhmens hatte durchbringen müssen. Dennoch klebte ihm nichts von Dürftigkeit an; im Gegenteil, alles, was beschwerlich und kleinlich war, ließ er lieber laufen, er reiste nur gern herum und führte die Kasse; sie dagegen hatte sich gewöhnt, selbst überall auf den kleinsten Vorteil zu spähen, sich um die geringste Kleinigkeit zu kümmern, wenn sie sich auch auf ihren ausgezeichneten Geschäftsführer hätte verlassen können. Sie blieb die Seele des ganzen Betriebs, sie kannte, als eine schon in Sofia geborene Deutsche, die Verhältnisse dort auch besser als ihr erst vor zwölf Jahren eingewanderter Mann. Auch hatte sie das kleine Kapital besessen, mit dem sie den Handel angefangen.

Während sie die Treppe in ihre kostbar, aber etwas überladen eingerichteten Wohnräume hinaufstieg, machte sie sich wieder klar, wie gut es ihr doch ergangen sei. Keine ihrer Jugendfreundinnen hatte es so weit gebracht wie sie. Ihr fehlte wirklich nichts! Früher hatte sie sich wohl manchmal ein Kind gewünscht, aber seit sie bei Freunden und Verwandten erlebt, wie viel Sorgen mit Kindern in ein Haus einziehen, tat sie es nicht mehr. Wer weiß, ob es nicht viel besser so gewesen war! Sie hätte den Mut zu wagen, durch den sie reich geworden, gewiß nicht gehabt! Kinder machen einen feige, und ohne kühnes Wagen bringt keiner es von nichts zu Millionen! Auch hätte sie mit ihrem Manne nicht mehr so ungestört glücklich leben können, sie hätte ihre Zeit teilen müssen. Es war entschieden besser so. Denn wer einmal nach ihr das Vermögen besitzen sollte, das schien ihr recht gleichgültig. Sie hatte sich mit dem Gedanken, eine große Stiftung zu machen, die ihres Mannes Namen verewigen sollte, schon öfters berauscht; vielleicht entschlossen sie sich noch, ein Kind zu adoptieren. Dazu war sie noch nicht alt genug, denn sie war kaum dreißig. Ihre eigenen Eltern lebten noch und freuten sich ihres Wohlstandes. Warum sollte sie sich jetzt schon mit Todesgedanken beunruhigen? Nur wenn sie allein war, kam ihr manchmal Trübes in den Sinn. Wie sie eben ihrer Eltern gedachte, fiel ihr auch ihres Mannes Familie ein. Es war nicht recht von ihr, daß sie sich nie um seine Verwandten gekümmert hatte. — Er sprach zwar nicht gern von den Geschwistern, sie hätten sich bei der Erbteilung nach der Mutter Tode nicht gut gegen ihn benommen. Aber schließlich waren es arme Leute, und da es ihr so gut ging, hätte sie sich einmal brieflich nach ihnen erkundigen können. Schreiben ist Sache der Frauen! Einen Brief zu Weihnachten oder Neujahr hätte sie trotz ihrer vielen Beschäftigungen immerhin zustande bringen können, und ihr Mann wäre dann mit den Seinen nicht ganz auseinander gekommen. Es waren doch schließlich Verwandte! Aber eines nahm sie sich fest vor, immer im Hinblick auf ihre Kinderlosigkeit und die Zukunft: Diese Fremden da irgendwo in Böhmen — wo, wußte sie nicht einmal genau — die nie gut gegen ihren Mann gewesen waren, die sollten jedenfalls nichts von ihr erben. Nein, gewiß nicht!

Aber mit einem Male fiel ihr ein, daß ihr Mann und sie noch gar kein Testament gemacht hatten, daß natürlich alle Grundstücke auf seinen Namen eingetragen waren. Wenn er stürbe! — Ihr verging der Atem. Wie hatte sie nur so leichtsinnig in den Tag hineinleben können! — Im Beginn ihrer Ehe hatten sie beide nichts Rechtes zu vermachen gehabt. Aber seitdem sie etwas besaßen, hätten sie ein Testament aufsetzen sollen. Sie kannte doch die Landesgesetze und wußte, daß sie, die kinderlose Frau, ohne einen Heller zurückbliebe, sollte ihr Mann plötzlich sterben. Sie würde aus dem von ihr Erworbenen herausgetrieben werden, und Fremde würden Herren in ihrem Hause werden, nur weil sie ihm zufällig blutsverwandt waren.

Wie ein Gespenst stand diese Möglichkeit plötzlich vor ihr, und nun reihte sich ein Schrecken an den anderen. Ihr Mann war um manches Jahr älter als sie, er könnte leicht vor ihr sterben, vielleicht bald — der Tod kommt meist unvermutet . . . Bei diesem Gedanken schauderte sie, und es drang ihr ein Kältegefühl durch den ganzen Körper. Sie stand am Fenster und sah unwillkürlich über die weiten Holzplätze, ihr stolzes Eigentum — aber war es noch ihres? Ihre Phantasie jagte weiter: wahrscheinlich würde er nicht einmal von dieser Reise heimkehren! Vielleicht war ihr Unglück schon besiegelt, vielleicht war in dieser Stunde, in der sie sich so glücklich gepriesen, bereits das grausamste Geschick über sie hereingebrochen! Von solchem Zusammentreffen, solch bittrer Ironie des Schicksals hatte sie oft gehört. Erschrocken faßte sie sich an den Kopf. Was würde sie nur tun, wenn ihr ganzes Sein plötzlich zusammenbräche?

In demselben Augenblick ertönte ein scharfer, schriller Glockenton an der unteren Haustüre, so scharf und schrill, daß er ihr durch beide Ohren drang; ihre Kniee zitterten so, daß sie sich am Fenstergriff festhalten mußte. Was konnte das bedeuten? Ein Telegramm? Natürlich war er tot! — Die irre Angst, die sie eben erfaßt hatte, war schon eine Vorahnung gewesen . . . Vielleicht war er aber nur krank, war noch zu retten? Jetzt war es nicht die Sorge um ihr Hab und Gut, sondern die Verzweiflung, ihn nie wieder zu sehen. Alles würde sie hingeben um ihn.

Sie eilte in den oberen Flur, die Zähne klapperten ihr vor Angst; über die Treppe gebeugt lauschte sie atemlos dem Gespräche, das sich unten bereits zwischen der Dienerin und dem Ankömmling entwickelt hatte. Ein Depeschenbote war es also nicht, Gott sei Dank! In deutscher Sprache fragte eine etwas rauhe Männerstimme laut nach dem Herrn. Auf den Bescheid „verreist" fragte der Mensch wohin? auf wie lange und schließlich sogar, ob der Herr verheiratet sei? Das Mädchen bejahte es, sichtlich erfreut, so viel Auskunft erteilen zu können.

Frau Huber beruhigte sich; dies war augenscheinlich niemand, der Nachricht über ihn brachte; aber wie töricht von der Dienerin, einem Fremden Rede und Antwort zu stehen, sich aushorchen zu lassen! Vielleicht war

dies ein Dieb oder Raubmörder, der sich in ganz bestimmter Absicht erkundigte!

Von ihrem Lauscherposten aus konnte sie nichts verhindern. Die Dienerin entgegnete geschäftig, die Frau sei oben.

„Ist sie allein?" fragte er weiter.

Es durchrieselte Frau Huber kalt; der Mensch hatte sicher böse Absichten. Wie kindlich unbedacht von Anna, zu bejahen, daß ihre Herrin ganz allein oben wohnte. Nun forschte er weiter, ob die Frau noch jung sei?

„In gesetzten Jahren," lautete die ohne jedes Zögern gegebene Antwort. Wie ihr das klang, dieser hübschen, frischen Frau! „In gesetzten Jahren!"

II.

Darauf bat der Fremde, ihn anzumelden; das Mädchen kam auch wirklich mit der Karte die Treppe hinauf und ließ ihn unbewacht im Hausflur! Frau Huber hätte ihr am liebsten zugerufen, unten zu bleiben, aber sie wollte sich doch nicht verraten. Sie schlich in ihr Zimmer zurück, und dort empfing sie die Dienerin mit einer Flut von Vorwürfen, ob sie denn ihre fünf Sinne beisammen habe, einem Fremden so Rede und Antwort zu stehen! Frau Huber wurde leicht heftig, sie mußte sich sogar vor ihrem Jähzorn hüten, und nun brannten ihr unwillkürlich auch noch die „gesetzten Jahre" im Herzen. Das Mädchen kam gar nicht zu Worte.

„Aber," begann sie immer wieder, „aber —" Schließlich stieß sie es heraus: „Es ist ja des Herrn Bruder!"

„Des Herrn Bruder?" wiederholte die Frau. „Der Herr hat ja gar keinen Bruder!"

Als sie aber mit der Karte ans Licht trat, las sie: „Peter Huber."

Durch ihren Kopf zuckte der Gedanke: das ist ein Abenteurer, der sich unter dem Deckmantel dieses Namens bei mir einschleichen will! Zugleich erwachten aber auch die kürzlich verscheuchten Bedenken: ein Bruder! wie eigen, ein Bruder, dem alles zufallen könnte, was sie besaß, und der gerade in diesem Augenblicke eintraf. Hatte das nicht einen geheimen Sinn? Oder war das nur ein merkwürdiges Zusammentreffen? Sie war nicht feige, aber sie hatte ein unbestimmtes Grauen und wollte eben sagen, sie sei krank und nicht imstande, den Herrn zu empfangen, als dieser bereits oben an der Tür pochte. Wie unverschämt! Das Blut stieg ihr in den Kopf, sie rief dem Mädchen zu, der Herr möge morgen wiederkommen, und eilte in das Nebenzimmer, das sie hinter sich abschloß. Es nützte ihr nichts, gleich darauf klopfte das Mädchen heftig auch dort: Der Herr müsse mit dem Frühzug weiter, er habe nur einen Zug überschlagen, um seinen Bruder zu sprechen!

Wenn es nun doch ein Bruder ihres Mannes wäre, in welchem Licht

stände sie da, wenn sie sich weigerte, ihn zu empfangen? Was würden alle ihre Leute von ihr denken? Es blieb ihr wirklich kein Ausweg; sie öffnete die Tür und trat ihm mit höchst gemischten Gefühlen entgegen. — Wenn es ein Bruder ihres Mannes war, so sah er ihm jedenfalls nicht ähnlich. Ihr Mann war zwar auch groß, aber dies war ein Riese.

„Sie sind die Frau von Johann Huber aus Lorbbach?" fragte er, wartete aber ihre Antwort nicht ab. Sie entsann sich nicht, ob der ihr entfallene Heimatsort ihres Mannes so geheißen hatte. „Ich höre," fuhr der Fremde fort, „daß meines Bruders Rückkehr nicht bestimmt ist, ich aber muß morgen früh weiter, also möchte ich mit Ihnen sprechen. Wollen Sie nicht das Mädchen fortschicken?" Anna stand mit neugierigen Augen da und ließ sie von ihrer Herrin zum Fremden und wieder zurück zu ihr wandern.

Frau Huber fand ihre Geistesgegenwart wieder, und nachdem sie dem Fremden gesagt, daß sie sehr erfreut sei, so unerwartet einen Schwager kennen zu lernen, gab sie dem Mädchen Auftrag, sofort jemanden zu ihren Eltern und zu ihrem Bruder, die auf demselben Hofe wohnten, mit der guten Nachricht zu schicken und außerdem unten den Tisch zu decken. War dies ein Mensch mit bösen Absichten, so sollte er wissen, daß er hier nichts ungestraft verüben könnte, daß Leute im Hause seien, und auch ihre Verwandten sogleich kämen.

Als das Mädchen aus der Tür gegangen, trat er aber rasch an sie heran und sagte heiser: „Lassen Sie niemand rufen, denn was ich Ihnen mitzuteilen habe, werden Sie nicht gern weiter sagen wollen."

Wie vorhin, als der schrille Glockenton erklungen, überlief Frau Huber ein eisiger Schauer und zitterten ihre Kniee.

„Ist mein Mann krank?" stieß sie entsetzt hervor.

„Ihr Mann? Mein Bruder Johann? Den habe ich ja seit mehr als zwölf Jahren nicht gesehen!"

„Aber was ist denn geschehen? Was wollen Sie?" fragte sie.

„So kurz läßt sich das nicht sagen. Ich bin schon öfters durch diesen Ort gekommen, ich bin Geschäftsreisender, und jedesmal, wenn ich hier mit der Bahn an den großen Holzplätzen vorbeikam und den Namen Johann Huber las, dachte ich an meinen Bruder, der vor Jahren in Amerika verschollen sein sollte. Daß er selbst es sein könnte, das war mir nicht in den Sinn gekommen."

„Aber er ist es gewiß auch nicht," unterbrach sie ihn, „der Name ist ja so häufig, und ich habe nie gehört, daß er von einem Bruder Peter sprach."

„Das glaube ich schon," versetzte er unangenehm lächelnd. „Er denkt nicht gern an uns zurück, hat auch keinen Grund dazu! Er ist es aber: ich habe sein Bild auf einer Geschäftsannonce gesehen, er hat seine Visage ja sogar auf Postkarten verewigen lassen, fand sie ja immer so schön, und

die Weiber fanden es auch! Er ist es, wie er leibt und lebt und nicht einmal gealtert! Da wollt' ich ihm ins Gewissen reden, und nun hör' ich, daß er eine Frau hat! Das erklärt auch den Reichtum, denn er für sich allein hätt' es nie zu was gebracht!"

Sie hörte gebannt zu. Ihr war, als wollte sie etwas erwidern, aber ihr fehlte die Kraft, sie wollte ihn einen Verleumder nennen, ihm die Tür weisen, aber sie war es nicht imstande, denn während er sprach, glich er plötzlich ihrem Manne, wie er die Hand hob und hin und her bewegte, das waren genau ihres Johanns Gesten. Sogar in den Augen glich er ihm jetzt! Er fuhr fort: „Eine Frau hat er sich genommen, eine Frau mit großem Besitzstand, eine hübsche, junge Frau, und daheim sitzt eine, die noch auf ihn wartet, die sich durch Nähen ihr Brot verdient, und der große Junge ist dem Vater nachgeschlagen, zur Arbeit untauglich, fällt aller Welt zur Last."

Frau Huber faßte und begriff schon lange nicht, was dieser Mensch, diese Ausgeburt der Hölle, hier wollte.

„Ja, unsereinem, der sich wacker durchs Leben geplagt hat," fuhr er fort, „geht es schlecht, und so jemandem, der nie zu was taugte, dem fällt es in den Schoß."

„Was wollen Sie denn von mir?" stieß sie endlich heraus, ihre Heftigkeit überwältigte sie. Haß und Neid sprachen aus diesem Manne, nichts als Haß und Neid. Eine Erpressung war es. Seit sie reich geworden, hatte sie das kennen gelernt. „Wie viel wollen Sie?" Das war zu grob, das hätte sie nicht sagen dürfen. So fängt man das nicht an!

Er lachte ihr ins Gesicht. „Sie irren sich in mir, ich bin ein rechtlicher Mensch, bin nicht wie mein Bruder, ich will nichts von dem Sündengeld, aber ihm soll es auch nicht mehr zugute kommen, die Frau soll klagen und sein Kind. All seine Schande soll ans Licht kommen."

Ihr war, als müsse sie auf ihn losstürzen. Sein Kind . . . Aber draußen wurde es laut. Ihre Eltern und ihr Bruder waren dem dringenden Rufe gefolgt. Frau Huber sah sie im Geist schon eintreten, und wie irr ging sie auf den großen, starken Fremden zu, ergriff ihn beim Arm und sagte flehend: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, sagen Sie den Meinen kein Wort, brechen Sie meinen armen Eltern nicht auch noch das Herz! Ich spreche nachher, wenn Sie wieder fort sind, mit Ihnen weiter. Nur eine Stunde gedenken Sie in Liebe Ihres Bruders, oder verstellen Sie sich." Da trat ihr eigener Bruder schon ein und begrüßte mit lärmender Freudigkeit den neuen Schwager, der wenig aufgelegt schien, diese Verwandtschaft zu schätzen, der aber gar nicht mehr zu Worte kam.

Unten hatte sich des Dienstpersonals dieselbe Erregung bemächtigt: ein Bruder des Herrn, und solch ein schöner Mann, der unerwartet eingetroffen war. Diese Nachricht lief wie ein Freudenfeuer durch die unteren Regionen. Und er müsse morgen wieder fort. Wie schade! Der Herr

würde sich so gefreut haben! Der Herr war der besondere Liebling der Leute, er war so gemütlich und sah ihnen so viel nach, er hatte ein Scherzwort für jeden, verstand Spaß, während die Frau unerbittlich streng war, jedem auf den Dienst paßte, viel mehr gefürchtet als geliebt war. Bei den meisten der Angestellten herrschte sogar die Meinung, der Herr wäre viel zu gut für seine Xanthippe von Frau.

Einem Bruder des Herrn wollte also jeder das Beste antun. Die Tafel unten war schnell reich besetzt, die Haushälterin flog nur so, das Schönste, was der Keller bot, war zur Stelle. Der Vater von Frau Huber hatte Champagner befohlen. Die Verwandten der Frau waren vom Dienstpersonal nicht recht geachtet, ihnen gönnten die Leute nie etwas, aber für einen Bruder des Herrn konnte gar nicht genug geschehen.

III.

War es der Wein gewesen, oder die unerwartet zärtliche Aufnahme, die er in Frau Hubers Familie gefunden, oder wirkte die flehentliche Bitte seiner hübschen Schwägerin nach, jedenfalls sagte Peter Huber bei Tisch und auch nachher kein Wort über die Beweggründe, die ihn in dies Haus gegeführt hatten. Er lächelte nur etwas sarkastisch seiner Schwägerin zu, als man ihm immer wieder zutrank als dem Bruder ihres einzig guten Johann und ihm sagte, wie sehr er ihm gleiche. Frau Huber war mehr tot als lebend, sie zählte wirklich die Minuten, bis das Mahl vorüber, aber irgend etwas, was sie noch nie in sich erprobt hatte, hielt sie aufrecht. Ihr war zumute wie in den Augenblicken des Jähzorns, wo sie Lust und Kraft fühlte, alles zu zerschmettern, was ihr in den Weg kam. Ihr Vater trank ihr zu und sagte: schade, daß Johann sie nicht sähe, sie wäre so schön und blühend wie lange nicht, es wäre aber auch ein Fest, solch einen lieben, seltenen Gast bei sich zu beherbergen.

Der Fremde sah sie auch mehr an, als nötig war. Sie selbst fand, als sie in den Spiegel sah, nur, daß sie rote Flecke vor Erregung im Gesicht bekommen habe, und das nannte der Vater „blühend“! Sie freute sich über die Harmlosigkeit der Ihren, die immer alles gut und schön an ihr fanden und nie durch die Oberfläche hindurch sahen.

Peter Huber war anfangs wortkarg; als er auftaute, erzählte er von seinem Leben; er reise für ein Glasgeschäft und zwar seit drei Jahren bis nach Kleinasien. Frau Hubers Bruder Hans meinte, das müsse außerordentlich interessant sein, und stellte die naivsten Fragen, dann bestand er darauf, daß alle Brüderschaft miteinander tranken, besonders Peter und Berta; eine Flasche Champagner nach der anderen wurde entkorkt. Schließlich schlug Hans vor, Berta, die immer so schrecklich spröde sei, müsse dem neuen Schwager einen Kuß geben. Sie weigerte sich aber ganz entschieden, was Anlaß zu vielem Gelächter bot, besonders als Peter sagte: ein öffentlich gegebener, freiwilliger Kuß habe wenig Reiz, er werde sich nachher schon

einen stehlen! Halb im Ernst, halb im Scherz erwiderte sie: wer ihr zu-nahe käme, habe bisher noch immer den kürzeren gezogen!

Gut, daß die Eltern immer schon vor elf Uhr zur Ruhe gingen, Peter Huber drang darauf, daß sie für ihn keine Ausnahme machten. Hans wollte dem Fremden noch allerhand Belustigungen in der Stadt zeigen, Frau Berta schnitt alle seine Lockungen aber energisch ab; sie habe mit ihrem Schwager noch viel zu reden. Das schönste Fremdenzimmer war für ihn hergerichtet worden, Frau Hubers Mutter hatte es selbst noch inspiziert, ehe sie fortging.

Als die Tür sich endlich hinter den Ihren geschlossen hatte, stand Frau Huber ihrem Gaste doch ganz anders gefaßt gegenüber als vor zwei Stunden. Sie war sich darüber klar geworden, daß er ein schlechter Mensch sei; ein Kerl, der seinen Bruder verderben will unter dem Deckmantel des Rechts, hat eine gemeine Seele, und so würde sie ihn wahrscheinlich durch Geld zum Schweigen bringen. Sie mußte es nur feiner anfangen. Daß in ihres Mannes Leben irgend ein dunkler Punkt sein müsse, hatte sie sich lange gedacht. Aber sie hatte sich auch gesagt, daß sie ihn ohne diesen nie kennen gelernt haben würde. Ein Mann wie er wäre nie in die Gegend gekommen, hätte seine Nationalität nicht aufgegeben; kurz, ihr eigenes Glück hatte sich auf diesem dunklen Punkt aufgebaut. Sie hatte nie beansprucht, daß ihr Mann vor ihr kein Mädchen angeschaut hatte, seitdem sie seine Frau geworden, hatte er es sicher nicht getan, denn er liebte sie über alle Begriffe. Und sie hatte ihn gerade so, wie er war, etwas leichtsinnig und gedankenlos und daher immer heiter, lieb. Sie war ja dazu da, um für ihn zu sorgen und für sie beide zu denken. Sie machte sich auch klar, daß sie ihn mehr umworben hatte als er sie. Wenn sie es nicht gewollt hätte, hätte er sie kaum geheiratet. Sie hatte sich als ganz junges Ding bei einer Tanzgesellschaft im Turnverein in ihn verliebt, er würde sie sonst kaum beachtet haben. Aber seitdem sie seine Frau war, war er so gut gegen sie, wie es kein anderer Mann hätte sein können. Was dieser Bruder auch immer sagen könnte, ihr würde es innerlich nichts ausmachen, sie liebte ihren Johann; sie hatte nur den einen Wunsch, diesen Verleumder der Welt gegenüber unschädlich zu machen.

Peter Huber spürte auch, daß ihm eine andere Frau als vor zwei Stunden gegenüberstand, wenn der reichlich genossene Wein seine Fähig-keiten auch sonst etwas eingeschläfert hatte. Sein Bruder hatte doch un-verschämtes Glück gehabt, solch eine Frau! Was sah sie appetitlich aus, so drall und knapp saß alles an der etwas vollen Gestalt, was für runde feste Wangen hatte sie, so herzhaft anzufassen und zu küssen! Seine Frau war mager und dürr, die Kleidung hing ihr immer um den Körper, den ganzen Tag hantierte sie im Hause herum, nie wurde sie mit etwas fertig, und immer klagte sie, vor allem über die Kinder. Und dagegen diese Frau! Je mehr er sich den Unterschied klar machte, desto tiefer fraß sich

der Haß und noch etwas, die unwiderstehliche Begierde, in seine Seele. — Warum war dem Nichtsnutz so viel geglückt, und ihm, dem Fleißigen, Rechtlichen nichts? Während er sie so ansah und alles andere weniger empfand als ihre Reize, gingen auch ihr eigentümliche Gedanken durch den Kopf. Sie hatte das Gefühl, als müsse jetzt irgend etwas geschehen . . . Sie stellte sich vor, daß sie mit ihm, jetzt bei Nacht, allein zu den großen Brettschneidemaschinen ginge, daß er durch ihre Führung, d. h. durch eigene Unvorsichtigkeit zu Schaden käme — in einem Roman hatte sie kürzlich Ähnliches gelesen! — Sie wußte, daß sie es nicht tun würde, obgleich sie beide allein in der verschwiegenen Nacht waren, sie spielte nur mit dem Gedanken, wie schön es sein könnte, wenn dieser Mensch nicht mehr auf Erden weilte. Schließlich riß sie sich los von diesem schauerlich anziehenden Gedanken und sagte mit harter Stimme: „Was soll nun werden, wozu sind Sie hergekommen? Was haben Sie davon, wenn Sie meinen Mann moralisch vernichten?"

„Ich wußte gar nicht, daß mein Bruder verheiratet ist," sagte er mit feiger Miene in absonderlichen Gedanken.

„Aber jetzt wissen Sie es."

„Ja," unterbrach er sie, „und ich beneide ihn um seine Frau mehr, als um alles andere!" Es brach aus ihm ein merkwürdiges Feuer heraus.

Einen Augenblick schwieg sie bestürzt. Dann, einen unerwarteten Vorteil ausbeutend, fuhr sie sanfter fort: „So lassen Sie mich Ihnen helfen, vielleicht darf ich Ihnen Kapitalien vorstrecken, damit Sie ein eigenes Geschäft anfangen können? Sie sollen keinen besseren Freund haben als mich! Was bringt es Ihnen für Nutzen, wenn Sie Ihren Bruder an den Pranger stellen?"

Hätte sie nur den verhaßten Bruder nicht wieder erwähnt.

„Sie wissen gar nicht, wen Sie zum Manne haben. Ins Gefängnis müßte er, denn er hat Geld unterschlagen, Unterschriften gefälscht, darum mußte er bei Nacht und Nebel davon."

Sie wollte ihn unterbrechen: „Wer seinen eigenen Bruder verrät, ist ein Bösewicht!" Aber sie besann sich. Nur nicht ihn reizen, nur den Einfluß ausnutzen, den sie zufällig durch ihr hübsches Gesicht auf ihn ausübte! Sie schlug die Augen bittend zu ihm auf: „Das ist längst verjährt, jeden Heller ersetze ich doppelt sofort . . . und das Kind . . . ist doch nicht legitim?" Sie war dicht an ihn herangetreten, sie legte die Hand auf seine Hand. Was sie seit seinen ersten Mitteilungen am meisten fürchtete, war, daß ein gesetzliches Band Johann an die Vergangenheit knüpfen könne.

Peter Huber widersprach ihr nicht, hörte gar nicht auf das, was sie sagte. Seine eigenen Gefühle und Gedanken beherrschten ihn, die Leidenschaft in ihm wuchs. Es hatte so etwas Lockendes in ihren Blicken gelegen, die

Berührung ihrer Hand raubte ihm die Fassung, er machte sich klar, daß sie in seiner Gewalt sei, wie eine Eingebung war es ihm vorhin gekommen, daß er die Hand nur auszustrecken brauchte. Er war wie toll vor Entzücken. Es konnte ihm nicht mißlingen, dies üppige Weib mußte sein werden — Vergangenheit und Zukunft waren ihm gleichgültig. Nie wieder würde ihm das Leben eine zweite solche Stunde geben! Er fühlte nichts anderes mehr als seinen Rausch, und doch überlegte er noch eine Sekunde. Ihre Leute waren alle schon zu Bett geschickt, und selbst wenn sie klingelte, wenn sie nach Hülfe sollte rufen wollen, er hielt sie im Bann durch ihres Mannes Vergangenheit, sie zitterte für Johann.

„Berta," flüsterte er und umfing sie mit dem Arm — sie wich zurück, aber mit solcher Gewalt drückte er sie an sich, daß ihr Hören und Sehen verging. Sie preßte ihre Arme zwischen sich und ihn, sie suchte zu kratzen, zu beißen . . .

„Gib einen Laut von dir," rief er wild, „so ist dein Mann verloren."

Der Gedanke einer wirklichen Gefahr für sich selbst war ihr, der Mutigen, bisher noch nicht gekommen.

„Du Schurke, laß mich los," zischte sie heraus, aber es war umsonst.

„Sag, was du willst, das ist mir ganz gleichgültig, das ist mir sogar noch Würze. Wehre dich, stoß mich, schlag mich, du Wildkatze, danach hab' ich mich stets gesehnt, du bist doch mein — mein," lallte er, und sein eiserner Griff ließ nicht nach.

Einmal glaubte sie noch ihm zu entrinnen. „Das ist ein Attentat," keuchte sie.

„Ja, ein Attentat," wiederholte er, „meinst du, das Wort gefällt mir nicht?"

Sie bat, sie beschwor ihn, wie verzweifelt, sie versprach ihm, was sie besaß, sie drohte ihm, er hörte auf nichts. —

Er hatte sie auf den Diwan geworfen, sie sah die hellen elektrischen Lichter über sich brennen, und halb bewußtlos und erstickt versuchte sie noch einen Arm frei zu machen, um den Knopf an der Wand zu erreichen, um sie auszudrehen, aber er ließ sie nicht.

„Nein, nein, bei hellem Licht," flüsterte er. „Ich will dich sehen, mich an deiner Schönheit weiden. Mich freut's, daß du dich schämst wie ein kleines Mädchen, es steht dir!"

IV.

Wie lange mochte es gedauert haben? O, das wilde, ausgehungerte, unersättliche Tier! Die Uhr schlug zwei. Jetzt war er endlich fortgegangen und schlief aus nach dem Fraß! . . . Sie konnte sich kaum rühren vor Ekel, nur eins empfand sie noch stärker als den physischen Schauer, die Sucht, sich die eigene Haut abzureißen. Vor allem mußte sie sich baden,

sie roch seine Nähe noch immer, ihr Gesicht und vor allem die schweren Haare, die sich gelöst und in die seine Hände sich gewühlt, die er mit Küssen bedeckt, die mußte sie heiß abwaschen. Sie schüttelte sich wieder bei der Erinnerung, denken konnte sie nicht, nach Hülfe klingeln auch nicht! Nur keines Menschen Auge begegnen, solange sie in diesem Zustande; sie kroch förmlich lautlos in ihr Badezimmer, entzündete den Gasofen, riß sich ihre Kleider vom Leibe; keinen Fetzen davon würde sie je wieder berühren. Dann legte sie sich in so heißes Wasser, daß es schmerzvoll auf ihrer Haut brannte. Sie tauchte unter, bürstete, seifte sich — immer von neuem ließ sie frisches Wasser über sich rieseln, eine ganze Stunde lang, dann fing sie an zu frösteln. Sie mußte die schweren, nassen Haare trocknen, wenn sie sich nicht erkälten wollte. Dazu mußte sie Tücher wärmen; sie trockneten so langsam, und ihr selbst wurde kochend und schwindelig dabei. Sie hatte keine Wäsche dort im Badezimmer, nur ein Badetuch, und in dieses gehüllt suchte sie leise ihr Schlafzimmer auf. An die besudelten Gewänder konnte sie nicht rühren, die sollten verbrannt werden. Aber unter welchem Vorwande, ohne daß die Mädchen sich wunderten? — Doch das waren Sorgen für den kommenden Tag. Für's erste schloß sie das Badezimmer von außen ab und nahm den Schlüssel mit.

Nun streckte sie sich in ihr großes Bett, und nun kam sie etwas zu sich. Ihr war etwas Entsetzliches zugestoßen, etwas, das ihr noch nie durch den Sinn gegangen, was sie noch nicht einmal in einem wüsten Traume geängstigt, und ihr Herz schlug ruhig weiter, als sei nichts geschehen, abgesehen von dem Ekel und dem Zorn, den sie aber schon vorher gegen diesen Schurken empfunden, fühlte sie nichts Besonderes. Sie sann weiter. Nur ruhig, nur vernünftig, nur klar wollte sie bleiben. War ihr etwas Unwiederbringliches geraubt worden? Nein, nein, gewiß nicht! Was konnte sie für den Gewaltakt eines Feindes? Was tat das äußere Faktum ihr? Ihre Seele war so rein wie zuvor. Sie fühlte sich nicht entehrt, im Gegenteil, wie eine Märtyrerin! Denn für ihres Mannes Schuld war sie geopfert worden. Wenn sie nur ihn mit diesem Opfer losgekauft hatte, dann wollte sie den Kopf höher tragen als zuvor! Was konnte sie dafür, wenn ein vorüberfahrender Wagen sie mit Straßenschmutz bespritzte, eine giftige Raupe über sie hinkroch, oder gar die Blattern sie befallen hätten? Nichts!

Unrecht erleiden gibt doch eine merkwürdige Kraft! Sie als Frau fühlte sich so hoch über dem anderen Geschlecht stehen, wie noch nie. Sie nahm ihren eigenen Mann natürlich aus, der war fein und zartfühlend, in jeder Weise anders als die Mehrzahl. Aber die Durchschnittsmänner! Wie oft hatte sie gehört, ohne daß es sie in ihrem arbeitsreichen, harten Tagewerk, in ihrem normalen, keuschen, weiblichen Gefühl groß interessiert hätte, daß es einen Punkt gäbe, in dem alle Männer gewissenlos und grobkörnig seien, in dem auch bei aller sonstigen Differenz der Stände zwischen

Gebildeten und Ungebildeten kaum ein Unterschied bestände. Gewiß, die Erfahrung sprach dafür. Die Männer verlangten nicht, wie die Frauen, zur Erweckung ihrer Leidenschaft, daß auch Seele, Herz und Gemüt gefangen sei! Nein, ihre Leidenschaft konnte sich am oberflächlichsten Gefallen entzünden, oft brauchte sie nicht einmal das, sondern brannte lichterloh wie ein Zündholz am Sandpapier! Wie war so etwas möglich? Zum ersten Mal im Leben fragte sie sich das und dachte über das Menschengetriebe in der Welt nach. Hatte die Natur wirklich die Geschlechter schon so verschieden in diesem Punkte erschaffen? Waren nicht nur die Gesetze, das Menschenwerk, daran schuld, da sie den Männern gestatten, was Edlen verweigert sein sollte? Hatten sich nicht bloß durch die Gewohnheit die schlechten Triebe in der einen Hälfte der Menschheit seit Jahrhunderten so stark entwickelt? Nur durch dies Gewohnheitsrecht war das Tier in ihnen so mächtig geworden, daß sie nicht einmal Erwiderung ihrer Gefühle brauchten, daß Sträuben und Verweigern ihres schwächeren Partners ihnen eine besondere Anregung sein konnte. Wie tief waren doch die Männer gefallen, wie weit hatten sie es gebracht! Was die Natur dem Menschen zum höchsten Lohn bestimmt, das hatten sie zur Strafe verdreht: die feinste Blume der Blütenwelt zu Nachtschatten verwandelt, Waldmeister zum Wegerich gestempelt, zur Sättigung für Tiere.

Nun schlug es sechs Uhr; Frau Berta schrak zusammen, sie mußte an Faktisches denken, mußte sich überlegen, was zu tun sei. Ein Tag begann! . . .

Wie dem Schurken wohl zumute war? Wahrscheinlich wußte er nicht einmal, etwas wie Furchtbares er ihr angetan! Sie war scharfsichtig in diesem Augenblick. Solch ein cynisches Wesen wie Peter Huber hatte nicht einmal die Möglichkeit, feinere Gefühle zu verstehen. In wenigen Stunden würde er abreisen. Sie suchte sich in die Lage zurückzuversetzen, in der sie bei Tisch ihm gegenüber gewesen. Wie bewahrheitete sich doch das Volkswort: nie kommt ein Unglück allein! Sie mußte nur mit Menschenwitz jetzt Vorteil aus dem Unglück zu ziehen suchen. Dieser Mensch mußte ihr ein Dokument ausstellen, daß alle seine Forderungen an seinen Bruder befriedigt seien, daß er sein Haus nie wieder betreten würde — das war doch das Mindeste, was sie von diesem schändlichen Hausfriedensbrecher fordern durfte! Aber . . .

Einen Augenblick stockte der mutigen Frau jetzt der Atem . . . Peter Huber hatte sich nicht nur davon überzeugt, daß sein Bruder reich geworden, sondern auch davon, daß er kinderlos war. Und da sie leibliche Brüder . . . Großer Gott! Wenn ihrem Manne etwas zustieße, so war dieser Schurke nach den Buchstaben des Gesetzes Erbe ihres ganzen großen Besitzes. Ihr flimmerte es erst rot, dann schwarz vor den Augen, und sie sank in das Kissen zurück. „Das kommt von den nassen Haaren," schalt

sie sich, „die machen mich immer schwindelig.“ Sie wollte sich einen Schluck Wasser holen, es ging aber nicht, der Kopf ließ sich nicht heben! Wenn der Schlag sie jetzt rührte — mit Schwindel sollte der beginnen, so war sie verloren. Wie ungerecht, wie hart kann doch die Natur sein! Sie faltete die Hände und fragte ihren Gott im Himmel, ob das seine unerforschlichen Ratschlüsse seien? Mehr als fünf Minuten lag sie fast bewußtlos da, nur Angst und Dunkelheit hielt sie umfangen . . . Dann aber wurde ihr besser. Sie stand vorsichtig auf, schloß eine Tür auf und klingelte. Ihre alte Lina erschien sofort. Sie bestellte sich Tee und ließ sich ein Hauskleid bringen. Die Herren hätten gestern abend so viel geraucht, daß alle ihre Sachen, selbst ihre Wäsche unbrauchbar geworden, sie könnte den Geruch gar nicht vertragen, ihre Migräne sei im Anzuge. Ob der Gast noch schliefe. Ja, er schnarche ganz laut. Sie hatte also noch Zeit. Nachdem sie im Bett gefrühstückt hatte, gab sie Befehl, sie fürs erste nicht wieder zu stören, sie wolle noch etwas schlafen, vielleicht würde ihr dann besser. Nachdem die Dienerin sich weit genug entfernt hatte, verschloß sie leise ihre Türen. Ihr war etwas eingefallen, plötzlich, wie so oft in der Früh! All die guten Einfälle, die besten Kombinationen, die ihrem Geschäft Nutzen gebracht, waren ihr so unvermittelt morgens in den Sinn gekommen. Sie durfte auch nicht einen Tag warten! Sie besaß noch eine Unterschrift ihres Mannes; er ließ ihr stets mehrere auf leeren Bogen zurück, für den Fall, daß sie ihrer in seiner Abwesenheit benötigen sollte. Gut, daß noch eine da war. Es war fast ein Zufall, nur weil die Zahlung einer Kaution und der Abschluß eines Kontrakts auf Montag verschoben worden waren! Vor ihres Mannes Unterschrift mußte sie die Worte schreiben: „Wir setzen uns gegenseitig zu Erben unseres gesamten Besitzes und Vermögens ein.“ Nach seinem Namen den ihren setzen, Ort und Datum darunter schreiben, dann besaß sie ein rechtsgültiges Testament, und damit wäre die eine Angst von ihr genommen.

Mit festen Zügen schrieb sie die Worte einmal zur Probe auf ein Blättchen Papier, dann, ohne zu zittern, oberhalb des Namens ihres Mannes; sie wußte, daß sie in seinem Sinne handelte, und hoffte fest, ihm an demselben Abend oder spätestens am nächsten Morgen Mitteilung davon zu machen. Sie mußten dann gemeinsam den Rechtsanwalt befragen, was noch zur Sicherung der Zukunft geschehen könne.

Über das Datum, das sie zu setzen hätte, war Frau Berta sich noch unschlüssig. Sie zählte zurück, daß Johann am 7. April abgereist sei; dann wählte sie den 5. für das Datum seiner und ihrer Unterschrift und schloß das Papier in den Schreibtisch ihres Schlafzimmers ein. Dann überschlug sie, welche Summen sie ihrem Schwager bieten sollte. Nur nicht mit zu viel anfangen; eine jährliche Rente wäre das Zweckmäßigste, die ihm entzogen werden könnte, wenn er . . ja, wenn er was? Sie überlegte sich,

daß mit Drohungen nicht viel auszurichten sei, er hatte immer weniger zu verlieren als sie . . . Sie mußte sich in acht nehmen, sich ihre Rolle klar zurechtlegen, sich schulen . . . Dabei dachte sie an all die Überlegungen und Bedenken zurück, die ihr Teil gewesen, ehe sie ihre Fabrik vergrößert hatte — wie viel war sie da auf und ab gegangen in den kleinen Stuben, ehe sie alles genau berechnet und einen Entschluß gefaßt hatte! Aber es war immer der richtige gewesen, gescheitert war ihr nie etwas . . . Die Erinnerung tat ihr wohl: sie würde auch aus diesem Dilemma einen Weg finden! Nicht als gekränkte Unschuld oder drohend durfte sie ihm entgegentreten, nein, vollkommen harmlos, als sei nichts vorgefallen! Würde sie das durchführen können? Natürlich, denn sie mußte es, es galt nur eine kurze Stunde. Andere Leute hatten Schwereres tun müssen! Sie dachte an halbvergessene Heldengeschichten! Durch Selbstüberwindung und Schweigen konnten Wunder verrichtet werden. Aber sie mußte die Selbstüberwindung auch gegen sich selbst üben, sie mußte lernen zu vergessen. In ihrer Seele durfte das, was sie durchlebt, nicht haften bleiben, sie mußte es fortwischen wie Kreidestriche von der Tafel. Ihr wurde so wohl, wie sie sich das klar machte! Es gibt Dinge, die nicht gewesen sein dürfen! Wenn sie es vor sich selbst ableugnete, nicht nur vor jenem Räuber, so war es doch eigentlich gar nicht mehr! Nie durfte sie mehr daran denken, und was das Schwerste war, nicht einmal ihrem Manne durfte sie klagen, was ihr Fürchterliches angetan worden war! Denn er würde es nicht ertragen, würde es rächen wollen, würde hingehen und dem Schurken, der das gewagt, den Hals umdrehen, gleichviel, ob er dafür im Gefängnis enden müßte! . . . Ja, ihres Mannes Leben war gefährdet, wenn sie nicht schwieg, wenn sie nicht lernte, es selbst zu vergessen, daß ihr jemand eine Schmach angetan!

Stolz, erhobenen Hauptes mußte sie ihm entgegentreten, von dem Bewußtsein, wie hoch sie über ihm stehe, getragen! Im Grunde seiner Seele mußte er ein Feigling sein, nur ein solcher hat keine Selbstbeherrschung und vergreift sich an einem wehrlosen Weibe!

Jetzt war es aber Zeit, daß sie ihn wecken ließ, er versäumte sonst noch seinen Zug, und sie mußte ihn los werden aus ihrem Hause und aus ihrer Erinnerung.

Eine Stunde später hatte sie erreicht, was sie wollte. Sie hielt das Dokument in Händen, daß ihr Mann Johann Huber allen seinen Verpflichtungen nachgekommen sei, und der Gast war auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Berta ging an ihren eisernen Schrank, schloß dies Schriftstück ein und zog sich dann an, um auf die Bank zu fahren. Sie mußte, um die Kaution am Montag vollzählig zu haben, sich die eben gezahlten Summen holen.

V.

Johann Huber dachte immer über sich nach, wenn er von seinen sogenannten Geschäftsreisen zurückkehrte. Jedesmal befiel ihn dann eine regelrechte Katerstimmung. Er war doch eigentlich ein recht leichtsinniger Geselle, und es wurde Zeit, daß er sich besserte. Aber „sich bessern", das ist nicht so leicht, wie die Geistlichen und Moralprediger meinen! Wenn er sich „besserte", so mußte er vor allem die Lotte aufgeben, und was sollte dann aus ihr werden? Er hatte sie doch auf dem Gewissen! Die Leute denken sich das auch immer leicht, aber leicht kommt man nur in eine schiefe Lage hinein, heraus geht es nie, ohne daß man irgend etwas entzweibricht! Und zum Entzweibrechen entschloß er sich nicht gern, das war ihm gegen die Natur. Außerdem war Lotte mit ihren schwarzen Augen und ihrer Taubenart eigentlich das Idealweib, das Johann Huber sich immer geträumt hatte; er vergaß zwar nie, daß er sie ohne seine Berta nicht hätte finden können. Er war seiner Frau dankbar, daß sie so viel für ihn tat, daß sie alle Geschäfte führte und er durch sie zu einem reichen Manne, der sich alles erlauben konnte, geworden war; sie war eine prächtige Frau, keine ihr zu vergleichen, aber Angst und Respekt flößte sie ihm doch ein, sie war scharf und bei aller Güte so furchtbar rechtlich. Wohl fühlte er sich eigentlich nur mit Lotte, bei der er sich gehen lassen durfte. Vor Berta mußte er sozusagen auf den Zehen stehen, und auf die Dauer ermüdet das! Vor ihr hätte er sich keine Blöße geben mögen, denn sie hielt so viel auf ihn; er wollte immer der Idee entsprechen, die sie sich nun mal ohne sein Zutun von ihm gemacht hatte. Aber bequem und behaglich war seine Ehe darum nicht, und hin und wieder mußte er sich bei Lotte davon erholen. Warum kam eigentlich nie etwas vollständig in seinem Leben? Warum mußte er es sich stückweise zusammensetzen? Lotte hätte reich sein sollen. Aber dann wäre sie wahrscheinlich nicht so gewesen, wie sie war. Eine so reizvolle Unwissenheit, Mangel jedes geistigen Interesses kann sich ein reiches Mädchen nicht bewahren! Oder Berta, seine prächtige Frau, hätte nicht so klug und scharfsichtig sein sollen — aber das war auch unmöglich; dann hätte sie es nicht so weit gebracht in der Welt! Es bleibt eben alles Stückwerk im Leben, sein „Sichbessern" würde es auch bleiben!

Johann Huber war vom Bahnhof in einer Droschke nach Hause gefahren, und er ließ sie vorm Tor halten, um Berta zu überraschen; er malte sich ihr Entzücken darüber, daß er früher als erwartet heimkam, schon aus. So ein Glückspilz wie er! Wohin er auch kam, überall war er willkommen! Am Eingang seines großen Geschäfts, in dessen Hintergrund das Wohnhaus inmitten eines von Berta selbst gepflegten Gartens lag, — ihre Passion waren die Blumen — stand das Pförtnerhaus. Noch ehe er seinen Kutscher bezahlt hatte, stürzte ihm der Portier erregt entgegen.

Natürlich wollte er der Erste sein, dem Herrn die große Nachricht, daß sein Bruder dagewesen sei, zu melden. Geschäftig erzählte er, daß dieser den Abend und die Nacht dort zugebracht, aber leider in der Frühe weiter gemußt hätte. Von dem Eindruck, den seine Worte machten, merkte er nichts; der Herr erkundigte sich nur zweimal genau, wie lange sein Bruder verweilt, mit wem er gesprochen habe. Das schien ja ganz natürlich. Darauf machte Johann Huber eine unwillkürliche Bewegung, als wolle er sich abwenden, aber er besann sich noch und fragte, ob seine Frau zu Hause sei. Vor einer halben Stunde sei sie ausgefahren; wohin, wußte der Pförtner nicht, er hatte nur das Tor geöffnet, und der Wagen war in der Richtung nach der Stadt gefahren.

Johann Huber ging wie im Traum durch das Gittertor, über das große Gehöft; wie groß, wie stattlich war doch sein Besitztum geworden; ja, alles sein, aber alles gewesen! Nichts war mehr, alles vorüber, wenn Peter ihn aufgespürt — das war das einzige, was er klar wußte. — Wie war es nur möglich, daß er ihn jetzt, nach zwölf Jahren, noch aufgefunden? Wie konnte solch seltsamer Zufall nur eintreffen? Er sann darüber nach, wie das hatte geschehen können, als wäre das das Wichtigste, worauf es ihm ankäme! All die Stunden war Peter bei Berta gewesen — alles mußte er ihr gesagt haben, daß er entflohen sei wegen der Unterschlagung, auch die häßliche Geschichte von der Kathi und dem Kind, die er sich schon so lange aus dem Sinn geschlagen hatte. — Und Bertas Eltern, ihr Bruder, sein Schwager, die wußten es nun auch schon! Nein, das hielt er nicht aus! In ihren Augen war er ein rechtschaffener, vornehmer Mann gewesen und wollte es bleiben. Was machte er eigentlich noch hier? Wieder wollte er die unwillkürliche Wendung zum Umdrehen machen, aber wegen der vielen Leute, die im Hofe arbeiteten und die Mütze vor ihm zogen, mußte er sich erst besinnen . . . Was war zu machen? Sich aufhängen? Er dachte an einen der Holzschuppen — er bog sogar vom Wege ab, um in einen hineinzugucken . . . wie gräßlich würde das sein! Nein, wozu? Das blieb ihm immer noch! . . . Sich Geld holen — er fuhr in die Tasche, wo er sein Schlüsselbund trug — ja, da war auch der Schlüssel zum eisernen Schrank, einen hatte er, den zweiten hatte Berta. Es lagen immer einige Rollen Gold darin. Er rechnete jetzt haarscharf zusammen, was da drin war: im unteren Kasten Papiergeld, in der gelben Brieftasche einige Scheine, links das Gold — und halt, die Kaution! Ja, es war möglich, daß die Wertpapiere noch drin waren. Oder war schon Montag? Seine Sinne verwirrten sich. Er nahm sich zusammen. Es war ja erst Sonnabend früh; Berta erwartete ihn am Abend, sie hatte sich auf den stillen Sonntag mit ihm gefreut — seine arme Berta! Die Wertpapiere lagen also noch im Schrank — volle hunderttausend. Johann Huber dachte nicht mehr an den Holzschuppen, nein, er dachte an nichts anderes mehr als daran, möglichst unbemerkt ins Haus zu gelangen, sich

das Geld zu nehmen und wieder fortzugehen. Er machte sich nichts anderes klar, als daß er seiner Frau nicht in die Augen sehen konnte!

Vom Korridor trat er direkt ins Privatkontor, nur nicht noch mit seinen Leuten Begrüßungen austauschen! Wie viele mochten alles wissen? . . . Nur fort, fort! Ihm war wie einem Besessenen; er versuchte mehrere Schlüssel seines Bundes, er fand nicht den richtigen, obgleich er leicht kenntlich war. Aber seine Finger zitterten, und vor seinen Augen flimmerte es . . .

Endlich hatte er den Schrank geöffnet; er wollte nach den Rollen greifen, aber nur eine war noch dort — wie eigen! Sollte er sich geirrt haben? Doch Papiergeld war genügend vorhanden, und dann die Wertpapiere! Diese steckte er vor allem in die Brusttasche seines Überrocks. Es sollten zehn Stück zu zehntausend sein — er zählte nur neun! Wie merkwürdig! Irrte er sich heut in allem? Aber auch neun waren genug für ein paar Jahre! Warum sah er sich so scheu um, als er sie eingesteckt hatte? Es war doch sein Geld! Alles, Millionen waren sein! Er war großmütig, daß er nur so wenig nahm, seiner Frau so viel ließ. Plötzlich sah er das von Peter Huber geschriebene Schriftstück. Er nahm es mit bitterem Lachen in die Hand und las es, dann steckte er es zu sich, vielleicht könnte er es einmal gebrauchen! Ja, nun war kein Zweifel mehr möglich, alles hatte dieser teuflische Bruder Berta verraten — um Erpressung zu üben. — Nur eilige Flucht konnte ihn noch retten, hier, in diesem Hause, in dieser Stadt, in diesem Lande konnte er den Kopf nicht mehr hochtragen — fort, in eine andere Welt!

Er ging nicht mit seinen gewöhnlichen Schritten, sondern wie gejagt über den großen Hof, erwiderte nicht einmal den Gruß des Pförtners und wandte sich stracks zur nächsten Straßenecke, wo immer Droschken standen. Wenn er nur nicht etwa seiner Frau jetzt noch begegnete! Was würde sie tun? Mit der ganzen Verachtung ihrer rechtlichen Seele an ihm vorbeisehen? Oder, heftig wie sie sein konnte, auf ihn losstürzen und ihm sagen, daß er sie von Anfang an belogen hätte! Ja, das hatte er freilich getan, aber lieb hatte er sie doch gehabt und hochgehalten! Ihm schien in diesem Augenblicke, als hätte er immer gewußt, daß sie viel zu gut für ihn sei, und als wäre es sogar anständig von ihm, daß er, ein Nichtsnutz, sich aus ihrem Wege räumte . . .

Doch als er schon mit einem Fuß auf dem Tritt der Droschke stand und langsam „zum Bahnhof“ sagte, sah er noch einmal die ganze Straße entlang, und anstatt wie vorhin eine Begegnung zu fürchten, tat es ihm leid, brannte es ihm schmerzlich im Herzen, daß sie nicht kam, daß er sie nicht noch einmal, wenn auch nur von weitem, sehen konnte! „Zur Kleinen Weinbergstraße erst, dann zum Bahnhof,“ rief er darauf dem Kutscher zu.

VI.

Eine Stunde später kehrte Frau Huber von der Bank heim. Das Leben und die Anforderungen ihres großen Betriebs gingen ja weiter, wenn ihr auch zumute war, als hätte eine Hand in die Speichen ihres Lebensrades gegriffen. Sie schalt sich schwach und feige und schob es auf die durchwachte Nacht. Ihr Mann sollte ja am Abend kommen, dann würde alles wieder gut sein — sie selbst wollte ihn vom Bahnhof abholen, damit er nicht gleich von des Bruders Besuch erführe und sich deswegen beunruhigte. Er war überempfindlich — das war eigentlich der einzige Fehler, den sie an ihm gefunden, und sie fürchtete sich davor, ihm zu nahe zu treten. Er könnte es ihr leicht übel nehmen, daß sie etwas erfahren hatte, was er gerade vor ihr am meisten zu verheimlichen wünschte. Sie kannte ihn genau. Es würde ihm hart ankommen, sein Stolz würde sich aufbäumen. Nur durch große Demut konnte sie es sich verzeihen machen, daß sie ohne ihr Zutun diese Dinge erfahren hatte. Mit solchen Gedanken fuhr sie durchs Tor bis an ihr Haus. Der Pförtner schien dem Kutscher etwas zuzurufen, sie beachtete nicht was, ärgerte sich aber über diese schlechte Manier ihrer Bediensteten. Als sie ausstieg, meldete der Kutscher, der Herr sei schon angekommen. Ohne sich zu besinnen, sprang sie glückselig die Treppe hinauf, dunkelrot vor Erregung, auf den Lippen: „Wie schön, daß du schon da bist.“ Oben ward ihr der Bescheid, der Herr müsse unten sein. Eilig ging sie durchs Kontor ins Privatbureau, dort stand sein kleiner Koffer, aber er selbst war nicht da. Sie eilte wieder durch die Gänge zurück. Da kam der Portier angelaufen und meldete: der Herr sei gleich nach seiner Ankunft wiederum fortgefahren, und zwar in einer Droschke, die er an der Ecke genommen. „So . . .“ sie stockte. Wohin er gefahren, wußte niemand, gesprochen hatte er nur mit dem Portier.

Frau Huber ließ den Pförtner noch einmal rufen.. Eine eigentümliche Angst zitterte ihr im Herzen, eine fast irre Vorstellung, er hätte auf geheimnisvolle Art von den Ereignissen dieser Nacht erfahren und sie falsch gedeutet. Ob er nicht nach ihr gefragt habe? Nein. Auch keine Bestellung für sie zurückgelassen? Nein, er hätte einzig und allein nach seinem Bruder gefragt . . .

„Nach seinem Bruder?“ wiederholte sie erstaunt, „wie hatte er denn um den Besuch gewußt?“

Da kam es heraus, daß der Portier ihm als erstes die große Neuigkeit entgegengebracht hatte.

„Wie konnten Sie,“ fuhr Frau Huber jähzornig auf, besann sich aber und setzte hinzu: „Ich wollte ihn damit überraschen.“

Dann wandte sie sich ab, eilte die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer und schloß sich oben ein. Sie jagte auf und ab durch den großen Raum, sie wußte gar nicht, was ihr war, aber eine schreckliche Angst

schnürte ihr die Kehle zu. Er mußte ja wiederkommen, vielleicht hatte er ihr nachfahren wollen oder hatte irgend etwas vergessen . . . Was sie aber auch zu ihrer Beruhigung aus allen Ecken ihres Verstandes herausholte, es war umsonst, sie wußte zu genau, daß sein Fortgehen die Folge jener Nachricht von seines Bruders Ankunft war. Ein Unglück kommt aus dem anderen. Ja, immer eins nach dem anderen befiel sie, was sollte alles noch kommen, bis sich das Schicksal ausgetobt hatte?

Der geschwätzige Portier hatte dies veranlaßt, es hätte vermieden werden können. Sie machte sich Vorwürfe, diesen Menschen nicht schon lange entlassen zu haben! Wäre sie daheim gewesen, hätte sie ihrem Manne sofort beweisen können, daß alles beim alten. Doch wozu sich das jetzt ausmalen?

Ihr Zimmer lag nach der Gartenseite. Sie hielt es nicht mehr darin aus, sie mußte nach ihm ausschauen und begab sich ins Nebenzimmer. Dort übersah sie den großen Hof und ein Stück Straße; einmal mußte er doch wiederkommen, sie hatte so oft gehört, daß Sehnen eine magnetische Kraft hätte, und ihre ganze Wesenheit war ein Sehnen!

Bei jedem Wagen, der langsam am Tor vorbeifuhr, klopfte ihr Herz, sie sah ihn schon einbiegen oder dort still halten. Hin und wieder hielt auch ein Wagen, aber fremde Männer stiegen aus, nicht die geliebte, schlanke Gestalt. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, strich die Haare in die Höhe, drückte die Hand dann aufs hämmernde Herz — war diese Angst wie gestern Vorahnung? Dann schaute sie wieder hinaus und stöhnte: „Mein Gott, mein Gott!“ Schließlich warf sie sich auf die Erde und schluchzte leise.

Es hatte schon lange zu Mittag geläutet, drei Stunden waren verronnen, seitdem er wieder fortgegangen. Auch ihre Essensstunde rückte heran. Sie mußte sich zu Tisch setzen und der Leute wegen ein ruhiges Gesicht zur Schau tragen, während sie vor Angst verging. O, was waren alle Qualen dieser Nacht, der Ekel und die Empörung jener Stunden gegen die Angst um ihn! Alles würde sie noch einmal erdulden, wenn sie ihn dadurch loskaufen könnte, wenn ihre Augen sich nur noch einmal an ihm weiden dürften!

Nach Tisch schloß sie sich unter dem Vorwande, ihr sei nicht ganz wohl, wieder oben in ihre Zimmer ein und bezog von neuem den Posten am Fenster. Ihr wurde übel und schwindelig, so daß sie den Kopf fest an die Scheiben drücken mußte, um nicht umzufallen. Wie konnte sie ihn erreichen, ohne daß sein Geheimnis offenkundig wurde? Sie suchte im Geist zu ergründen, wohin er sich wohl, mittellos wie er war, gewandt haben könnte. Nicht einmal seinen kleinen Koffer hatte er mitgenommen. Sie sah nur eins immer wieder vor sich, etwas Entsetzliches, vor dem sie zurückschreckte. Ein namenloses Grauen bemächtigte sich ihrer . . . Er war aus der Welt gegangen!

Mit beiden Händen hielt sie ihren Kopf fest. Wenn das hatte geschehen können, dann war eben alles vorbei. Das konnte sie nicht durchs Leben tragen, selber weiter atmen mit dieser Gewißheit? Nein!

Wieder hielt eine Droschke. Sie schnellte auf, sie hoffte, ja, hoffte immer weiter, nur die geängstigte Phantasie warf das andere, düstere Bild vor ihr auf die Wand. Glauben konnte sie es nicht, doch die Angst fing an, jede Überlegung zu lähmen. Es dunkelte schon. Wie die Zeit eilte! Gestern um diese Zeit hatte sie sich so glücklich gepriesen!

Es klopfte. Ein-, zweimal. Der Geschäftsführer bat um fünf Minuten Gehör. War etwas Besonderes vorgefallen? Ja, durch einen Wolkenbruch war die eine der Sägemühlen fast vernichtet, jedenfalls für Wochen außer Stand gesetzt.

Sie würde sofort nach unten kommen. Ja, das war sehr wichtig, das duldete keinen Aufschub; die großen Lieferungsverträge waren abgeschlossen.

Unten fand Frau Huber auch noch andere, belanglose Briefe. Sie nahm einen darunter zum Vorwand, um ihrer alten Lina mitzuteilen, daß der Herr vor Montag nicht zurück sein könne. Ihr war etwas erleichtert zumute. Nun flog die Kunde durchs Haus, daß Nachricht vom Herrn eingetroffen sei.

Berta sagte sich, nur nichts zu übereilen, klug zu sein und zu hoffen!

Als die Lampen eben angezündet waren, kamen ihre Eltern, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen; Frau Huber gewann es über sich, harmlos mit ihnen zu plaudern; sie waren noch voll davon, was für ein netter und auch auffallend stattlicher Mensch ihr Schwager doch sei. Eigentlich sei es unerhört, daß sie ihn erst jetzt kennen gelernt. Johann habe wirklich zu wenig Familiengefühl.

Frau Huber meinte, ihre Familie ersetze ihm die seine. Dann klagte sie über Kopfweh. Sofort bestand ihre Mutter darauf, sie ins Bett zu bringen. Ach, wie schön, daß eine Mutterhand noch auf Erden für sie sorge, so sagte Berta und fing an zu weinen. Ihre Mutter verstand das nicht und beunruhigte sich ernstlich. „Mit Berta ist irgend etwas nicht in Ordnung," meinte sie später, als sie mit ihrem Manne über den Hof nach Hause ging. Er bestritt das und entgegnete, seine Frau müsse sich immer Sorgen machen; selbst am blauen Himmel sähe sie Wolken. Das sei eine unleidliche Frauenart, die keinen je zu ruhigem Lebensgenuß kommen ließe; Berta sei die glücklichste Person auf Erden!

Frau Huber hatte geglaubt, sie würde die ganze Nacht durch wach liegen. Als sie aber mit einem lauten Schrei plötzlich in die Höhe fuhr, schlug es schon fünf Uhr. Welche Wohltat, die schwarze Nacht war entschwunden! Was hatte sie nur geträumt, daß sie so laut aufgeschrieen? Sie war ihm in einem Eisenbahnzuge gefolgt, und als sie ihn erreichen sollte, stürzte die Brücke zusammen und sie jagte hinunter in eine schäumende

Flut. Träume sind Schäume. Sie drehte das Licht an, stand auf und erwartete am Fenster das keimende Tageslicht. Das Herz wurde ihr leichter. Die Verheißung des Morgens drang von außen in sie ein.

Vor ihrer Familie und den Leuten hatte sie bis Montag Zeit zu einer Entscheidung. Montag! Ihr fiel ein, daß es der Tag der Kautionszahlung sei. Ihre Firma hatte es übernommen, das Holz für das große Ausstellungsgebäude zu liefern; Johann hatte nicht konkurrieren wollen, aber sie hatte darauf bestanden, und der Geschäftsführer war auf ihre Seite getreten. Und nun? Ihr Mann, der Chef des Hauses, flüchtig und eine der großen Sägemühlen außer Betrieb! — Aber sie würde es doch liefern, es galt ja den Ruf der Firma!

Wenn nun der Montag zu Ende gehen sollte, ohne Nachricht von ihm zu bringen, was sollte sie tun? Die Polizei benachrichtigen? Es blieb ihr wohl nichts anderes übrig. Sie mußte sich stellen, als befürchte sie ein Unglück, mußte eine Prämie aussetzen auf jede Nachricht über ihn — ihr graute vor der Öffentlichkeit. Und er war ohne jede Barmittel verschwunden! Dabei fiel ihr ein, daß sie die letzten Zehntausend, die an der Kaution ersetzt werden mußten, noch oben in ihrem Schlafzimmer hatte, sie mußte sie zu den übrigen in den eisernen Schrank tragen. Wie furchtbar würde es sein, wenn sie ihr Unglück gedruckt in der Zeitung lesen mußte! — Sie entsann sich an oft belachte Anzeigen: „Kehre zurück, alles ist vergeben!“ Könnte sie nur etwas Ähnliches in die Lüfte schreien. Aber es würde ihn schon beleidigen, wenn sie glaubte, ihm etwas vergeben zu müssen!

Dabei stieg sie die Wendeltreppe zu ihrem Privatbureau, in dem der eiserne Schrank stand, hinab, sie schloß ihn auf und wollte, halb mechanisch die Obligationen auf die übrigen legen, damit alles für Montag bereit sei. Das Pack war aber fort? Anfangs hielt sie sich für zerstreut, glaubte, sie hätte es neulich in ein anderes Fach gelegt, sie durchsuchte alle Fächer, ein-, zweimal, immer noch meinte sie, der Irrtum läge an ihr, es müsse da sein. Plötzlich durchzuckte ein Verdacht sie. Sollte dieser sogenannte Peter Huber ein abgefeimter Dieb gewesen sein? Sollte er sich eines Schlüssels bemächtigt haben? Ihre Phantasie arbeitete ins Grenzenlose. Vielleicht war er ihrem Manne vorher begegnet, hatte ihn beraubt, war in der Nacht wieder gekommen. Nein, sie war von Sinnen! Ihr Mann war ja nach Peters Abreise noch hier gewesen, sein kleiner Koffer hatte in diesem Zimmer gestanden! Sie setzte sich nieder. In diesem Zimmer . . . Natürlich! . . . Nun wußte sie es. Welch eine Törin war sie gewesen! Ganz einfach war es zu erklären: sowie er erfahren, daß sein Bruder ihn aufgesucht, hatte sein geängstigtes Gewissen ihm Gott weiß was vorgespiegelt. Da hatte er die Überlegung verloren; das geschah ihm ja leicht. Er hatte sich mit Geld versehen — es war ja alles sein Geld — und war fortgegangen. Wohin? Irgend wohin! Zufällig war

er ja auch einst nach Sofia gekommen. „Irgend wohin“ hatte er auch damals gewollt. Es war derselbe Zug seines Wesens, aber seitdem hatte sich doch vieles für ihn verändert! Sie war seine Frau geworden, sie hatten sich zusammen Wohlstand erworben und ein Haus gebaut. Sollten diese zwölf Jahre nicht in seinem Leben zählen? Konnte er genau so wie vordem in die weite Welt gehen, wohin der Zufall ihn führte? Hielt nichts ihn zurück? Hatten die zwölf Jahre der Gemeinsamkeit keine Spur in seiner Seele zurückgelassen? In ihrem Dasein waren sie doch das einzig Wertvolle! Sie saß da und sann. Seitdem sie wußte, daß er nicht mittellos davongegangen, schwand die Angst, die sie gequält hatte; an Selbstmord aus verletztem Ehrgefühl hatte er also nicht gedacht! Aber nun tauchte ein anderer Schmerz aus dem aufgewühlten Herzen auf, gleich einem schwarzen Gespenste, das sie anhauchte und taub und blind zurückließ. Er hatte sie verlassen können, für ihn zählten die vergangenen Jahre nichts, und all ihr Glück war jetzt für immer entschwunden! Durchs ganze, lange Leben sollte sie die Sehnsucht nach ihm tragen? Ihr war, als sähe sie in die dürre Ebene ihrer Zukunft hinein ... Welche weite Strecke bis zum Horizonte des Todes, er könnte vierzig, fünfzig Jahre entfernt liegen, und immer ohne ihn. Sie schüttelte langsam den Kopf. Nein, das war nicht möglich, das erträgt kein Mensch!

Sie schloß nun vorsichtig den Schrank ab und ging wie eine Schlafwandlerin in ihr Zimmer zurück. Er würde morgen nicht kommen, nicht übermorgen, nie mehr!

Sie legte sich langsam wieder ins Bett, obgleich der Morgen schon hell ins Zimmer lachte. Sie fühlte sich so müde, jedes Glied war wie gelähmt. Würde sie je wieder aufstehen, je sprechen, je gehen können wie einst? Ihr schien es unmöglich.

Den ganzen Tag hieß es, die Migräne halte sie im Bett fest, aber den Arzt wollte sie nicht rufen lassen, sie wüßte schon selbst, was ihr hülfe. Ihre Eltern schoben ihren Zustand auf den Champagner, den sie neulich mit Peter Huber getrunken, Berta habe nie Wein vertragen können. Bruder und Schwägerin meinten, sie arbeite zu viel, hetze sich unnötig ab, je weniger sie es brauche, desto mehr kümmere sie sich um alles. Die Geschwister in ihrer verständigen Nüchternheit mißbilligten die leidenschaftliche, energische Berta.

Sie merkte diesmal aber nichts davon. Sie lag den ganzen Tag und die folgende Nacht in einem Halbschlummer. Am Montag aber war sie noch früher als sonst auf dem Posten. Es hing zu viel von ihr ab. Wenn sie auch innerlich nicht mehr mit den Dingen mitging, äußerlich sollte ihr keiner etwas anmerken. Sie mußte jetzt das Geschäftliche regeln, mußte zur Polizei. Mit dem Pack Wertpapiere hatte ihr Mann das Schriftstück mitgegriffen, das Peter Huber ihr ausgestellt. Welch glücklicher Zufall, daß sie das Testament noch in ihrem Schlafzimmer bewahrt hatte.

Wenn auch das verschwunden wäre, was hätte sie machen sollen? Er hatte mit keinem Gedanken mehr an sie und ihre prekäre Stellung gedacht, nein, augenscheinlich nur an seine Flucht! Sie besaß keine Unterschrift mehr von ihm. Wie schwer konnte man es ihr machen, das Geschäft fortzuführen! Sie bedurfte vor allem eines Rechtsanwaltes, um ihre Stellung zu den Behörden klar zu legen. Auf welcher Basis dies geschehen konnte, wußte sie nicht; ihr Mann war nicht mehr lebend für die Firma, aber er war auch, Gott sei Dank, nicht tot. Was ihr persönlich geschah, schien ihr gleichgültig, aber das blühende Geschäft wollte sie so gern retten, es war doch ihr Werk!

VII.

Der Polizeidirektor empfing die ihm persönlich bekannte, hübsche, reiche Frau, die in ihrem mit blauer Seide ausgeschlagenen Coupé bei ihm vorfuhr, sehr höflich und bat sie, Platz zu nehmen. Ohne eine Träne, genau und scharf, aber mit Augen, in denen die reinste Verzweiflung lag, brachte sie ihr Anliegen vor. Sie teilte ihm mit, daß ihr Mann am Sonnabend früh von einer Geschäftsreise zurückgekehrt und sie nicht zu Hause gefunden; sie sei auf der Bank gewesen, da sie ihn erst mit dem Abendzuge erwartet habe. Darauf sei er, allem Anscheine nach, um irgend eine Kleinigkeit zu besorgen, wieder fortgegangen — sie habe ihn ungeduldig erwartet — aber bis jetzt sei weder er noch irgend eine Nachricht von ihm eingetroffen. Dies sei um so unerklärlicher, als sie beide — hierbei errötete sie — in glücklichster Harmonie stets gelebt und jede Trennung wie ein Unglück empfänden. Sie wisse keine andere Erklärung — und nun zitterte ihre Stimme — als daß ihm ein Unglück zugestoßen sei! Was sie tun solle? Es widerstrebe ihr, die Sache gleich an die große Glocke zu hängen, aber sie wolle auch nichts versäumen, was ihm dienlich sein, ihm helfen und ihr über seinen Verbleib irgend welche Beruhigung schaffen könne. Auf die Kosten käme es selbstverständlich nicht an . . .

Der Direktor besann sich eine kleine Weile, nachdem er ihr seine Teilnahme ausgesprochen. Ob sie eine freiwillige Entfernung, eine Flucht für ganz ausgeschlossen halte?

„Für vollkommen ausgeschlossen,“ beteuerte sie. Sie wollte lieber lügen als ihn verraten.

Ob er Geldmittel bei sich gehabt?

„O ja, mindestens ein paar tausend Frank.“

Der Beamte begab sich in ein Nebenzimmer; Frau Huber drückte die eine Hand fest vor die Augen, stützte den Ellenbogen auf den Tisch, vor dem sie saß, und wartete regungslos.

Nach einer Viertelstunde erschien der Direktor wieder. Gestern gegen Abend sei die Leiche eines den besseren Kreisen angehörigen Mannes, wie

ihnen telegraphisch gemeldet worden, am Donauufer angeschwemmt worden. Frau Huber schluchzte auf, bezwang sich aber sofort . . . Ob sie besondere Merkmale angeben könne? Nein, sie hatte auch keine Photographie von ihm bei sich. Ob sie eventuell hinreisen würde oder einen Verwandten schicken?

„Ich reise auch selbst — wenn, wenn der Anblick nicht zu furchtbar ist — jedenfalls sende ich meinen Bruder . . . oder meine Eltern . . .“

Sie glaubte es eigentlich nicht, daß er der unbekannte, angeschwemmte Mann sein könne, aber doch zitterte sie am ganzen Körper, so daß der Tisch sich bewegte, auf den sie sich gestützt hatte. Möglich war es dennoch; des Menschen Gedanken sind wandelbar: er hatte sich eine große Summe Geldes mitgenommen, um wo anders ein neues Leben zu beginnen, aber nachher hatte er seinen Plan nicht auszuführen vermocht, vielleicht hatte die Sehnsucht ihn übermannt, ein Leben fern von ihr war ihm nicht lebenswert. Das Grauenhafte schien ihr allmählich wahrscheinlich: an den Donaustrand angeschwemmt!

Nach zehn Minuten kam die telephonische Nachricht, der betreffende Unbekannte wäre in der Frühe schon beerdigt worden . . . „Großer Gott!“

Sie würde ihren Bruder dorthin schicken, der Fremde müsse ausgegraben werden, jede, aber auch jede Spur sei sie entschlossen zu verfolgen. Der Polizeidirektor sprach ihr Trost zu, der Fall sei doch nicht verzweifelt! Er zitierte die merkwürdigsten Dinge aus seinen Erfahrungen, alles könne sich, sowie man ein fehlendes Glied in der Kette gefunden, ganz einfach und natürlich lösen, es seien doch kaum fünfzig Stunden seit seinem Verschwinden verflossen! Was könne einem nicht alles geschehen! Einer seiner Freunde sei einmal nach einer durchkneipten Nacht im Waggon eingeschlafen und in den Schuppen geschoben worden. Dort hätte er das verschlossene Coupé nicht öffnen können, sein Schreien und Lärmen sei nicht gehört worden; erst nach 24 Stunden, und auch das nur durch einen Zufall, sei er aus der peinlichen Lage, halb-verhungert, befreit worden. Auch Entführungen in die Berge kämen ja leider immer noch vor, sie möge nur nicht verzweifeln, er würde alles in Bewegung setzen . . .

Sie fuhr zu ihrem Rechtsanwalt, er war noch auf dem Gericht, so hinterließ sie nur die Weisung, er möge so bald wie möglich zu ihr kommen. Nun galt es das Schlimmste, ihren Eltern, die nichts verschweigen konnten, irgend einen plausiblen Grund für Johanns Abwesenheit vorzutäuschen. Nur den Bruder mußte sie sofort in alles einweihen. Ach, wäre sie einen Monat weiter! Vielleicht würde sie dann an diese Zeit wie an ein Alpdrücken zurückdenken . . . Doch nein, sie wollte sich mit keiner Hoffnung narren! Wenn sie auch nicht mehr an seinen Selbstmord glaubte, so brach das Gefühl, daß er sie freiwillig und für immer verlassen, sich doch immer mehr Bahn: er wollte sich wo anders ein neues Leben gründen; seine Art war anders als die ihre; nichts haftete fest an ihm, in jedem Augenblicke

konnte er von vorn anfangen . . . Sie war ihm innerlich nicht mehr gewesen als die Jugendgeliebte Kathi . . . Er aber war ihr alles gewesen! Und wenn er nur wiederkäme, so würde er es von neuem sein, sie würde nichts anderes empfinden als Glückseligkeit, ihn wieder sehen, wieder für ihn sorgen und arbeiten zu dürfen.

Der Rechtsanwalt, der natürlich in einem so ausgedehnten Betriebe oft zu Rate gezogen wurde, war auch mit allen Verhältnissen der Familie vollkommen vertraut. Er konnte es gar nicht begreifen, was Frau Huber ihm eröffnete, und sie brach zusammen, als sie ihm diese Mitteilungen machen mußte. Der Advokat ging vor Erregung im Zimmer auf und ab . . . „Soviel ich weiß, ist kein Testament da.“ Er nahm an, daß Huber tot sei, sonst sei es ihm unerklärlich — dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Jedenfalls bleibt für die nächsten zehn Monate alles in suspenso . . .

„Warum?“ fragte sie überrascht.

„Es ist die gesetzliche Vorschrift — wegen der Möglichkeit eines Erben.“

Sie entgegnete enttäuscht: „Ach, nach zwölf Jahren ist dazu keine Aussicht . . .“

„Ich meinte auch nicht, daß irgend eine Hoffnung wäre, ich überlegte mir nur alle gesetzlichen Vorschriften.“

„Eine Art Testament ist da,“ fiel sie ein, „das wir zufälligerweise kürzlich entworfen haben und mit Ihnen im Laufe dieser Woche besprechen wollten.“ Sie stand auf und holte das Schriftstück hervor.

„Ist nicht noch ein zweites Konzept da, in dem Ihr Mann den Text geschrieben hat und Sie nur Ihre Unterschrift gegeben?“

„Nein!“

„Schade,“ meinte er und ging wieder auf und ab. „Die Sache liegt sehr fatal.“ — —

Frau Huber schlief die folgende Nacht nicht; ihr Bruder war an die Donau abgereist, um die Leiche des Unbekannten ausgraben zu lassen. Erst nach zwei Tagen konnte sie Bescheid haben; und daneben das Grauen, daß alles jetzt doch in die Öffentlichkeit bringen, daß auch ihr Geschäft stocken würde durch den notwendigen Chok, und daß schließlich nach Jahr und Tag, nach endlosen Prozessen, durch die sie vollkommen zugrunde gerichtet werden würde, Peter Huber und eine Schwester Johanns als rechtmäßige Erben höhnend ihren Einzug hier halten würden! Der Polizeidirektor wie der Rechtsanwalt hatten ihr noch mehrere Geschichten von wunderbarem Verschwinden mitgeteilt, um ihre Hoffnung wachzuhalten. Einen Herrn hatte ein Fieber unterwegs befallen, und man hatte ihn als irrsinnig eingesperrt, ein anderer hatte unerkannt in einem ungarischen Krankenhaus sechs Wochen am Typhus gelegen, bis er zu sich gekommen und endlich

Nachricht in die Heimat gelangt war. Unter der Hand war eine Schar von Detektivs tätig. Zu einem Aufruf durch die Zeitungen wollte man sich erst entschließen, wenn mehrere Wochen verstrichen — durch alle möglichen Argumente suchte Frau Huber es zu vermeiden, sie wollte nicht, daß die Kunde seines Verschwindens in Johanns Heimat dränge.

Bertas Bruder kehrte zurück — der Fremde am Donauufer hatte nach Ansicht der Ärzte mehr als acht Tage im Wasser gelegen, konnte also nicht Johann sein, der am 10. April noch in seinem Hause gesehen worden war. Der Pförtner und andere abergläubische Leute behaupteten freilich schon, es sei am Ende nur sein Geist gewesen, der mit seinem Koffer zurückgekehrt sei! — Ja, man fing an zu munkeln, mit dem plötzlichen Besuch des Bruders habe es auch nicht seine richtige Bewandtnis gehabt. Der Herrin wagte niemand etwas davon zu sagen, sie war überhaupt unnahbarer denn je. Auch war tätige und rastlose Beschäftigung das einzige, was ihr half.

So vergingen wohl vierzehn Tage, da bat ihr Bruder sie einmal um eine vertrauliche Unterredung. Berta hatte bisher nicht über ihr Unglück sprechen können, selbst den Eltern durch den Bruder sagen lassen, sie könne es nicht, sie möchten es ihr verzeihen. Diesem direkten Wunsch mußte sie aber Folge leisten, zumal sie in seinen Augen etwas Besonderes sah.

Oben in ihrem Wohnzimmer angelangt, warf sie sich in einen Lehnstuhl, hielt sich die Augen zu und stieß heraus: „Ich sehe es dir an, du hast irgend eine furchtbare Nachricht erhalten.“ Da sagte er ihr, mit allerhand Umschweifen und Ausflüchten, es schiene — Irrtum sei in solchen Dingen zwar immer möglich und merkwürdige Zusammentreffen hätten sie ja selbst kürzlich erlebt — aber es ließe sich kaum leugnen, daß Johann Sofia nicht allein verlassen habe. —

Sie hatte die Hand von den Augen genommen und starrte ihn an. Ein gräßlicher Argwohn war ihr schon einige Male gekommen: — Johann hätte Peter getroffen, dieser hätte ihm cynisch, haßerfüllt, wie er war, die Ereignisse jener Nacht in falschem Lichte dargestellt, und Johann könne glauben, sie, seine liebende Frau, habe ihm die Treue gebrochen! — Sie schrie es mehr heraus, als daß sie sprach: „Johann hat seinen Bruder noch getroffen, nicht wahr?“

„Nein, das leider nicht,“ fiel Hans ein; Berta war doch bei aller Klugheit einfältig! Wenn er ihr sagte, er wäre nicht allein fortgereist, würde jeder andere Mensch sofort den Argwohn einer weiblichen Begleitung hegen. „Es ist nämlich,“ fuhr er fort, „so ziemlich zu derselben Zeit an demselben Tage eine junge Person aus der Kleinen Weinbergstraße verschwunden, bei der man ihn öfters gesehen hatte. Erst jetzt ist es durch Detektivs herausgekommen, daß er die Wohnung genommen hatte und manchmal dort bei ihr unter fremdem Namen abstieg. Er gab sich für einen Diplomaten und ledigen Mann aus.“

Berta starrte ihn an, als könne sie das nicht begreifen. Aber merkwürdig — ein Gedanke legte sich wie Balsam ihr aufs Herz: „Johann war nicht allein in der Fremde! Jemand sorgte da draußen für ihn, er irrte nicht verzweifelt mit Selbstmordgedanken herum . . . Gott sei Dank!" Das war eigentlich das einzige, was sie aus diesem Bericht behielt.

Hans erzählte weiter: Johann schien sich nicht nach der Türkei, sondern nach Norden gewandt zu haben, eine Spur ließe sich bis Odessa verfolgen. Es koste natürlich ein Heidengeld, alle Spuren zu verfolgen, er möchte unter diesen Umständen seiner Schwester raten, die polizeilichen Recherchen einzustellen, man kompromittiere sich nur! Mit einem unangenehmen Lächeln setzte er dann hinzu, er persönlich glaube, Johann würde in einigen Wochen nach dieser kleinen Eskapade ganz vergnügt wieder eintreffen . . . Dann müsse man von einer plötzlichen Geistesverwirrung sprechen, ihn vorübergehend in ein Sanatorium stecken . . . und so weiter!

Berta schwieg noch immer. Sie fragte sich, ob Johann nicht mit Absicht den Verdacht eines Liebesabenteuers auf sich ziehen wolle, damit keine Andeutungen über seine Vergangenheit, falls sie in die Öffentlichkeit gedrungen, Glauben fänden. Es schien ihr noch eine Art Rücksicht, die er auf sie genommen. Denn, daß er gar nicht an sie gedacht, wollte ihr immer noch nicht in den Sinn. Sie schien kaum zu hören, was ihr Bruder sagte, plötzlich erwiderte sie so hart und scharf, wie sie alle Befehle erteilte: „Verschaffe mir die genaue Adresse dieser verschwundenen Person, ich werde selbst dorthin fahren, um die Sache zu ergründen."

„Die Wohnung dort ist schon wieder vermietet," fiel er ein.

„Ich tue aber nichts auf ein bloßes Gerede hin, ich muß mich selbst überzeugen. Ist die Wohnung vermietet, so wird doch im Hause jemand sein, der Auskunft erteilen, der Johann einmal gesehen haben müßte."

„Berta, du selbst darfst in dieser Angelegenheit nichts tun, du trittst deiner Frauenwürde zu nahe!"

„Meiner Frauenwürde!" brauste sie auf, „um die schert die Welt sich nicht!" — Doch wie ungerecht, ihren Bruder anzufahren, der es doch so gut meinte — sie bat ihn um Verzeihung, schuldigte sich an, undankbar zu sein, und verfiel förmlich in einen Weinkrampf.

Hans wußte gar nicht, wie ihm geschah! Berta weinte. Er stürzte hin und holte ein Glas Wasser. Sie beruhigte sich bald, und da sie auf ihren Plan bestand, selbst in das Haus in der Vorstadt zu gehen, versprach Hans ihr, bis zum nächsten Tage sich die genaue Adresse zu verschaffen und sie dorthin zu begleiten. Er wußte bisher nur, daß das Mädchen Lotte Müller hieß und Putzmacherin gewesen sein sollte, ehe der „vornehme Herr" sich ihrer angenommen. Sie sollte erst vor wenig Jahren als halbes Kind im Dienst einer ausländischen Herrschaft ins Land gekommen sein — so weit gingen die Nachrichten der Polizei.

Berta hätte wohl gern mehr erfahren, aber wozu? Was ging es sie an, es hatte mit ihr ja nichts zu tun, und neugierig war sie nicht. Ihre Lage wurde immer schwieriger. Wie sollte sie das Geschäft fortführen, wenn ihr Recht dazu nicht klar gestellt werden konnte? Ehe Johann Hubers Ableben nicht amtlich beglaubigt war, konnte sie sich nicht einmal auf das anfechtbare Testament berufen! Und je mehr ihr persönliches Leben zerbröckelte, desto inniger klammerte sie sich an ihre Arbeit, ihre Fabrik, desto tätiger war sie für das Gedeihen ihrer Firma. Sie schien ihr das einzig Feste, Bestehende für sie auf Erden.

Ihrem Vorschlag entsprechend wurde der Besuch in der Vorstadt ausgeführt. In Begleitung ihres Bruders fuhr Berta in der Trambahn, gesucht einfach gekleidet, mit einem dichten Schleier vorm Gesicht, in die Kleine Weinbergstraße. Sie hatte ihres Mannes letzte Photographie und die von fünfzehn anderen Herren zu sich gesteckt, legte der Wohnungsvermieterin das ganze Pack vor und fragte, ob sie den „guten lieben Herrn v. Stedt,“ wie sie ihn nannte, herausfinden könnte? „Aus Tausenden!“ hatte sie gemeint, so einen lieben, lustigen Herrn, der so großmütig mit Geld um sich geworfen, gäbe es nicht zweimal! Und richtig, ohne Zögern hatte sie das Bild Johann Hubers stürmisch als das des Herrn v. Stedt bezeichnet.

Berta stand sofort auf, sie war überzeugt, wenn sie den inneren Zusammenhang auch nicht begreifen konnte — nie begreifen würde. Ihr Mann hatte sie geliebt, das wußte sie, und daneben hatte er doch diese oberflächliche Beziehung haben können? Duldet denn die Liebe des Mannes andere Götter neben dem einen? Vielleicht war es nur Mitleid gewesen, das ihn zu dem armen Mädchen hingezogen. Vielleicht steckte ein Geheimnis dahinter, vielleicht war diese Lotte aus seiner Heimat, irgend eine Verwandte gewesen, deren er sich vor ihr schämte? Und sie, seine Frau tat ihm das Unrecht an, seine Güte mißzuverstehen. Es kam ihr zu hart an, an eine wirkliche Untreue zu glauben, ihr ganzes Herz sträubte sich dagegen.

Die polizeilichen Nachforschungen wurden eingestellt. Sie hatten große Summen gekostet und kein praktisches Resultat gehabt. Das Bestehende war aber bisher nicht angefochten worden. Die Lieferungsverträge gingen weiter, B. Huber zeichnete für die Fabrik. Der Rechtsanwalt hatte für den Fall, daß Frau Hubers Kompetenz von irgend einer Seite bestritten werden sollte, einen Paragraphen entdeckt, nach dem es durchzusetzen wäre, daß sie von Anfang an gleichberechtigte Mitbesitzerin gewesen wäre. Fürs erste bediente er sich einer alten Vollmacht, die Johann ihr einmal vor Jahren ausgestellt, als er eine längere Geschäftsreise angetreten, und die noch unter den Papieren gefunden worden war.

Bertas ganzes Sinnen und Trachten schien jetzt auf das Projekt einer Kleinbahn im Gebirge, die ihre Sägemühlen an den großen Schienenstrang

anschließen sollte, gerichtet. Sie hatte dies längst im Sinn gehabt, Johann war dagegen gewesen, jetzt betrieb sie die Vorarbeiten mit großem Eifer, fuhr selbst mehrmals mit dem Ingenieur an Ort und Stelle. In der sausenden Eisenbahn wurde ihr Herzweh stets besser, und Berechnen und Kombinieren war immer ihre Lust und Zerstreuung gewesen. Daß sie nicht gesichert in ihrem Besitze war, verhehlte sie sich aber keinen Augenblick, und das gab ihr etwas Fieberhaftes. Ihre Nächte waren grauenhaft, und sie war so stark abgemagert, daß ihre Mutter manche heimliche Träne darum weinte. Aber sie war nicht dazu zu bewegen, ihren Arzt zu befragen. „Mein Übel sitzt nicht im Körper," entgegnete sie, wenn die Mutter sie drängte, „was kann der Doktor mir helfen?" Heimlich bat die Mutter den Arzt, ihre eigenwillige Tochter einmal zu überfallen — aber Berta verschwand jedesmal, wenn der Doktorwagen in ihren Hof einbog. Diesen Mann mit den gütigen, durchdringenden Augen, nein — vor dem konnte sie sich noch nicht blicken lassen. Ihr war, als gäbe es auf Erden nur einen, der alles, was sie durchgemacht, ihr vom Gesicht ablesen würde. Und das war er.

VIII.

Es war Ende Juni geworden; herrlich blühten ihre Rosen im Garten; Berta aber fühlte sich mit jedem Tage elender. Die Schwindelanfälle, die sie in der ersten Zeit ihres Unglücks zum ersten Mal gehabt, quälten sie jetzt häufig. Oft waren sie so stark, daß sie sich platt auf die Erde legte, um sie zu überwinden. Vor ihren Augen tanzten schwarze Flocken, und eine Art Übelkeit kroch ihr vom Leibe langsam in die Kehle. Nach einer Weile verging der Zustand; sie fürchtete sich jetzt nicht mehr vor einem Schlaganfall, sie mußte leben, damit nicht Peter Huber hier als Herr einzöge; sie litt nur an Bleichsucht als Folge der Schlaflosigkeit und der vielen heimlichen Tränen, die ihre Kraft verzehrt. Allmählich würde es schon besser werden, wenn die Kleinbahn in Betrieb; es mußte besser werden, denn so ging es doch nicht weiter. Als sie einmal nach einem starken Schwindelanfall, bei dem sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen hatte, die Tür wieder öffnete, um in ihr Kontor zu gehen, stand sie ihrem Arzte plötzlich gegenüber. Sie wechselte die Farbe so schnell, daß sein erfahrenes Auge aufmerksam an ihr hängen blieb. Bertas Mutter war es gelungen, diese Begegnung herbeizuführen, jetzt konnte Berta ihm nicht mehr ausweichen.

„Was ist denn das für eine Geschichte?" sagte er freundlich, nahm Frau Hubers energische, kleine Hand in seine beiden Hände und streichelte sie leise, als er sah, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten. Jemand wiederzusehen, der ihr so nahe stand, der sie und ihr ganzes Leben gekannt hatte, ergriff sie namenlos. Er kannte sie schon seit ihrer Verheiratung, damals war er als junger Arzt nach Sofia gekommen, und Herr Huber war einer seiner ersten Patienten gewesen. Wie oft hatten

sie sich das im Laufe der Jahre zurückgerufen! Damals waren Hubers und auch er Anfänger gewesen. Keiner hatte sich so gefreut wie er, als diese arbeitsame junge Frau es so weit, es bis zu Millionen gebracht hatte. Er war Arzt und Vertrauter ihrer ganzen Familie, ihrer Angestellten und Arbeiter, kurz, er war so verwachsen mit ihrem ganzen Leben, daß sie wußte, vor ihm konnte nichts verborgen bleiben, und sie hatte jetzt viel zu verbergen. Er sah durch sie hindurch, wenn er wollte, er war ihr eine Art lieber Gott auf Erden gewesen, vom ersten Augenblick an, da sie ihn gesehen. Aber er schien nichts sehen zu wollen, es war wortloses Mitgefühl, das er ihr gab, er tat gar nicht, als habe sie sich mehr als drei Monate vor ihm zu verbergen gesucht. Er sprach vom Nächstliegenden, von dem herrlichen Rosenflor, auf den ihre Fenster blickten, er stand an einem derselben und fiel ihr mit keinem Blicke mehr lästig. Wie sie es nur möglich mache, alljährlich eine solche Fülle Rosen zu erzeugen, sie sei doch selbst der eigentliche Obergärtner. Übrigens, der Untergärtner sei gar nicht unbedenklich erkrankt, wenn es morgen nicht besser sei, müsse er ihn doch ins Hospital transportieren lassen, die Pflege sei dort sachgemäßer. So redete er weiter und schien nicht zu bemerken, daß sie ihre Tränen getrocknet hatte und teilnahmlos ins Weite starrte.

„Ihre Mutter gefällt mir nicht, Frau Huber," fuhr er fort. „Sie wissen, die alte Sorge wegen der Niere; könnten Sie sie nicht veranlassen, nach Neuenahr zu gehen? Ich bin mit ihrem Zustande gar nicht zufrieden."

Bertas Ausdruck änderte sich — ach, die arme Mutter! Natürlich mußte sie fort, sie würde das schon durchsetzen; aber leicht würde es nicht sein. Mutter und Tochter seien beide etwas eigenwillig und nur glücklich im Haus, bei recht viel Arbeit.

Nun richtete er seinen warmen, durchdringenden Blick auf sie: „Bei Ihnen ist auch irgend etwas nicht in Ordnung, Frau Huber."

„Ach, Bleichsucht hab' ich, weiter nichts," meinte sie, und wieder stieg ihr das Blut ins Gesicht, so schnell wie der Gedanke, verschwand dann aber und ließ sie bleicher zurück.

Das hatte sie früher nicht gehabt. „Wenn es nur nicht etwas am Herzen ist," dachte er. Laut aber fragte er, ob sie huste; an Bleichsucht glaube er bei ihr nicht so leicht.

Sie lachte. „Etwa an Schwindsucht, lieber Doktor? Ich huste aber nicht einmal, wenn ich mich verschlucke."

„Das scheint mir unwahrscheinlich. Jedenfalls will ich mich selbst erst davon überzeugen! Ich habe heut ein wenig Zeit und kann warten, bis Sie sich etwas zweckmäßiger angezogen haben."

Es half ihr nichts, daß sie sich für ganz gesund erklärte, er bestand auf eine gründliche Untersuchung. So ging sie ins Nebenzimmer und kam in einem losen Morgenkleide, über seinen Eigensinn lächelnd, wieder zum Vorschein.

„Ich bin wirklich gespannt, welches Organ in mir Sie zu einem kranken stempeln wollen, Herz, Lunge oder Magen,“ meinte sie.

Sie mußte sich aber vernünftig ausstrecken, da er es ernstlich verlangte und eine Unsumme von Fragen an sie stellte. Sie forschte in seinen Mienen, während er sie beklopfte und betastete, mit einem Male sah sie, daß seine Pupillen sich stark erweiterten, irgend etwas mußte ihn erschreckt haben. Ob er es ihr sagen würde? Nein, der Ausdruck schwand aus seinen Augen, er meinte gleichmütig: „Alles ist in bester Ordnung, wie Sie selbst sagten! Sie wissen, ich halte Sie für einen halben Doktor. Mit Ihrer Diagnose, Bleichsucht, haben Sie natürlich auch wieder recht, ich streiche die Segel. Aber etwas können Sie doch für mich tun: die Tropfen, die ich Ihnen aufschreibe, regelmäßig zu nehmen.“

Berta fragte sich, warum seine Pupillen sich plötzlich vergrößert und so unverkennbar Schreck ausgedrückt hatten, und er ihr dennoch kein Wort darüber mitgeteilt hatte. Sie war mit sich selbst hart und kümmerte sich nicht um ihre Gesundheit, aber eine einzige Krankheitsangst verfolgte sie durchs Leben, die Angst vor Krebs! Ein Irrtum in der Deutung seines Ausdrucks während der Untersuchung war ausgeschlossen — dazu kannte sie ihren Doktor zu gut. Sollte sie durch Kummer und Angst wirklich der schrecklichen Krankheit zum Opfer gefallen sein?

„In acht Tagen komme ich wieder,“ sagte der Doktor beim Fortgehen, „bis dahin muß die Medizinflasche leer sein!“

Er ging zu Fuß bis ans Tor, wo sein Wagen stand. Sie schaute seiner eleganten Erscheinung nach, das hatte sie immer getan. Er war ihr wie ein Hauch aus der Zeit ihres Glückes gewesen, sein Besuch hatte ihr sehr wohl getan. Und wie gut von ihm, nichts erwähnt zu haben von all dem Schweren, das in den letzten Monaten über sie hereingebrochen war. Warum hatte sie nur gerade vor ihm, vor dem liebsten Freunde des Hauses, so unvernünftige Angst gehabt?

Berta nahm die ihr vorgeschriebene Medizin so gewissenhaft, daß die Flasche leer war, als der Doktor nach acht Tagen wiederkam. Er hielt es für unnötig, ihr das, was er konstatiert hatte, zu sagen, bevor er sich nicht völlig Gewißheit verschafft hatte, denn er wußte nicht, wie sie es aufnehmen würde.

Sie hatte in den ersten Jahren ihrer Ehe oft vergeblich gehofft; er war der Vertraute ihrer Enttäuschungen gewesen. Aber jetzt in diesem Augenblicke, nachdem der Mann verschollen, oder sie verlassen hatte — es hieß sogar um einer anderen willen — wie würde sie es jetzt aufnehmen? Er mußte ihre Gefühle erst ergründet, mußte mehr Einfluß auf sie gewonnen haben, ehe er es ihr eröffnen konnte. Dies war wieder so ein merkwürdiger Fall, wie er deren schon mehrmals in seiner großen Praxis erlebt hatte —: Ehepaare, die sich glühend Kindersegen wünschten, die nach

Jahren vergeblichen Wartens alle Hoffnung aufgegeben und dann von der späten Erfüllung früher Wünsche überrascht, oft nicht einmal erfreut wurden. Die Natur läßt sich ihre Zeit nicht vorschreiben, ihre Geheimnisse nicht ablauschen!

Frau Huber war im einunddreißigsten Lebensjahre, alle ihre Beschwerden leicht aus diesem Zustande zu erklären, aber wie würde ihr Gemüt diesen Chok aufnehmen? Der Doktor war nicht sicher, ob nicht ein Verzweiflungsausbruch, der bei dieser leidenschaftlichen Natur nicht unbedenklich war, die erste Folge sein würde. Er mußte sie noch wenigstens einen Monat über ihren Zustand hinwegtäuschen; aber sie war klug, sehr klug, und es wäre noch bedenklicher, wenn sie von selbst den Argwohn fassen sollte, als wenn er ihr seine Beobachtungen mitteilte. Bei seinem nächsten Besuch gab er vor, sie schon viel besser zu finden, fühlte ihr nur den Puls und verschrieb ein neues Eisenpräparat. Da der Magen angegriffen sei, verlangte er, daß sie alle zwei Stunden eine leichte Mahlzeit zu sich nehme. Dann plauderte er über das Projekt der Kleinbahn, erkundigte sich nach ihrem Rechtsanwalt, hauptsächlich richtete er aber Frau Hubers Aufmerksamkeit auf die Gesundheit ihrer Mutter. Sie beredeten sich, wie sie sie zur Badereise bewegen könnten. Der Doktor entpuppte sich förmlich als Intrigant, nur um Frau Huber seelisch zu beschäftigen und von jedem Gedanken an ihre eigene Gesundheit abzubringen.

IX.

Einige Wochen später sagte Frau Huber einmal zu ihrem Doktor halb lachend, halb im Ernst, sie glaube eigentlich, sie habe, wie ihre alte Lina im vorigen Jahre, einen Bandwurm. Er lachte sie aus und fragte, seit wann sie an so unangenehmen Einbildungen leide? Sie erwiderte, ohne jede Einbildung habe sie nachts, als sie wach im Bett gelegen, ein ganz eigentümliches Regen in sich verspürt. Er machte ein ungläubiges Gesicht, da gestand sie zu, sie würde es wohl nicht weiter beachtet haben, wenn nicht Lina ihr gerade beim Zubettgehen ihre greuliche Bandwurmgeschichte wieder erzählt hätte. Der Doktor lehnte jede Art Untersuchung ab, sagte nur, falls sie dies Regen noch einmal verspüre, solle sie ihm sogleich Mitteilung davon machen, sie solle sich nur nicht bei dem Gedanken aufregen, fürs erste sei er noch der Meinung, ihre lebhafte Phantasie spiele ihr einen Streich. Dabei lachten sie beide. Er hatte sie wieder lachen gelehrt.

Drei Tage später bekam er einen etwas ungewandten Brief von Frau Huber, dessen Inhalt aber klar war. Sie fühle sich ganz unheimlich in der eigenen Haut, er möge nur so gut sein, sie bald zu besuchen.

Nun war er entschlossen, es ihr mitzuteilen, aber er holte ein paar Mal tief Atem, ehe er den Weg zu ihr antrat, dies war schlimmer als eine Operation. Er wußte mit dem Feingefühl seltener Menschen, daß sie

es noch nicht vertragen konnte, wenn ihr Mann erwähnt wurde, und dies war mehr als eine Erwähnung, dies war seine Auferstehung!

Er traf sie wie immer beschäftigt; sie lächelte ihn verlegen an und meinte, sie würde bei ihm gewiß keinen Glauben finden, sondern wieder wie eine hysterische Frau behandelt werden.

Er scherzte anfangs auch nur mit ihr, dann ließ er sich noch einmal genau beschreiben, was sie gefühlt habe. Ihm wurde angst und bange, ihr gegenübersitzend behielt er sie fest im Auge, als er langsam sagte, er habe eigentlich seit sechs Wochen einen anderen Verdacht.

„Krebs,“ fragte sie mit erzwungener Ruhe, aber wieder stieg ihr die Röte heftig ins Gesicht, um gleich darauf zu verschwinden, so daß sie leichenblaß wurde. „Das habe ich mir längst gedacht.“

„Was für ein Unsinn,“ versetzte er schnell, „nein, ganz etwas anderes — Sie wissen, im Volksmund heißt's: was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

Es dämmerte etwas in ihr, sie schloß die Augen, aber noch faßte sie es nicht.

„Frau Berta,“ fuhr er fort, er nannte sie zum erstenmal mit ihrem Vornamen, „es ist immer ein Glück, wenn die Natur einen segnet, selbst unter Ihren so besonders schwierigen Verhältnissen.“

Es war kein Schrei, es war ein Kreischen, ein furchtbarer Laut, den sie ausstieß, dann warf sie sich auf die Erde und ächzte, gurgelnde Töne entrangen sich ihrer Kehle, alle Glieder zuckten, mit den Nägeln wollte sie sich in den Teppich einkrallen, es war wie ein Krampf, ein reiner Wutanfall. Die Laute, die sie von sich gab, gingen ihm durch Mark und Bein. Auf einem Seitentisch stand Wasser, er spritzte ihr davon reichlich in Gesicht und Nacken, er richtete sie dann auf, setzte sie in einen Lehnstuhl und hielt ihr beide Arme fest. Ihre Augen waren geschlossen, sonst hätte sein Blick sie, wie so manchen, wohl gebändigt. Schlimm hatte er es sich gedacht, so schlimm aber nicht; sie knirschte jetzt mit den Zähnen, sie war wie eine Irre, und immer dieser gurgelnde Laut. Plötzlich zerrte sie an ihren Gewändern, als wollte sie den leichten Musselin zerreißen, und stieß Verwünschungen aus:

„Es muß heraus aus mir, ich dulde es nicht, ich bin auch ein Mensch, das Ungeheuer darf nicht in mir wachsen — o, großer Gott, großer Gott, wie durfte das geschehen!“

„Versündigen Sie sich nicht am Heiligsten,“ unterbrach er sie hart; er wurde fast irre an dieser lieben Frau.

„Am Heiligsten!“ höhnte sie. „Am Heiligsten!“ wiederholte sie noch einmal. „Sie wissen ja nicht ...“ wieder kam dieser gurgelnde Laut, dann ein Schluchzen und ein förmliches Ächzen: „Am Heiligsten!“

Er flößte ihr Wasser ein, er hielt ihren Kopf ganz fest und zwang sie, ein volles Glas hinunterzutrinken.

„Nein, ich weiß nichts, Frau Berta, und will auch nichts wissen; aber dies ist Mord.“

„Mich hat man auch gemordet,“ warf sie dazwischen, er beachtete es nicht.

„Die Natur begnadet Sie mit ihrem höchsten Wunder . . .“

„Die Natur?“ kreischte sie. „Nein, ein Schurke!“ —

Der Doktor ging im Zimmer auf und ab, er wußte nicht, was er machen sollte; allein durfte er sie in diesem Zustande nicht lassen, aber er wollte auch nicht hören, was ihr leid tun würde, gesagt zu haben. Plötzlich fiel ihm etwas anderes ein. „Ihr Rechtsanwalt — der einzige, dem ich Mitteilung von Ihrem Zustande gemacht habe — glaubte, Sie würden außer sich vor Entzücken geraten über diese so ganz unvorhergesehen günstige Wendung.“

Sie horchte einen Augenblick auf, das Schluchzen hielt an — dann lachte sie, und ihr Lachen war noch viel schrecklicher als vorhin ihr Ächzen. „Ich bin doch wohl auch ein Mensch, nicht nur eine Firma!“ Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Alles hätte er mir am liebsten entrissen, und nun werde ich legal gesichert durch — durch — sein — Ungeheuer!“ — Wieder stieß sie einen Schrei aus, raufte sich die Haare und fuhr schluchzend fort: „Ich soll es doch zur Welt bringen, mit meinem Blute soll ich das widerwärtige Gewürm nähren . . . solch einen Abschaum des Geschlechts großziehen . . .“ sie schüttelte sich vor Ekel.

„Das arme Kind! So wird es von seiner Mutter bewillkommt,“ versetzte der Doktor traurig.

Sie schwieg. Dann stieß sie entsetzt heraus: „Wie ist es denn möglich, daß aus Haß und Widerwillen ein lebendes Wesen entsteht? Wie kann das sein, Doktor? Wenn man sich sträubt, gezwungen, überwältigt wird? Wie kann die Natur so brutal sein? Tragen solche Wesen nicht das Kainszeichen auf der Stirn?“ Er ließ sie weiter und weiter sprechen, es tat ihr wohl, und sie fragte ja nicht ihn, sie fragte die große Natur.

Nach einer Weile setzte er sich neben sie, streichelte ihre bleiche Wange brüderlich und sagte: „Wir beide sind nicht absonderlich kirchlich, aber das Wort von den unerforschlichen Wegen Gottes haben wir oft bewahrheitet gefunden, wenn wir uns auf dem Pfade der Armen und Ausgestoßenen begegnet sind. Wollen wir es nicht auch einmal, bis wir etwas Besseres finden, auf Sie anwenden? Sie müssen diesen unbegreiflichen Weg wandeln! Soll ich Ihnen einmal meine Frau schicken, liebe Frau Berta? Die weiß mit Babys besser Bescheid als ich, und wir müssen uns doch nun auf seine Ankunft vorbereiten; wir haben nur noch knapp vier Monate — und es wird natürlich ein Junge.“

„Wann würde es denn kommen,“ fragte sie mit scheinbarer Ruhe und

Selbstbeherrschung, während sie in ihrem wunden Gemüt ausrechnete, daß sie den 10. April als Ausgangspunkt nehmen müßte.

„Ich denke im Dezember," meinte der Arzt. Er hätte gern ein Christkind hinzugesetzt, aber noch war sie nicht so weit.

„Im Dezember?" fragte sie, und ihre Augen erhielten etwas Funkelndes, ganz Neues im Blick.

„Ja, liebe Frau Huber; wir müssen von Mitte März an drei Monate zurückrechnen und sieben Tage dazu."

„Von Mitte März an!" wiederholte sie und es ging wie ein Leuchten über ihr Gesicht — der Doktor verstand sie weniger denn je. „Sind Sie dessen ganz sicher?" fragte sie noch einmal.

„Wir werden es ja sehen und erleben," meinte er, „spätestens zu Weihnachten."

Sie weinte jetzt, weinte ganz normal, nichts Krampfhaftes war mehr an ihr; vor Tränen konnte sie nicht sprechen, aber sie nickte ihm mit ihrem alten guten Ausdruck zu, als er nach einstündigem Besuch, in seinem menschenfreundlichen Herzen wesentlich erleichtert, davonging.

Gegen Abend kehrte er noch einmal zu seiner so schwer erkrankten Patientin zurück. „Wie gut Sie sind, wie wunderbar gut," sagte sie, „Sie söhnen mich mit der ganzen Menschheit aus."

„Das wird bald ein anderer tun," meinte er; sie machte eine abwehrende Bewegung, aber er hielt es für heilsam, die Wunde nicht zu bedecken, sondern sie offen am hellen Lichte heilen zu lassen. „Sie wissen nicht, welche Reinheit und Unschuld mit jedem neuen Menschen in die alte Welt kommt! Sie werden es schon erfahren; keiner glaubt es, ehe er es nicht selbst durchgemacht hat!"

Sie entgegnete zögernd: „Wenn mein Mann es nur gewußt hätte, wenn ich es ihm durch die Lüfte zurufen dürfte!"

Der Doktor dachte beim Nachhausefahren, daß selbst diese kluge und gute Frau so voller Widersprüche stecke, daß er sie nicht enträtseln könne. Ob diese Wandlungsfähigkeit das schwache Geschlecht so besonders interessant mache? Wie sollte er sich den Ausbruch am Morgen mit dieser rührenden Sehnsucht nach dem Manne, der sie verlassen hatte, zusammenreimen? Ob der gutmütige Johann Huber nicht doch fälschlich angeschuldigt wurde? Ob er nicht doch unfreiwillig fortgeblieben, durch einen Unglücksfall zugrunde gegangen war? Hätte er nur Zeit gehabt, er hätte am liebsten selbst nachgeforscht, um die reizende Frau wieder glücklich zu sehen.

X.

Frau Berta schwieg fortan über alles, was ihr durch die Gedanken ging; keine Falte ihres Herzens öffnete sie mehr. Sie hatte von Jugend an aus allen Geschichten und Dramen, sowie später aus Romanen und

Opern sich eins gemerkt: fast alles Unglück entsteht daraus, daß die Menschen nicht schweigen können! Einmal, ihrem Doktor gegenüber, hatte sie den Zaum, den sie sich selbst angelegt, verloren, einmal hatte die verwundete innerste Natur aus ihr geschrieen! Sie wußte, daß er nie ein Wort darüber sagen, daß alles in ihm wie begraben bleiben würde. Aber noch einmal geschehen durfte es nicht. Keiner sollte ihr je das Geheimnis von ihres Mannes Vergangenheit, dessen Folge seine Flucht, auch nicht das grause Erlebnis jener Nacht entreißen. Vor sich selbst hatte sie die brennende, quälende Frage über die Entstehung dessen, was in ihr sich regte, an ein Gottesurteil gehängt: wenn ihr Kind im Monat Dezember zur Welt käme, so hätte die Natur sie mit ihrem höchsten Segen begnadet, sollte es jedoch erst im Januar geboren werden, so war es ein furchtbarer Fluch, der nach allem Leid noch auf sie gefallen, so würde sie sich und das Kind vernichten, denn dann müßte es ein Ungetüm werden. Freilich, in all den Büchern über Werden und Keimen, die sie sich aus Wien hatte kommen lassen, fand sie eine andere Auffassung: die Natur sei so mächtig, daß sie dies, ihr Hauptmoment, dem Willen der kleinen Kreatur, die sich selbst Schöpfer deucht, entzogen habe . . . All die schlaflosen Nächte brachte sie damit zu, dies zu ergründen und es sich bis in die letzten Konsequenzen auszumalen. Dabei hielt sie oft Zwiesprache mit dem kleinen, unruhigen Wesen, ein Strom von heißem Mitleid mit ihm wollte sich Bahn brechen, aber sie drängte es zurück.

Wohl hatte sie Stunden des Tags, wo sie klar und natürlich dachte, wo ihr praktischer Verstand, der einst das Stärkste in ihr gewesen war, ihr sagte, daß nichts Besseres ihr hätte zuteil werden können als diese nie erträumte Hoffnung auf einen Erben. Aber ihr innerstes Sein sträubte sich dagegen, an die äußere Sicherung ihres Lebens bei diesem einschneidenden Ereignis, dem Wunder in ihrem Innern, zu denken. Es kam ihr jetzt, wo die Mystik in ihr erwacht war, wie eine Entheiligung vor. Wie wunderbar verschlungen war ihr Lebensfaden plötzlich geworden! Aber in ihr waren auch neue Kräfte erwacht; in der furchtbaren Erregung, die sie durchgemacht, waren Tiefen in ihr aufgedeckt, Schachte gegraben in ein geheimnisvolles Dunkel ihrer eigenen Seele, das sie nie in sich geahnt. Sie war eine andere Frau geworden. Sie selbst glaubte, eine schlechtere, wenn sie wach lag und sich auflehnte gegen ihr Schicksal, das ihr die Erfüllung des heißesten Wunsches ihres unbewußten Seins wie einen Hohn, in der grausamsten Form, die ein Teufel nur hätte ersinnen können, zuteil werden ließ.

Die ganze Stadt interessierte sich für Frau Huber und ihr Kind. Der Fall war wirklich absonderlich! Freilich kamen bei dieser Gelegenheit so viele ähnliche Fälle in den Mund der Leute, jeder hatte einmal derartiges erlebt oder davon gehört, daß man sich schließlich nur fragte, warum man dann den Fall überhaupt noch wunderbar fand! Nach fast zwölfjähriger

Ehe erwartete sie das erste Kind, und dies sollte acht Monate, nachdem der Vater die Mutter verlassen hatte, zur Welt kommen! Es war tragisch und erschütternd, und da die Frau, die es getroffen, hübsch, reich und sehr wohltätig war, so nahmen wirklich Zahllose Anteil an ihrem Geschick. Der Doktor wurde von Frauen aller Gesellschaftskreise bestürmt, Nachrichten über sie zu geben. Er selbst beschäftigte sich unausgesetzt mit dieser eigentümlichen Frau, bei der er die Angst nicht los werden konnte, daß sie sich ein Leid antun werde. Hätte sie nur andere Verwandte gehabt als diese! Aber Eltern und Bruder sahen in harmloser Oberflächlichkeit nur das Glück, das ihr beschieden schien; besonders die Eltern, die sich so lange um das tägliche Brot hatten quälen müssen, gaben dem Faktischen alle Bedeutung und glaubten nicht recht an Seelenleiden. Nur er, der Arzt sah, welch bitteren Kampf seine Patientin kämpfte. Körperlich ging es ihr dabei ausgezeichnet; keine der sonst häufigen Beschwerden stellte sich bei ihr ein; sie setzte vielleicht auch ihren Stolz und ihren starken Willen ein, um den Zustand nicht zu zeigen. „Nur nicht bedauert werden!“ hatte sie einmal gesagt. —

So verging der Herbst und kam der gefürchtete Dezember heran. Frau Huber wurde immer unnahbarer, bei jeder Gelegenheit brauste sie auf, selbst ihre Mutter wagte ihr kein Wort mehr zu sagen, da Berta gleich die Geduld verlor. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen, die Qual, die sie verzehrte, mußte in irgend einer Form heraus, denn zu allem anderen fing, wie sie nur sich selbst gestand, die Hoffnung auf ihres Mannes Rückkehr wieder an in ihr zu wachsen. Von neuem fing sie an, sich zu fragen, wie er sie nur hatte verlassen können, warum er nicht für sie selbst Schande und Verfolgung hätte erdulden wollen? Sie würde doch für ihn alles auf sich genommen haben!

Es war wie ein periodisches Fieber, das immer wiederkehren mußte! Dann schaute sie sehnsuchtsvoll über ihren großen Hof ins Weite: aus jedem Wagen sah sie im Geiste ihn steigen. Der eine der Vorübergehenden hatte seine Größe — aber nicht die Haltung, der andere hatte den Bart, aber er setzte die Füße anders — einmal mußte er doch auch kommen! Da bog etwas um die Ecke . . . Nein, der war zu klein! Aber gerade solch einen Mantel pflegte er im Herbst zu tragen . . . „O, komm,“ hauchte sie in die kalten Lüfte . . . und dann weinte sie, weinte wie eine Hoffnungslose. Alles war weh und aufgewühlt in ihr, sie war längst an sich selbst irre geworden. Mit jedem Dezembertag, der verging, wurde ihr geistiger und seelischer Zustand schlimmer. Alles, was weich in ihr gewesen, war verschwunden, selbst ihre Gesichtszüge schienen sich verändert zu haben, ihre Augen starrten halb irr und verzweifelt, kein freundliches Wort wollte mehr über ihre Lippen. Sie sagte nicht mehr zum Doktor: „Sie wissen nicht, o, Sie wissen nicht . . .“ Die finstere Verschlossenheit lag wie greifbar auf ihr. Wenn man sie anredete, sah sie den Sprecher meist nur

groß an; ihre Befehle aber gab sie kurz und präzis, und wehe dem, der sie nicht sogleich ausführte.

Weihnachten stand vor der Türe. Frau Berta hatte ihren Leuten immer ein deutsches Weihnachtsfest mit großem Tannenbaum bereitet. Wäre das Kind vor dem 24. zur Welt gekommen, hätte es in diesem Jahre besonders schön sein sollen ... Aber der 24. und auch die folgenden Tage vergingen, ohne die Erfüllung zu bringen! Nun wurde nichts gefeiert, nur Geldgeschenke ließ sie allen überreichen. Sie zeigte sich nicht mehr, sie ging nur in der Dunkelheit in ihrem verschneiten Garten auf und ab, sonst saß sie dumpf hinbrütend in den oberen Zimmern.

„Gott hat gesprochen," sagte sie sich, als der 30. Dezember matt heranbdämmerte. „Er selbst hat mich zum Tode verurteilt! In der Neujahrsnacht führe ich es aus." Und nun überlegte sie, wie es geschehen sollte. Ihr schien eine Eingebung zu kommen: sie entsann sich, was sie mit ihm, dem Schurken, in der Nacht, als ihr Unglück begann, hatte tun wollen und leider nicht getan! „Ich stürze mich von da oben, von der schwindelnden Höhe hinunter und falle in die große Säge. Wie man zugrunde geht, ist ja schließlich gleichgültig, wenn man nur von sich selbst erlöst ist und von dem Ungeheuerlichen." —

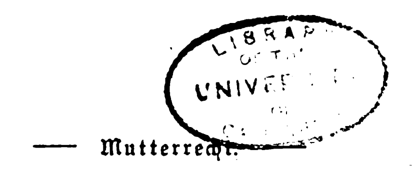
Aber schon eine halbe Stunde, nachdem sie diesen Plan gefaßt, traten die ersten Anzeichen des erwarteten Ereignisses ein, und bald mußte der Arzt geholt werden.

Der ganze Tag verging für Frau Hubers Eltern und ihre Leute in banger Sorge. Sie selbst war nicht bei sich, sie delirierte. Gegen Abend wurde sie chloroformiert; ein operativer Eingriff war nötig geworden. — Ehe aber der letzte Dezembertag anbrach, war ein großer Junge zur Welt gekommen.

„Er hätte nur vierzehn Tage eher erscheinen sollen," meinte schmunzelnd die Wärterin, ahnungslos, daß dies die ersten Worte waren, welche die Kranke nach ihrer Betäubung wieder hörte. „Solch ein strammer Junge," fuhr sie fort, „natürlich mußte der seiner Mutter so viel Not machen."

Wie konnte die fremde Frau nur so scherzen, darüber, daß es ein großer Junge war, dachte Berta. War es wahr? Hatte sie wirklich einen Sohn, ein gesundes, normales, schönes Kind zur Welt gebracht? Beinahe vergingen ihr wieder die Sinne vor Glück.

Sie konnte nicht sprechen, aber sie machte eine Bewegung mit der Hand; endlich verstand der Doktor sie, endlich wurde es ihm klar, daß sie das Kind sehen wollte, er verweigerte es, er befürchtete eine zu große Erregung. Aber sie bat so flehentlich mit beiden Händen, ihre Lippen zitterten ... Da nahm er das kleine Bündel und legte es ihr in den Arm. Sie wußte nicht, wie ihr wurde. Sie schaute und schaute. „O, so klein, so klein!" kam es endlich heraus, aber wie ein süßes, sanftes Flüstern. „So klein?" wiederholte sie, „und das ist mein Kind?"



Ihre Stimme hatte einen melodischen Klang wie noch nie.

„Mein Kind . . ." sagte sie noch einmal. Sie konnte nur mühselig den Kopf so weit drehen, um es zu sehen, als aber der Doktor es ihr wieder fortnehmen wollte, wurde sie lebhaft: „Nein, das nicht, nur das nicht!"

Man mußte es ihr lassen. Gegen alle Vorschriften und Gebräuche der Krankenstube mußte man ihr das Kind im Arme lassen, denn bei dem Zustande von Herzschwäche, in dem sie sich befand, durfte man ihr nicht widersprechen, sie nicht aufregen.

Und da sie doch nicht schlafen konnte, fühlte sie beseligt, wie das kleine Bündel sich süß regen konnte, als es aber schrie, trat ihr vor Angst der Schweiß auf die Stirn.

O, nur nicht schreien, nein, schreien durfte ihr Kind nicht! Die brutale Wärterin meinte, schreien sei gesund. Morgen wollte sie dies herz-lose Geschöpf entlassen. Ihr süßes Kind sollte nie schreien, nie. — Sie versuchte sich aufzurichten, um dem Kinde wenigstens mit den Augen zu folgen, während die Wärterin es herumtrug. Sie beschwor ihre Mutter, die neben ihr saß, zu ergründen, was dem armen süßen Jungen nur fehlen könne, daß er so herzzerreißend schrie. Der Doktor müsse sofort telephonisch herbeigerufen werden, es sei überhaupt unverantwortlich, daß kein Arzt in der Nähe, dem Kleinen könne ja etwas geschehen!

Sprechen konnte sie nicht mehr. Sie sank erschöpft in das Kissen zurück. Als sie sich ein bißchen erholt hatte, verlangte sie, daß auch ihre Dienerin Lina im Nebenzimmer wache, es könnten gar nicht genug Leute auf das Kind aufpassen.

„I was, so ein strammer Junge, der muß schreien," hatte die Wärterin noch einmal gesagt. Frau Huber erklärte sie für positiv roh und gefühllos und machte es nun wirklich möglich, im Bett aufzusitzen, um das Kind nicht aus den Augen zu verlieren.

Nach einer Stunde war der Arzt wieder da. Frau Huber hatte Fieber. Wenn sie nicht fest versprach, regungslos zu liegen, drohte er, Kind und Wärterin in einen anderen Teil des Hauses zu schaffen. Ver-spräche sie dagegen, sich um das Schreien des Kleinen nicht zu kümmern oder gar zu beunruhigen, denn ganz zu vermeiden sei es nicht, dürfe er im Nebenzimmer bleiben und ihr alle Stunden einmal gezeigt werden, damit sie sähe, daß ihr Engelchen nicht wieder davongeflogen sei.

Frau Huber weinte, daß sie ihn nicht im Arm behalten könne. Als der Arzt aber meinte, mit jeder Träne vermindere sie die erhoffte Nahrung ihres Kleinen, da bezwang sie sich, denn sie dachte, fühlte, wußte nichts außer ihm, ihrem Kinde. —

Nun waren die ersten schlimmen und gefährlichen Tage vorüber.

Wie langsam war jede Minute vergangen! Es schien Berta, als hätte sie ein langes, wunderschönes Leben schon in dem verdunkelten Zimmer zugebracht, so viel hatte sich dort ereignet: jedes Einschlafen und Erwachen des Kindes, jede Lebensregung war ein einschneidendes Begebnis und war so wichtig, wie überhaupt noch nie etwas auf Erden gewesen war. Was war alles Frühere dagegen? Sie hatte alles vergessen, mit allen ihren Sinnen hing sie an diesem Wunder: wenn das Kind sich regte und zu seiner Nahrung ihre Brust suchte, die Augen geschlossen, aber mit seiner Nase schnüffelnd wie ein kleines Tierchen, wenn die geballten kleinen Fäustchen einmal die zarten, wohlgeformten Nägelchen sehen ließen — es war immer ein Ereignis, und sie konnte sich nicht satt daran sehen. Die Wärterin behauptete, er sähe schon wie ein Dreimonatskind aus, und sie fand ihn so rührend klein, trotz seiner zehn Pfund, kleiner als ihre Puppen ihr in der lang vergangenen Kindheit erschienen waren. Einmal erlaubte sich die Wärterin den Scherz, den Finger drohend gegen den Kleinen zu erheben, weil er seiner Mutter beinahe das Leben gekostet hätte, und dazu nannte sie ihn noch einen Übeltäter! Frau Huber jedoch verstand darin keinen Scherz. „Was konnte er denn dafür," entgegnete sie verletzt. „Er hat sicher überhaupt nicht in dieses Jammertal gewollt! — Wir müssen alles tun, ihm das Leben lieb zu machen," setzte sie eifrig hinzu.

Die erfahrene Wärterin schmunzelte wieder. „Das einzige, was wir tun können, gnädige Frau, ist doch, daß wir ihm reichlich Nahrung geben, aus anderem macht er sich nichts."

Frau Huber dachte darüber nach, wie recht die Wärterin hatte, sie konnte dem kleinen Wesen, das ihr alles war und gab, noch so schrecklich wenig sein! Wie sollte sie ihm je vergelten, was er ihr gegeben hatte!

Als ihr zuerst wieder einfiel — es war in der dritten Woche seines Lebens — daß sie dem ungeborenen Kinde so oft in ihren verzweiflungsvollen Nächten geflucht, daß sie an diesem heiligen Leben sich hatte versündigen wollen — da stockte ihr förmlich das Blut in den Adern. Dann aber machte sie sich klar, daß das Kind ja damals noch kein selbständiges Leben geführt, nur ein Teil ihrer selbst gewesen sei, und sich selbst durfte sie ungestraft fluchen. Seit er den ersten Atemzug als lebendes Wesen getan, war sie seinem Zauber verfallen, sah sie ihr Idol in ihm, und etwas Höheres als ihn bot die Erde ihr nicht mehr! Alles andere war vergessen. Was sollte auch noch sein? Dem Manne, der sie verlassen, konnte, durfte sie doch nicht nachweinen, das war der Mutter, die ihren Sohn zu Mut und Tatkraft, zu Rechtlichkeit und Stolz erziehen wollte, unwürdig. Sie lebte überhaupt nur noch in der Gegenwart, es gab keine Vergangenheit, denn sie fühlte sich nur noch Mutter. Sie war neugeboren, als ihr kleiner Johann Huber zur Welt gekommen war. Ohne jedes Zögern, ohne jede Träne hatte sie ihn „Johann" benannt. Was ging es sie an, wem das Kind den Ursprung verdankte. Es war ihr Kind, ganz allein ihres, jetzt

wußte sie es. Vor dem Gesetze war es Johann Hubers Sohn, für sie aber war es ein Himmelskind!

Ihr Bruder Hans hatte sich heimlich verschworen, die nächste unbekannte Leiche, die wieder von den Donaufluten ans Ufer geschwemmt würde, für die seines Schwagers zu erklären und großartig bestatten zu lassen, damit dieser unsichere Zustand einmal aufhöre und es beglaubigt würde, daß Johann Huber durch einen Raubmord sein Leben eingebüßt habe.

In Bertas Geist gehörte die Fabrik schon jetzt dem Kinde, für ihren Sohn führte sie alle Pläne weiter. Bis er mündig geworden, sollte sein Name im ganzen Orient gekannt und geachtet sein. Nun brauchte sie kein Testament und keine strittigen Vollmachten, die Natur hatte alles, was sie gequält, mit Nacht und Graus bedeckt und sie wunderbar zu neuem Leben errettet.





Helene Böhlau.

Von

Max Krieg.

— Freiburg i. Br. —

Es ist ganz unmöglich, eine Erscheinung wie Helene Böhlau vom rein ästhetischen Standpunkt aus zu beurteilen und zu würdigen. Zwar ist sie ohne Zweifel eine große Künstlerin, erfüllt von brennendem Schönheitsdurst, und schmerzlich abgestoßen von der Häßlichkeit und „Krüppelhaftigkeit" des Alltaglebens und der Alltagsmenschen. Sehr früh schon hat sich in ihr, wie sie selbst erzählt, der unwiderstehliche Drang, Menschen zu gestalten, geregt, und die Geschöpfe ihrer Phantasie, ihre „Käuze", sind ihr ans Herz gewachsen. Ihr wundervoll scharfer Blick für das durchaus Individuelle, Einzigartige jeder Erscheinung, ja, jedes Augenblicks verrät die große Dichterin. Aber gerade weil sie eine große Dichterin ist, liegt ihr artistische Einseitigkeit meilenfern. Der tiefe, leidenschaftliche Ernst dieser Feuerseele macht es ihr unmöglich, die Welt als „ästhetisches Phänomen" zu betrachten, denn sie blickt in die Abgründe des Daseins. Helene Böhlau hat ohne Zweifel mit den höchsten Problemen menschlicher Erkenntnis gerungen und ein selbständiges Verhältnis zur Philosophie gewonnen. Sie ist auf der anderen Seite, nach ihrem eigenen Zeugnis, durch Schweres gegangen und hat so die furchtbare Wucht, mit der das Leben auf der Menschheit lastet, im Grund der eigenen Seele empfunden. Daher erhebt sie bald im gedämpften Ton der Wehmut, bald mit gewaltigem Pathos ihre Stimme für die Armen, Getretenen, Gequälten, Verzweifelnden, und dabei geschieht es freilich nicht selten, daß der künstlerische Eindruck des Werkes durch die Absichtlichkeit, mit welcher die „Tendenz" betont ist, mehr oder minder schwer geschädigt wird.

Es scheint, daß Helene Böhlau im ganzen den Erkenntniswert der von den großen Denkern im Laufe der Jahrtausende geleisteten Minierarbeit nicht sehr hoch anschlägt. Auch ist sie ein viel zu selbständiger Geist, um sich auf irgend ein metaphysisches Credo einzuschwören. Aber zu einem Philosophen mußte sie ihrer ganzen Eigenart nach doch in nähere Beziehung treten. Das Urteil, welches sie ihre prächtige Jekatirina Alexandrowna im „Recht der Mutter" über Schopenhauer fällen läßt, daß er nämlich dem Rätsel der Welt näher gekommen sei als irgend ein anderer, dürfte ungefähr ihr eigenes sein. Bei einer so durch und durch pessimistisch und tragisch gestimmten Seele, wie die Verfasserin der harmlos-liebenswürdigen „Ratsmädelgeschichten" merkwürdigerweise ist, kann diese Stellungnahme nicht befremden. Das Elend des Daseins in seinen verschiedensten Gestalten schwebt ihr unausgesetzt vor, sie kann sich davon nicht losmachen. Staunend steht sie vor dem ungeheuren Problem des Leidens. Die Summe dieser Weltbetrachtung zieht in grotesker Form jenes eben erwähnte seltsame Original, die alte Philosophin Jekatirina im „Recht der Mutter": „Alles möchte fressen und nicht gefressen werden — alles auf der Welt. Aber es kommt immer so: eins frißt, und das andere wird gefressen..... Der Pessimist ... steht eben auf der Seite derer, die gefressen werden, der Optimist auf der Seite derer, die fressen; und die sich fressend wissen, nennen sich konservativ — und die sich gefressen fühlen, nennen sich liberal. Das ist das ganze Rätsel." Angesichts solchen Jammers predigt Helene Böhlau unermüdlich Schopenhauers große Lehre, daß alle Moral Mitleid sei, und erachtet als die höchste, edelste Weisheit, die Menschenkinder lernen können, „gut miteinander zu sein".

Eines der schwersten Seelenleiden ist die geistige Einsamkeit. Helene Böhlau behandelt dieses Motiv mit Vorliebe. Einsam ist im Grunde jeder Mensch, denn aus seinem Innern führt keine Brücke zum Innern irgend eines andern; er bleibt stets allein mit seinen Gedanken und Empfindungen, denn was sich durch die Sprache mitteilen läßt, ist wenig. So ist der Geist eine ewige Insel, wie das tiefsinnige Wort lautet. Aber die meisten Menschen fühlen dieses Schicksal nur dumpf oder gar nicht, weil sie zu sehr im äußeren leben, und weil ihnen deshalb die äußerlichen Beziehungen, die sich zu den Mitmenschen leicht anknüpfen lassen, vollauf genügen. Schwer dagegen lastet es auf denen, die durch irgend eine „königliche Gabe" vor den andern ausgezeichnet worden sind.

In einer der ersten Novellen unserer Dichterin, im „Schönen Valentin", ist der Held ein Mensch, dem die Natur in einer ihrer wunderlichen Launen eine ernste, seltsame Schönheit verliehen hat, die zu den niedrigen, gewöhnlichen Verhältnissen, in denen er aufwächst, nicht paßt. Die Leute auf dem „Kannerückchen", all' die ehrbaren Philister des kleinen Städtchens fühlen sich von dieser Schönheit des Knaben

unangenehm berührt, wie von einem fremden, widrigen Element. In der Seele Valentins entspricht der unnützen, überflüssigen Schönheit ein Zug zur Phantastik und Träumerei. Er liebt es, sich in längst entschwundene Zeiten zu versetzen, und als ihm seine einzige Freundin, die alte Machlett, von dem traurigen Geschick der schönen Apollonia erzählt, die vor langen Jahren als Gefallene auf dem Altan des alten Turms, der als Pranger diente, hatte stehen müssen, da verliebt er sich regelrecht in sie. So bleibt er einsam und unverstanden in seiner Kindheit und Jugend; doch trägt er diese Einsamkeit mit ziemlichem Gleichmut. Weit schwerer empfindet er das innere Alleinsein, als er, in eine hoffnungslose Leidenschaft für ein oberflächliches, leichtlebiges Mädchen verstrickt, erkennen muß, „daß er nie verstanden werden kann". Mit beißender Ironie läßt die Dichterin das Verhängnis von ihm genommen werden, als Schönheit und Hang zum Träumen ihn verlassen haben und er geworden ist, was die andern sind, ein ehrbarer Philister im Schlafrock. „Dann aber geht die gute Zeit für die sonst Vereinsamten erst an; Gevattern hier und dort, gut Freund auf Weg und Steg, und leidliche Sicherheit vor übler Nachrede und Behagen und Ruhe."

Eine Einsame, die sie selbst kaum versteht, ist auch die gute kleine Delikatessenhändlerin in den „alten Leutchen", mit ihrer Sehnsucht nach Schönheit und Lebensfreude, die in dem dumpfigen Laden, unter den Heringsfässern und Tonnen und Tönnchen steckt, und deren verschmachtende Seele sich in dem engen Höfchen, in den kaum ein Sonnenstrahl fällt, mit so rührendem Eifer und unendlicher Mühe ein armes kleines Gärtchen als Freistatt schafft.

Ganz besonders erschütternd aber malt Helene Böhlau die Qualen einer einsamen Seele in dem Roman „Reinen Herzens schuldig". Indem wir die Geschichte Dorotheas lesen, blicken wir mit Grauen in ödeste, trostloseste Einsamkeit, in der ein armes Menschenkind mit Todesschmerzen ringt. Und hier erhebt die Dichterin herzbewegende Klage gegen das gedankenlose Behagen der Alltagsmenschen, neben denen ein lebendiges Menschenherz elend verschmachten und verkommen kann, ohne daß sie eine Ahnung davon haben. Denn Dorothea ist ja keine Ausgestoßene, Heimatlose, sondern ein wohlversorgtes Hauskind in einem wohlhabenden Hause, inmitten einer großen behäbigen Familie. Ihr Vater brüstet sich in seiner spießbürgerlichen Weisheit damit, daß es seiner Pädagogik endlich doch gelungen sei, die wunderliche Art der Tochter, die sein Behagen störte, zu bändigen und zu unterdrücken. Und selbst die Mutter hat von dem inneren Leben ihrer Tochter nie etwas geahnt. „Wie armselig sind wir Menschen, wie blind! Und wie unendlich grob ist unser Verkehr untereinander zugeschnitten! Was für Dinge können in unserem Nächsten vorgehen, von denen wir nichts ahnen — und was für Teufel können wir sein, ohne es zu wissen! Was tun

Kinder ihren Eltern an, und was diese wiederum ihren Kindern! Wie blind läuft Mitleid umher. . . Wie sinn- und seelenlos tappt alles durcheinander!"

Noch furchtbarer als das Geschick Dorotheas ist das Anne Maries im „Dichtverwachsenen Garten" (Sommerbuch). Dorothea überwindet doch endlich nach qualvollem Kampf, Anne Marie geht völlig zugrunde. In der großen grünen Öde, die das weltferne Landpfarrhaus und den stillen dunklen Garten umschließt, welkt diese Menschenblüte langsam, hoffnungslos, unbeachtet dahin, verzehrt von heißer Liebe zu ihrem Jugendgespielen, dem Grafensohn, der sie längst vergessen hat. Ihre Eltern, die guten, freundlichen, behaglichen Pfarrersleute, merken nichts. Sie glauben ihr Kind wohlverwahrt, fern von allem Leid der Erde. „Mitten unter Rosen und Güte und Liebe wurde sie zur Märtyrerin. Niemand aber verstand die große Marter." Als der Bruder, einst ihr Schmerzensgefährte und treuer Kamerad, nach Jahren als tüchtiger Mann ins Elternhaus zurückkehrt, wendet er sich verständnislos, ja voll Ekel von der Schwester ab, von dem elenden Weibe, dessen ganzer armseliger Lebensinhalt eine sinnlose Liebe gewesen. So ist und bleibt sie allein, und die Einsamkeit saugt ihr die Seele aus, so daß sie endlich wird „wie eine Tote, die nach nichts mehr faßt, die sich an nichts mehr hält, die mit Mutter Erde nichts mehr gemein hat." Nie vielleicht ist das Grauenvolle, Trostlose der Herzenseinsamkeit machtvoller und ergreifender zum Ausdruck gekommen als in dieser kleinen Skizze.

Noch eine ganze Reihe einsamer Seelen begegnet uns übrigens in Helene Böhlaus Dichtungen. Olly im „Rangierbahnhof", Kristine im „Recht der Mutter", Isolde im „Halbtier", „Badewännchen" in der „Kristallkugel", sie alle sind Einsame.

Dem tiefen Elend geistiger Einsamkeit entspricht der überschwengliche Jubel des Verstandenwerdens! Eine Seele finden, die uns ganz versteht, welche Seligkeit! Helene Böhlau hat diese Seligkeit wiederholt geschildert, wohl nie hinreißender als im „Rangierbahnhof". Wie rührend ist das selige Staunen der tapferen kleinen Olly, die ihren einsamen Weg bisher ruhig gewandelt war in der Überzeugung, daß ein tiefstes Verständnis von seiten der Mitmenschen wohl eine unmögliche Sache sei, als sie bemerkt, wie Köppert mühelos im Grunde ihrer Seele liest! Welches Glück, als sie sieht, daß er alles versteht, ihr geschmähtes Bild, ihre Absichten, ihre Auffassung der Kunst, kurz alles. Wunderbar ist die Szene, wie der Maler mit der Sterbenden bloß durch das Auge sich verständigt, da sie nicht mehr sprechen kann. Sie empfindet es deutlich, wie sie durch den bloßen Blick ihr ganzes Elend ihm mitteilen kann. „Eine große, stumme Beichte!" „Ihr Jammer floß wortlos ganz in seine Seele über, und er fühlte jeden Schauer, der sie durchfuhr."

Aus den Andeutungen, welche die Dichterin in einer kleinen autobiographischen Skizze gegeben hat, darf man vielleicht schließen, daß ihre innige Teilnahme für die Not der Vereinsamten wie für das Glück derer, die eine verstehende Seele gefunden, auf tiefgreifenden Erlebnissen beruht; hat sie doch selbst in Seelennot und Verzweiflung die Arme nach Hülfe ausgestreckt und endlich den Freund gefunden, der sie ganz verstand.

Es ist ein tief pessimistischer Zug und sehr bezeichnend für Helene Böhlaus Weltanschauung, wenn sie mit Vorliebe darauf hinweist, wie das Große, Mächtige, Bedeutende im Leben sinn- und zwecklos hinschwindet, ja dem Nichtigen, Kleinlichen, Niedrigen erliegt und im Wust des Alltags untergeht. Ein typisches Beispiel dafür liefert „der schöne Valentin". Er ist von einer mächtigen, echten Leidenschaft ganz erfüllt, aber die Trennung von der Geliebten steht unabwendbar bevor, und er weiß, daß er sie nicht wird halten können. So steigt in dem verwirrten Geiste des armen Burschen grauenerregend die Möglichkeit auf, daß der ganze ungeheure Drang seines Herzens in nichts verschwinden könnte, ohne eine Spur zu hinterlassen. „Was ihm als das Furchtbarste erschien, daß die gewaltigste, lebenerschütterndste Leidenschaft zwecklos, ohne Glück oder Tod gebracht zu haben, wieder verrinnen könne. . . ." Die quälende Angst vor dieser furchtbaren Möglichkeit treibt ihn endlich zu der phantastischen Tat, die der Kraft seiner Liebe irgendwie Ausdruck verleihen soll. „Etwas mußte geschehen; unmöglich konnte die Liebe, die ihm als Zweck und Ziel seines Daseins erschien, als Erfüllung jeder Hoffnung, wieder verschwinden, ohne etwas Bedeutungsvolles ausgerichtet zu haben. Daß dieses dennoch geschehen könnte, schien ihm unerträglich zu fassen, und das Grauen, welches ihn bei dieser Möglichkeit überschlich, war tief erregend. Solch eine Lebensgewalt sich ziellos zu denken, zu denken, daß sie nur da sei, um zu erwachen, wie ein Sturm zu wüten und wieder in der Alltäglichkeit zu vergehen, das konnte und durfte nicht sein." Valentin tut nun allerdings etwas, was in seinen Augen ein Ungeheures, ja Frevelhaftes ist, aber dann zerfließt seine große Leidenschaft doch wie eine Seifenblase. Und nicht nur sie, alles, was an dem Jüngling bedeutsam, außerordentlich war, seine Schönheit, sein Träumen, seine Sehnsucht nach Höherem, alles geht unter, um der behaglichen Alltäglichkeit Platz zu machen. Das gedankenlose Behagen, der geschworene Feind alles Großen und Mächtigen, siegt. In der Einleitung zu den „alten Leutchen" hat die Dichterin diesen Prozeß mit grimmigem Humor geschildert. Mancher zieht am Morgen seines Lebens wie ein Held aus — und endet als Philister; die „gesunde Niedrigkeit" hat ihn eingefangen.

Sinn- und zwecklos verzehrt sich auch die Liebe der armen Verlassenen im „Dichtverwachsenen Garten". „Ihr heißes Herzensfeuer war wie ein

von keinem Gott empfangenes Opfer, das ungesehen im dichtverwachsenen Garten verbrennt und auch keinen lieben Menschen gewärmt hatte. Ihre kluge Seele war erwacht, ohne jemand erfreut zu haben, ihre süße Stimme hatte niemand getröstet und beglückt, ihr Verstand war eingeschlafen, ohne wach geworden zu sein."

Mitten hinein in das reichste, herrlichste Leben greift mit fühlloser Hand der große Zerstörer, der Tod. Als Olly im Begriffe steht, das große Ziel zu erreichen, das ihr lebenslang vor Augen geschwebt, den Ruhm der großen Künstlerin, um den sie gerungen hat mit blutenden Händen, mit unentwegter Tapferkeit, da muß sie sterben. Soviel Feuer, Begeisterung, Kraft, Heldentum, Schönheit — in einem Augenblicke zertreten. Köppert muß zusehen, „wie eine Riesenfaust über den Berg greift und roh und gleichgültig das herrliche Geschöpf mit der Feuerseele zerquetscht vor seinen Augen." Welch furchtbaren Kampf kämpft ein schöpferischer Geist, den der Tod mitten auf seinem Wege packt! In ihm gärt, wogt, wallt es, eine ganze Welt drängt ans Licht — und das alles soll nun ins Nichts geschleudert werden. Warum? Ja warum?! Helene Böhlau hat diesen Riesenkampf im „Rangierbahnhof" überwältigend geschildert, vom ersten dumpfen Ahnen des Entsetzlichen bis zur grausamen Gewißheit, nachdem sie in der kleinen Novelle „Im Bann des Todes" gleichsam eine Vorstudie dazu gemacht hatte.

Das Schlimmste, was der Mensch erleiden kann, wird ihm nicht von Natur und Schicksal, sondern von seinesgleichen angetan. Die Menschen sind erbarmungslos, wer sich gegen ihre stets wechselnden Gesetze und Satzungen verfehlt, wer es wagt, sich gegen die allgemeine Meinung aufzulehnen, der wird ohne Gnade gerichtet, verurteilt, zertreten, der Schmach und dem Elend preisgegeben. Die Tragik des Lebens erreicht ihren Höhepunkt in den Konflikten zwischen Natur und Satzung, Leidenschaft und Gesetz, Individuum und Gesellschaft. Helene Böhlau hat sich mit solchen Konflikten öfters beschäftigt und ihrer Abneigung gegen konventionelle Moral, gesellschaftliche Vorurteile, gegen die Heuchelei und lieblose Selbstgerechtigkeit der korrekten, honetten Leute kräftigen Ausdruck gegeben. Was sie anstrebt, ist „freie Würdigung alles Menschlichen".

Die Dichterin und Denkerin in ihr nimmt Partei für jene ewige, in der Menschenseele hausende Urgewalt, die immer und immer wieder sich mächtiger erweist als geheiligte Satzung, die Leidenschaft. Der Roman „Reines Herzens schuldig" verrät schon im Titel den Standpunkt der Verfasserin. Dorotheas Liebe für den verheirateten Mann, der sie sich willenlos hingibt, ist in den Augen der Menschen eine schwere Schuld, aber sie bleibt, indem sie dieselbe auf sich lädt, „reines Herzens". In der Tat hat Helene Böhlau in dieser Gestalt die Unschuld einer großen Leidenschaft mit höchster psychologischer Kunst zur Anschauung

gebracht. Dorothea denkt in ihrer Herzensgüte niemals ernstlich daran, der im fernen Amerika lebenden Gattin den Gatten abwendig zu machen; sie weiß, daß sie sich von Stefan in kurzer Zeit für immer trennen muß, und sie tut es, als der Augenblick gekommen ist, nicht mit Klagen und Jammern, sondern mit heiterer Ruhe und Güte. Aber während der kurzen, ihr gewährten Frist sich der großen Liebe, die nun einmal ihre Bestimmung ist, mit der ganzen Glut ihres Herzens hinzugeben, darin kann sie kein Unrecht finden. Es geschieht alles so ruhig, selbstverständlich und unabwendbar, und wir können nicht umhin, es selbstverständlich und unabwendbar zu finden.

Die kühnste Verherrlichung der großen Leidenschaft als einer Naturgewalt, die aller menschlichen Gesetze spottet, gibt Helene Böhlau in der wundervollen Novelle „Sommerseele“. Die Liebe zu dem jungen Goethe bricht über Alma herein wie ein allgewaltiges Schicksal; es wäre töricht, ihm wehren oder jemand deshalb anklagen zu wollen. Hier walten höhere Gesetze als die der Menschen: „Die Gesetze der Menschen sind nicht Gottes Gesetze. Böse ist oft gut und gut ist böse. . . . Gott aber ist überall und sieht, wie die Menschen sich ihre Gesetze machen, oft gegen seinen Willen, und er sieht zu und lächelt über ihr Tun.“

Die weitaus schwerere Hälfte des Weltelends trägt nach Helene Böhlaus Auffassung das Weib. Die Dichterin ist eine der gewaltigsten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, deren Ideen und Ziele sie mit einer bis zum Fanatismus gesteigerten Begeisterung vertritt. Schon in dem Roman „Reinen Herzens schuldig“ sucht sie tatkräftiges Mitleid mit jenen zahlreichen Armen zu wecken, denen das grausame Leben den Zugang zum natürlichen Beruf des Weibes, zu Ehe und Mutterschaft, hoffnungslos verschlossen hat und denen keinerlei Ersatz für das geraubte Lebensglück in irgend einem Streben, einer befriedigenden Tätigkeit sich bietet, so daß ihre Kräfte hilflos brachliegen und sie elend verkümmern müssen. Ihrem leeren Dasein einen Inhalt zu geben, wäre eine große, edle Aufgabe, die aber nach Helene Böhlaus Meinung nur ein „Genie der Liebe“ lösen könnte. Heute ist ja in dieser Richtung schon manches geschehen; es sind der Frau eine Reihe von Berufsarten erschlossen worden, die ihr bisher unzugänglich waren. Das meiste aber ist noch zu tun, und starke Vorurteile sind vor allem noch zu überwältigen, bis das im Prinzip schon Erreichte wirklich nutzbar gemacht werden kann.

Helene Böhlau schleudert eine Reihe der schwersten Anklagen gegen die Brutalität und Selbstsucht des Mannes, der seit Jahrtausenden das Weib in jeder Weise niedergehalten, sie zur Sklavin, zum „Halbtier“ gemacht habe. Von der Teilnahme an seinen geistigen Bestrebungen hat er sie ausgeschlossen und ihr die „tierischen Funktionen“ im Leben zugewiesen. In seinem Verkehr mit dem Weibe spielt das sexuelle Moment

eine solche Rolle, daß jede freie, unbefangene Annäherung von Mensch zu Mensch hintangehalten wird; er sieht in ihr immer noch „das Weibchen", nicht den Menschen, den guten Kameraden, den Freund.

Wie eine Prophetin, mit mächtigen, tönenden Worten verkündet Helene Böhlau im „Halbtier" dem Weibe seine Hoheit und seine Schmach. Weib sein, sich opfern, ist das Höchste und Herrlichste. Aber die Gebärerin der Menschheit liegt begraben unter Bergen von Schmach. Geistberaubt, recht- und waffenlos, dumm und stumpf, nimmt sie alles hin, läßt sich alles bieten. Ihre ganze dunkle, tatenlose Vergangenheit lastet wie ein Alp auf ihr. In der heutigen Frauenbewegung, dieser „unglaublich wunderlichsten Sklavenbewegung", sieht Helene Böhlau nur die ersten schüchternen, rührend unbeholfenen Versuche: „Was ein Sturm sein sollte, war noch ein kleiner, spitzer Luftzug, wie durch eine Fensterritze." „Ich beschwöre euch," möchte sie den Frauen zurufen, „tut etwas Königliches, etwas Freies! Nichts Althergebrachtes. . . . Laßt die Tat der Frau wie eine lang verschüttete Quelle mächtig rücksichtslos hervorsprudeln — tut etwas, das davon zeugt, daß ihr den großen Willen habt, den weltüberwindenden Willen. . . . Bereitet dem jungen starken Weibe das Nest." Zweierlei braucht das junge Weib, um frei zu werden: „Ein Kind und Arbeit!" So nur kann ein Ganzes aus ihr werden. Die Ächtung der unehelichen Mutterschaft soll aufhören, das „Recht der Mutter" anerkannt werden. „Ohne daß ein Funke von Verachtung in eurem Blick aufsteigt, laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind sein eigen nennen dürfen." „Laßt sie nicht in der Arbeit, nach einem Kind hungernd, wie ein Raubtier verlangen." Das ist auch eine der Forderungen, für die Helene Böhlau mit glühender Begeisterung kämpft. Fort mit den blöden, grausamen, heuchlerischen Vorurteilen der Korrekten und Hochehrbaren gegen das Weib, das ohne Trauschein gebiert! Wenn sie nur den Trauschein vorweisen kann, die „ehrbare" Mutter, dann ist alles gut. Der „Zettel" gestattet ihr, Kinder in die Welt zu setzen, die dort nichts erwartet, als hoffnungsloses Elend, kranke, armselige Geschöpfe, die in Schmutz und Verwahrlosung aufwachsen. Bei alledem bleibt sie die „ehrbare" Frau und Mutter. Aber die andere, „die nicht nach Versorgung, nicht nach Vorteil frägt, nach nichts Verbrieftem und Gesiegeltem, sondern die der großen Liebe einzig und allein folgt," sie ist als „Gefallene" der Schmach und Verfolgung preisgegeben. Und was das empörendste ist, die Weiber selbst sind die ersten, die Steine auf die Unglückliche werfen.

Aber gerade aus dem tiefsten Leiden, aus Schmach, Verachtung und Mißhandlung erwächst die Erlösung, die große, starke, weltüberwindende, selbstlose Liebe. Das zertretene, zum „Halbtier" herabgedrückte Weib wird zur Erlöserin. „Leidensüberwindung" ist des Weibes „ureigenstes Reich". „Ja, da ist etwas groß geworden im Weibe — unüberwindlich,

groß durch Schmach. Mitten in dem Dummen, Albernen, Unentwickelten ist eine Kraft gewachsen, die Kraft, die durch Leiden, Verachtung, Verstoßung wächst.“ Wundervoll zeigt Helene Böhlau den verschütteten Keim dieser Kraft in dem armen, verkümmerten Weibe des berühmten Schriftstellers im „Halbtier“. Sie, die während ihrer ganzen Ehe von ihrem Manne nur äußerste Mißachtung erfahren hat, bittet ihre Kinder an seiner Leiche, es ihn nicht entgelten zu lassen, daß er sie mit einer anderen betrogen hat. „Der Vater hatte da was Liebes. Es ist da auch ein Bübchen.“ Welche Welt von Güte und Selbstvergessenheit in den wenigen leisen Worten! Hier zeigt sich in der Tat der unbewußte Keim einer Kraft, welche „die alte, müde Menschheit, wenn sie sich frei und bewußt über sie ergösse, erlösen und verjüngen könnte.“

Einer Helene Böhlau, die so ganz hingenommen ist vom Jammer der Welt, war es beschieden, das kleine weltferne Weimar ihre Heimat zu nennen, wo sie von Kindheit an Gelegenheit fand, jene glücklichen Leutchen aus nächster Nähe zu beobachten, die von diesem Jammer nichts zu wissen scheinen, die so behaglich und gedankenlos in den Tag hineinleben, als sei das Paradies nie verloren gegangen und sie steckten mitten darin. In so einem stillen traulichen Städtchen hat selbst der ärgste Pessimist seine liebe Not und muß sich zusammennehmen, daß ihm seine tiefsten Überzeugungen nicht unter der Hand verschwinden. „Das Leben sieht sich von hier aus so harmlos an — so, als könnte es keiner Kreatur etwas zuleide tun.“ Und nun gar das Weimar der alten Zeit, Goethes Weimar, wo es noch keine moderne Skepsis, keinen Pessimismus und keine soziale Frage gab, wo der Horizont noch so behaglich eng war und die Leute, ohne sich viele Gedanken über den Weltlauf und seine Rätsel zu machen, sich harmlos ihres Lebens freuten! Wie hätte das Weimarer Kind, die Dichterin, bei allem Ernst und aller Tiefe unempfänglich bleiben können für den intimen Reiz der alten, längst entschwundenen glücklichen Tage! Und wenn man nun gar noch ein Großmütterchen hat, eine lebendige Zeugin der alten Zeit, die so wundervoll zu erzählen weiß! Man merkt es den prächtigen „Ratsmädelgeschichten“ wahrlich an, wie Helene Böhlau mit der divinatorischen Kraft der Dichterseele sich in Eigenart jener Menschen zu versetzen gewußt hat, die so ganz anders waren als wir. Mit einer wehmütigen Sehnsucht nach dem Unwiederbringlichen, nach dem „heimlichen, seelenruhigen Behagen der Alten“ ist sie, das Kind der unruhigen, rastlosen, von Kämpfen zerrissenen Gegenwart, in der Umgebung ihrer Vaterstadt den Spuren der Vergangenheit nachgegangen, hat sie den Nestern der „Empiremenschen“ nachgespürt, jenen „heimlichen Nestern, über denen so eine weiche Stimmung liegt,“ wo die traurigen Reste einst üppiger Gärten, die alten mürben Bänke, die steifen uralten Täßchen vergessener Wirtschaften, die gemütsgrün gestrichenen Fensterläden, die rosa Mauern von den lustigen Tagen er-

zählen, die für immer dahin sind. In den Träumen der Dichterin aber sind sie auferstanden.

Immer freilich konnte unsere Dichterin das Treiben ihrer guten Weimaraner nicht in einer so nachsichtigen, lyrisch-weichen Stimmung betrachten; es forderte zu sehr die zornige Satire und den beißenden Sarkasmus heraus, der ein notwendiges Korrelat ihrer großen, verzeihenden Menschenliebe zu sein scheint. Helene Böhlau trifft mit den Geißelhieben ihres vernichtenden Spottes schonungslos diejenigen, deren Weltanschauung (wenn man das Wort gebrauchen darf) den Gegenpol der ihrigen bildet, die aus dem bitter ernsten Leben ein bedeutungsloses Spiel machen, die „verspielten Leute". Ihre Schilderung der „glücklichen Familie", der hochangesehenen Beamtenfamilie, die schon seit Generationen friedlich und wohlsituiert in ihrem behaglichen Neste haust, würde einem großen Satiriker Ehre machen. Alles verläuft bei Schnaases ordnungs- und programmmäßig, Überraschungen duldet die festgegründete Familientradition nicht. Die Schnaases sind in ihren Studentenjahren „rechte Sapperloter", treiben's so toll man's nur treiben kann und haben über Weiber, Geld und so weiter die vielversprechendsten Ansichten; aber bei der Anstellung tritt mit tödlicher Sicherheit jene plötzliche Umwandlung ein, die sonst nur bei den Pastoren üblich ist: der würdevolle, untadelige Beamte ist fertig. Dann macht man Carriere, um schließlich bei der Excellenz und ehrenvoller Pensionierung zu landen. Sogar der Tod respektiert die „ausgezeichnete Familie", er nimmt immer nur die Pensionierten, so daß auch hier alles ordnungsgemäß verläuft. Der Tod, der andere aufrüttelt, kann Schnaases in ihrer seelenruhigen Behaglichkeit nicht stören, sie spielen noch mit dem Leichnam im Sarge. Köstlich ist der Familienjargon, den sie sich zurechtgemacht haben; selbst die Sprache muß gehörig verschnörkelt werden, um das „Gemütliche, Ausgepolsterte, Tugendsichere, Verhätschelte, Gedankenlose, Verzogene, das ein ganz klein wenig Schwachsinnige, Seelenfriedliche und Ruhige zum Ausdruck zu bringen." Diese „verspielten Leute" sind das Gegenteil von allem, was Helene Böhlau liebt und schätzt: das Gegenteil von Natur, Frische, Kraft, Urwüchsigkeit, Ernst, Leidenschaft, Poesie. Und sie sind unter Umständen recht gefährlich, die anscheinend so harmlosen Leutchen, denn sie erdrücken mit ihrer Behaglichkeit alles Freie, Mächtige, was ihnen in den Weg kommt. Als Heinrich Ölwein, Söphchen Schnaases unseliger Bräutigam, das „Leinenmeer" der Aussteuer sieht, glaubt er zu ersticken und hat nicht mehr den Mut, seinen Entschluß, sich freizumachen, sofort auszuführen.

Freilich, von einer höheren Warte gesehen, ist das Treiben der ganzen Menschheit kindisches Spiel, und wir sind alle „verspielte Leute", und es ist gut so, denn sonst wären wir „am gräßlichen Ernst des Daseins längst zugrunde gegangen". „Seht euch nur gefälligst alles an, was

ihr eure gesegnete Kultur nennt, euer Wichtigtun, euer Philosophieren, was ihr eure Sitten und Gebräuche nennt. Seht es euch einmal an in einem lichten Augenblick — aber ja nur in einem lichten Augenblick."

Ihr tiefes leidenschaftliches Empfinden ist zugleich die Größe und die Schwäche der Dichterin Helene Böhlau. Auf der einen Seite verleiht es ihren Gestalten eine Macht und Gewalt der Wirkung, wie sie nur dem wahrhaft Großen in der Kunst eigen zu sein pflegt, auf der anderen Seite verleitet es zu einem so starken, ja eigenwilligen Hervorkehren lehrhafter und ethischer Absichten, daß die Reinheit und Freiheit des künstlerischen Eindrucks zuweilen aufs empfindlichste gestört wird. Helene Böhlau lebt das innerste Leben ihrer Menschen aufs intensivste mit: daher die wunderbare Unmittelbarkeit, mit welcher ihre Freuden und Schmerzen uns berühren. „Wahrheit in jedem Empfinden" ist ihr Wahlspruch und das Geheimnis ihrer Dichtergröße. Auf eine so durch und durch eigenartige Erscheinung wie Helene Böhlau wendet man nicht gern und wohl auch mit wenig Nutzen die üblichen literarhistorischen und ästhetischen Kategorien und Klassifikationen an; immerhin geht aus dem Gesagten hervor, daß man sie eine Realistin im besten Sinne des Wortes nennen darf. Ihre besten Gestalten sind echt bis in die Wurzel, von außerordentlicher innerer Lebendigkeit, so daß jeder, auch der kleinste Zug organisch aus dem Kern hervorwächst — sie sind mit einem Wort Individuen. Individualismus ist das Wesen aller wahren Kunst. Keine Existenz gleicht der anderen völlig, ja dieselbe Erscheinung wechselt in den einzelnen Momenten ihrer Existenz die Farbe wie ein Chamäleon. Nur dem berufenen Künstler gelingt es, einen dieser Momente lebenswahr zu erfassen und festzubannen. Das weiß Helene Böhlau. „Sagen Sie selbst," fragt Köppert im „Rangierbahnhof", „wann steht je einer so niederträchtig superklar da, wie die Leute ihn gemalt haben wollen und wie sie ihn gemalt bekommen? Immer geheimnisvoll. — Lichter, Schatten, Fleisch, Fett, alles unbestimmt ineinander zitternd — dort wieder wie in Fels gehauen, hier wie im Nebel, jetzt strahlend, jetzt verschwommen — auf- und niederwogend. Grau. Blendend. In allen Farben. Eine wilde Jagd. Jetzt schauen wir ganz ruhig und warten's ab, und — halt still — haben's, — aber in einem Moment, der so intim, so erhascht, so überrumpelt ist, daß die andern ihn überhaupt nie gesehen haben. . . . ."

So sind Helene Böhlaus gelungenste Menschenbilder beobachtet und gemalt, keine Starrheit, keine leblose „Konsequenz" der Charakteristik, stets wechselnde Beleuchtung, echtes Leben. Auch das vielberufene „Milieu" behandelt sie mit Meisterschaft: Weimarer und Münchener Lokalfarben sind gleich treu wiedergegeben. Zu einer Schule freilich hat unsere Dichterin nicht geschworen; ihr kräftiger Realismus verträgt sich mit dem feinsten Duft der Romantik. Im „Schönen Valentin" versteigt

sie sich zu einer Erfindung von so genialer Kühnheit der Phantastik, von so überirdischer Schönheit, daß wir an die glänzendsten Leistungen der Romantiker erinnert werden. Mit der kleinen leichtsinnigen Schauspielerin stehen wir wie gebannt vor dem Kreuze, an welchem der schöne Jüngling, vom Zauber der Mondnacht umwoben, die Leidensgestalt des Erlösers darstellt — ein Gedanke, so seltsam, so verwegen, so unirdisch, wie er nur je im Gehirn eines weltfernen Träumers aufblitzte.

Ein Beweis für die geniale Ursprünglichkeit ihres Geistes ist Helene Böhlaus Verhältnis zur Natur, das besonders in den Novellen des „Sommerbuchs“ zum Ausdruck gekommen ist. Ich meine hier nicht bloß die wundervollen Naturstimmungen, in welche dieses von Sommerglut und Sommerduft ganz durchdrungene Buch den Leser taucht, obgleich sie allein meine Behauptung genügend illustrieren würden; man denke zum Beispiel nur an die von Bienengesumme brausenden „Baumorgeln“ der gewaltigen Linden vor dem Hause der Pfarrerswitwe. Worauf es mir hier vielmehr ankommt, das sind jene „Sommermenschen“, die sich in geheimnisvoller Weise der Natur verbunden fühlen und ihr innerstes Leben mitleben. Alma, die „Sommerseele“, weiß gewiß, daß sie einmal ein blühender Rosenstrauch war, ehe sie der Mutter Tochter wurde, die Sommerwonne der Natur überströmt ihr Herz mit seliger Freude. Sie und Goethe haben „Sommersonnenaugen“, ihre Leidenschaft ist brennende Sommersonnenglut, die den zarten Leib des Mädchens unaufhaltsam wie ein heiliges Opfer verzehrt.

Auch Maria in der Erzählung „Muttersehnsucht“ ist solch ein Stück Natur. In ihrer blonden Kraft und Gesundheit, in ihrer Mütterlichkeit, in ihrer innigen Liebe zu allen Geschöpfen erscheint sie wie eine Verkörperung der Mutter Erde. Inmitten der lebendigen Natur ist sie auf dem Gute ihres Vaters herangewachsen, und sie scheint ganz eins mit ihrer Umgebung zu sein, mit den beladenen Bäumen, dem duftenden Garten, dem goldenen Korngewoge. „Sie hat eine sonnedurchschienene Stimme, so warm, man denkt an Erd- und Laubgeruch, an Bäume mit Obst beladen, an wogende, gelbe Kornfelder, wenn sie spricht.“ Die Dichterin hat hier das „Ureinfache, Weltfremde“ im Wesen des Mädchens besonders kräftig herausgestellt, indem sie es mit der intellektuellen Hyperkultur des feinen, „hirnmüden“ Gelehrten und seiner studierenden Tochter kontrastierte, deren „ausgearbeitete Intelligenzen“ verglichen mit Marias kerngesunder Ursprünglichkeit an einer langwierigen, schmerzhaften Krankheit zu leiden scheinen.

Helene Böhlaus Talent ist von erstaunlicher Vielseitigkeit. Welch gewaltiger Abstand von der fröhlichen Harmlosigkeit und kindlichen Heiterkeit der „Ratsmädelgeschichten“ bis zur erschütternden Tragik des „Rangierbahnhofs“, von dem lächelnden Humor der „Alten Leutchen“ bis zur schneidenden Satire der „Verspielten Leute“! All' die reiche

Mannigfaltigkeit aber erhält ihre innere Einheit durch eine große, mit der ganzen Energie einer mächtigen Überzeugung erfaßte Weltanschauung und einen höchst persönlichen Stil, der sich in allen Nuancen, im schlichten Plauderton wie in der prunkvollsten Rhetorik, wiedererkennen läßt.

Die Geschlossenheit der Komposition und des Aufbaus erleidet in Helene Böhlaus größeren Arbeiten durch allzu reichlich angebrachte Reflexionen und persönliches Dreinreden der Dichterin meist eine nicht unerhebliche Einbuße. Einwandfrei steht in dieser Beziehung wohl nur der „Rangierbahnhof" da, das Meisterwerk unter den Romanen Helene Böhlaus. Unter den Novellen dürfte der „Sommerseele" und dem „Schönen Valentin" der Preis zuzuerkennen sein.

Alles in allem genommen ist Helene Böhlau neben Marie von Ebner-Eschenbach die größte und eigenartigste deutsche Erzählerin der Gegenwart.





Die Wandlung der Gottesidee.

Von

Max Messer.

— Wien. —

Wir leben in einer Zeit, die aus Klugheit alte ererbte und ehrwürdige Begriffe nicht hinwegzuräumen versucht, weil die Kraft und Mühe, mit der es geschehen könnte, durch den Erfolg kaum gelohnt würden. So läßt man auch Ruinen und altersgraue Burgen dort stehen, wo sie den Strom unseres Lebens nicht hemmen, ja man bewahrt und schützt sie als ein Mittel zurückblickender Erkenntnis, als ein Pfand der Treue und Liebe zum Vergangenen, welchem wir ja selbst unser Dasein schulden.

Obwohl der Sinn unseres Lebens vielfach ein neuer geworden ist, welcher den vergangenen Jahrhunderten fremd und feindlich gegenüber steht, haben wir oft genug die Gefäße bewahrt, in welche unsere Väter ihre Liebe, ihr Heiliges legten.

Es fällt nicht schwer, dies aus der Welt des Politischen zu beweisen. Wenn auch in einigen Staaten die ererbte Ordnung, das überkommene Gesetz unter den furchtbaren Ausbrüchen einer plötzlichen, gewaltsamen, frühgeborenen Neuerung zusammenstürzte, so ist doch im weitaus größten Teile der zivilisierten Welt die uralte und sakrosankte Form der monarchischen Herrschaft erhalten geblieben, nachdem Herrscher und Beherrschte es verstanden hatten, das Brüchige und Morsche durch Frisches und Lebensfähiges zu ersetzen.

Auch im Reiche der Sittlichkeit gelang es, uralten Begriffen und Forderungen eine neue Weihe zu schaffen. Das „Gute" und das „Böse" besteht noch immer, wenn auch das, was uns als Gutes erquickt, und das, was uns als Böses peinigt, je mit dem Gewande der Zeit wechselt.

Und so ist auch der rätselvollste und höchste Begriff, der seit Uranbeginn sichtbar ist und sich aus unwürdigen, kindlich-törichten Masken von grober Erdenschwere bis zur reinsten, jubelnden Idee entwickelte, äußerlich unangefochten geblieben als der Gipfel alles menschlichen Seins, Denkens und Hoffens: der Begriff Gottes.

Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts bauen Kirchen, nehmen teil an den großen Zeremonien der Religion, leisten willig unseren Zehnten. Alle Konfessionen sind einig in der Gottgläubigkeit. Gott zu lästern ist ein Verbrechen, auf das schwere Strafe gesetzt ist. Gott zu leugnen, ist noch immer besser Sache des Gewissens als des freien, öffentlichen Bekenntnisses. Und doch möge hier freimütig an die Frage gerührt werden: glauben wir Menschen dieses Jahrhunderts an Gott, ist uns dieser Glaube noch immer ein wahrhaftiges Bedürfnis?

An den überkommenen Formen des Gottesglaubens rührt niemand. Sie sind geschützt und heilig. Aber können diese altehrwürdigen Formen Neues, Gefährliches, Empörerisches bergen, oder müßte sich eine andere Gesinnung auch andere Formen bilden? Deutlicher: befriedigen uns unsere Religionen, unsere alten Gottesbegriffe, oder müssen sie, um bestehen zu bleiben, sich mit dem Laufe der Zeiten entwickeln, im Verhältnis der wachsenden Erkenntnis sich verjüngen?

Kein Zweifel kann darüber sein, daß die bestehenden Religionen, sobald sie unsere Demut nicht zu erregen, unsere Sehnsucht nicht mehr zu befriedigen verstehen, trotz der angewöhnten Pietät und der gelernten Verehrung nur mehr wie jene alten, romantischen Burgen zum Spiele und zur Ergötzung unserer Phantasie dienlich sein würden.

Hat sich unsere religiöse Seele im Laufe der Zeiten verändert? Ja noch mehr — besitzen wir sie noch? Oder sind unsere Konfessionen nur klug benützte Werkzeuge der Kindererziehung, der Unterhaltung und Tröstung aller Einfältigen im Geiste?

Diese Fragen wollen mit heiklen Händen berührt werden. Vor allem läßt sich konstatieren: die Frage des Gottesglaubens ist in unseren Zeiten mehr denn je in den Hintergrund geschoben, dem einen als eine Selbstverständlichkeit im Sinne der Bejahung, dem anderen als eine Selbstverständlichkeit im Sinne der Verneinung.

Man lausche den Tischgesprächen in unseren Familien, in den gesellschaftlichen Zirkeln; selten, fast nie wird über die Frage diskutiert, die jahrtausendelang die bedeutendste war, welche die Menschheit bewegte.

Man lese unsere Journale, man schlage unsere Bücher auf. Über die Gottesfrage wird man keine Zeile finden; eher noch von Zeit zu Zeit einen kühnen Angriff, selten eine Verteidigung. Aber auch über die Angreifer schüttelt man ruhig das Haupt. Und so konnte Nietzsche einer Welt, die seiner Weisheit nicht begehrte, verkünden: Gott ist tot!

Aber Gott ist nicht tot. Sterben wird vielleicht das, was der Mensch

mühselig gebaut und mit seinem Blute verteidigt hat, um die Gottesidee auf Erden sichtbar und in Bild und Stein herrschend zu machen.

Gott ist weniger ein Gedanke als ein Gefühl! Und die Mystiker streifen an eine tiefe Wahrheit, wenn sie das höchste und reinste Gefühl, dessen der Mensch fähig ist, mit Gott identifizieren. Während der Begriff Gottes als eines staatlich anerkannten höchsten Machtträgers bei der Masse zur selbstverständlichen Banalität geworden ist, hat er sich bei einzelnen zur Subtilität eines rein geistigen, aus allem, was da lebt, geheimnisvoll strahlenden Fluidums verwandelt.

Die Menge zollt gedankenlos Gott die Ehre, wenn sie in seinen Tempeln weilt. Der einzelne erzittert in brünstiger Demut, wenn er nachts die Gestirne am dunklen Himmel leuchten sieht, wenn er an einem Morgen des Frühlings über sprießendes Grün zu dem Gipfel eines Berges wandelt, wenn seine Blicke schweigend sich mit den Blicken der Geliebten vermählen.

Gott ist aus dem rauschenden Alltagsleben unseres Jahrhunderts der Maschinen und der elektrischen Kraft verbannt. Gott wohnt aber nicht mehr ausschließlich in den Mauern, die man ihm allein gebaut.

Wenn bei großen Erschütterungen der Seele das Tägliche in uns versinkt und das Ewige, das was nach unserer tiefsten Empfindung von uns immer war und immer sein wird, uns mit seinen schweren Fittichen berührt — wem ist nicht ein geliebter Mensch gestorben, wer hat nicht eine Sekunde lang dem eigenen Tod ins Antlitz geblickt? — dann ersteht Gott in uns auf, dann sehen wir ihn, ohne vor seinem Bilde zu weilen, dann vernehmen wir seine Stimme ohne Vermittlung des Mundes seiner Priester. Eine neue Religion ist denkbar und scheint heranzukommen, eine persönliche Religion, eine Religion des Individuums! Und vielleicht wird einst der Monotheismus einem neuen, noch nie dagewesenen Polytheismus weichen, der aus so vielen einzelnen und voneinander verschiedenen Monotheismen besteht, als es gottgläubige und gottbedürftige Menschen gibt. Jeder Mensch wird seinen Gott haben, seine Vorstellung vom Unvergänglichen, seine Liebe zum Ewigen, sein Ideal vollkommener Güte und Weisheit. Dieser Gott ist kein herrschsüchtiger Gott, in dessen Zeichen das Blut der Völker vergossen werden wird, dessen Namen mißbraucht werden kann zu politischen und gesellschaftlichen Tyranneien. Dieser neue Gott ist nicht aus den Wolken geholt, er spricht nicht aus brennenden Dornbüschen, sondern vielmehr aus dem Innersten des menschlichen Herzens. Er begleitet uns ständig, weil er in uns ist, und er kann uns nie verlassen. Er ist aber nicht bloß unser Gewissen. Denn Gewissen ist die abmahnende und tadelnde Stimme, die uns vor Taten warnt, welche unser nicht würdig, deren wir nicht glücklich werden können. Jener

persönliche Gott aber baut auf und treibt an, leitet uns, ist die Triebfeder unseres Lebens. Wir möchten ihn dem Dämon des Sokrates vergleichen.

Die Vorstellung Gottes wird sich in dem Maße differenzieren, als die einzelnen Menschen persönlicher und ihre Seelen eigenartiger werden. Der Gattung Mensch genügt ein Begriff des Höchsten. Alle Menschen eines Volkes oder mehrerer Völker hatten einst das gleiche Ideal des Höchsten, die gleiche Vorstellung von Gott. Im täglichen Leben unterschieden sie sich nach Kaste, Vermögen und Beschäftigung, im Drange zum Überirdischen vereinigten sich ihre Wünsche, als bildeten sie selbst eine Einheit.

Nun, in unserer Zeit des Individualismus, der zunehmenden Differenzierung, der nach vollster Freiheit drängenden Persönlichkeit, muß — ohne daß sie je in seichtem Materialismus und Atheismus ganz ersticken könnte — die Sehnsucht nach dem höchsten Ideale eine persönliche Farbe nehmen und zu einem Götterbilde drängen, das, wie meine heimlichsten Gedanken und Gefühle, allein mein Eigentum ist.

Und wie einst eine Gesellschaftsordnung gefunden werden muß, in welcher sich alle Menschen nach ihrer Eigenart frei und ungehindert entwickeln können, ohne einer Herrschaft zu bedürfen, so wird einst eine Religion erstehen, in welcher Gott kein blasses Symbol gattungsmäßiger Ideale ist, sondern der leuchtende Widerschein unserer eigenen Seele!

Die Tempel und Altäre dieses Gottes werden aber nicht auf den Straßen stehen, offen für jedermann, sondern in unserem Heime, uns allein gehörig. Diesen Gott werden wir nicht vergessen, sein Wohlwollen nicht durch Opfer erkaufen können. Bei jedem Atemzuge ist er unserer gewärtig, denn dieser Gott ist nicht außer uns, sondern in uns.





In die Kaserne mit der Frau!

Anregungen.

Von

Hans Eschelbach.

— Köln. —

„Wer immer die Menge herausfordert,
wer sie zu erkennen zwingt, ist ein Wohltäter.
Nur Schmeichler werden Vertrauensmänner."

Der unauslöschliche Schandfleck auf fast jeder Seite des Buches der Weltgeschichte ist die Art und Weise der Behandlung des Weibes. Durch alle Zeitalter hindurch hat der Mann auch dem Manne gegenüber ungerecht, ja grausam gehandelt; aber das Weib schien dem Manne gegenüber beinahe außerhalb der Grenzen der Menschlichkeit zu stehen. Es war sein Packesel, sein Sklave, sein unbeschränktes Eigentum. Die Frau war ihm ein Ding, das er kaufen oder verkaufen konnte, ein Spielzeug, das ihm in trüben Stunden zum Zeitvertreib diente. Im übrigen wurde sie eingekerkert in zweifache Finsternis: in die der Unwissenheit und in die der sie beschränkenden Mauern.

Wenn die Frau in der Vergangenheit einen nur untergeordneten Rang eingenommen hat, kommt das nicht daher, weil sie geistig nicht gut veranlagt ist, sondern weil ihr zum geistigen Wachstum Mittel und Gelegenheit verweigert wurden. Entmutigen bedeutet schwächen. Das Selbstvertrauen zerstören, bedeutet den Sporn zu edler Tat unterdrücken. Und was hat man im Laufe der Jahrhunderte nicht alles versucht, die verzagt aufwärts strebende Frau zu entmutigen und ihr Selbstvertrauen zu zerstören! Lange hielt man es für weise — und manche halten es noch für ihr gutes Recht — einen verachtungsvollen Ton anzuschlagen, wenn es sich darum handelt, den Frauen dieselben Gelegenheiten zur Ausbildung und zur Arbeit zu eröffnen, wie den Männern.

Das lang unterdrückte Geschlecht griff schließlich zu dem letzten Mittel des Verzweifelnden — es empörte sich. Der Kampf um die Rechte der Frau ist ein so heißer und erbitterter geworden, daß man dabei an die Sage erinnert wird, die die Geister der Gefallenen in den Wolken weiter kämpfen läßt. Daß bei diesem Kampfe die Frauen, die so lange Übergriffe des Mannes in ihre Rechte zu erdulden hatten, nun auch ihrerseits Übergriffe versuchten, daß manche Frauenrechtlerinnen Forderungen aufstellten, die nicht erfüllt werden können, solange die Frauen und nicht die Männer Kinder zur Welt bringen, wer wollte solche Unüberlegtheiten Einzelner der gerechten, wenn auch nicht immer glücklich vertretenen Sache zum Vorwurf machen?

Am erbittertsten tobte der Kampf, durch den sich die Frauen schließlich den Zutritt zur Universität erzwangen. Die Studentin war wie der grüne Esel der Fabel, dem jeder kopfschüttelnd nachsah, so lange die Sache den Reiz der Neuheit hatte. Wie bei allen neuen Maßnahmen, traten auch mit dem Einzug der Frau in die Universität zunächst allerlei Mißlichkeiten in die Erscheinung. Gewiß auch gereizt durch das Verhalten ihrer Umgebung, die die Studentin gern als Witzblatterscheinung behandelte, trat die noch über ihren Sieg triumphierende studierende Frau fürs erste leider manchmal so anmaßend und herausfordernd auf, daß sich die Gegensätze unliebsam verschärften. Es schien anfangs fast, als suche die eingeschworene Frauenrechtlerin ihre Stärke darin, die Tugenden der Frau abzulegen und sich dafür die Untugenden des Mannes anzueignen. Tatsächlich vergaßen manche weibliche Studierende, daß der Prüfstein des Wertes der Gelehrsamkeit ihr Einfluß auf die Lebensführung ist. Durch die Neuheit der Sache gereizt, sah man der Studentin schärfer auf die Finger als dem Studenten, wodurch sie sich in einen steten Belagerungszustand versetzt glaubte und in ihrer Kampfbereitschaft nicht immer das rechte Maß fand. Zu übereilter Kritik geneigt, wie die noch unausgereifte Jugend überhaupt, bereit, schon morgen zu lehren, was sie erst gestern gelernt hatte, wurde sie ein „kritischer Geist", nur im Negieren groß. „In ihrem Streben nach dem Positiven," um mit Heine zu reden, „hat sich manche ‚Gelehrte' alles Herrliche aus dem Leben herausphilosophiert, alle Sonnenstrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es ist ihr nichts übrig geblieben als das kalte, positive Grab." Jedenfalls hat man nicht zum erstenmal die Beobachtung gemacht, daß die gelehrte Frau ihre natürliche Bestimmung verfehlte, daß der Lebensgefährte ausblieb — nicht, weil er die Überlegenheit der Frau fürchtete, sondern weil ihn in vielen Fällen ihre Arroganz abschreckte, weil sie unliebenswürdig und rechthaberisch geworden, weil ihre Herzensbildung über einseitiger Verstandeskultur verkümmerte, weil sie vor allem von einer abstoßenden Eitelkeit geplagt war. Die junge Trägerin des Doktorhutes meinte in nicht seltenen Fällen nun eine besonders bevorzugte Ausnahmestellung einnehmen und reichlich Weihrauch beanspruchen zu müssen.

In einer Zeit aber, wo man blutwenig nach dem Titel und nach dem schulmäßigen Wissen, sondern nach dem Können und der wirklich nutzbringenden, praktischen Betätigung fragt, kam die junge Gelehrte mit ihren Forderungen nicht immer auf die Kosten.

Am besten hat sich die akademisch gebildete Frau als Ärztin und als Lehrerin bewährt, also in einem Kreise, der ihrer Natur entspricht. Daraus aber zu folgern, daß die Frau in allen Berufsarten die Stelle des Mannes ausfüllen könne, ist durchaus übereilt. Die Natur selbst, die der Frau das heilige Anrecht auf Mutterschaft anwies, hat damit für ihren Wirkungskreis eine Grenzlinie gezogen, die ungestraft nicht überschritten werden darf. Mann und Frau sind durchaus verschieden gestaltete und veranlagte Wesen. Es ist also widersinnig, gleiches Recht für Mann und Frau zu verlangen. Man fordere Gleiches für Gleiche, nicht aber Gleiches für Ungleiche.

Natürlich ist die Frau, solange sie in ihrer naturgemäßen Berufssphäre bleibt, dem Manne gegenüber durchaus nicht minderwertig; sie wird es erst, wenn sie in den Berufskreis des Mannes übergreift, wie denn auch der Mann zu einem wenig erfreulichen Zwitterding wird, wenn er berufsmäßig die Obliegenheiten der Frau übernimmt. Auf seinem Gebiete sei jeder Herr, sei keiner bevormundet, sei jeder ganz das, was er soll, und er wird dann, einerlei ob Mann oder Frau, auf das gleiche Maß von Achtung Anspruch haben.

Auf dem Felde der körperlichen Arbeit muß schon die Frau dem Manne deshalb nachstehen, weil sie nur über geringere Kräfte verfügt und auch durch ihr Geschlechtsleben zeitweise bei der Arbeit beeinträchtigt wird. Wir können uns weibliche Schmiede, weibliche Sackträger, Dachdecker, Maschinisten oder Seeleute nicht denken. Verlangt die Frau aber wirklich die gleichen Rechte wie der Mann, dann muß sie auch die gleichen Pflichten übernehmen, darf sich von keiner lebensgefährlichen Beschäftigung abschrecken lassen und muß auch die niederen Dienste verrichten, die bisher nur der Mann besorgte. Die Frau wird sich aber mit Recht dafür bedanken, Kloaken zu reinigen, Fuhrknecht, Maurer oder Soldat zu sein, im Schiffsraum oder in der Gasfabrik halbnackt hinter glühenden Retorten zu stehen, Bergmannsdienste oder Ausschachtungsarbeiten zu verrichten. Wenn man sie in vereinzelten Fällen dazu zwingt, so ist das eine Grausamkeit, die sich bitter rächen wird. Auf dem Gebiete leichterer Arbeit dagegen wird die Frau, die nüchterner und auch in Kleinigkeiten ordnungsliebender als der Mann ist, mit ihrer größeren Fingergewandtheit den Mann vielleicht sogar überflügeln, und es ist befremdend, daß nicht mehr Frauen als bisher z. B. Uhrmacher geworden sind. Aber wie gesagt: schon bei verhältnismäßig leichter Arbeit, bei der Schneiderei zum Beispiel, scheint die Kraft der Frau zu versagen, wo schwerere Stoffe verarbeitet werden müssen.

Auch auf den wichtigsten Gebieten geistiger Arbeit scheint der Frau das eigentlich Schöpferische, die Kraft der Produktivität versagt zu sein.

Sie wird Virtuosin, aber nicht Komponistin; auch als Malerin, als Gelehrte, als Dichterin besteht ihre Tätigkeit bei näherem Zusehen mehr in Reproduktion als in Produktion. Ausnahmen bestätigen die Regel, und die wenigen schöpferischen Frauen sind als Frau selten glücklich geworden. Man wird mir einwenden, daß der Mann der Frau so lange die Schule, wenigstens die höhere, verschlossen, daß eine gewisse Rückständigkeit dem Manne gegenüber die notwendige Folge sein müsse. Ich verweise indes auf die Musik. Tüchtige Komponisten sind keine Schulresultate. Ausübende Musiker wurden aber zu allen Zeiten von Frauen umschwärmt, die sie gerne zu ihren Schülerinnen machten, zu Schülerinnen, die immer Virtuosinnen und nie hervorragende Komponistinnen wurden. Ich glaube, die Frauen dürfen sich darüber trösten; dem weiblichen Vogel hat die Natur den Gesang versagt. Ist er darum minderwertig? Er würde vom Männchen gewiß nicht mehr umworben werden, wenn er verfehlte Versuche machte, den Gesang des Männchens nachzuahmen. Erfüllt die Löwin schlechter ihre Bestimmung, weil ihr die Mähne des Löwen fehlt? Die Natur hat der Frau so viele Gaben verliehen, daß sie gewiß zufrieden sein kann. Will die Frau kein Monstrum werden, so überschreite sie nicht die Grenzen ihres naturgemäßen Wirkungskreises. Sie sei die Gefährtin des Mannes, nicht seine Nachäfferin, nicht seine Sklavin, sein Packesel, sein willenloses Spielzeug, sondern sein Freund, sein Kamerad, seine verständnisvolle Mitarbeiterin am rechten Platze.

Man mißverstehe uns nicht! Wir wollen die Frau nicht lediglich als „das Weibchen“ betrachtet wissen, das mit der Erfüllung der Fortpflanzungsgeschäfte seinem Berufe genügt hat. Der Frau gehört ein weiterer Berufskreis als der des Hauses; aber er muß ihrer Frauennatur entsprechen, und darin liegt die Begrenzung. Die wichtigste Lebensfrage der Frau ist und bleibt ihre Stellung zum Manne und zu den Kindern.

Die Frau muß ein Maß der Bildung erreicht haben, das dem des Mannes verhältnismäßig entspricht. Ist ihre Bildung ungenügend oder zu oberflächlich, oder aber ist sie ihrem Manne überlegen, so entsteht ein Mißverhältnis, das beiden Teilen auf die Dauer zur Qual wird. Man soll Ochs und Pferd nicht an dieselbe Deichsel spannen. In jeder Gemeinschaft zieht der niedere Teil den besseren herab; denn es ist leicht, zu sinken, und schwer, sich aufzuschwingen. Die unwissende Mutter wird den Geist ihres Mannes oder ihrer Kinder verdunkeln. Wenn es nach Goethes Ausspruch entsetzlich ist, die Unwissenheit an der Arbeit zu sehen, ist es dann nicht entsetzlich, wenn diese Arbeit die der Frau im Haushalt, in der Erziehung ist? Die Frau soll nicht die Köchin, die Haushälterin, die Magd ihres Mannes, nicht die Wartefrau und Amme ihres Kindes sein — sie soll Bildung genug besitzen, den Arbeiten und Bestrebungen des Mannes Verständnis entgegenzubringen, die körperliche und geistige Erziehung ihrer Kinder zu leiten, ihrem Werdegang durchs ganze Leben zu

folgen. „Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen imstande ist,“ sagt Goethe in seinen Maximen.

Mit vollem Recht fordern also die Vertreter der Frauenbewegung eine bessere Bildung für das weibliche Geschlecht, und wir verkennen es durchaus nicht, daß schon mancher dankenswerte Schritt getan wurde, uns dem Ziele näher zu bringen, wenn auch noch die Sache zu neu ist, um ein abschließendes Urteil darüber zuzulassen, wie sich namentlich die wissenschaftlich gebildete Frau im praktischen Leben bewährt.

Einen Kardinalfehler aber hat sich die Frauenbewegung von Anfang an zu schulden kommen lassen.

Da ungebildete Frauen naturgemäß der ganzen Bewegung fern stehen, lag deren Leitung zunächst in den Händen gebildeter, leider manchmal auch in den Händen verbildeter Frauen. Eitlen Rednern ist es mehr darum zu tun, mit ihrer Person und ihrer Rhetorik zu glänzen, als selbstlos der Sache zu dienen; sie reden, um zu reden und bewundert zu werden. Ähnlich erging es auch manchen Frauenrechtlerinnen, die an erster Stelle eine Rolle spielen, auffallen, interessant erscheinen, ihre Person in den Vordergrund drängen wollten. Man strebte nach Bildungsfirnis, man hörte Vorträge und Vorlesungen, man suchte sich einen Titel beizulegen, wie man sich früher ein kostspieliges Kleid oder einen neuen Modeartikel beilegte. Man dachte nicht ernstlich daran, die erworbenen Kenntnisse selbstlos in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen — man betrachtete sie wie ein Prunkstück, geeignet, seinen Besitzer interessant und beneidenswert erscheinen zu lassen.

Von oben kommend, setzte die Frauenbewegung oben und nicht unten ein. Die meisten Frauenrechtlerinnen wollten zunächst für sich selbst Vorteile erringen. An die Armen und Elenden ihres Geschlechts dachten sie erst in letzter Linie. Die starken Vertreter des schwachen Geschlechts verbanden sich nicht, um zunächst der wirklich armen und unterdrückten Frau zu helfen, sondern um den Frauen gebildeter und wohlhabender Stände den Einlaß zur Universität zu erzwingen. Als ob dem ganzen Frauengeschlecht geholfen wäre, wenn einige wenige so wie so schon besser gestellte Damen nun als Fräulein Doktor auftreten könnten!

Diese Hebung des Frauenstandes von oben zeitigte nur Scheinfrüchte, die nicht das Resultat naturgemäßen, organischen Wachstums waren. Zwischen der gelehrten und der Durchschnittsfrau war die Brücke abgebrochen. Es war keine gesunde Fortentwicklung des ganzen weiblichen Geschlechts, es war nur, als habe man Äpfel an einen Tannenbaum gebunden, um ihn äußerlich aufzuputzen. Der Tannenbaum wurde dadurch ganz gewiß nicht zum Apfelbaum. Man veredelt einen Baum nicht, indem man ihm fremde Früchte anhängt, man macht ein Gebäude nicht dauerhafter und schöner, wenn man nur seine Zinnen vergoldet — an der Wurzel, am

Fundament muß Hand angelegt werden, wenn der Erfolg ein gesunder und nachhaltiger sein soll. Zu allen Zeiten hat es vereinzelte hervorragende Frauen auch unter den ungünstigsten Verhältnissen gegeben. Man darf sich nicht damit begnügen, den Prozentsatz solcher „außergewöhnlichen" Frauen jetzt um einiges zu heben: das ganze Frauengeschlecht muß entsprechend seiner Lebensstellung gehoben werden. Also nicht „Bessere Bildung für die Vertreterinnen der oberen Zehntausend" soll die Parole lauten, sondern „Bessere Ausbildung für die Frau aus dem Volke, für die Frau überhaupt". — Die Starken helfen sich selbst, den Schwachen müssen wir helfen.

Wir behaupten nicht, daß für die Frauen der unteren Volksklassen überhaupt nichts geschehen sei. Schon am 1. März 1890 sagte Kaiser Wilhelm II. bei Gelegenheit des Kongresses für Arbeiterschutz in Berlin: „Das Arbeitsverbot für Wöchnerinnen hängt mit der Hebung der Rasse eng zusammen. Deshalb darf in solcher Sache das Geld keine Rolle spielen." Koch- und Handarbeitsschulen, Häuser zur Besserung gefallener Mädchen, charitative Vereine der verschiedensten Art, das Lettehaus in Berlin u. s. w. sind bestrebt, Besserung zu bringen. Der Besuch mancher dieser Anstalten erfordert aber die Aufbringung von Mitteln, über die die unteren Stände nicht verfügen. So sehr wir auch die gute Absicht, die solche Anstalten ins Leben rief, anerkennen, so wenig können wir uns mit diesen Anstalten begnügen.

Solange die Fortbildung in das Belieben des einzelnen gestellt ist, solange ist keine durchgreifende Besserung zu erwarten. In Sachen der allgemeinen Frauenbildung muß, wie bei so vielen guten Dingen, Zwang ausgeübt werden.

Und nun kommen wir zum Kern der Sache, zu unserer Forderung: „In die Kaserne mit der Frau!"

Wenn man dem Staate das Recht zuerkennt, ohne Ansehen von Person und Stellung jeden gesunden jungen Mann zwei, drei und unter Umständen mehr Jahre ganz für seine Dienste in Anspruch zu nehmen, dann steht ihm dieses Recht auch der Frau gegenüber zu.

Der Staat zieht den jungen Mann in seine Dienste, um ihn im Kriegsfalle zur Verteidigung des Vaterlandes verwenden zu können. Der Staat muß also jahraus, jahrein ungeheure Summen aufbringen, um mit dem Kriege, einer Eventualität, rechnen zu können, die mit dem Fortschritt des Menschengeschlechts immer seltener zu werden scheint. Obwohl der junge Mann also in erster Linie für den Kriegsdienst erzogen wird, ist es doch unverkennbar, daß die Militärjahre in mancher Hinsicht wohltuend auf ihn wirken, so daß er auch im Privatleben tüchtiger wird. Er lernt Selbstbeherrschung, Zucht und Ordnung. Die körperlichen Übungen in frischer Luft, von der ihn sonst sein Beruf oft für lange Zeit abschneidet, festigen seine Gesundheit und erhöhen seine Energie und Leistungsfähigkeit.

Ein „gedienter Mann“ wird auch im bürgerlichen Leben bevorzugt, weil er gelernt hat, sich der Autorität zu beugen, weil er eingesehen, wie wichtig es für das Ganze ist, wenn der Einzelne sich im gegebenen Augenblick in strengster Selbstzucht und Pflichterfüllung dem leitenden Willen des mit höherer Einsicht ausgestatteten Stärkeren fügt. So sehr man auch für die freie Entfaltung der Individualität schwärmen mag, so sehr wird man doch anerkennen, daß es für die spätere Lebensführung des „gewöhnlichen“ Mannes sehr heilsam ist, daß in der Militärzeit auch der renitenteste Bursche einmal gelernt hat „das Maul zu halten“ und, ohne zu mucksen, nicht das zu tun, was er gern möchte, sondern das, was ihm die Pflicht vorschreibt.

Unschwer wird man unter den Bauernsöhnen, unter den Tagelöhnern und Fabrikarbeitern die ehemaligen Soldaten herausfinden. In Haltung und Leistung, selbst in der Art Rede und Antwort zu stehen werden sie sich vorteilhaft von Leuten ihrer Umgebung unterscheiden, welche nicht Soldat gewesen. Solche Resultate zeitigt eine militärische Dienstzeit, obschon die Rekruten nicht für den Frieden, sondern für den Krieg erzogen werden.

Wenn wir deshalb die Frauen in gleicher Weise dem Staate dienstbar machen möchten, wie die Männer, wenn wir die Parole ausgeben: „In die Kaserne mit der Frau!“, so wollen wir damit nicht Gleiches für Ungleiche fordern.

Während der Mann für den Krieg vorgebildet und gegebenen Falles verpflichtet wird, sein Leben auf dem Schlachtfelde zu opfern, soll die Frau zwangsweise vom Staate zu ersprießlicher bürgerlicher Tätigkeit für den Frieden erzogen werden. Wir verlangen kein Amazonenheer, wir verlangen keine blutigen Opfer, sondern nur Friedensdienste von ihr, Dienste, die nicht wie beim Soldaten in erster Linie und nur im Kriegsfalle dem Staate zugute kommen, sondern Dienste, die gleicherweise der einzelnen Frau wie dem Staate nützen, und zwar nicht nur während ihrer Ausbildungszeit, sondern durch ihr ganzes Leben.

Indem wir es unternehmen, den staatlichen Pflichtdienst der Frau näher zu erklären, brauchen wir auch bei der Frau Wörter wie Kaserne, Rekrut, Gefreiter, Unteroffizier, Feldwebel, Offizier u. s. w., um damit die Parallele im staatlichen Männer- und Frauendienst anzudeuten. Es werden sich auch angemessenere Ausdrücke dafür in der Praxis finden. Ich möchte hier nicht vorgreifen; vielleicht kann ich auch die Auffindung neuer Bezeichnungen fürs erste den Witzblättern und Tagedieben überlassen.

Zur Tat geworden, wäre der Gang der Sache folgender:

Der Staat proklamiert die Dienstpflicht aller Frauen. Die in näher zu bestimmendem Alter zum Dienst heranzuziehenden Mädchen werden ausgelost wie die Soldaten. Jedes gesunde, geistig und körperlich normal entwickelte Mädchen kann durch das Los zum Dienste verpflichtet

werden. Zur Dienstzeit dürften zwei und unter Umständen drei Jahre genügen.

Kürzer als zwei Jahre möchte ich die Dienstzeit der Frauen nicht bemessen wissen, da sonst eine gründliche Ausbildung nicht garantiert werden kann. „Nicht wenige Väter sind kurzsichtig genug, zu glauben, daß die verminderte wirtschaftliche Tätigkeit ihrer Töchter daher stamme, daß sie zu viel lernen müssen," sagt Franz von Holtzendorff. „Die Wahrheit ist aber, daß sie zu wenig gründlich gelernt haben und jener strengen Schulung entbehren, die sie zur klaren Erkennung ihrer Lebensziele, zur freien und selbständigen Verwaltung des Hauswesens befähigen würde. Der allgemein gefürchtete Blaustrumpf ist nicht das Ergebnis eines tüchtigen, sorgfältigen und gründlichen Unterrichts, sondern vielmehr der oberflächlichen, fast stets anmaßenden Halbbildung."

Wie es beim Militär jedem freisteht, seine bessere Bildung durch Ablegung der Prüfung für „Einjährige" nachzuweisen und auf eigene Kosten als Einjährig-Freiwilliger oder unter anderen Umständen auf Staatskosten als Staatseinjähriger zu dienen, so können sich auch die jungen Mädchen eine kürzere Dienstzeit sichern, wenn sie gewisse, für sie vorzuschreibende Prüfungen bestehen. Nach ihren Vermögensverhältnissen richtet es sich dann, ob sie auf eigene oder auf Kosten des Staates als Einjährige dienen. Wie bei den Soldaten den Künstlern, so müßte auch beim weiblichen Staatsdienst jungen Mädchen, die in höhere Anforderungen stellenden Berufen Hervorragendes geleistet haben, die Prüfung erleichtert werden. In dieser letzten Maßnahme läge für die Vertreterinnen solcher Berufe ein besonderer Ansporn, in ihrem Fache eine gewisse Meisterschaft zu erringen.

Wir sehen oft genug, daß sich die Töchter besser situierter Eltern mit einer ganz minimalen Bildung begnügen. Die Versorgungs- und Heiratsfrage solcher Mädchen wird meist durch ihr Vermögen gesichert, und ungebildete Mütter finden es unbequem, wenn ihre Töchter besser unterrichtet werden und ihnen dadurch über den Kopf wachsen. Sobald aber solch ein Mädchen weiß, daß es gegebenen Falles zwei oder drei Jahre in die Kaserne muß, wird es alles tun, um sich das Reifezeugnis für den Einjährigendienst zu erwerben. Dieser Druck, den nun auch schließlich die Eltern auf die Trägen und Indolenten ausüben, würde zur Folge haben, daß sich die Bildung der Töchter wohlhabender Bürger entschieden heben würde. Auch der Geschäftsmann wäre bald darauf bedacht, Kapital aus diesem Umstand zu schlagen, indem er nur solche junge Mädchen in besserer Stellung beschäftigte, die das Reifezeugnis zum Einjährigendienst vorlegen können.

Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß man bei diesem Examen andere Anforderungen an die jungen Mädchen zu stellen hätte, als an die jungen Männer.

„Kasernen" für die Frauen wären zunächst nur in größeren Städten einzurichten. Auch brauchte die Zahl der zum Dienst herangezogenen

Mädchen zunächst nicht annähernd so groß zu sein, wie die unserer Soldaten. Allein schon der Umstand, daß jedes Mädchen durch das Los getroffen werden könnte, würde ein erhöhtes Bildungsbestreben vieler Kreise zur Folge haben. Mit dem Eintritt der jungen Mädchen in den Dienst erfolgt eine Vereidigung, deren Formel leicht zu finden ist und die den Dienenden unbedingten Gehorsam den Vorgesetzten gegenüber in- und außerhalb des Dienstes zur Pflicht macht.

Die Mädchen werden genau so in den Frauenkasernen untergebracht, wie Soldaten. Die Einjährigen stellen sich selbst Wohnung, Kleidung und Kost.

Während ihrer Dienstzeit, auch während des Urlaubs, tragen die Mädchen Uniform. Jedes Kleidungsstück und sein Wechsel ist genau vorgeschrieben und kontrolliert. Dadurch kann eine verständige Reform der Frauenkleidung in weite Kreise getragen werden. Allein dieser Umstand schon, der auf die lächerlichen Modetorheiten keinerlei Rücksicht zu nehmen braucht, ist für die Hebung der Volksgesundheit von weittragender Bedeutung. Hat sich der weibliche Soldat erst einmal an die praktische und gesunde Kleidung gewöhnt, so wird er weniger Bedenken als bisher tragen, auch im späteren Privatleben einer durchgreifenden Reform der Frauenkleidung entgegenzukommen.

Durch die verschiedene Beschaffenheit der Uniform wird die verschiedene Rangstufe weiblicher „Soldaten" auch äußerlich zum Ausdruck gebracht.

Wenn es auch beim weiblichen Staatsdienst nicht so viele Rangstufen wie beim Heere gibt, unterscheidet man doch auch hier niedere und höhere Vorgesetzte.

Niedere Vorgesetzte, deren Stellung der des Gefreiten, des Unteroffiziers, des Sergeanten, des Feldwebels entspricht, qualifizieren sich zu ihrem besser besoldeten Amt durch längere Dienstzeit und praktische Tüchtigkeit. Höhere Vorgesetzte müssen ähnlich wie der Offizier von der Pike auf dienen und durch Ablegung besonderer Prüfungen den Befähigungsnachweis erbringen, daß sie wissenschaftlich und praktisch genug gebildet sind, um ihr verantwortungsvolles Amt zu übernehmen.

Jeder Rang hat seine besonderen Befugnisse. An der Hand der Dienstvorschrift lassen sich Übergriffe leicht feststellen und bestrafen. Die unteren Chargen haben keine Strafgewalt. Vergehen und Beschwerden sind auf dem Dienstwege zu melden. Erst diejenigen Vorgesetzten, deren Stellung dem des Hauptmanns entspricht, können Strafen verhängen, müssen aber in regelmäßigen Abständen die gewissenhaft geführten Strafbücher an höherer Stelle zur Kenntnisnahme vorlegen.

Die Strafen entsprechen denen der Soldaten.

Wie die Soldaten, so werden auch die Mädchen von Zeit zu Zeit genauer, gesundheitlicher Untersuchung unterworfen. Männliches Personal wird in den Frauenkasernen nicht geduldet. Die Untersuchungen sind des-

halb von weiblichen Ärzten vorzunehmen. Es wird auf diese Weise auf das Schamgefühl die nötige Rücksicht genommen, es wird aber auch jener lächerlichen Prüderie Einhalt getan, die sich lieber jahrelang mit Frauenkrankheiten herumschleppt, als sich ärztlicher Behandlung zu unterziehen. Die rechtzeitige Erkenntnis und Beseitigung sonst von Mädchen aus verkehrtem Schamgefühl gern verborgen gehaltener oder in Entstehung begriffener Frauenleiden ist dadurch garantiert. Nur der Arzt wird es recht zu würdigen wissen, welch ein Segen die gesundheitliche Überwachung der Frau im Entwicklungsalter für ihr ganzes Geschlecht bedeutet.

Und nun zum Dienst!

Wir sind natürlich weit davon entfernt, dem weiblichen Geschlechte Kasernenhofkünste und Gewehrgriffe beibringen zu wollen.

Dem besonderen Abteilungsdienst, der einer Fachausbildung gleichkommt, geht ein allgemeiner, ein Eingewöhnungs- und Vorbereitungsdienst voran, der später mehr in den Hintergrund tritt, aber nie ganz aufgegeben wird.

Zunächst werden also die Rekrutinnen durch den Stubendienst in der Kaserne an Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit und Behendigkeit gewöhnt. Durch Unterricht im Turnen, Schwimmen und Tanzen, sowie durch größere Fußwanderungen erfährt der Körper eine gesundheitsgemäße Ausbildung.

Der größere Teil des Tages ist dem klassenweisen Unterrichte gewidmet, der an die durch die Volksschule vermittelten Kenntnisse und Fertigkeiten anknüpft und sie weiter entwickelt. Auch die ersten Lese-, Schreib- und Rechenübungen kleiner Kinder werden methodisch vorgeführt, so daß die jungen Mütter später befähigt sind, durch häusliche Nachhilfe den Schulunterricht ihrer Kinder zu unterstützen. Beim Gesangunterricht erfährt das Volkslied eine besondere Pflege; Text und Melodie müssen unveräußerliches Eigentum werden. Das gilt auch von echten volkstümlichen Kinder- und Spielliedern. Das junge Mädchen soll später als Mutter ihrem Kinde einen wirklichen Schatz volkstümlicher, angemessener Lieder, Sprüche, Märchen, Sagen und Spiele zu bieten haben. Unsere jungen Mütter müssen singen — wirklich kindlich singen! — Märchen erzählen, Rätsel aufgeben und spielen können. Darauf ist beim Unterricht die nötige Rücksicht zu nehmen. Die Mädchen lernen Briefschreiben, häusliche Buchführung und die Elemente der Gesundheits- und Rechtslehre. Der abteilungsweise Besuch botanischer und zoologischer Gärten und Sammlungen unter einer geeigneten Führerin, die die nötigen Erklärungen gibt, wird den Gesichtskreis der Schülerinnen erweitern und manches lebendig machen, was bis dahin nur totes Buchstabenwissen war. Gegen Abend wird gemeinschaftlich Lektüre getrieben.

Wie den Soldaten, ist auch den Rekrutinnen in den ersten Wochen der Ausgang verboten. Dürfen sie sich später in der freien Zeit allein in die Stadt begeben, so wird ihr Verhalten hier wie das der Soldaten durch die Dienstvorschrift geregelt.

So viel über den allgemeinen, vorbereitenden Dienst. Ehe wir zur

Besprechung des Abteilungsdienstes übergehen, gestatten wir uns des besseren Verständnisses halber eine kleine Abschweifung. Wir möchten gerne ausführen, wie den Frauen der untersten Stände, den Frauen des besser situierten Mittelstandes und den Frauen der Geldaristokratie die amtliche Dienstzeit nutzbar wird.

Wer die Frauen unterster Volkskreise, namentlich in Fabrik- und Großstädten kennt, der weiß, wie groß ihre Unwissenheit und ihre Unfähigkeit ist, auch dem einfachsten Hauswesen vorzustehen. Kaum aus der Schule entlassen, gehen die Mädchen in die Fabrik, vergessen rasch, was sie gelernt, und haben meist eine so schlechte häusliche Erziehung und in ihrer freien Zeit so wenig Beaufsichtigung, daß sie bald schon ihren ungezügelten Trieben folgen, illegitime Kinder zur Welt bringen oder vorzeitig heiraten, ehe sie auch nur annähernd körperlich oder geistig ausgebildet sind. In der Fabrik haben sie natürlich nicht kochen, nicht flicken, nicht haushalten gelernt. Sie haben keine Ahnung von Kinder- und Krankenpflege. Jetzt, wo sie mit sehr beschränkten Mitteln einen Haushalt führen sollen, versagen sie gänzlich. An Stelle geregelter Hausarbeit tritt der Klatsch und im Anschluß daran der Zank. Stundenlang liegen sie müßig im Fenster, und kommt dann der Mann erschöpft von schwerer Arbeit nach Hause, so findet er Speisen, auf die er lange warten muß und die er kaum genießen kann, eine schmutzige Wohnung, eine keifende, rechthaberische Frau und verelendete, von englischer Krankheit heimgesuchte Kinder, deren letzte Kraft durch Quacksalber und unsinnige Hausmittelchen ganz erschöpft wird. Die Frau, die nie gelernt hat, sich einer Autorität zu beugen, wie der Mann, die nie gezwungen wurde, im rechten Augenblick „das Maul zu halten", die immer mehr die Zunge gebrauchte als den Kopf und die Hände, läßt sich nicht belehren. Angewidert von der Verwahrlosung des ungemütlichen Heims wird der Mann so dem Wirtshause und schlimmeren Dingen zugetrieben.

Daß sich das Bild auch manchmal anders gestaltet, wollen wir gewiß nicht in Abrede stellen; aber es kann nicht geleugnet werden, daß der soldatisch geschulte Mann unterster Volksschichten sich im allgemeinen vorteilhaft vor der Frau seiner Umgebung auszeichnet. Die Achtung vor Ordnung und Autorität, die ihm während der militärischen Dienstzeit beigebracht wurde, verläßt ihn nie ganz. Er ist ein pünktlicherer Arbeiter als die Frau, er widerspricht nicht unnötig, er wechselt nicht so leicht seinen Brotgeber. Jede Herrschaft wird mehr Ursache haben, sich über weibliche wie über männliche Dienstboten zu beklagen.

Die schweren Beschuldigungen, die wir gegen die Frau unterster Volksklassen aussprechen mußten, sind bedauerlich, aber sehr gerechtfertigt. Natürlich ist die Frau dieser Stände das Resultat ihrer Verhältnisse, obschon auch viel Selbstverschulden vorliegt. Diese unglückseligen Verhältnisse soll der Staat bessern, soweit es in seiner Macht liegt. Die bedauernswerte Frau unterster Stände ist unter dem Druck der Verhältnisse und durch eigene

Schuld sehr oft zum Halbtier herabgesunken. Helfen wir ihr! Sie soll in der Kaserne soldatischen Gehorsam, Reinlichkeit, Behendigkeit, Pünktlichkeit und Ordnung erlernen, sie soll einmal eine gerechte Gewalt über sich spüren, gegen die es keine Auflehnung gibt, der sie nicht mit Kündigung drohen kann; sie muß aushalten und alles das erlernen, was ihr jetzt oft zu ihrem eigenen Schaden abgeht. Sie soll sich als lebendiges und nützliches Glied eines achtunggebietenden Ganzen fühlen. Sie soll lernen, selbstlos der Allgemeinheit, den Schwachen, Hilflosen, Verlassenen, Gefallenen und Kranken zu dienen. Hat sie erst einmal im Dienste einer nutzbringenden Sache den Wert der Unterordnung ihres Willens unter den des geistig Reiferen und Höherstehenden empfunden, so wird das ihr Selbstbewußtsein eher heben, als niederdrücken. Sie wird nicht mehr danach streben, die Tyrannin des Mannes zu werden, sie wird aber auch nicht mehr das Lasttier des Mannes, sondern seine Gefährtin sein. Die Mädchen dienender Volksklassen werden während ihrer Dienstzeit so viel lernen, daß sie später Anspruch auf bessere Stellungen machen können. Infolgedessen werden sie nicht mehr so in die Fabriken strömen und dadurch der Dienstbotennot ein Ende bereiten. Wir würden geschulte und wirklich brauchbare Dienstboten bekommen. Schließlich bliebe auch eine wohltuende Rückwirkung für die Männer dieser Stände nicht aus: der Platz in den Fabriken würde frei, und die Fabrikarbeiter, die sich jetzt oft durch die Frauenarbeit zurückgedrängt und im Lohnsatz herabgeschraubt sehen, hätten eher eine Stellung, die Frau und Kind ernährte. Der Prozentsatz rechtzeitiger Eheschließungen würde sich also steigern und damit auch die Versorgungsfrage der Frau eine bessere Lösung finden.

Die Töchter des gutsituierten Bürgerstandes, die jetzt nicht nur bis zu ihrem vierzehnten Jahre die Schule besuchen, um sich dann in irgend einem Pensionat in einem Jahre nur das anzueignen, was man „Bildungsfirnis" nennt, würden durch das Examen für Einjährige gezwungen, einmal ernstlich an die Bereicherung ihrer Kenntnisse zu denken, wodurch ihnen die engherzige Spießbürgerlichkeit vielleicht etwas ausgetrieben würde. Sie, die jetzt ihre Zeit mit müßigen Tändeleien und Luxushandarbeiten ausfüllen, die kein Verständnis haben für die großen Fragen der Zeit, für den erbitterten Kampf des Mannes um die Existenz, würden nun endlich einmal aus ihrer Wiederkäuerruhe aufgescheucht. Das Damoklesschwert des mehrjährigen Kasernendienstes würde über ihnen schweben, und da hieße es nur: entweder — oder! Aber auch als Einjährige müßten sie dieselben Dienste tun, die sie jetzt oft mit völliger Verständnislosigkeit von ihren Mägden verlangen. „Eine Frau ist der ärmste Tropf auf der Welt, wenn sie nicht in jedem Augenblick die Magd vorstellen kann," sagt Jeremias Gotthelf. „Weiß sie nicht, wie man eine Sache macht, so hat keine Magd Respekt vor ihr." Während ihrer Dienstzeit bekommt die Frau eine bessere Einsicht in die Arbeiten, die sie später bei ihren Dienstboten überwachen

soll. Sie wird dann die geleisteten Arbeiten besser schätzen können und nicht Dinge von den Dienstboten verlangen, die über ein billiges Maß hinausgehen. Sie wird ihre Dienstboten achten und besser behandeln, als das jetzt leider oft der Fall ist, und so wird sie auch als Herrschaft ihr Pflichtteil dazu beitragen, die Dienstbotenfrage lösen zu helfen.

Auch die Vertreterinnen „höchster" Kreise würden aus ihrer Dienstzeit direkten Nutzen ziehen. Sie lernten die Arbeiten, Sorgen, Leiden und Freuden der Frau aus dem Volke besser verstehen und würden angeregt, auch im späteren Leben den Frauenwohlfahrtseinrichtungen ein erhöhtes Interesse und tätige Anteilnahme entgegenzubringen. Die lebhaftere Fühlung, die so zwischen ihnen und den Frauen des Volkes erzielt wird, würde sie vielleicht im späteren Leben veranlassen, sich nicht damit zu begnügen, einen Beitrag für Wohltätigkeitsvereine zu zeichnen, sondern die Hausarmen selbst aufzusuchen, damit die Wohltaten auch an richtiger Stelle gespendet würden und nicht in die Hände Unwürdiger gerieten. Weder ihnen noch anderen Frauen würde es schaden, wenn sie einmal aus der Stubenluft heraus und zu gesunder Betätigung ihrer Körperkräfte kämen. Sie lernten schließlich auch das Wirken ihrer Männer besser verstehen und würdigen. Wie oft führen namentlich die Frauen der Geldaristokratie ein widerliches Parasitendasein, ausgefüllt von lächerlichen und nichtigen Dingen! Während ihr Mann als Besitzer großer Fabriken, großer Bankhäuser und Bergwerke oft trotz seines Reichtums einen geradezu aufreibenden Kampf um die Erhaltung und Sicherstellung des Bestehenden führt, verdehnen die Frauen dieser Kreise vielfach ihre Zeit in ganz unwürdiger Weise. Für sie ist es ein Segen, daß sie aus ihrem Wohlleben einmal aufgerüttelt und sich bewußt werden, daß auch sie der Allgemeinheit gegenüber Pflichten haben, daß sie in der Uniform nicht mehr gelten als die ärmsten Mitschwestern.

Nach Abschluß des Eingewöhnungs- und Vorbereitungsdienstes, der den weiblichen Rekruten auch eine genaue Kenntnis ihrer allgemeinen Instruktionen vermittelte, setzt der Abteilungs- und Fachdienst ein. Eine zweijährige Ausbildungszeit vorausgesetzt, würde der Dienst im Haushalt ein Jahr für sich in Anspruch nehmen.

Zunächst beschränkt sich der Dienst auf die Kaserne. Der Haushaltungsdienst würde der Hauptsache nach vier Abteilungen umfassen: den Küchendienst, den Zimmerdienst, den Dienst im Waschhause und den Dienst im Nähsaal. Zur Ausarbeitung des Lehr- und Stundenplanes, zur näheren Bestimmung der einzelnen Etappen und des methodisch vom Leichten zum Schwereren fortschreitenden Entwicklungsganges wird man berufene Kräfte heranziehen müssen. Mir muß es genügen, nur ganz allgemeine Fingerzeige zu geben.

Der Küchendienst umfaßt das Kochen und alle in der Küche vorkommenden Arbeiten, wie Spülen u. s. w.

Der Zimmerdienst umfaßt Scheuern, Putzen, Servieren und das Reinigen der Treppen, Gänge, Fenster, Keller und Speicher.

Mit dem Dienst im Waschhause wäre natürlich das Bleichen und in besonderen Räumen das Bügeln und Flicken, sowie die Desinfektion der Krankenwäsche verbunden.

Im Nähsaal würde das Weißnähen und so viel von der Kleidermacherei gelernt, daß die Rekruten ein einfaches Hauskleid und ihre einfachen Uniformkleider selbst schneidern könnten.

Wochenweise wechselte der Dienst auf den einzelnen Abteilungen. Die Anfängerinnen arbeiten zusammen mit schon fertig ausgebildeten Mädchen unter Leitung ihrer Vorgesetzten. Da eine Abteilung die andere ablöst, brauchen die Mädchen nicht den ganzen Tag bei einer Arbeit zu bleiben; es bleibt ihnen Zeit zum Turnen, Schwimmen und zum Unterricht. Sie bewegen sich also während des einjährigen Haushaltungsdienstes wochenweise die einzelnen Stationen durchmessend in konzentrischen Kreisen, die ein Fortschreiten vom Leichten zum Schwereren ermöglichen und die Zöglinge bis zur Selbständigkeit heranreifen lassen.

Da die Arbeit in der Frauenkaserne allein natürlich nicht ausreichte, alle Mädchen nutzbringend zu beschäftigen, so wird von fortgeschritteneren Zöglingen unter Leitung der Vorgesetzten auch der eigentliche Haushaltungsdienst in Krippen, Waisenhäusern, Hospitälern, im Krüppelheim, im Asyl für alte Männer und Frauen und in Invalidenhäusern übernommen. Wohl verstanden: fürs erste nur der Haushaltungsdienst. Wie dem Soldaten das Sprechen im Glied, so ist den Mädchen das Sprechen bei gewissen Diensten streng untersagt; ihre Gedanken sollen bei der Arbeit und ihre Hände geschäftiger als die Zunge sein.

In größeren Städten, wo der Boden immer teurer und die öffentlichen Anstalten immer mehr überfüllt werden, wird man bei dem oft beschränkten Terrain, das eine weitere Ausdehnung der Gebäulichkeiten oft unmöglich macht, leicht dazu übergehen, die Räumlichkeiten des Waschhauses anderen Zwecken dienstbar zu machen. In solchen Fällen könnte man außerhalb der Stadt, wo die Bauplätze billiger sind, große Zentralwaschanstalten errichten, mit denen Bleichen, Bügel- und Flicksäle verbunden wären. Hier könnte die Leib- und Bettwäsche nicht nur aus den Frauenkasernen, sondern aus allen öffentlichen Anstalten, also auch aus Gefängnissen, Besserungsanstalten, Irrenhäusern, Kasernen u. s. w. — natürlich ordnungsmäßig getrennt voneinander — gewaschen, gebleicht, gebügelt und geflickt werden.

Selbstredend würde man sich in solch großen Waschanstalten auch mechanischer Hilfsmittel bedienen, die einem bescheidenen Haushalt nicht immer zur Verfügung stehen. Man kann mir deshalb einwenden, durch dieses „Maschinenwaschen“ würden die Mädchen für den eigenen Haushalt nichts lernen. Nun, unsere Soldaten lernen auf dem Exerzierplatze auch nicht direkt fürs bürgerliche Leben; wie sie sollen auch die weiblichen Soldaten in erster Linie dem Staate dienen. Da übrigens Bettwäsche, Krankenwäsche, Kleinkinderwäsche, Gardinenwäsche u. s. w. streng voneinander zu

trennen sind, so könnte der Handbetrieb wenigstens in kleinem Maßstabe, so weit als zur Erlernung nötig wäre, neben der Maschinenarbeit hergehen. Das Sortieren, Einrichten, Auswaschen und Bleichen der Wäsche lernen die Mädchen aber auch beim Maschinenbetrieb. Sie lernen beim Sortieren, welche Wäsche gekocht werden darf und welche nicht, weil sie einläuft oder abfärbt, sie lernen auch Krankenwäsche zu desinfizieren, ohne sie mit Chlorkalk zu verbrennen. Daß die Desinfektion solcher Wäsche, die mit Personen in Berührung gekommen ist, die an ansteckenden Krankheiten leiden, direkt im Krankenhause von besonders dazu bestimmten Personen vorgenommen wird, ist selbstverständlich.

In den Zentralwaschanstalten könnte auch gesondert und kostenlos die Armenwäsche besorgt werden, wenn der Armenpfleger zu dieser Wäsche eine Kontrollmarke gegeben. Welch ein Segen wäre es, wenn die Wäsche armer Familien, wo die Mutter erkrankt oder gestorben ist, kostenlos gewaschen, desinfiziert, geplättet und geflickt würde. Schließlich könnten auch Privatleute, Hotels u. s. w. ihre Wäsche in jenen Anstalten gegen angemessene Entschädigung besorgen lassen.

Den Zentralwaschanstalten würden bald Zentralküchen verschiedener Art folgen können. Zunächst solche Anstalten, wo schlichte Speisen zubereitet würden. Ich denke dabei an Zentralküchen für die Kasernen männlicher und weiblicher Soldaten, für Gefängnisse und Armenanstalten. Volksküchen, Suppenanstalten u. s. w. ließen sich damit leicht verbinden.

In besonderen Anstalten wird die bessere Kochkunst für Krankenhäuser, Entbindungsanstalten, Waisen- und Invalidenhäuser &c. gepflegt.

In Speisesälen, die mit den Zentralküchen verbunden und nach dem Geschlecht zu trennen sind, könnten Bedürftige, die sich durch Kontrollmarken legitimieren, bewirtet und so die dienstthuenden Mädchen unter geeigneter Aufsicht angeleitet werden, auch ein bescheidenes Mahl so zu servieren, daß Reinlichkeit, Freundlichkeit und gute Umgangsformen dabei zur Geltung kämen.

Die Küchendienste würden durch theoretische Erörterungen über den Nährwert der Speisen, über die wichtigsten chemischen Vorgänge beim Kochen, über die Vorbereitung der Speisen zum Kochen, über die Verwendung der Abfälle und Speisereste eingeleitet. Besonderer Wert würde auf die Erlernung der Krankenküche und auf das Einmachen von Gemüsen und Früchten gelegt.

In den Nähanstalten erlernten die Mädchen nicht nur das Flicken der Leib- und Bettwäsche, sondern auch das Flicken und Abändern von Kleidungsstücken und so viel Weißnäherei und Kleidermacherei, als für einen einfachen Haushalt wünschenswert erscheint. Hier könnten unter Benutzung einer Kontrollmarke des Armenpflegers die Kleider wirklich Bedürftiger und Hilfloser gereinigt, geflickt, umgeändert oder neu hergestellt werden. Hier könnten auch alle Kleidungsstücke der Soldaten, der Gefangenen u. s. w. geflickt, hier könnten Kinderwäsche, Kinderkleidchen und Knabenanzüge für

Entbindungsanstalten, Krippen, Kindergärten und Waisenhäuser angefertigt werden. Gegen entsprechende Bezahlung können auch Privatleute sich alle diese Anstalten nutzbar machen.

Die beim weiblichen Staatsdienste anzustellenden unteren Vorgesetzten entsprechen dem des Unteroffizierstandes; sie sind für ein Fach speziell ausgebildet, also eigentlich Fachlehrerinnen. Man wird mir sagen, daß damit die Dienste aber sehr ungleich verteilt wären, daß es zum Beispiel sehr anstrengend sei, tagaus, tagein am Waschfasse zu stehen. Zunächst werden die schwereren Dienste dieser Fachlehrerinnen auch entsprechend besser besoldet, als die leichteren, sodann aber wechselt das Aufsichtspersonal mehrmals am Tage innerhalb einer Station den Dienst. In der Waschanstalt zum Beispiel gibt es doch Dienste direkt bei der Wäsche, beim Sortieren und Vorbereiten, beim Auswaschen, Bleichen, Plätten und Flicken, so daß das Aufsichtspersonal sowohl als die diensttuenden Mädchen einen Wechsel ihrer Arbeiten eintreten lassen könnten. Die Vertreterinnen der niederen Chargen, die eine näher zu bestimmende Reihe von Jahren dem Staate gedient haben, erobern dadurch eine Art von Zivilversorgungsschein, so daß sie im späteren Privatleben die erste Anwartschaft auf die Stelle von Aufseherinnen u. s. w. haben.

Während die Vertreterinnen der niederen Chargen immer bei ein und derselben Station bleiben, müssen die besser gebildeten Vertreterinnen höherer Chargen den Dienst aller Abteilungen gründlich verstehen und überwachen. Das schließt natürlich nicht aus, daß die Zentralleitung aller Abteilungen eines Spezialfaches einem besonders vorgebildeten weiblichen Chef unterstellt ist.

Der Dienst in den einzelnen Abteilungen ist so verteilt, daß nirgendwo ausschließlich „Rekrutenarbeit" geliefert wird. Auch im zweiten Jahre der Dienstzeit können die Mädchen zeitweise zu irgend einer Abteilung des Haushaltungsdienstes kommandiert werden, damit ihnen Gelegenheit gegeben wird, das im ersten Jahre Gelernte zu wiederholen und selbständiger, als in der ersten Zeit, auszuüben.

Das zweite Jahr der Dienstzeit ist in besonderer Weise der Fachausbildung gewidmet.

Wie wir im Soldatenstande besondere Chargen haben, die im Krankendienste, als Kammerunteroffiziere, als Büchsenmacher, Feuerwerker, Garnisonbäcker u. s. w. für ihre Obliegenheiten eine Spezialausbildung erfahren haben, so wären auch für die weiter zu besprechenden Abteilungen Fachlehrerinnen heranzubilden auch als Vertreterinnen der unteren Chargen.

Ich denke dabei z. B. an die Einrichtung von Samariterkursen, die Aufschluß über den Bau und die wichtigsten Funktionen des menschlichen Körpers geben und zugleich eine Vorbereitungsstufe für den eigentlichen Krankendienst darstellen. Die Frauenkasernen könnten mit Unfallstationen verbunden sein, die man Tag und Nacht dem hilfesuchenden Publikum öffnet, so daß mit der theoretischen Erlernung die praktische Anwendung Hand in Hand gehen kann. Der Nachtdienst auf den Unfallstationen würde

den Zöglingen die zu nächtlichen Krankenwachen nötige Selbstzucht beibringen. Die Ausbildung in der Krankenpflege ist eine sehr eingehende. In Kranken- und Waisenhäusern gelangt das Erlernte unter passender Aufsicht zuerst zur Anwendung.

Die fertig ausgebildeten und als besonders tüchtig und zuverlässig erprobten Krankenpflegerinnen erhalten Zutritt zum Armendienst. Wie oft herrscht in den Familien der Armen die größte Not, weil die Mutter krank oder weil der Ernährer ans Bett gefesselt ist und die Mutter deshalb dem Gelderwerb nachgehen muß und den Kranken nicht pflegen kann! Wie viele kranke Kinder verelenden, weil ihnen in armen Familien nicht die nötige Pflege zuteil wird! Sobald der Armenpfleger eventuell im Notfalle telephonisch den Auftrag schickt, verfügt sich eine Krankenpflegerin zu der bezeichneten Familie zum Tagesdienst. Erfordert die Not auch den Nachtdienst, so wird die Pflegerin abgelöst. Täglich werden die Krankenpflegerinnen in den Familien der Armen durch einen Vorgesetzten aufs genaueste kontrolliert. Sie übernehmen unter Umständen nicht nur die Pflege der Hauskranken, sondern auch die Wartung der oft ganz ohne Aufsicht verbleibenden Kinder und die Verrichtung häuslicher Arbeiten.

Wer Gelegenheit hatte, mit eigenen Augen in den Wohnungen der Armen den Jammer zu sehen, der mit der Erkrankung oder dem Tode der Mutter namentlich über die unmündigen Kinder hereinbricht, der wird den oben angedeuteten Armendienst als eine soziale Wohltat von unberechenbarer Bedeutung nicht hoch genug preisen können. Gerade bei der Ausübung des Armendienstes könnten die dienenden Mädchen oft tiefe Blicke ins Leben tun. Sie werden dabei so viel leibliches und geistiges Elend sehen, so viel verschuldete und unverschuldete Not, es wird ihnen dabei so klar werden, daß ein solcher Jammer auch über sie hereinbrechen kann, wenn sie vorzeitig und ohne Rücksichtnahme auf eine doch in etwa gesicherte Zukunft in die Ehe treten, daß ein tiefer sittlicher Ernst sich ihrer bemächtigen und sie vor manchem Fehltritt im späteren Leben bewahren muß.

Natürlich hat sich der Armenpfleger, haben sich auch die diensttuenden Vorgesetzten darüber zu vergewissern, daß den Armenpflegerinnen in ihrer Stellung genügender sittlicher Schutz geboten wird.

Gegen entsprechende Entschädigung können auch Privatleute in zwingenden Fällen Krankendienste von der Frauenkaserne verlangen.

Eine sehr gewissenhafte Ausbildung erfahren die Zöglinge in der Säuglings- und Kleinkinderpflege. In Krippen, Bewahranstalten und Kindergärten werden sie unter fachgemäßer weiblicher Leitung, an deren Spitze Ärztinnen stehen, ein dankenswertes Feld für ihre Tätigkeit finden. Theoretisch und praktisch erfahren sie hier, welche künstliche Säuglingsnahrung die bessere, wie sie zu behandeln und zu verabreichen ist. Sie lernen die Merkmale beobachten, durch die sich Unterernährung ankündigt, durch die sich die englische Krankheit zeigt. Sie lernen die Symptome der

Kinderkrankheiten kennen, besonders der ansteckenden Krankheiten. Die Pflege erkrankter Kinder wird ein mit besonderer Rücksicht zu behandelndes Feld ihrer Tätigkeit bilden.

Die Pflege heranwachsender Kinder, die Überwachung ihrer Hausarbeiten, die Leitung ihrer Spiele u. s. w. wird in großen Waisenhäusern erlernt.

In Invalidenhäusern, in Heimstätten für altersschwache Männer und Frauen lernen die Mädchen alte, gebrechliche Leute pflegen und ihre von Alter und Hinfälligkeit bedingten Schwächen und Eigenheiten geduldig ertragen.

Dann aber kommen sie in die Häuser der Unglücklichen, in Krüppelheime, in Anstalten für Blinde und Taubstumme. Hier eröffnet sich für die edlere Frauennatur ein weites Feld segensreicher Tätigkeit, hier sollen deshalb auch nur die Edelsten und Würdigsten Zulaß finden. Der Dienst der Unglücklichen ist ein Ehrendienst!

Als letzte und überaus wichtige Station möchte ich die Entbindungsanstalt betrachten.

Viele Leute halten es heute noch für besonders anständig und tugendhaft, ihre Töchter in völliger Unkenntnis über geschlechtliche Dinge zu lassen, also über Dinge, die oft für das Glück oder das Unglück eines ganzen Menschenlebens entscheidend sind. Was der Unverstand und die Prüderie engherziger Eltern verabsäumt, das holt in vielen Fällen die Frivolität und die Lüsternheit nach. Was die Mutter der Tochter mit tiefem sittlichen Ernste beibringen müßte, um sie warnen, führen, belehren zu können, das wird im Munde einer leichtsinnigen Gefährtin zur Zote, zur Gemeinheit, zum Sinnenkitzel. Es befleckt die Gedanken und Empfindungen des jungen Mädchens, es führt zu Entartungen und Dingen, die wie ein Krebsschaden die edelsten Kräfte vergiften und zerfressen. Wenn man bedenkt, welches Unheil die völlige Unwissenheit in geschlechtlichen Dingen bei jungen Mädchen mit sich bringen kann, wenn man den Leichtsinn sieht, mit dem halbwüchsige Mädchen in die Ehe treten, die geradezu unheilvolle Pflege, die Wöchnerinnen oft von Nachbarinnen und Quacksalberinnen erfahren, dann wird man mir recht geben, wenn ich als Abschluß des Lehrganges verlange, daß die jungen Mädchen in Gebäranstalten auch in der Pflege der Wöchnerin und des Neugeborenen von Ärztinnen unterwiesen werden. Dabei sind den Mädchen in würdiger Form die nötigen Aufklärungen über das Geschlechtsleben der Frau, die Hygiene der Schwangerschaft, über Geschlechtskrankheiten, über die sittlichen und gesundheitlichen Gefahren ungeregelten Geschlechtsgenusses, über Entbindung, Fehlgeburt u. s. w. zu geben. Manche Mädchen, die nun als Mütter unehelicher Kinder, als Dirnen und Trägerinnen entsetzlicher Krankheiten das menschliche, selbstverschuldete Elend verbreiten, würden vielleicht vor dem entscheidenden ersten Fehltritte bewahrt geblieben sein, hätte man sie rechtzeitig vor den ihnen drohenden Gefahren gewarnt. Die Belehrungen werden geeignet sein, das phantastische Illusionsbild von der Ehe, die nach der Schwärmerei junger Mädchen manchmal nur aus Küssen

und Rosen besteht, richtig und auf reale Grundlage zu stellen. Nicht, als ob wir den jungen Mädchen Angst und Abscheu vor der Ehe einflößen wollten — im Gegenteil: sie sollen den Beruf der Frau und Mutter als etwas sehr Hohes, aber auch als etwas sehr Verantwortungsvolles auffassen lernen. Da die Ehe sich im wirklichen Leben durchaus nicht als der Spielplatz verliebter, junger Mädchen gestaltet, sollen die Zöglinge auch die weniger angenehmen Seiten der Ehe und die ernsten Pflichten kennen lernen, die ihnen namentlich die Mutterschaft vom ersten Stadium an auferlegt. Die aus übereilten Eheschließungen erwachsenden Miseren werden dadurch manchem Mädchen erspart bleiben.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß die praktische Durchführung meiner Vorschläge schon daran scheitern würde, daß die zu den bezeichneten Ausbildungsstationen erforderlichen Anstalten nicht in allen größeren Städten vorhanden wären. Es ist das auch durchaus kein Unglück. Das Manövergelände unserer Soldaten pflegt auch nicht dicht bei ihrer Kaserne zu liegen. Unsere Bauernjungen, die bis zu ihrer Militärzeit manchmal kaum über ihren engsten Heimatsbezirk hinauskamen, lernen auf der Fahrt zur Garnison und zum Manöver fremde Landschaften, Städte und Dörfer, neue Berufs- und Ideenkreise kennen — das Weltbild erweitert sich ihnen. Schaden kann es also auch den weiblichen Soldaten nicht, wenn sie einmal für Wochen oder Monate in eine andere Stadt kommen, wo ihnen Gelegenheit zu weiterer Ausbildung gegeben wird. Wie man manche Soldaten oft weit weg zur Schießschule oder zum Pferdetransport kommandiert, so könnte man namentlich solche weiblichen Soldaten, die kapitulieren und sich in längerer Dienstzeit als niedere Vorgesetzte qualifizieren wollen, ebenfalls größere Reisen zu besonderen Musteranstalten machen lassen, um ihr Wissen und Können zu erweitern.

Wie viele Wochen oder Monate die Dienste während des zweiten Jahres in den einzelnen Anstalten dauern müssen, wird die Praxis lehren. Natürlich werden auch hier wie in dem ganzen Betriebe namentlich im Anfange manche Mißgriffe unvermeidlich sein; es wird aber auch keinem verständigen Menschen einfallen, zu fordern, daß man über Nacht Musteranstalten schaffen könne. Unser Heer hat Jahrhunderte gebraucht und Millionen gekostet, ehe es auf seiner jetzigen Höhe war.

Wie wir schon bemerkten, entspricht der Sold der Dienenden und das Gehalt der niederen und höheren Vorgesetzten ungefähr dem des Soldatenstandes. Neben dem Sold sind aber auch für hervorragende Leistungen angemessene Auszeichnungen vorgesehen. Man hat dem Offizierstande eine Vorzugsstellung in der bürgerlichen Gesellschaft eingeräumt; man würde auch nicht anstehen, den Vertreterinnen höherer Chargen mit besonderer Rücksicht zu begegnen, wenigstens in den Kreisen Gebildeter. Aber der Pöbel! Würde er nicht über die weiblichen Soldaten und ihre Vorgesetzten lachen, wären sie nicht seinen Insulten ausgesetzt? Ausnahmsweise, be-

sonders im Anfang, gewiß. Die Polizeiorgane aber sind angewiesen, jeder Belästigung weiblicher Soldaten energisch entgegenzutreten. Mit welchem Gejohle wurden nicht die Vertreter der Heilsarmee im Anfang verfolgt; sobald die Sache etwas eingebürgert war und man sich an die neue Erscheinung gewöhnt hatte, kam alles in Ordnung. Ähnlich würde es auch mit den weiblichen Soldaten sein, denen gewiß jeder Rechtlichdenkende seinen besonderen Schutz angedeihen lassen würde. Haben diese Mädchen erst einmal die Kinder der Armen gepflegt und ihren Kranken geholfen, so wird das Volk selbst, auch das niedere, derart Partei für sie nehmen, daß es auch der Brutalste bald nicht mehr ungestraft wagen wird, diejenigen zu beleidigen, die das Volk als seine Wohltäter erkannt hat.

Ein Besitzer vieler exotischer Orden erklärte auf die Frage, wie er an all die Ordenssterne gekommen sei, es komme nicht so sehr darauf an, dort zu sein, wo sie erworben, sondern dort, wo sie verteilt würden. Wenn sich die Vertreterinnen des weiblichen Heeres aber einen Orden erwerben wollen, dann müssen sie an erster Stelle dort sein, wo Orden verdient werden. Bei Epidemien, bei der Pflege solcher Leidender, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, kann der weibliche Soldat denselben Heldenmut, dieselbe patriotische Opferfreudigkeit entwickeln, wie der Soldat, der sich im Kriege das eiserne Kreuz verdient. Diejenigen weiblichen Soldaten aber, die bei besonders wichtigen und gefahrbringenden Anlässen dem Rufe „Freiwillige vor!" gefolgt sind, die Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt, nicht um eine feindliche Fahne, sondern um ein Menschenleben aus den Händen des Todes zurückzuerobern, diese Heldinnen haben gewiß auch jene öffentliche Anerkennung verdient, der durch Verleihung eines Ordens Ausdruck verliehen werden soll.

Wie man in Friedenszeiten Soldaten, die sich durch gute Dienstleistungen verdient gemacht haben, zum Gefreiten befördert, so könnten auch die dienenden Mädchen für besonders tüchtige Leistungen zu einer ähnlichen Vorzugsstellung befördert werden. Natürlich ist eine solche Auszeichnung auch äußerlich an der Uniform kenntlich zu machen. Broschen und Medaillen von besonderer Prägung und Aufschrift könnten hier passende Verwendung finden. Die Fälschung oder das widerrechtliche Tragen solcher Auszeichnungen würde auch bei Personen des Zivilstandes streng bestraft.

Nach abgelegter Dienstzeit erhalten alle in die Heimat entlassenen Mädchen ein Führungsattest. Denjenigen unter ihnen, die zu einer der Stellung des Gefreiten, des Unteroffiziers u. s. w. entsprechenden höheren Charge aufgerückt sind, verbleibt zwar nicht die Uniform, wohl aber die amtliche Brosche oder Medaille, die ihrer dienstlichen Stellung entspricht und die sie dann als besondere Auszeichnung auch im Privatleben tragen dürfen.

Die Herrschaft, die sich nach neuen Dienstboten umsieht, würde mit Recht ein Mädchen, das den Staatsdienst absolviert hat, vorziehen. Sie

würde Einsicht in das amtliche Führungsattest verlangen, und Mädchen, die das Recht hätten, irgend eine Auszeichnungsbrosche zu tragen, wären gewiß am meisten gesucht. Auch der Mann aus dem Volke, der sich nach einer Lebensgefährtin umsieht, würde eine solche gewiß mit gerechtem Stolz getragene Auszeichnung nicht unberücksichtigt lassen, bürgt sie doch dafür, daß ihre Trägerin allen Anforderungen, die man an eine tüchtige Hausfrau stellt, in besonderem Grade entspricht. Diese gewiß gerechtfertigte Bevorzugung durch die Herrschaft und durch den sich nach einer Lebensgefährtin umsehenden Mann würde das den Staatsdienst ablegende Mädchen zu verdienen suchen, indem es sich den Dienst besonders nutzbar macht. Bald würde es dazu kommen, daß man den Dienst nicht als einen Zwang, sondern als einen Vorzug ansieht.

Diejenigen Mädchen, die ihre Dienstzeit als Einjährige ablegen, können bei guter Führung und nach Ablegung einer besonderen Prüfung einen Dienstgrad erreichen, der dem des Reserveleutnants entspricht, wenn sie sich nach Ablauf des Jahres den wiederholten Übungen unterziehen. In vielen Fällen würde der weibliche Reserveleutnant mit gerechterem Stolz auf sein Offizierspatent sehen können, als der männliche Reserveleutnant. Der weibliche Reserveleutnant hat sich durch die Erreichung dieses „Ranges" gleichzeitig als ein besonders tüchtiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft legitimiert.

Blicken wir zurück auf die Ausbildung, die der weibliche Soldat in der Kaserne und in den damit verbundenen Fachanstalten erfährt, so sehen wir, daß darauf Bedacht genommen wird, seine körperlichen und geistigen Kräfte freier zu entfalten und für ihn selbst, für die Familie und die Allgemeinheit besser nutzbar zu machen. Er lernt Gehorsam, Zucht, Pünktlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Behendigkeit. Er erlernt die bürgerliche Küche und alle dabei vorkommenden Arbeiten, er lernt Scheuern, Putzen, Servieren, Waschen, Bügeln, Flicken und Nähen und zwar so, daß er zuletzt einen bescheidenen Haushalt selbständig führen kann. Er soll in der Krankenpflege besonders ausgebildet sein, er soll aber auch in nachdrücklichster Weise gelernt haben, sich selbst zu überwinden, seine Kraft in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, in den Dienst aller Schwachen und Hilflosen, die auf fremde Teilnahme und opferfreudige Nächstenliebe angewiesen sind. Bei der Pflege des Säuglings, des gesunden und kranken Kindes soll er sich die Geschicklichkeit und die Ausdauer aneignen, die die Pflege und Erziehung eigener Kinder erfordert. Er soll nachsichtig und liebevoll mit Altersschwachen umgehen lernen, er soll bei der Pflege der mit körperlichen oder geistigen Mängeln Beladenen, der Krüppel, der Blinden und Taubstummen, den Opfermut und das praktische Geschick entwickeln, den solche Liebesdienste erheischen. Immer wieder ist dem Zögling vorzuführen, daß er im späteren Leben einmal eigene Kinder pflegen muß, daß diese Kinder, daß auch seine Anverwandten krank oder gebrechlich sein können und daß er nur dann den

Kampf mit der Not des Lebens erfolgreich aufnehmen kann, wenn er die ihm vom Staate dazu gewährte Vorbereitungszeit gewissenhaft ausnützt.

Nach dem bereits Ausgeführten ist die Nützlichkeitsfrage: „Welchen Vorteil hat der Staat von der Einrichtung der Frauenkaserne?" eigentlich eine müßige.

Das besser gebildete und von den Gefahren illegitimen Geschlechtsverkehrs frühzeitig unterrichtete Mädchen wird nicht leicht der Prostitution in die Arme getrieben. Durch die staatliche Ausbildung hat es nicht nur Anspruch auf besser besoldete Arbeit, es wird bei demselben Einkommen auch dem Gatten das Familienleben angenehmer gestalten. Die Heiratslust der jungen Männer wird in dem Maße wachsen, wie die Tüchtigkeit der Frau dafür garantiert, daß sie mit dem Einkommen des Mannes auszukommen versteht.

Die wichtigsten Dienste hat der Staat von der Frauenkaserne für die Volkswohlfahrt zu erwarten. Die Einrichtung, die Erhaltung und Vergrößerung humanitärer Anstalten wird weit weniger Geld kosten als jetzt, da die Ausgaben für das Personal fast ganz in Wegfall kommen, weil die Frauenkaserne die Dienstleistungen in solchen Anstalten unentgeltlich übernimmt. Wir haben bereits angedeutet, welchen Aufschwung die Armenpflege nicht nur in öffentlichen Anstalten sondern auch im Hause selbst nehmen, wie viel Leid gemildert werden könnte, ohne daß die Ausgaben für solche Wohlfahrtseinrichtungen gar zu drückend für den Staat würden.

Der Nutzen, den das junge Mädchen für seine Person aus seiner staatlichen Ausbildung schöpft, wird also auch der Allgemeinheit zugute kommen.

Zunächst verhindert der staatliche Dienstzwang der Frauen vorzeitige Eheschließungen in einem Alter, in der die Heiratskandidatin selbst noch der Erziehung bedarf, in der auch ihre körperliche Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist.

Wenn ein junger Mann heiratet, ehe er seiner Dienstpflicht genügt hat, kann er ziemlich sicher sein, daß man ihn bei der nächsten Aushebung ins Heer steckt. Dieselben Maßregeln wären bei jungen Mädchen angebracht. Der Mann, der sich der Eventualität ausgesetzt sieht, daß seine Frau unter Umständen noch zwei Jahre Staatsdienst tun muß, wird mit der Heirat warten, bis seine Braut „gedient" hat oder bis sie die Bescheinigung in Händen hält, daß sie vom Dienste entbunden ist. Kann man im Notfalle und als Ausnahme den jungen Ehemann seiner Familie entziehen, so kann man auch die junge Ehefrau einstellen. Ist sie dann schon schwanger, so wird sie gesondert von den andern bis zu ihrer Entbindung mit leichterer Arbeit beschäftigt, aber sie bleibt in der Kaserne. Für das Kind hat der Mann zu sorgen; unter Umständen wird es einer Anstalt überwiesen, bis die Mutter ihre Dienstzeit hinter sich hat. Die in der Schwangerschaft verbrachte Dienstzeit rechnet nicht mit.

Wird ein Mädchen während der Dienstzeit schwanger, so wird es deshalb nicht entlassen; es wird von den andern gesondert mit leichterer

Arbeit beschäftigt und muß die Zeit der Schwangerschaft nachdienen. „Tötet eure kleinen Kinder nicht aus Furcht vor Armut," sagt der Koran XVII. 33 „wir geben ihnen Nahrung ebenso wie euch." Das würde auch bei der Geburt außerehelicher Kinder gelten. Da die Schwangerschaft des dienenden Mädchens bei den in regelmäßigen Abständen erfolgenden ärztlichen Untersuchungen rechtzeitig festgestellt würde, kämen Verbrechen gegen das keimende Leben und Kindermord seltener vor, weil der Staat eine genauere Überwachung der Schwangeren und der unehelichen Kinder in der Hand hätte. Das oft zu schlimmen Dingen Anlaß gebende Institut der Zieh- oder Pflegekinder würde größeren staatlichen oder kommunalen Pflegeanstalten Platz machen, für die die Frauenkaserne kostenlos das nötige Personal stellte. Damit würde auch die Sterblichkeit im ersten Kindesalter auf einen weit geringeren Prozentsatz zurücksinken.

Aber die Frauenkaserne wird viel Geld kosten!

Lebt unser Heer denn allein von der Luft? Kostet nicht mancher Schuß Hunderte und manchmal sogar Tausende? Was der Staat aber für die Männer ausgibt, das darf er, das muß er sogar, wenn er gerecht bleiben will, auch für die Frauen ausgeben.

Man erwidert mir, daß von der Größe und Tüchtigkeit des Heeres im Kriegsfalle die Zukunft des Staates abhängt.

Gewiß! Aber der Kriegsfall ist eine Eventualität, die immer seltener wird. Der männliche Soldat versieht direkt nutzbringende Dienste für die Allgemeinheit nur im Kriegsfalle; im Frieden ist er nur eine Belastung des Staatssäckels. Der weibliche Soldat aber dient dem Staate nicht nur direkt während seiner Dienstzeit, sondern er arbeitet auch im späteren Leben indirekt mit an der kulturellen Hebung der Gesamtheit. Dazu erspart er dem Staate oder der Gemeinde durch seine Dienste eine ganze Menge sonst besoldeter Beamten, und den Ausgaben stehen doch auch nicht unwesentliche direkte Einnahmen gegenüber, die der Privatmann bezahlt, wenn er Dienste von der Frauenkaserne verlangt.

Wo heute ein Patriot sich äußert, da hebt er hervor, daß der Wohlfahrt des Reiches Feinde von außen und innen drohen. Gegen die äußeren Feinde soll der männliche Soldat sein Vaterland verteidigen. Sichern wir doch die Zukunft des Reiches, indem wir ihm ein doppeltes Heer geben, eins, welches die Wohlfahrt des Staates in Kriegszeiten, und eins, welches diese Wohlfahrt in Friedenszeiten verteidigt!

Wir sind nicht optimistisch genug, um uns der Hoffnung hinzugeben, daß mit der Schaffung eines „Frauen- und Friedensheeres" alle Dissonanzen gelöst, alle Wunden und Schäden geheilt und goldene Zeitalter herbeigeführt würden, aber das wissen wir doch ganz bestimmt, daß mit der Hebung der Frau, mit der Sicherstellung des Familienglückes der Wohlstand und das Glück eines ganzen Gemeinwesens wächst.

Wir wollen die Frau nicht unter Kuratel, wir wollen sie nicht unter

den Korporalstock stellen, wir wollen sie nicht im Gamaschendienste drillen: wir wollen ihr Pflichten gegen die Allgemeinheit nicht aufhalsen, sondern ihr diese Pflichten anvertrauen, wir wollen ihr von Staats wegen die Ausbildung ermöglichen, deren sie bedarf, um ihre Kulturmission in wirklich segenbringender Weise zu erfüllen.

Bilden wir die Kräfte und Fähigkeiten auch der ärmsten Frau so aus, daß sie im Erwerbsleben, daß sie als Gattin und Mutter das zu leisten imstande ist, was man billigerweise von ihr verlangen kann, so wird mit dem erhöhten Bewußtsein ihrer Verantwortung und ihres Wertes, mit dem einmal rege gewordenen Bildungseifer sich nicht nur die Frau des „Volkes", das ganze Frauengeschlecht wird sich einer gesunden Weiterentwicklung erfreuen, und die Früchte dieser Bestrebungen werden nicht nur der Frau, sie werden ihrem Manne, ihrem Kinde, sie werden der Allgemeinheit zugute kommen!

Wie alles, was sie nicht versteht, wird die Dummheit über die hier gegebenen Anregungen lachen, und die Karikaturzeichner der Witzblätter werden sich beeilen, die Sache für ihre Zwecke auszuschlachten. Alle, die von der Verwirklichung dieser Vorschläge eine Schädigung ihrer Sonderinteressen fürchten, werden meinen Zeilen Fehde ansagen und die Anhänger des Althergebrachten, die sich durch Neuerungen nicht gerne aus ihrer Ruhe aufstören lassen, werden mißbilligend den Kopf schütteln. Eine Wahrheit, die unsere allgemeinen Ideen verletzt, tut uns weh, wie ein Hieb mit der Peitsche. Echte Bildung allein kann den Unwillen, unangenehme Wahrheiten anzunehmen, überwinden. Bei der Menge findet ein geborener Gauner eher Verzeihung, als ein geborener Denker. Gerade aber an die Denker wendet sich diese Schrift in erster Linie; denn der wahre Fortschritt wird nicht dem Instinkt der Massen, sondern der Genialität und dem Mute einzelner Bahnbrecher verdankt.

Ich schmeichle mir nicht, daß meine Anregungen direkt zu praktischen Versuchen führen werden. Wenn sie zunächst von der Dummheit tüchtig verlacht und von wenigen ernsten Leuten ernst genommen werden, bin ich zufrieden. Die Welt ist ein Riesenphonograph. Ideen, die einmal hineingesprochen, bleiben unauslöschlich darin haften. Vielleicht ärgert man sich noch eine Zeitlang darüber, dann nimmt man sie wieder auf, verbessert sie, spinnt sie weiter uud ruht nicht eher, bis die Idee von gestern die Tat von morgen wird.

Schmähe mir keiner den Titel meiner Schrift!

Er wird viele veranlassen, meine Ausführungen zu lesen, und auch solche anregen, einmal nachzudenken, die sonst für ernste Dinge nicht zu haben sind.

Ein frommer Betrug, wenn der Kern besser ist, als die Hülle erwarten ließ!





Hamlet und das Gespenst.

Alte Schatten, neue Lichter.

Von

Ferdinand Laban.

— Berlin. —

„Das unentdeckte Land, von des Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt.“ —

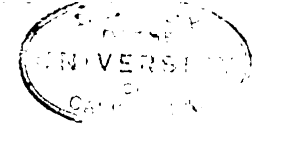
Man kann den Namen Hamlet nicht aussprechen, ohne einen gewissen Zwang in der Kehle zu spüren, das Wort Problem hinterdrein folgen zu lassen. Hamlet-Problem! Es klingt wie ein Kampfruf der Ästhetik. Ja, mehr als das. Wir denken unwillkürlich: wer uns dieses Problem endgültig löste, der hätte mehr getan, als bloß auf Fragen der Ästhetik die Antwort gefunden. Wir vermeinen: das Hamlet-Problem klären heiße den tiefsten Rätseln der Menschenbrust und des Daseins überhaupt mit einem mächtigen Schritt näher kommen. Ein allgemein philosophisches Problem vor allem dünkt uns das Hamlet-Problem. Woher auch sonst die — knapp gezählt — zweihundert Menschenhäupter, die darüber Tinte geschwitzt haben!

Es verbirgt sich aber viel unklares Denken hinter dieser Annahme. Ich bin nach und nach, im Laufe eines längeren Lebens, doch zu recht ketzerischen Ansichten gekommen hinsichtlich dieses angeblich tiefgründigsten Hamlet-Problems. Und nichts soll mich abhalten, frisch von der Leber weg davon zu reden. Ich bewundere, mit ungezählten anderen, in Shakespeare die größte dichterische Gestaltungskraft, die je ein Mensch besessen. Er gilt mir durchaus für das ungeheuerste poetische Phänomen aller Völker und aller Zeiten. Ich verehre in ihm die höchste künstlerische Persönlichkeit, schlechterdings die gewaltigste, von der wir wissen. Aber das alles hindert mich doch nicht daran, seinen Schöpfungen gegenüber

einmal einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus sie nicht lediglich als Kunstwerke erscheinen. Und wenn sie mir dann, von solcher Seite aus gesehen, in manchem Betracht ein vollständig antiquiertes Bild zeigen, und ich offen und rückhaltslos darüber mich ausspreche, so mag man mich immerhin der Blasphemie zeihen: ich selbst weiß mich frei davon.

Seit Bismarck mit der Errichtung des Reiches den dauernden Frieden unseres Erdteils mitbegründete, fechten die Völker Europas ihre Zänkereien in überseeischen Gebieten aus. Daheim aber drucken sie Bücher, ohne Maß und Zahl Bücher. Es hat mir immer ein besonderes Vergnügen bereitet, aus der ins Absurde gestiegenen Bücherflut der letzten dreißig Jahre das eine oder andere Buch herauszufischen, das zu unrecht der Vergessenheit anheimgefallen ist. So ist mir auf dem Gebiete der Shakespeare-Literatur das im Jahre 1879 zu Innsbruck veröffentlichte, damals von Zünftigen und Unzünftigen kaum beachtete und heute bereits gänzlich verdrängte Werk Vincenz Knauers „William Shakespeare, der Philosoph der sittlichen Weltordnung“ lieber als gar vieles, was seither über diesen Dichter zusammengeschrieben wurde. Und ich finde keinen besseren Ausgangspunkt für die Darlegung meiner eigenen Gedanken als die wörtliche Wiedergabe einer längeren Stelle dieser überall wirklich anregenden Arbeit.

Der verstorbene Universitätslehrer, der sein Werk „der Zierde und Freude des Menschengeschlechtes, der Hüterin der Ideale, der Bringerin einer glücklicheren Zukunft, der Jugend in dankbarer Erinnerung, Hochachtung und Liebe“ weihte — es wurde ihm, wie gesagt, mit Nichtachtung gedankt! — schreibt auf Seite 78 und den folgenden Seiten: „Das so oft zitierte ‚Mehr Dinge gibt's im Himmel und auf Erden, als uns're Weltweisheit sich träumen läßt,‘ sollte man absichtlich im Gedächtnis bereit halten, als bündige Abfertigung für alle eitlen, nach dem Ruhm einer überaus wohlfeilen Aufklärung gierigen Plattköpfe, die alles Übersinnliche für unmöglich erklären, ohne einen anderen Grund dafür anführen zu können, als den, daß man, um mit Jean Paul zu sprechen, wegen der Menge der Kieselsteine an keine Meteorsteine glauben solle. Ich kenne keinen mächtigeren Hemmschuh der wissenschaftlichen Forschung, als ein solches grund- und gedankenloses ‚Unmöglich!‘. Die Grenzen, an denen der Unterschied zwischen dem selbständig denkenden Kopf und dem ordinären Nachbeter hervortritt, sind meistens fast unmerkbar, und das eben ihrer Schärfe und Genauigkeit wegen. Eine solche haarscharfe Grenze liegt auch zwischen dem Schwerglauben und dem Garnichtglauben. Der gute Kopf verhält sich dialektisch und skeptisch, aber nicht bloß dem Spiritualismus, sondern auch dem Materialismus gegenüber. Keiner der guten Köpfe, die Shakespeare uns vorführt, ist abergläubisch, jeder schwergläubig, jedoch kein einziger ungläubig. Die



Geisterseher Horatio, Hamlet und Antigonus sind hartgläubig im höchsten Grade. „Ich hörte zwar, doch glaubt' ich nicht daran, die Geister der Verstorb'nen gingen um,' sagt Antigonus, als er sein vermeintliches Nachtgesicht beschreibt, und „Horatio sagt, es sei nur Einbildung (but our phantasie),' berichtet Marcellus auf der Terrasse, auf die er Horatio geladen hat, damit dieser mit eigenen Augen sich überzeuge, wenn die Erscheinung komme. „Pah, pah! Sie wird nicht kommen!' versetzt Horatio, der sogar, nachdem er bereits vor dem Geschauten erblaßt war und gezittert hatte, sich nochmals aufrafft und mit der Hellebarde danach zu schlagen befiehlt. Ich selbst habe noch nie die Ehre gehabt, einer solchen Erscheinung gewürdigt zu werden, trage auch durchaus kein Verlangen danach und tröste mich mit der mehrfach gemachten Erfahrung, daß ich für Visionen, magnetische Zustände, prophetische Träume, Ahnungen und dergleichen nicht die mindeste Anlage besitze; auch wäre ich von Herzen dankbar dafür, wenn ich von jemandem, um die Möglichkeit solcher Vorgänge zu leugnen, bessere Gründe zur Hand bekäme, als die unserer Aufgeklärten sind.

Nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß die Geisterszene auf der Terrasse jedesmal auf mich einen höchst seltsamen Eindruck hervorbringt, und ich weiß nur zu gut, daß es andern, gleichfalls nicht zum Geisterglauben geneigten Menschen ebenso geht wie mir. Es ist der Eindruck, den wir nach der Lesung fühlen, beiläufig der, als hätten wir die Erscheinung des Geistes selbst mit eigenen Augen gesehen. Es ist der Eindruck der Überzeugung, daß die Gestalten und Situationen, denen wir bei Shakespeare begegnen, hier wie überall nicht bloße Hirngespinste seien, sondern auf dem Grund und Boden des Selbsterlebten fußen. Vier wackere, kriegstüchtige und gebildete Männer sind es ja, denen der Geist erscheint, viermal erscheint er auf der Terrasse, und sein Auftreten, sein Gebaren und Verschwinden ist von der Art, daß es in allen Stücken mit anderen Geistererscheinungen, wie diese uns von unbefangenen Berichterstattern aller Länder und Zeiten erzählt werden, bis auf die kleinsten Nebenumstände zusammenstimmt. Ich bemerke dazu noch, daß es in Shakespeares Tagen noch keine so kritisch gesichteten bändereichen Sammlungen ähnlicher Vorgänge gab, wie dieselben in den Werken eines Perty oder Daumer uns heute vorliegen. Die Geistererscheinung im Schlafgemach der Königin, die noch obendrein vor dem Porträt des verstorbenen Königs vor sich geht und auch von der Königin nicht gesehen wird, möchte sich allenfalls als eine Ausgeburt der erhitzten Phantasie erklären lassen, ebenso die von Banquos Geist im Macbeth und die des Julius Cäsar im gleichnamigen Drama. Die letztere machte, auf der Bühne gesehen, vollständig den Eindruck einer Halluzination auf mich. Wie ganz anders die Terrassenszene! Dieser Unterschied ist wichtig. Man bedenke, daß Shakespeare seine Dramen für die Aufführung und

nicht zum bloßen Lesen gedichtet hat. Daß aber in jenen gewaltigen, auch in sprachlicher Hinsicht großartigen, überall den Stempel der Objektivität und Realität tragenden Terrassenszenen, die unser Dichter mit einer ihm sonst nicht immer eigentümlichen Sorgfalt ausführt, und die fast den ganzen ersten Akt des Hamlet in Anspruch nehmen, Shakespeare nichts anderes beabsichtigt haben solle, als eine Wirkung der erhitzten Einbildungskraft zu schildern, das zu glauben stelle ich jedem frei, mit dem ich über Shakespeare kein Wort mehr verlieren möchte. Einem solchen bleibt es auch unbenommen, zu glauben, Shakespeare habe den Stoff zu diesen ebenso erschütternden als erhebenden Szenen rein erdichtet, das heißt aus der Luft gegriffen, um seinem Publikum ein bißchen Gruseln zu erregen. Fest steht nur das eine, daß Shakespeare an der Möglichkeit einer Geistererscheinung überhaupt zu zweifeln keinen vernünftigen Grund gehabt haben konnte, übrigens aber sie als eine der außerordentlichen, nur in den seltensten Fällen und bei ganz ungewöhnlichen Anlässen sich einstellenden Erscheinungen, als staunenswertes Ereignis im vollsten Sinn dieses Wortes behandelt und auch wiederholt und nachdrucksvoll bezeichnet." —

Ich führe Knauers Worte nicht an, um ihnen schlankweg beizustimmen. In der Hauptsache — man wird das sehen — verfolgen meine Darlegungen überhaupt ein anderes Ziel. Aber nirgends, bei keinem, der über Shakespeare geschrieben, insbesondere bei keinem der vielen Hamleterklärer, finde ich eine so ernsthafte Stellungnahme zum Gespenst als eben bei Knauer.

Was hat es auf sich mit diesem weltberühmten „Geist von Hamlets Vater", wie er im Personenverzeichnis der Tragödie figuriert? Es gibt Hamlet-Problemlöser, die diesen „Geist" hinnehmen als etwas schlechthin Gegebenes, ohne sich mit einem einzigen kritischen Wort bei ihm aufzuhalten, unter ihnen sogar derjenige, dem in der gesamten Hamletliteratur die oberste Stelle gebührt: Karl Werder. Sie lassen uns vollständig im Dunkeln, wie *sie* über den „Geist" denken. Eine zweite Gruppe der Hamleterklärer, an deren Spitze leider der größte Shakespeareenthusiast und eindringlichste Kenner der dramatischen Poesie dreier Jahrtausende, Julius Leopold Klein, marschiert, faßt den „Geist" im Hamlet als Anbequemung des Dichters an das Fassungsvermögen des Theaterpublikums auf. „Sollte" — sagt er — „die innere, die subjektive, die moralische Überzeugung, die für den Volkssinn der Dichter als ‚Geist' nach außen reflektiert, sollte die nicht Motivs genug für den Sohn zu beflügelter Rache sein." (Shakespeare-Jahrbuch, 31. Bd., S. 51; zuerst gedruckt 1846; vergl. dazu Geschichte des Dramas, 13. Bd., 1876, S. 55.) Schon Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie ließ über Shakespeare das Wort fallen: „für die er vornehmlich dichtet" — das heißt: der Mischmasch im Theater, und zwar hat jene Redewendung ihre Stelle mitten

unter den berühmten Erörterungen über den Geist im Hamlet. Dieser Kleinsche „Geist“ also — „du siehst, wozu er nützlich ist, dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.“ Die wahre Herzensmeinung dieser ganzen Gruppe von Erklärern — der es ja bei dieser Frage viel mehr um die Beschwichtigung der eigenen Aufgeklärtheit als um den „Volkssinn“ zu tun ist — spricht wohl am offensten aus G. Friedrik (Hamlet und seine Gemüthskrankheit, Heidelberg 1899, S. 193) mit den Worten: „Wer, in unserm aufgeklärten Jahrhundert, Anstoß an der Geistererscheinung nehmen sollte, kann dieser ungezwungen eine andere Deutung geben — und sie als eine allegorische Darstellung des Gewissens Hamlets auffassen.“ Mit dem „ungezwungen“ und dem „kann“ ist es leider nichts! Die dritte Reihe von Hamleterläuterern sucht, gut oder übel, den „Geist“ als Halluzination der wachthabenden Soldaten und Hamlets unterzukriegen, so sauer ihr auch dieses schließlich doch aussichtslose Bemühen werden mag. Und so bequemt sich denn K. Rosner, der Hauptvertreter dieser naturwissenschaftlich-medizinischen Richtung (Shakespeares Hamlet im Lichte der Neuropathologie, Berlin 1895, S. 39) zu folgenden Sätzen: „Das treibende Motiv der Handlung im weitesten Sinne ist der Mord des Königs Hamlet durch Claudius. Hier stellte sich die rein technische Schwierigkeit — wie den Hamlet von dem Faktum und den Details des Mordes unterrichten? Hätte Shakespeare dies in Form der reinen Halluzination getan, so wäre es ihm unmöglich gewesen, diesem subjektiven Produkte einer Trugwahrnehmung Hamlets — die Erzählung bisher geheimer Dinge — des Mordes usw. — in den Mund zu legen, da ja die Bilder der Halluzination sich nur im Wissenskreise des halluzinierenden Subjektes bewegen können — Hamlet aber früher um den Mord des Königs nichts wußte. Shakespeare entschloß (!!) sich, das Bild des Königs nicht als abstraktes, bloß im Gesichte Hamlets konkretes — wie in der Gemachszene mit der Mutter — erscheinen zu lassen, sondern dasselbe als ‚ehrliches Gespenst‘ in Szene zu setzen.“ In optima forma also ein Spaßgespenst! Immerhin leitet uns diese Auslassung zu der letzten und größten Gruppe von Hamletinterpreten hinüber, die, ohne sich über Gespensterglauben oder -Unglauben zu äußern, mit zwei dürren Worten ohne weiteres zugeben, daß im Hamletdrama eine objektive Geistererscheinung vorliege, ein reales Gespenst. Diese Tatsache unumwunden anzuerkennen, es auszusprechen, dem Gespenst im Hamlet komme eine Realität zu, ist denn auch das einzig Richtige und Vernünftige. Alles Drehen und Wenden der Sache, um ihr ein anderes Aussehen zu geben, m u ß zu Ungereimtheiten führen. Oder, wie anders sollte man die Sätze benennen, die Georg Brandes (W. Shakespeare, München 1896, S. 595 fg.), verschiedenste Standpunkte durcheinander quirlend, mit größter Seelenruhe niederschreibt: „Im Macbeth so wenig wie im Hamlet wird durch die Einführung übernatürlicher Elemente

beabsichtigt, eine selbständig wirkende, übermenschliche Macht in das Menschenleben eingreifen zu lassen; diese Elemente sind vielmehr durchsichtige Symbole. Die hier auftretenden, übernatürlichen Wesen können aber gleichwohl nicht als bloße Gesichte aufgefaßt werden; ihre Existenz wird ausdrücklich als außerhalb der Halluzination liegend geschildert. Man darf nicht vergessen, daß diese ganze Geister- und Hexenwelt für die Zeitgenossen Shakespeares eine andere Bedeutung hatte als für uns; auch ist nicht vollständig ausgeschlossen, daß Shakespeare das Vorhandensein derartiger Wesen für möglich gehalten hat. Das ist jedoch von geringerem Belang als der geistige Zustand derer, für die Shakespeare schrieb." Ich muß bekennen, daß es mir nicht gelingen will, zu begreifen, was Brandes eigentlich hat ausdrücken wollen. Aber ich bemerke, daß er, wie so viele, die um dieses Thema herumreden, sich in arger Verlegenheit befindet: Shakespeares Dichtung soll auch für uns absolute Geltung haben, und die Hindernisse, die sich dem entgegenstemmen, müssen niedergeredet werden.

Hamlets Vater starb infolge des Bisses einer Schlange: dies nimmt die ganze Welt, die von seinem Tode weiß, als ausgemachte Tatsache hin. Hamlet selbst freilich, den die Trauerbotschaft in der Fremde antrifft und der, nach etwa zwei Monaten daheim angelangt, seine Mutter mit dem Bruder seines Vaters vermählt findet, diesen Claudius als König wiedersieht, gerät außer Rand und Band. Aber auch er, trotz der tiefsten Empörung seines Gemütes, hat keinen faßbaren Anhalt, das Ableben des Vaters anders zu nehmen, als es alle Welt nimmt. Da erscheint — man beachte das wohl! — zuerst den seelisch indifferenten Kriegsleuten wiederholt der Geist von Hamlets Vater auf der Schloßterrasse. So wie Hamlet davon die erste Kunde hat, ist mit eins sein Argwohn erweckt. Und durch das Gespenst erfährt er nun Dinge, die — wie der Zuschauer alsbald aus dem Munde des Königs Claudius vernimmt — objektiv absolut wahr sind, die aber — und das ist der Kernpunkt! — außer dem König Claudius, dem Mörder, kein Mensch weiß und wissen kann. Ohne die Offenbarung des Gespenstes hätte Hamlet niemals etwas von der Sache erfahren, wenn es nicht etwa dem Mörder beliebt hätte, sich aus eigenstem Antrieb selbst zu liefern. Shakespeare stellt den Tatbestand durchaus so hin, daß niemand an ein Verbrechen nur im entferntesten denkt oder denken kann, und daß auch alle Handhaben, die zur eventuellen Aufdeckung eines Verbrechens führen könnten, schlechterdings fehlen. Es leitet keine einzige Spur zum Verbrechen und zum Verbrecher. Ohne die Aufklärung von seiten des Gespenstes hätte Hamlet ja immerhin auf die Vermutung eines Verbrechens verfallen können, aber es wäre das immer eine leere Vermutung geblieben, ohne jegliche reale Unterlage. Daß seine Mutter so leicht sich über den Hingang seines Vaters getröstet habe und so schnell mit dessen Bruder eine zweite Ehe einging

und daß nun dieser zweite Gemahl auf dem Throne sitze — dies könnte ihm ja immerhin Anregung zu Ahnungen geben. Und er *hat* böse Ahnungen. Aber es sind gestaltlose Nebel. Er brütet über unfaßbarem Gram. Und — nicht ihm wird unmittelbar aus seiner Seelenverfassung heraus eine Halluzination zuteil, in der er divinatorisch sich mit Tatsachen in den Hauptpunkten deckende Dinge erschaut, die er bisher als bloß dumpf geahnte Möglichkeiten vielleicht im Gemüte trug. Nein, das Gespenst geht um, ohne daß Hamlet davon die blasseste Mahnung verspürt. Nein, das Gespenst spukt bei anderen, bei Leuten, die sein Spuken gar nicht zu deuten wissen. Hamlet muß zu dem Gespenste erst hingeführt werden. Daß diese Bernardo, Marcellus, Horatio zunächst Einzel- und dann Kollektivhalluzinationen gehabt haben sollen, bis dann schließlich die Sache in der entscheidenden Quartetthalluzination kulminiert, das wäre die künstlichste Nachkonstruierung eines Vorganges, der sich in jeder Hinsicht gegen eine solche spitzfindige und groteske Ausdeutung sträubt. Nein: das Gespenst selbst, als etwas Objektives, zieht den Faden an. Es sucht sich Hamlet zu nähern. Nicht aus dessen Herzen steigt es empor, aber es erhofft Widerhall in des Sohnes Brust. Es kommt wirklich aus der Gruft hervor als Ankläger. Und es muß spukend umgehen, bis es mit demjenigen zusammengetroffen ist, der einzig und allein sein Rächer sein kann. Den anderen hat es sich zwar gezeigt, zuerst und wiederholt gezeigt, aber nur diesem enthüllt es nun die furchtbarsten Geheimnisse: den genauen Hergang alles Geschehenen, die Motive, die Umstände, die Details.

Wir haben es demnach in Wirklichkeit mit einem realen Gespenste zu tun. Der Zuschauer im Theater weiß das sicher, ja über alle Zweifel hinaus positiv, also ganz anders als Hamlet, zu dem der Geist gesprochen hat, selbst, als Hamlet, der endlich triumphierend ausruft: „Ich *wette* Tausende auf das Wort des Geistes!" — nachdem er in der Schauspielszene die Mienen des Königs erforscht. Dem Zuschauer bekennt König Claudius ja bereits in der ersten Szene des dritten Aufzugs seine Untat. Der Zuschauer braucht gar nicht zu wetten. Er weiß es aus erster Hand: der Geist offenbarte wirklich das Geheimnis des Königs und der Königin und das geheimste Geheimnis, um das der König allein weiß. Der Mörder selbst bestätigt die Wahrheit. Und kein Mensch sonst unter der Sonne vermöchte das zu tun. Nicht in einem einzigen Punkte hatte sich das Gespenst geirrt: es trifft alles genauest so zusammen, wie zwei gleiche Dreiecke einander restlos decken. So ostensibel drängt sich bei dem ersten „Beiseit" des Königs Claudius dem Zuschauer im Parterre die absolute Realität des Gespenstes auf, daß viele der Hamleterklärer, die für ihre Person ja über jeden Gespensterglauben hinaus sind, es dem Prinzen förmlich verargen, daß dieser doch gewisse Zweifel an der Realität und der Reellität des „Geistes" im Verlauf der Handlung

immer wieder hervorkehrt. Dieser arme Prinz hat es freilich nicht so gut wie die Zuseher: er tappt trotz alledem im Unsicheren, wo sie festen Boden unter den Füßen spüren.

Um das gleich vorweg zu sagen: der wunderbare Reiz dieser künstlerischen Erfindungen liegt darin, daß Hamlet bei seinem edlen Empfinden lediglich durch die Situation, in die ihn seine Mutter gebracht hat, fähig wird, mit seinem Grame bis zu den tiefsten verschlossenen Pforten des Verdachts hinabzudringen, daß er aber gleichzeitig eben infolge dieses seines edlen Wesens niemals fähig gewesen wäre, allein aus sich selbst heraus jene Pforten aufzusprengen. Der Unterirdische, der aus dem Grabe, muß ihn hellsichtig machen. Was ihm der Tatsächliches mitzuteilen hat, ist nicht himmelweit unterschieden von dem Entsetzen und der Scham, die schon vor diesem Abgrundtiefblick in ihm wühlten. Wo alles auf Erden schwieg, sprach sein Herz, aber in einer Sprache, die sein Verstand niemals zu bemeistern verstanden haben würde. Damit er sich selbst verstehen könne, muß etwas hinzutreten, das nicht in ihm ist, etwas, das von außen her an ihn herankommt. Der Kläger muß in Person erscheinen, damit er sich als Rächer berufen fühlen könne.

Aber ist dieses Objektive, dieses Gespenst aus dem Grabe, eine zulässige Motivierung? Die Frage erhebt sich: wie stellen wir Menschen der Gegenwart uns zu Gespenstern? Eine kuriose, eine fast lächerlich erscheinende Frage. Man glaube indessen nicht, daß dies — wie offenbar die Hamletproblemforscher annehmen — eine ziemlich müßige Frage sei und ihre Beantwortung mit dem Verständnis der Hamletdichtung blutwenig zu tun habe. Das Drama besteht aus Handlung und Charakteren. Dieses Gespenst ist unlösbar in die Handlung verflochten, ja die ganze Handlung im Hamlet ruht auf ihm als dem Grundpfeiler. Ohne dieses Gespenst keine Hamlettragödie. Man hat das Gespenst aus dem Hamletproblem ganz ausgesperrt. Nur aus einem abgelegenen kleinen Kapitelchen oder aus einer Fußnote guckt es hervor, um alsbald zum Schweigen verwiesen zu werden. Die Hamletbücher haben die stereotype Phrase: „So wie Hamlet durch das Gespenst erfährt" —; und dann erst, nachdem das Gespenst diese seine Schuldigkeit getan, beginnt für sie das, was sie das Hamletproblem nennen: nämlich das Verhalten Hamlets zu dem ihm gewordenen Racheauftrag. Das Primäre aber, der Grundbaß, von dem her die ganze Tragödie ihren spezifischen Stimmungsgehalt bekommt, scheint mir doch das Wesentlichere zu sein. Der Abgott aller freien Geister des achtzehnten Jahrhunderts, der große Deist Voltaire spricht es aus: im Hamlet komme der Schatten des Königs Rache heischend, geheime Verbrechen enthüllend, vom Totenreiche gesendet, damit die Gerechtigkeit in der Welt nicht aufhöre zu walten und es jedem auf das augenfälligste einleuchte, wie die unsichtbare Macht der

Gerechtigkeit das sichtbare Reich der Dinge beherrsche und zu ihrer Erhaltung gebieterisch in dasselbe eingreife. Voltaire sieht ganz richtig: im vorliegenden Falle, wo alle natürlichen Mittel versagen, muß die moralische Weltregierung zur ultima ratio greifen, zu einem übernatürlichen Vorgang, um den Stein ins Rollen zu bringen. Hier handelt es sich um mehr, als um einen Kriminalfall. Dann freilich trübt sich Voltaires Blick: er bemerkt nicht, wie von da ab alles natürlich, menschlich, weltlich zugeht und wie der geheimnisvolle, verborgen bleibende Regisseur, der sich nur in seinem Walten offenbart, allein durch die gegebenen Charaktere und durch Zufälle wirkend, scheinbar schwer und umständlich, jedenfalls aber mit unwiderstehlicher Sicherheit alles dem einen Ziele zutreibt und das Ziel auch wirklich erreicht. Alles stirbt zusammen, aber dadurch, wie dieses Sterben vor sich geht, wird die Schurkerei des bis zum letzten Atemzuge lügenden Königs Claudius offenbar: er ist überführt.

Dieses Primum mobile, dieses Gespenst, das hereinbricht in eine reale Welt, in der es sich um Tod und Leben handelt, dieser metaphysische Schatten zwischen lauter Menschen aus Fleisch und Blut, — schaut uns mit ganz anderen Augen an, als etwa das artistisch gewebte Zauberreich des Goetheschen „Faust" oder wie Shakespeares eigene Wunderwelten im „Sommernachtstraum" und im „Sturm". Ich begreife die Hamletproblemergründer nicht, daß sie um die Frage, wie wir uns zu Gespenstern überhaupt und demgemäß zu diesem Gespenst insbesondere zu stellen haben, herumschleichen und sich herumdrücken und froh sind, diesen Gegenstand, kaum daß sie ihn berührt haben, flugs fallen zu lassen, als hätten sie heißes Eisen in Händen gehabt. Die kitzliche, dicht an das Lächerliche streifende Frage: wie denken Sie über Gespenster? kann keinem Hamletkritiker, der die Objektivität des Gespenstes in dieser Tragödie anerkennt, erspart werden. Ich sagte „herumschleichen und sich herumdrücken". Was anderes ist es denn wohl, wenn wir bei B. Tschischwitz (Shakespeares Hamlet, Halle 1868, S. 88) — um nur einen herauszugreifen — auf den Satz stoßen: „Wenn es bis jetzt der Erfahrung nicht hat gelingen wollen, Gespenster als Realitäten nachzuweisen, so hat diese erfahrungsmäßige Tatsache höchstens Anwendung auf die Naturgeschichte, aber nicht auf die Kunst und die Volksvorstellung." Hamlet ist ein Drama der strikten Realität. Jeder Verstoß des Dichters gegen die reale Psychologie, der sich etwa in seinen Gestalten vorfände, würde ihm von seinen Kritikern als Fehler angestrichen werden. Und die vielen schiefen Auffassungen dieser Tragödie bestehen eben hauptsächlich aus solchen Anstreichungen. In diesem Stück ist kein Zoll breit Raum für Phantastisches, Allegorisches, Mythisches. Jeder Zoll ist real. Und das Gespenst ist dies ebenfalls. Es geht durchaus nicht an, mit R. Loening, dem Verfasser eines sogenannten abschließenden Werkes über den Hamlet,

jeden, der an dem Gespenste Anstoß nimmt, einen „pedantischen Philister“ zu schelten (Die Hamlet-Tragödie, Stuttgart 1893, S. 139). Damit überhört man bloß die Dringlichkeit und die Unabweisbarkeit der Gespensterfrage — und zwar nicht eben besonders höflich.

Ich glaube, die meisten denken, von ihrer Gymnasialzeit her, im stillen, mehr oder minder deutlich, eben noch immer das nach, was ihnen Lessing im elften Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie am 5. Juni 1767 vorgedacht hat. Kuno Fischer wenigstens in seinem Hamletbuch macht nicht das geringste Hehl daraus. Und unser vornehmstes Konversationslexikon — also der Kodex der Allerweltsmeinung — beruft sich unter „Spiritismus“ auf das Lessingsche Diktum. Wenn es wahr ist — fragt Lessing —, daß wir jetzt keine Gespenster mehr glauben, folgt daraus, daß es durchaus nicht erlaubt ist, Gespenster auf die Bühne zu bringen? „Nein; dieser Verlust wäre für die Poesie zu groß.“ Lessings eigene Praxis freilich trug kein Verlangen nach Gespenstern. Um jedoch diesem drohenden angeblichen Verlust in der Theorie vorzubeugen, bekennt sich der große Aufklärer zu einer höchst merkwürdigen Unentschiedenheit, die, im Grunde genommen, jeden Augenblick in positiven Gespensterglauben umschlagen kann. „Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann nur so viel heißen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als dawider sagen läßt (!!), die nicht entschieden ist, und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Übergewicht gegeben. . . . Der Same, Gespenster zu glauben, liegt in uns allen.“ Es komme nur auf die Kunst des Dichters an, diesen Samen zum Keimen zu bringen, „nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit (!!) in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir in gemeinem Leben (!!) glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was er will. So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken.“

Shakespeare hat seinen Hamlet etwa 1590 (nach neuester Ansicht 1601) gedichtet, Lessing schrieb seine Sätze 1767 nieder. Ich bestreite aber, daß sich Anno 1905 den Zuschauern im Theater beim Erscheinen des Gespenstes die Haare zu Berge richten.

Wäre die Lessingsche Argumentation zureichend, dann müßten wir, den Kunsttempel betretend, in der Garderobe alle unsere Wissenschaftserkenntnisse ablegen, um uns drinnen im eigentlich geheiligten Tempelraum vom Dichter jegliche Art Glauben und Aberglauben aufhalsen zu lassen. Lessing will viel zu viel beweisen. Die „Poesie“, selbst die höchste und unvergängliche, ist keine zeitlose Sache. Auch das Kunstwerk von „ewiger“ Dauer wurzelt in der Zeit: es ist ein Produkt einer bestimmten

Entwickelungsstufe der Menschheit. Wir können das Künstlerische an ihm genießen und bewundern selbst dann noch, wenn uns das Gegenständliche und Inhaltliche bereits recht fremd geworden ist. Ja, mehr noch als das können wir: durch ein Kunstwerk vermag in uns ein Stück längst dahingegangenen Fühlens und Denkens der Menschheit in dem Grade wieder zum Leben erweckt zu werden, daß wir ein wirkliches Verständnis dafür zu gewinnen imstande sind. Aber es ist bloß ein Scheinleben. Als Menschen einer anderen Zeit verlieren wir den Abstand, der uns von früheren Zuständen der Menschheit trennt, nicht aus dem Gefühle: wir genießen historisch.

Das Wort „Aufklärung" hat einen unangenehmen Beigeschmack. Es klingt so etwas mit wie: „Seichtheit". Und gewiß hat das Jahrhundert, das nach ihm benannt wird, dem Begriff nur einseitig Geltung zu verschaffen verstanden. Dem neunzehnten Jahrhundert erst gelang es, das Fehlende nachzuholen mit seinem Bestreben, „historische Gerechtigkeit" zu üben. Und wenn ich Friedrich Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches" nenne, dasjenige seiner Werke, in dem er die Hauptschlacht seines Lebens geschlagen, so verliert sich wohl das letzte Restchen jenes üblen Beigeschmacks von dem hohen und herrlichen Worte „Aufklärung". Man denkt herkömmlicherweise, wenn dies Wort ausgesprochen wird, spöttisch an Plattköpfe wie Nicolai. Wir aber weisen dabei auf das „souveräne Buch" unserer Tage hin. So benannte Jakob Burckhardt Nietzsches Hauptwerk, dessen Glanz auch durch den späteren pathologischen Niedergang seines Autors nicht merklich getrübt werden kann. Hier ist umfassender Rundblick von der Warte moderner Wissenschaft. Übrigens halten wir dieses Buch nicht etwa für den Koran unserer Zeit. Es bezeichnet aber den Pegelstand des modernen Sinnens, Denkens, Dichtens und Trachtens, die Marschroute, auf der sich der Mensch vorwärts bewegt, die Horizontlinie unserer Weltanschauung. Daß dieses Buch in unserer Zeit möglich ward, wirft Licht überall hin auf unsere Zeit. Es ist bloß ein vereinzeltes, individuelles, freilich ein prachtvollstes Beispiel dafür, was auf tausend Webestühlen gewebt wird. Das Streben des menschlichen Geistes ist im höchsten und größten Sinne immer „Aufklärung" gewesen: es kennt nur ein „Vorwärts" und ein „Empor".

Von hier aus lenken wir die Aufmerksamkeit wieder auf unsern trefflichen Knauer. Wir fühlen uns nicht im mindesten getroffen oder etwa gar gekränkt, wenn er uns „Plattköpfe" schimpft. An Gespenster freilich „glauben" wir nicht. Aber wir sind gerecht auch gegenüber den Gespenstern. Über ihre Existenz-Möglichkeit oder -Unmöglichkeit debattieren wir nicht mehr, weder mit Knauer noch mit Lessing. Wir haben einsehen gelernt, auf welchem Wege diese Vorstellungen Eingang in die Welt gefunden haben, und damit erledigten sich für uns diese Fragen von selbst. Wohl haben wir Verständnis gewonnen für die

ungeheure Last, mit der sich die Menschheit auf ihrem Wege von den Anfängen her abgeschleppt hat, für jegliche Art von Glauben und Aberglauben von niedrigstem Fetischismus anhebend bis hinauf zu dem metaphysischen Gedankenbau eines Schopenhauer. Nichts Menschliches ist uns fremd. Begreifen und Verstehen: das ist unsere Losung. Für uns persönlich freilich hat — im ganzen Zusammenhange unserer Lebenserkenntnis — der Glaube an Gespenster jeglichen Sinn verloren. Wir wissen es jedoch zu würdigen, was auch dieser Aberglaube in der Vergangenheit unseres Geschlechtes bedeutete, vom jetzt lebenden Botokuden angefangen, der für uns darin ja immer noch Vergangenheit ist, bis hinauf zu dem „trunkenen Wilden" Shakespeare.

Gar manches in dem angeführten Passus Knauers gefällt uns nicht. Aber was uns so besonders gefällt, ist, daß er uns einen Blick in die Psyche Shakespeares eröffnet, aus der jenes Gespenst im Hamlet herausgeboren werden konnte. Lessing spielt zu sehr den Advokaten der Poesie, er betrachtet Shakespeare fast nur unter dem Gesichtswinkel der Schwarzkünstlerei, des dramaturgischen Taschenspielers, der uns durch seine Kunst unsere ganze Wissenschaft wegeskamotiert — dabei redet er von Shakespeare immer wie von einem Gegenwärtigen, es fällt ihm gar nicht ein, daran zu denken, daß zwei Jahrhunderte zwischen jenem und ihm liegen! Knauer freilich bemerkt sogar drei Jahrhunderte nicht. Aber Knauer, der darum den großen Artisten keineswegs aus den Augen verliert, zielt doch mehr auf die Sache selbst, die hier zum Ausdruck kommt. Lessing läßt den Dichter in die verglimmenden Kohlen des Aberglaubens blasen, damit dieser daran sein Feuerwerk entzünden könne. (Shakespeare hatte das für seine Zeit nicht nötig, und für unsere Zeit nützt kein Blasen mehr.) Nach Knauer offenbart sich uns hier das innerlichste Glauben und das geheimnisvollste Schauen Shakespeares. Er ist der Dichter-Philosoph der moralischen Weltordnung, und sein „Hamlet" mit dem realen Gespenst ist der stärkste Ausdruck seiner Weltanschauung. Wir haben hier nicht nur den Artisten vor uns, sondern auch das Inhaltliche, das er verarbeitet, den Teig, den er knetet. Dieses Gespenst beweist übrigens mit seinem Auftreten nicht nur seine eigene Existenz, sondern weit mehr, nämlich die ausschließliche Richtigkeit einer bestimmten Glaubenslehre. Es beweist die Existenz des Fegefeuers. Beweist: im Drama natürlich. Da dieses Gespenst keine Halluzination von vier Menschengehirnen ist, sondern als ein Stück metaphysischer Realität seinen Platz zwischen den realen Personen ausfüllt, so hat alles, was es ausspricht, selbständige Bedeutung. Hamlet freilich, der Zweifler, redet, trotz der ihm gewordenen Erscheinung, vom unentdeckten Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, und dann wiederum von der Furcht vor einem hypothetischen Etwas nach dem Tode. Das hat Shakespeare wundervoll gemacht! Er selbst aber, der Dichter, dokumentiert damit, daß er das

Gespenst als etwas Objektives in sein tiefsinnigstes Werk einfügt, für jeden, der sehen will, zum mindesten so viel, daß er an die Möglichkeit einer Geistererscheinung glaubt. Das Drama ist die objektivste aller Dichtungsgattungen. Und Shakespeare verschwindet mit seiner Person so sehr hinter den von ihm geschaffenen Gestalten, daß er völlig unfaßbar wird. Unauffindbar: im Wesen und in den Reden seiner Figuren. Aber die Weltansicht, die sich darin offenbart, wie diese Figuren zueinander gestellt sind, wie sie alle zusammenwirken müssen, sie selbst und die Zufälle des Lebens, um eine sinnvolle Handlung, ein planvolles Geschick zu verwirklichen — die hierin sich aussprechende Weltansicht wird man doch wohl auf die subjektive Rechnung des Dichters zu setzen haben. Hier, oder nirgends, wird man oft ausrufen dürfen: das ist der Finger Shakespeares! Was Schiller vom Historiker sagt, das hätte er auch vom Dramatiker sagen können: „Eine Erscheinung nach der anderen fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen und sich einem übereinstimmenden Ganzen — das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist — als ein passendes Glied einzureihen." Dieser subjektive Rest im Shakespeareschen Drama — der aber doch die eigentliche Hauptsache bildet —, dieses letzte Gerüst, dasjenige, was auch Shakespeare nicht mit dem Ausdruck und dem Anschein ewig gültiger Realität hinzustellen vermag, seine besondere Ansicht vom Lebens-Ganzen überhaupt, die sich in dem individuell gefärbten Abrollen der von ihm erfundenen Geschicke manifestiert, — dies vor allem ist das zeitlich Begrenzte in dieser erhabensten Dichtererscheinung.

Es hat etwas sehr Mißliches, einen Shakespeare meistern zu wollen. Die Schläge der Anti-Shakespeareomanie der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sind fast durchweg Schläge ins Wasser gewesen. Shakespeare als Künstler herabsetzen zu wollen, wird immer mißlingen. Anders aber — das scheuen wir uns nicht auszusprechen — verhält es sich mit der Beurteilung der Weltanschauung, die in Shakespeares Werken ihre gewaltigste Verkörperung findet. In wie weiter Ferne von uns sehen wir die Tragödie der Griechen! Aber auch Shakespeare zeigt uns bereits den unverkennbaren historischen Abstand. Er ist nicht mehr ganz und gar Blut von unserem Blute. Wir genießen seine Werke vielfach als — Archäologen. Nicht die Höhe persönlicher Kunst entscheidet hier allein, als lebende Menschen haben wir unser Wissen, wir haben die allgemeinen Erkenntniswandlungen von dreihundert Jahren hinter uns. Und wir haben den Mut der Überzeugung, daß es eben die Stärken unserer Zeit und ihrer Erkenntnisse seien, vor welchen sogar die Gemälde eines Shakespeare langsam in den Hintergrund zurückweichen.

Es ist uns heute nicht mehr möglich, mit den Augen eines Shakespeare in die Welt zu sehen. Wir wissen es, daß wir mit unseren moralischen

Empfindungen uns nicht an eine tiefere Welt hinabfühlen, als diese unsere festgefügte empirisch gegebene Wirklichkeit ist. Wir wissen es, daß unser ethisches Empfinden eine im Verlaufe der Entwickelung entstandene, relative, wechselnde Sache ist. Aus Naturtrieben, aus Nöten, Irrtümern und Illusionen — vornab der Illusion der Willensfreiheit — ist es hervorgewachsen. Mit ihm ist aus dem Tiere das Übertier hervorgegangen. Es bildet die Blüte und den Stolz unseres Menschentums. In ihm sind inbegriffen die treibenden Kräfte, die den wimmelnden Ameisenhaufen auf unserem Erdball in Bewegung setzen und die unendliche Kompliziertheit seiner Willensbestrebungen lenken, regulieren und zusammenhalten. Aber wie hoch wir auch das Walten der moralischen Triebfedern bewerten: Gut und Böse, Schuld und Sühne wurzeln nicht in übersinnlichen Welten. Nur geglaubt hat die Menschheit, der Ankergrund jener Empfindungen und Begriffe befinde sich in einer Tiefe jenseits aller Erfahrung.

In unserem Handeln, als Tätige, können wir uns kaum loslösen von dem Angeerbten und Anerzogenen. Aber als Betrachtende, als Menschen des reinen Schauens und Erkennens, ist es uns möglich, uns über uns selbst hinauszuschwingen und uns in der Ätherhöhe schwebend zu erhalten. Wir können ohne moralische Impulse unser Tagewerk nicht vollbringen. Aber wir vermögen uns in den Feierstunden des Geistes erkennend über uns selbst und das ganze Getriebe zu erheben.

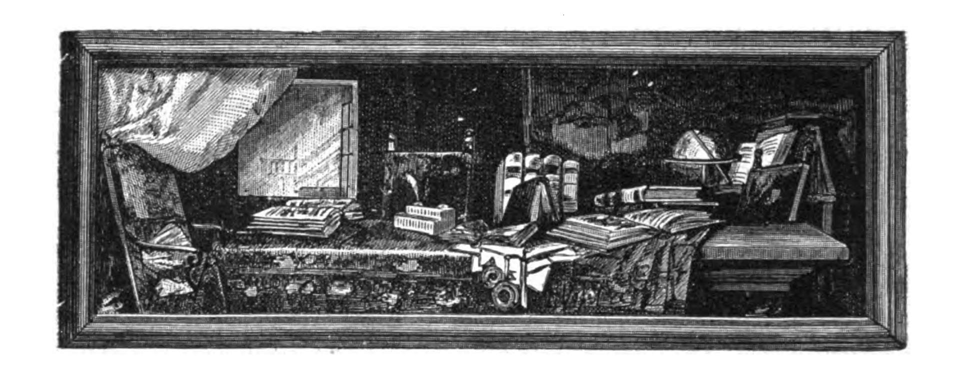
Doch, wir wollen von unserem Gegenstande nicht zu weit abkommen. Das Kolorit des Shakespeareschen Gespenstes erscheint uns so tief und echt, weil dieser „Geist" in der Weltanschauung des Dichters Sitz und Stimme hatte. Aber wir können mit ihm, wenn wir uns nicht auf den historischen Standpunkt stellen und sagen: so sah die frühere Menschheit und ihr größter Dichter in die Welt —, absolut nichts anfangen. Wir Menschen der Gegenwart vertragen auf den Brettern, die die Welt bedeuten, jegliche Regung des Denkens und Fühlens: was an Affekten, an Pathos, an Emphasis, an Ekstase, was an Weisheit und Torheit in Kopf und Herz möglich ist — und w a s alles möglich ist, bleibt ja unausdenkbar! —, das alles lassen wir uns gefallen, v o r a u s g e s e t z t, daß uns dies alles der Dichter als das lebendige Leben seiner Personen gibt. Denn dann ist das immer real. Aber auch an Symbolischem, Allegorischem, Phantastischem, Traum-, Zauber- und Geisterhaftem mag er bringen, soviel er will: wir wissen, w i e wir das zu nehmen haben, und e r mag zusehen, wie weit er uns damit führen mag. Wenn uns jedoch ein Dramatiker einen Geist aus dem Grabe brächte, der, mitten in die r e a l e Welt tretend, erschiene, um ein Verbrechen zu enthüllen, das sonst gänzlich unbekannt hätte bleiben müssen: dann hört für uns die Sache auf. Das ist für uns ein Nonsens. Es kann keinen Dichter mehr geben, und wäre er selbst ausgerüstet mit übershakespearescher Gestaltungs-

kraft, der uns ein solches Gespenst annehmbar zu machen imstande sein würde. Der Same, ein solches Gespenst zu glauben, ist in uns nicht mehr keimungsfähig. Wir sähen darin nichts anderes, als das irrtümliche und unberechtigte Unternehmen, unsere Empfindungen und Begriffe von Moral und Sittlichkeit, die sich bei uns Menschen im Laufe der Entwickelung gebildet und die wir sublimiert haben, einer außerirdischen Macht unterzuschieben, von der wir annehmen sollten, sie regiere geheimnisvoll die Welt nach solchen Prinzipien. „Verbrechen" und „Strafe" haben Sinn nur unter uns Menschen.

Auch die großartigsten Kunstwerke sind nur Menschenwerk: — sobald die Voraussetzungen, unter denen sie geschaffen wurden und für die sie berechnet waren, wegfallen, ändert sich mit eins auch ihr Antlitz.

Ich bin mir bewußt, nicht blasphemisch an dieses Thema gerührt zu haben. Wohl aber erscheint mir die Sache so ernst, daß ich mir durch die ästhetische Phrase, die hier bisher allein das Wort geführt hat, den Lauf meiner eigenen Gedanken nicht hemmen lasse. Die bis zum Überdruß fortgeführte und schier endlose Diskussion darüber, „warum der Hamlet nicht handelt", dünkt mich durchaus nicht derjenige Hauptpunkt zu sein, um den es sich bei dem Verständnis und bei der Beurteilung dieses Kunstwerkes in erster Linie handelt.





Max Waldau und Adolf Stahr.

Von

Ludwig Geiger.

— Berlin. —

Vor 14 Jahren hat der Nestor der deutschen Schriftsteller, Rudolf von Gottschall, einer der wenigen, noch jetzt lebenden Autoren, die Max Waldau persönlich gekannt haben, ihn in diesen Blättern als einen vergessenen Dichter behandelt. (Nord und Süd Band 58 Heft 172 u. 173.) Aber auch seiner warmen Freundschaft und seiner beredten Verteidigung — die bloß manchmal über das Ziel schoß — ist es nicht gelungen, den Vergessenen in allgemeine Erinnerung zu bringen, den Toten wieder lebendig zu machen. Seitdem ist eigentlich nur ein einziger kenntnisreicher Artikel Ludwig Fränkels über Waldau erschienen (in der Allgemeinen deutschen Biographie, Band 35 fälschlich unter dem Namen Spiller von Hauenschild, denn Hauenschild führte, was Fränkel nicht wissen konnte, diesen Namen zu Unrecht, da er seiner Familie nicht gehörte.)

Sonst herrscht über Waldau vollkommene Stille. Die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, die gewissenhaft jeden Journalartikel und jede Zeitungsnotiz buchen, die den Schriftstellern der neueren Zeit gewidmet wird, verzeichnen in manchen Jahrgängen den Namen unseres Autors überhaupt nicht oder sind nur imstande, ganz belanglose Notizen, bisweilen nur Erwähnungen seines Namens hervorzuheben.

Das kann jetzt anders werden. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Sohnes des Dichters, des Landrats von Hauenschild in Kosel, ist mir die Verwertung von des Dichters Nachlaß ermöglicht, eines Nachlasses freilich, der von den angefangenen Werken unseres Poeten so gut

wie nichts enthält und naturgemäß mehr Briefe, die er empfing, als solche, die er schrieb, aber immerhin genug, um Beiträge zur Kenntnis und Würdigung des zu seiner Zeit hochberühmten Autors zu geben.

Von den Briefen, die Waldau schrieb, sind durch Bemühungen seiner Erben zwei Reihen in den Nachlaß zurückgekommen und bilden nun dessen kostbarste Stücke: die Briefe an Leopold Schefer und Adolf Stahr, sowie an dessen Freundin und spätere Gattin Fanny Lewald. Auch alle diese Personen sind zum mindesten Halbvergessene, waren aber zu ihrer Zeit tonangebende Autoren, die begeistert gepriesen und unendlich viel gelesen wurden, und sie verdienen ebenso oder vielleicht mehr als andere Zeitgenossen, in dem Andenken der Nation fortzuleben. Das jetzt lebende Geschlecht macht sich kaum eine Vorstellung davon, mit welcher Einmütigkeit Schefers Laienbrevier gelobt, mit welch allgemeiner Teilnahme es gelesen und mit welcher Bereitwilligkeit es gekauft wurde, und gewiß nicht davon, mit welcher Begeisterung auch einzelne seiner späteren Werke wie „Hafis in Hellas“ und „Koran der Liebe“ von Kennern gelobt wurden. Mit den beiden letzteren Werken beschäftigen sich Waldaus Briefe, — denn er war ein Kind, als das erstgenannte Poem Schefers zu erscheinen begann, — und des letzteren Antworten hauptsächlich. Denn es gehörte zu Waldaus vorzüglichsten Eigenschaften, daß er trotz seiner vielfachen Beschäftigung als Dichter und Kritiker, trotz seines ausgedehnten literarischen und freundschaftlichen Briefwechsels und trotz einer zeitraubenden und viel Kraft beanspruchenden landwirtschaftlichen Tätigkeit Lust und Muße genug fand, sich der Arbeiten seiner Freunde anzunehmen. Dies tat er in der Weise, daß er teils Vignetten für sie zeichnete, teils Verleger für sie suchte, teils ihre Dichtungen überhaupt druckfähig oder druckfertig machte. Die Sorge letzterer Art wendete er besonders Schefers Werken zu: er strich, stellte um, setzte kleinere und größere Abschnitte hinzu, gerierte sich als Generalbevollmächtigter, der es freilich dem Auftraggeber nicht immer zu Danke machte, den Kritikern manche harte Nuß zu knacken gab und sie irre führte, indem sie Verse, die Waldau vollständig selbständig eingefügt, als charakteristische Eigentümlichkeit Schefers in gutem oder schlechtem Sinne erklärten.

Ist so der Briefwechsel mit Schefer — denn auch die Briefe Schefers haben sich im Nachlasse erhalten — ein geschäftlicher, wenn es erlaubt ist, die dichterische Tätigkeit als eine geschäftliche zu bezeichnen, so trägt der Briefwechsel mit Stahr einen völlig anderen Charakter.

Adolf Stahr (1805—1876) ist heute hauptsächlich noch durch zwei Werke bekannt, die sich an das große Publikum richten. Denn wenn auch seine „Frauengestalten Goethes“ nicht mehr die empfängliche Zahl von Leserinnen besitzen als ehedem, und wenn auch sein mit Entzücken aufgenommenes, in vielen Auflagen verbreitetes „Leben Lessings“ anderen, auf gründlicherem, vertiefterem Studium aufgebauten Werken Platz machen

mußten, so sind sie weder völlig veraltet noch ganz vergessen. Und man muß wirklich sagen, daß diese Bücher weit mehr als Reliquien sind. Ihr Verdienst besteht nicht bloß darin, eine ganz neue, unbekannte Welt weiteren Kreisen erschlossen zn haben, so daß man sie aus Dankbarkeit lesen müßte, aus Dankbarkeit für den großen Nutzen, den sie in der Literatur gestiftet haben, sondern sie sind so frisch und anmutig geschrieben, daß sie vielen noch heute neben Belehrung auch Genuß zu verschaffen imstande sind. Aber der Stahr, der mit Waldau intime Beziehungen unterhielt (1850 bis 55) war nicht der Autor der beiden genannten Bücher, denn das „Leben Lessings" erschien erst 1859, die Frauengestalten erst 1864. Der Stahr Waldaus war vielmehr im wesentlichen Kunstschriftsteller und Dichter, Verfasser eines fünfbändigen Werkes „Ein Jahr in Italien", (1849 ff.), das jahre- und jahrzehntelang einer der beliebtesten wissenschaftlichen Reiseführer in dem gelobten Lande war, und des Torso (1854), eines gelehrten archäologischen Werkes, das freilich bei den Altertumsforschern recht übel angeschrieben ist, wie es auch von den zeitgenössischen Gelehrten streng verurteilt wurde, das aber vielleicht gerade seiner Unselbständigkeit wegen, die mit dem großen Talent der Popularisierung Hand in Hand ging, bei dem gebildeten Publikum weit mehr Nutzen als Schaden gestiftet hat.

Stahr war aber nicht bloß Verfasser großer, schon durch ihren Fleiß achtunggebietender Werke, sondern ein ungemein fleißiger, vielseitiger Rezensent, der in den geachtetsten Zeitungen jener Tage, der Weser-, Kölnischen- und Nationalzeitung, auch in einzelnen Wochen- und Monatsschriften wie dem Prutzschen Museum das kritische Zepter schwang und namentlich die schönwissenschaftliche Produktion seiner Zeit vor seinen Richterstuhl brachte. Er war ein streitbarer Parteimann, denn er hatte die ganze Brockhaussche Sippe, Gutzkow und die Seinen, zu bitteren Feinden, besaß wie jeder Mann mit entschiedenem Urteile eine gewisse Einseitigkeit, so daß er für einzelne wirklich Große, wie Otto Ludwig und Friedrich Hebbel, den richtigen Standpunkt nicht finden konnte und anerkannte Größen wie Gustav Freytag nur lau zu begrüßen vermochte. Er teilte daher nach manchen Seiten wuchtige Hiebe aus und mußte sich gefallen lassen, daß nicht bloß die von ihm Angegriffenen, sondern auch deren Parteigänger ihn heftig befehdeten. So sehr er jedoch Parteimann war, so stellte er sich keineswegs eigensinnig gegen alles Neuaufkommende und verschloß sein Auge nicht gegen junge Talente, wenn sie nicht etwa im Rufe standen, Anhänger Gutzkows oder Feinde seiner Freundin Fanny Lewald zu sein. Vielmehr war er kraft seiner impulsiven Natur zum Entdecken neuer Talente bereit und hatte Lust, wenn er auch durchaus nicht immer daran dachte, sich aus den Gelobten eine Gefolgschaft zu bilden, sich mit denen, deren Ruhm er verkündete, in persönliche oder briefliche Verbindung zu setzen. Die Folge eines derartigen Verfahrens war bei den meisten kaum mehr als eine kurze gemeinschaftliche Wanderung, aus der nicht selten eine starke

Entfremdung der Jüngeren gegen den Älteren erwuchs, wenn jene sich dem Gängelband entwachsen fühlten, dieser aber nicht aufhören wollte, den Mentor zu spielen.

Bei Waldau dagegen war eine Rezension Stahrs über dessen Roman „Nach der Natur“, angekündigt oder begleitet von einem freundlichen Brief, der Anfang einer lebhaften Korrespondenz. Dieser Briefwechsel liegt mir nur teilweise vor, nämlich die Briefe Waldaus an Stahr, die aus dem Lewaldschen — nicht Stahrschen — Nachlaß an den Sohn Waldaus zurückgekommen sind, daneben nur einige, verhältnismäßig wenige Briefe Stahrs und seiner Freundin, die durch irgend welchen Zufall bei der Zurückgabe der Hauptmasse jener Briefe im Besitz der Hauenschildschen Familie verblieben. Die Briefe Waldaus sind für die wenigen Jahre der Korrespondenz — aus denen ein großer Teil des Jahres 1853 ausscheidet, weil Waldau damals sehr krank war — außerordentlich zahlreich. Es sind, nach einem sorgfältigen Verzeichnis, das Stahr nebst einer Inhaltsangabe der meisten Episteln den Originalen beigelegt hat, 56 Briefe, kleine Zettel, abwechselnd mit Riesenbriefen, deren größter den Umfang eines recht anständigen Werkes einnimmt.

Das Verhältnis zu Waldau hat Stahr selbst in einem an seinen Bruder gerichteten Klagebriefe nach dem frühen Tode des jüngeren Freundes so charakterisiert:

Berlin, 22. Januar 55.

„. . . Was er mir gewesen, ersetzt mir in diesem Umfange kein mir befreundeter Mensch unter den Lebenden. Er liebte mich innig und aufrichtig, und so weit wir auch in gewissen Kunstansichten auseinander gingen, im letzten höchsten Ziele alles menschlichen Strebens waren wir einig und Eins, wie ich es mit Dir bin. Es war mir ein Genuß, ein Entzücken und ein Ansporn zugleich, daß er meine Arbeiten liebte, mit Verständniß und tiefer Empfänglichkeit auf sich wirken ließ und seine bewundernde Freude an dem Erreichten überall gern und offen aussprach. Keiner hat je mein Wesen so richtig aufgefaßt und seine Mängel und positiven Eigenschaften so scharf und klar dargestellt, als er in der Uebersicht meiner Arbeiten, die er (irre ich nicht im Jahre 1851) in den Brockh. Bl. f. l. Unterh. gab. Seine Anzeige meines Torso in der Kölnischen Zeitung — so viel ich weiß, das letzte, was er geschrieben — hat mir dankbare Thränen entlockt, und sein Widmungsgedicht zur 2ten, ganz umgearbeiteten Ausgabe der Cordula (die ich bis heute nicht erhalten habe), die er mir gleich wie die erste zueignete, ist wohl das Innigste, was er überhaupt gedichtet. Er war als Autor, als Dichter, historischer Kritiker, vielleicht Literaturhistoriker ein Werdender, in der Entwickelung begriffener; aber er war vollendet als liebenswürdiger edler Mensch, hilfreich wie keiner, den ich gekannt, mit einer selbstverleugnenden Aufopferung, die mir nie vorgekommen, und von der ich selber nur in früheren Jahren einen ähnlichen Zug besessen. Er war glücklich in der Anerkennung, liebevoll gerecht, auch wo er übersah, immer bereit ins Gleiche zu setzen, zu fördern, zu berathen, zu helfen, eigene Arbeit bis zur Verschwendung an fremde Leistungen (Daumer, Schefer) verwendend, neidlos bei großer Liebe zum Ruhm. Kaum einer seiner zahlreichen Briefe an uns, der nicht irgend eine Freundlichkeit, ein Geschenk, ein Buch, ein radirtes Blatt, eine Zeichnung oder sonst etwas begleitete. Kein Geburtstag, den er vergaß, keine Verwendung an ihn für andre, die ihm zuviel war.“

Dieser Charakteristik ist mancherlei hinzuzufügen. Ich denke freilich nicht daran, etwa die im folgenden abgedruckten Stücke zu analysieren, und noch weniger daran, die viel zahlreicheren ausgelassenen Briefe nach ihrem vollen Inhalte darzulegen, sondern beschränke mich darauf, einzelnes zur Würdigung des Briefwechsels und zur Charakteristik beider Freunde zu bemerken. Aus der oben abgedruckten Stelle geht hervor, daß Waldau und Stahr sich niemals sahen. Oft genug sprach Waldau die Hoffnung aus, das Freundespaar, wenn es erst durch die Ehe vereinigt wäre — diese Verbindung erfolgte aber erst nach dem Tode Waldaus — auf seinem oberschlesischen Gute Tscheidt zu begrüßen; aber Stahr und Fanny fanden, soviel sie auch in ihrer langen Brautzeit zusammen reisten, nicht den Weg nach dem entlegenen Landgut. Waldau selbst ging nicht nach Berlin, obgleich er reiselustig war und einen solchen Ausflug kraft der ihm zu Gebote stehenden Mittel sehr wohl hätte unternehmen können. Er tat dies nicht, weil er eine persönliche Begegnung fürchtete und eine üble Wirkung für das Verhältnis aus ihr vermutete. In den folgenden zwei merkwürdigen Stellen begründete er diese seine Anschauung:

Ende 1850 schrieb er: „ich bin gar nicht erpicht darauf mich von Ihnen beiden kennen zu lassen, ich kann nicht reden, verheddere mich fortwährend und mache eher den Eindruck eines Simpels als eines Verständigen. Ich wollte als Mäuschen bei Ihnen sein, aber nicht als gerupfter Hahn."

Und ein anderes Mal 1. November 1851: „Kommen soll ich? Dazu habe ich gar keine Lust, denn ich sage es Ihnen zum hundertsten Male, ich verliere in der Nähe sehr. Ich bin grob, ohne es zu wollen, und überdies des Umgangs entwöhnt. Ich stehle Sie mir, wenn ich zu Ihnen gehe, solch ein Esel bin ich nicht."

Waldau hatte sofort nach dem ersten, ihn beglückenden Schreiben Stahrs geantwortet (April 1850). Er war trotz mancher Lobsprüche, die er namentlich bei Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn erhalten hatte, an solch unumwundene Anerkennung eines älteren Kritikers, zumal eine ganz freiwillig gebotene, nicht gewöhnt; fühlte sich aber auch durch einen äußerlichen Umstand zu Stahr und dessen Freundin hingezogen, weil sein Vater wie jener Adolf, seine Mutter wie die Freundin Fanny hieß und weil deren Geburtstag auf denselben Tag wie sein eigener fiel, nämlich auf den 24. März.

Nun darf man aber nicht glauben, daß sich Waldaus Briefe auf eine bloße Verhimmelung des Freundes und seiner Geliebten, auf eine ausschließliche Lobpreisung der Werke beider beschränkten; der Briefwechsel nimmt merkwürdigerweise von vornherein einen ganz persönlichen Ton an, und er zeigt stets die Offenheit, die ehrliche und ihres Wertes bewußte Männer einander zeigen.

Was das erstere, die persönliche Note betrifft, so äußerte sich Waldau

gleich in einem seiner ersten Briefe, unmittelbar vor der Hochzeit, über sehr intime Dinge und hörte nicht auf, auch in den ersten Jahren seiner Ehe dem Freundespaare Sachen anzuvertrauen, die ein Mann sonst gewöhnlich in seiner Brust verschließt oder langjährigen, geprüften Freunden mitteilt. Auch Stahr erschloß dem jüngeren gleich von vornherein sein Herz. Es gibt einen Brief Stahrs über sein Verhältnis zu seiner ersten Frau, den man geradezu das Beispiel einer erschreckenden Intimität nennen könnte.

Trotz dieser Darlegung gehörte Waldau zu den vielen, die Stahrs Verfahren gegen die Mutter seiner Kinder, seinen Anschluß an Fanny Lewald durchaus nicht billigten. In einem seiner Briefe sprach er es geradezu aus, was Stahr und Fanny ihm sehr übel nahmen: „Es sei doch ein eigentümlicher Reiz, zwischen zwei Frauen zu stehen," und erst sehr allmählich gewöhnte er sich an jenes Doppelverhältnis, nahm Fanny Lewald als eine Berechtigte in den Freundesbund auf, wenn er auch mit seinen sittlichen Grundsätzen das Verfahren des Freundes nie ganz vollständig gebilligt zu haben scheint.

Beweist eine solche Gesinnung und Ausdrucksweise schon einen hohen Grad von Offenheit, so tritt eine solche noch stärker in dem literarischen Verhältnis hervor. Waldau hatte den Mut, das literarische Auftreten Stahrs nicht immer zu billigen: er tadelte rücksichtslos das Poltern des älteren Freundes gegen alle Konkurrenten; seine Mißbilligung einer Rezension der Julian Schmidtschen Literaturgeschichte, in der Stahr den damals so gefürchteten Kritiker gelobt hatte, weil dieser den gemeinsamen Feind Gutzkow aufs heftigste angegriffen, ist ein ruhmvolles Zeugnis für Waldaus Ehrlichkeit und Entschiedenheit. Aber Waldau ging noch weiter. Er ließ sich nicht dazu herbei, unterschiedslos alles anzuerkennen, was Stahr geschrieben hatte, sondern hielt, wo er es für nötig fand, mit seinem Tadel nicht zurück.

Stahr war nicht immer geneigt, solche Bemerkungen freundlich und ruhig aufzunehmen, vielmehr wehrte er sich seiner Haut. Aber er tat dies nach seiner üblen Angewohnheit nicht immer mit sachlicher Objektivität, sondern mit persönlicher Gereiztheit, so daß ihm Waldau einmal geradezu den Vorwurf „krankhafter Empfindlichkeit" machte, — ein Vorwurf, der, gerade weil er berechtigt war, den Getroffenen arg verletzte. Doch spricht es für die wirklich innige Hochachtung, die der Beleidigte für den Beleidiger empfand, daß solche Differenzen nicht nur keinen Bruch herbeiführten, sondern, nachdem die Trübung vorbei war, keinen Mißklang übrig ließen.

Der literarische Geschmack beider war keineswegs völlig übereinstimmend: in der Wertschätzung Heines unterschieden sich die beiden Genossen sehr; zu der Anerkennung Gottschalls, zu der begeisterten Verehrung Schefers konnte sich Stahr niemals entschließen, er nannte den ersteren

phrasenhaft, den letzteren langweilig, und wie in gedruckten Rezensionen, so gab er auch in manchen Briefen an den Freund seiner Mißbilligung der Leistungen der Genannten und seiner Abwehr von Waldaus starken Lobeserhebungen entschiedenen Ausdruck. Vor allem aber: er war und blieb stets ehrlich Waldaus eigener Produktion gegenüber. Er tadelte gar manches in den Prosa-Romanen, hielt mit seiner Verurteilung des zweiten Romanes „Aus der Junkerwelt" nicht zurück, mißbilligte die Komposition der „Cordula" durchaus, erklärte sich aufs entschiedenste gegen die Stoffwahl in Waldaus letztem Werke „Rahab" und hatte, obgleich er im allgemeinen die Lyrik des Freundes hochstellte, auch gegen einzelne Stellen in den lyrischen Gedichten seine Bedenken. Derartige tadelnde Bemerkungen wurden oft mit solcher Heftigkeit vorgetragen, daß Waldau einmal bekannte, daß der Tadel und die Art seines Aussprechens ihm „recht wehe getan" hätte, und es bedurfte der ganzen diplomatischen Geschicklichkeit von Fanny Lewald, um den nicht mit Unrecht Aufgebrachten zu beruhigen und die beginnende Disharmonie zu lösen.

Trotz aller dieser Hemmnisse, die eine minder starke Freundschaft aufzulösen imstande gewesen wären, blieb das Verhältnis durchaus harmonisch. Beide Freunde wurden nicht müde, sich über das einzelnste ihrer Lebensereignisse zu unterrichten, ihre Pläne zu erörtern, ihre literarischen Beziehungen aufzudecken und sich einzuweihen in ihre intimsten Gedanken. Die letzte größere Dichtung, die Waldau vollendete, ist die außerordentlich schöne Widmung der zweiten Bearbeitung der Cordula an Stahr; fast die letzten Zeilen, die er schrieb, sind die folgenden Worte an den Freund, den er nie gesehen hatte und dem er sich doch so nahe fühlte:

„Hier ist Cordula. Wie viel wollte ich damit, wieviel wird trotz ehrlichster Bemühung unerreicht geblieben sein! Habe ichs doch noch nicht gewagt, das fertige Buch zu lesen.

Und wie der Mensch nur sagen kann: hie bin ich,
Daß Freunde schonend seiner sich erfreun,
So kann auch ich nur sagen: nimm es hin."

Ein solches Verhältnis verdient, näher bekannt zu werden; daher wird gewiß die Mitteilung der folgenden Briefe bei den wahren Literaturfreunden auf Beachtung rechnen dürfen.

Waldau an Stahr.

2. April 1850.

Mein sehr geehrter Herr.

Sie müssen es der massenhaften und verschiedenartigen Beschäftigung eines oberschlesischen Krautjunkers zu gut halten, wenn er einen noch so lieben Brief oft nicht rasch beantworten kann. Ich habe Ihren Brief seit 8 Tagen, stecke aber bis an den Hals in Schafszucht, Düngerwirtschaft und — — dem Handel um eine Madonna von Carlo Dolce. Göttliche Zusammenstellung! Nicht wahr? Aber was hilft's, das Triviale, der Bauer Hauenschild muß Max Waldau die Mittel schaffen, ein wenig Künstler sein zu

dürfen, und ich kann Ihnen sagen, daß es hier sehr viele Leute gibt, die den Mistjunker H. für einen sehr brauchbaren Mann, den Dichter aber für einen Narren und Verschwender halten, der das sauer Verdiente des ersten auf die nichtsnutzigste Weise vergeudet. — Nun, die Sorte kennen Sie wol auch hinlänglich, und meine nächste Umgebung ist Ihnen außerdem aus jenem Buche*) bekannt, von dem Sie aus Courtoisie etwas zu viel halten. Ich übersehe das nicht und werde Ihr Urteil darum gewiß nicht für minder sicher und taktfest halten: ich weiß schon, daß man an den Verfasser selbst einige Höflichkeiten mehr von der Pfanne blitzen läßt, als der Fall grade fordert.

Indeß, verdient oder nicht verdient, so viel ist gewiß, Sie hätten sich die Mühe nicht genommen an mich zu schreiben, wenn „Nach der Natur“ Sie nicht angesprochen, und — nennen Sie mich nun nicht arrogant — es wäre wunderlich genug, wenn dies Buch in einem so durchgebildeten, teilnahmsfrohen Geiste, wie der Ihrige, nicht Saiten berührt hätte, die unwillkürlich nachklingen. Das Werk ist kein Produkt der Fantasie. Es ist meine Vergangenheit, mutatis mutandis durchlebte ich fast alle Scenen und wusch nur Orte und Zeiten durcheinander. Ich wollte durch diese Publikation eine Menge von Erinnerungen profaniren, um sie los zu werden, die alten Kämpfe hinter mich zu bekommen und auf der Höhe des traditionsfreien Gedankens weiter bauen zu können. Das ist's! Es steht so viel Gefühltes, nicht Gemachtes darin, daß es wirken mußte. Für mich ist es der Grabstein einer alten Zeit, der nun die erste Sprosse einer neuen Leiter wird. Meine nächste Arbeit wird von höherer Bedeutung und nicht minder frisch sein, wenn sie nicht etwa an den Leser selbst zu hohe Anforderungen macht, d. h. den Leserkreis zu eng zieht.

Der Plan, den ich bei allem meinem Streben verfolge, ist einfach dieser: Mein bewegtes, alle Sphären der Gesellschaft umfassendes Leben, das mich heute mit Fürsten an einem Tische sitzen, morgen auf einem Heuboden übernachten ließ, zeigte mir den einzig möglichen Weg, die von unten kämpfenden Ideen ohne Brutalität zu propagiren. Ich hasse nämlich die Brutalität, weil sie abschreckt und überdies unästhetisch ist. Es gilt, die Idee der Zeit und vor Allem den Socialismus der edlen Gattung salonfähig zu machen. So lang er in der Blouse auf der Straße die Faust ballt, wenn Kapital, Monopol und Prärogative in Karossen zum Feste fahren, so lang ist er der Feind der Gesellschaft; ziehe ich ihm aber erst Battisthemden und einen guten Frack an, so daß er in seiner äußeren Erscheinung im Salon nicht störend auffällt, so gewöhnen sich die Menschen der Prärogative &c. schon nach und nach daran, ihn für berechtigt zu halten. Auf der Straße kann er nur betteln und drohn, im Salon kann er — lehren. Und er macht Propaganda, er macht sie namentlich in der Frauenwelt und durch sie für die Zukunft. — So ist auch meine neue Canzone, von der Freund Campe nie anders spricht, als: „Ihre vornehmen Verse“, kein Gassenhauer der Freiheit, aber polirter Stahl bleibt immer Stahl. Grade diese Form entspricht meinem Zwecke, sie ist exklusiv, weil sie keine Ecken hat, und darum ist sie admise auch in den exklusivsten Zirkeln. Etwas bleibt schon hängen! Ich zweifle garnicht, daß die Straßendemokratie, die nur im Barrikadenstile die wahre Freiheit findet, über lang oder kurz mich und meine Weise befehden wird, aber sie macht mich nicht irre, ja sie sichert mir dadurch den Erfolg erst recht. Es fällt mir, nebenbei bemerkt, garnicht ein, auf die Stufe des ersten besten „Märtyrers der Arbeit“ hinuntersteigen zu wollen, — ich will sie zu mir gehoben wissen, das ist's, wofür ich ein Herz habe. So weit die Vegetation an den Höhen hinaufreicht, so weit ist Lebensbewußtsein und Lebensrecht: werfen wir die Chimborassos und Dhawalagiris in die Thäler und Abgründe hinunter, so werden diese ausgefüllt und das Land bleibt immer noch hügelig genug, um Reize zu haben. Die kahlen Gletscher mit ihren falben Kryptogamen haben kein Lebensrecht, also fort mit ihnen. Das ist mein Kampf; die Unglücklichen, die tief unten sind, werden auf dem Gestürzten zu uns empor steigen, und wir, die wir nur hoch stehn

*) Roman „Nach der Natur“.

wollen, weil es nun einmal Höhere gibt, werden ihnen gern die Hände reichen. Ich mag Niemand über mir als die Idee, die Natur und das natürliche Gesetz, aber ich mag auch Niemand unter mir, weil das meinen Kreis beschränkt und ich die Bestialität von Angesicht zu Angesicht gesehn.

Waldau an Stahr.

3. Mai 1850.

Der Druck meiner Uebersetzung von S. Pellico's Francesca da Rimini wird dieser Tage beendet. Wie ich höre, gibt's schon andere Uebersetzungen, und dies bewog mich, ein Stück aus Dantes Hölle, das diese Geschichte enthält, als Zugabe anzufügen. Teufel, was haben mich die Herren Commentatoren geärgert. Zwanzig Ausgaben, 20 Kommentare und oft 20erlei Unsinn. — Es galt eine Wette, ich mußte meine Uebersetzung in 24 Arbeitsstunden fertig haben, sonst wäre ich nicht an den verdammten Tugendputsch gegangen, aber da's einmal fertig war, mag's auch gedruckt werden. Ich meine, die Arbeit geht, — ich empfehle sie Ihnen als Sachverständigen. Hätte die Frömmigkeit des Herrn Pellico den Dichter in ihm nur nicht verleitet, die Schuld, die Gerechtigkeit der Strafe, kurz die Tragödie zu unterschlagen! Das hat er Alles mit einem einzigen Verse Dante's: „Quel giorno più non vi leggemmo avante," escamotirt. Und er nimmt die vorhergehenden Silbe für Silbe aus Dante. Nun geht die Unschuld zu Grunde, und das nennen die Herren sittlich sein, als wenn's nicht sittlicher wäre, den Ehebruch zu bestrafen, als um ein „reines" Gedicht zu schreiben, — eine Person an, in und grade weil sie zu weinerlich quatsch zur Sünde ist, durch die Tugend drauf gehn zu lassen. Der Stoff läßt eine wirkliche Tragödie zu.

Gottschall schickte mir das Mscpt. seiner Lambertine v. Mericourt. Es sind großartig schöne Momente drin, und die Handlung greift mit ganz entschiedenem Geschick ineinander. Er hat nun schon viel Bühnenkenntniß. Sie werden Ihre Freude an dieser Dichtung haben, ich versprech's Ihnen; mich hat sie an vielen Orten enthusiasmirt.

Ich arbeite jetzt über einem Pfingstmärchen in Versen: „Koenigin Rose*)", zu dem ich selbst Illustrationen zeichne. Das wird eine kleine duftige Geschichte, die ich erst in meiner lieben Pfalz, wohin ich im Juni gehe, fertig mache. —

Waldau an Stahr.

5. Juli 1850.

Ueberhaupt sagen Sie mir zu viel Schönes, Sie und Daumer mit dem ich übrigens nächstens mündlich ein wenig zu krakehlen denke, weil er sich ohne alle Interpretationen so sehr gegen den „Atheismus" wehrt. Er kann sich doch unmöglich ein Urbewußtsein denken. Das κράτος**) des Aristoteles und θεός***) des Plato ist ja congruent und gibt weiter nichts als die ἀνάγκη†), das große Gesetz der Notwendigkeit. Daumer meint es kaum anders, wozu also in den Aphorismen von Salomon Koenigsberger (greuliches Pseudonym) die Verwahrung ohne das Rechte zu sagen. Der Atheismus, wie sich ihn der Haufe vorstellt, ist glänzender Unsinn und unmöglich, denn wir negirten damit ja die Natur und uns mit, aber durch die nackte Verwahrung bringt sich D. in den Verdacht à la Goethe und Herder die letzte Consequenz nicht aussprechen zu wollen und durch mystisches Benutzen des vieldeutigen Begriffs „Gott" seine Leser zu düpiren.

*) Ist wohl der Anfang der später „Cordula" genannten Dichtung.
**) Kraft.
***) Gott.
†) Notwendigkeit.

Wissen Sie übrigens, daß unser alter Freund D. Manches mit Rousseau aus der letzten Zeit gemein hat? Er ist sehr mißtrauisch. Nicht gegen mich, im Gegenteil bin ich so glücklich sein Vertrauen in vollem Maße zu besitzen, aber sonst nach rechts und links. Jeder Fliege, sogar Strodtmann traut er störenden Einfluß zu und sieht gleich schwarz und rot. Das macht ihn immer mehr krank. Seine „Religion" hat Unglück. Das Buch will nicht recht packen. Aber er ist schuld. Wenn man beim Aufschlagen so vielerlei Namen sieht, denkt man nicht an die Daumersche Arbeit.

Waldau an Stahr.

Breslau 10/11. August 1850.

Mein sehr lieber Freund.

Es ist späte Nacht, ich lese einsam im Gasthofe und werfe eben Ihr Buch hastig fort — aus Freude! Was möcht' ich Ihnen jetzt Schönes sagen!! Ich muß gegen meine Absicht warm einige Zeilen wenigstens schreiben, denn ich bin zu freudig überrascht . . . Jetzt ist's mir freilich erst recht kein Wunder mehr, daß Sie mich mochten, daß wir uns fanden. Häufen sich doch verwandte Urteile und Anschauungen bei jeder Zeile, die ich lese. Wie prächtig mucken Sie die Antiquare, die gerade so interpretiren wie die Commentatoren, denen ich einige Freundlichkeiten sagen mußte, als ich Dante berührte! — Gestehn muß ich freilich, daß ich an den Herkules im Torso bis jetzt immer nur glaube, aber ohne Ueberzeugung. Mir kam wie ein Blitz die Idee, der Torso sei ein Philoktet gewesen, aufgefaßt wie der Laokoon, kurz nach der Verwundung, überkommen von dem furchtbaren Gedanken, daß diese leichte Giftwunde ihn rettungslos elend mache. Noch ist nichts krank, d. h. entstellt, daher auch die Muskeln straff und nicht lethargisch affiziert wie etwa bei dem Fechter. Ich teile Ihnen diese Ketzerei mit, sonst wage ich's nicht sie auszusprechen bis — Nun ich sehe den Torso hoffentlich noch. Daß „Pathos" in diesem Leibe steckt, möcht' ich aber mit einem stygischen Eide auf mein Kunstgewissen nehmen und — Putzen Sie mich meinethalb herunter, ich kann nicht anders.

Hätt' ich doch einen Bogen der Hambg. Jahreszeiten hier, in dem ich von Lessingschen Landschaften spreche, es sieht aus, als hätte ich Ihr Manuskript über Ihre Schultern gelesen und dann rasch meinen Artikel in die Druckerei geschickt. Das Individualisiren, das Durchgeisten der „leblosen" Natur ist keinem gelungen wie Lessing. Ich möchte wissen, warum Ihnen nun nicht auch mein Wort für diese Eigentümlichkeit eingefallen ist, warum Sie diese Auffassung nicht eine „dämonische" nennen mögen? Des Fremdworts wegen? (Das ist mein Scherz, wie sich von selbst versteht.) Das δαιμόνιον des Sokrates ist nichts Anderes als die Beziehung des Einzelnen zum Allgemeinen, des Endlichen zum Ewigen in Form einer Ahnung. Die „Stücknatur" tritt in Rapport mit dem großen Ganzen, mit der Gesammtnatur: der Mensch fühlt sich als einen Teil der Welt, d. h. nicht im dummen traditionellen Sinne. In der Malerei, im Porträt und in der Landschaft, nenn' ich's historischen Charakter. Es wird das Typische statt der konkreten Vorlage gegeben. Das ist aber Dämonisches in meinem Sinne. — Mehreres hierüber mündlich, denn wir müssen uns à tout prix sehn und sprechen. Heute will ich Ihnen nur danken. Besitzen Sie ein Panorama von Rom? Eine große Hauptansicht? — Sonst schick' ich Ihnen eine als Revanche und zugleich als Wundpflaster für meinen Philoktet, Ihre Aegineten und die Byzantiner.

Je mehr ich mich in Sie hinein lebe, desto weniger begreife ich anderseits Ihren Widerwillen gegen die Lambertine und Ihren — verzeihen Sie mir — hyperromantischen Vorschlag, den Anfang in der Provinz spielen zu lassen. Was würde dazu Freund Aristoteles sagen? Griepenkerls Robespierre kommt mir vor wie Kaulbachs Erstürmung von Jerusalem. Jenes ist ein Scenenconglomerat, dieses eine Bildermosaik. Nun nehmen Sie Gruß und Handschlag und Dank für die liebe Lektüre, die Sie mir verschafft.

Waldau an Stahr.

T(scheidt) 17 11. 50.

Mein sehr lieber Freund.

Willkommen in der Heimat! Ich bilde mir nämlich ein, daß Sie meinen Brief fast gleichzeitig mit Ihrer Heimkunft erhalten und daß nun auch ich wieder von Ihnen hören werde. Meinen endlosen Reise-, Hochzeits- und Charakterbilderbericht müssen Sie seiner Zeit in Paris bekommen haben. Haben Sie sehr über die karikirten Aegineten gelacht, die ich als Randverzierungen zu meinen Reisebildern projektire? — Von Düsseldorf müßte ich eigentlich in meinen Schilderungen fortfahren um Sie au courant zu erhalten, ich schicke Ihnen aber lieber, wenn ich erst weiß, daß Sie wirklich zurück sind, meine eignen brühwarmen Notizen, die ich doch jetzt nur kopiren könnte. Ich lebe nämlich, wie Sie aus allem sehn, in der Idee, daß der Aufenthalt in der Weltstadt Sie nicht alles Interesse an Ihren deutschen Bekannten habe verlieren lassen. — Ich hatte auf der ganzen Reise nur ein Unglück, nämlich daß ich Sie nicht fand. Sonst war es eine echte Hochzeitsreise. Sogar eine kleine Verlegenheit, die durch eine verkehrte Adresse entstanden war, wurde leicht beseitigt, — und zwar durch Sie, wenn auch indirekt. Ihr Freund Marx, bei dem ich Sie leider zu spät suchte, und an den ich mich als an den jüngsten aber nächsten Bekannten wendete, da nachbestelltes Geld statt nach Coeln nach Hamburg gegangen war, ersparte mir die liebe Not, noch einige Tage länger in Düsseldorf zu sitzen. Ich muß mich erst daran gewöhnen mit einer Frau zu reisen, die alle Augenblicke etwas kaufenswertes sieht, was man in der Tat „braucht". Ich habe grade dreimal so viel verbraucht, als ich beabsichtigt hatte, — und mein Maß war nicht knapp gewesen. — In Düsseldorf durfte ich Lessings Mappen durchwühlen. Was gibt's da noch für Schätze! — Seit ich Campe persönlich kenne, tut es mir wahrhaftig nicht leid, ihm „Briefe" geschrieben zu haben. Er ist ein Original und war gegen mich bis zur Aufopferung freundlich. Was sagen Sie dazu, daß er meinte, ich müßte bei meinen Kontrakten einen Vormund haben, ich verfahre unklug und verschwenderisch. Er selbst steigerte meine Forderungen gegen sein eignes Interesse und war überhaubt so tief herzlich, daß ich mich nur mühsam von ihm losriß. Ich glaube, daß wer den Menschen von ihm fordert und nicht den berechneten Geschäftsmann, auch den Menschen von ihm bekommt. Die „Junkerwelt" haben Sie nun schon ganz, und ich hoffe, daß Sie Gefallen darin finden. Uebersehen Sie nicht, daß meine Tendenz die physiologische Charakteristik ist und daß ich darum manchen Schulkram bringen mußte. Ich bin gespannt auf Ihr Urteil, das mir lieber ist als jedes andere. — Es ist ein wahrer Jammer, daß wir uns nicht gesehn, Sie wissen bereits, daß es nicht meine Schuld. Mit allen, denen ich nur durch Buchstaben bekannt war, habe ich jetzt ein persönliches herzliches Bündniß geschlossen. Daumer à la tête und der alte gute Justinus Kerner ebenso. Ich schrieb Ihnen ja von meinem Aufenthalt bei diesen Männern. Allen hab' ich meine Hand gereicht, nur Ihnen nicht, der mir so viel Liebes erwiesen. Nun werden Sie denken, ich habe wirklich eine so dicke, dumme Nase und so scharfe Falten wie mein Bild in der Germania. Dies Zeug ist durch das Verkleinern entstanden. — Ihre „Lucia" ist mir gestern von meiner Frau vorgelesen worden. Es ist gar ein eigenes Ding Ihre technische und ökonomische Vollendung neben meiner wilden Skizze zu lesen. Freilich ist die „Sternschnuppe" in dieser Form eine reine Improvisation, Blatt für Blatt ging in die Druckerei, ohne daß ich das Ganze übersehen konnte. Mit Griepenkerl bin ich versöhnt, d. h. ich danke es ihm, daß Palleske ein gutes Buch gebracht. Mir ist Palleske-Stahr's Arbeit entschieden zehnmal lieber als der Robespierre selbst. In dem steckt doch grauslich ineptes Zeug, wie dort auch wenn auch mit großer Urbanität nachgewiesen ist. Schreiben Sie mir nur wenigstens zwei Zeilen, sobald Sie da sind, damit ich Ihnen Ihr Rom (Panorama) senden kann, Sie glauben sonst, ich kann nur versprechen. Wollen Sie auch ein Germaniaporträt von mir mit großem weißem Rande? Meine Frau grüßt und ich drücke Ihnen herzlich die Hand.

Johanna*) K.**) pochte auf Schurz's Befreiungsversuche, von denen ich nichts wußte, ich mußte sie also für halb toll halten, als sie vor ihren Kindern wetterte. Kinder zum hassen erziehn, ehe sie zu lieben wissen, ist und bleibt eine Verirrung.

Kann ich von Ihnen etwas über Starkloff***) hören? Kinkel ist frei! Allelujah! Die Summe leidenschaftlicher Unklugheit von Johanna hat mich in Erstaunen gesetzt.

Wohin kann ich an Ihre Freundin adressiren um ihr die Junkerwelt zu schicken?

Waldau an Stahr.

27. Nov. 50.

... Die „Junkerwelt" mögen Sie wol zu rasch verurteilen. Der Plan liegt ja doch offen, die Physiologie machte den Apparat nötig, und Brauchbares, Selbstbeobachtetes ist dick geboten. Das Buch ist nutzbarer und bedeutender als „Nach der Natur". Sie werden bald sehn, daß Leute vom Fach es mit ganz besonderem Interesse lesen und von mir Skizzirtes ausbeuten und systematisiren. Ich habe schon ein halb Dutzend Briefe, unter anderem einen von einem mir völlig fremden Arzte aus Dresden, der meine Arbeit grade von dem Gesichtspunkte faßt, von dem ich sie angesehn wissen will. N. d. N. hat Vergangnes ausgetuscht, die Junkerwelt arbeitet vorwerts, und Sie sollen sehn, die Zeit (vielleicht die nächste nicht) wird es adoptiren.

Waldau an Stahr.

T. 25/4. 51.

... Wissen aber sollen Sie daß ich nicht cavalièrement im alten Gleise forthandle; Sie sollen zu mehrerer Überzeugung sehn, aus welchem Schwulst ich mich schon durch mich selbst herausgearbeitet hatte, ehe eine ernste Kritik auch nur Notiz von mir nahm. Die Beilage, die ich Ihnen sonst nie gegeben hätte†), weil sie schlecht ist, mag Ihnen nun zur Komplettirung meiner „Werke" dienen, vorzugsweise aber zeigen, wie es mit mir von vornherein gestanden hat, ehe ich im Stande war einen Satz zu schreiben, in dem nicht die Metapher sondern der Gedanke dominirt. Alles im Index Gestrichene würde jetzt gar nicht mehr gedruckt werden und das Andere nur mit Auswahl nach großer Reinigung und Klärung. Ein Unfug, oder wenigstens ein geschmackloser flauer Vers steht in jedem Gedichte. Die Oktaven finde ich trotz der Kritik, die sie wiederholt meisterhaft nannte, ungraziös, konfus und eigentlich unter aller Kritik. Daß ich vorwerts strebte und strebe, müssen und werden Sie anerkennen, mit dem Vorwertswollen aber ist Ihr Vorwurf schon wesentlich paralysirt. Wie gesagt, ich schätze mich zu sehr, um guten Rat nicht anzunehmen. Ich folge ganz gern.

Ich gestehe allerdings, daß ich im Schmieren von Leihbibliotheks-Romanen meine Befriedigung nicht finden würde, und — nehmen Sie aus meinen anderen Büchern Das heraus, was fortmüßte, wenn die Sachen rund und glatt sein sollten, so hätten Sie denn ein paar herzlich wertlose Histörchen, wie sie bereits zu Hunderten vorhanden sind. Meine Fehler haben Sie und Andere mir zu Freunden gemacht, ich habe also gar keinen Grund böse auf diese Fehler zu sein.

---

*) Von andrer Hand.

**) Kinkel. W. hatte sie in Bonn besucht. Für Kinkel schrieb er ein Gedicht, konnte aber der Frau nicht näher kommen.

***) Oldenburger Bekannter St.'s; auch als Dichter bekannt.

†) Ist nicht erhalten. Vermutlich seine erste (handschriftliche) Gedichtsammlung „Mosaik".

Waldau an Stahr.

Tscheidt 14. 6. 51. 20 Minuten nach Empfang Ihres Briefes.

. . . Das Gedicht*) macht mir selbst Freude, es liest sich milder als irgend eine meiner Arbeiten und ist doch fern von blödem Quietismus. Die Gefühle sind gesund, die Affekte wahr und Vieles wacker der Natur abgelauscht. Ich würde so drüber urteilen, selbst wenn der jungenhafteste, naßohrigste unsrer Versleimer, O. v. Redwitz der Verfasser wäre. Ich hab's überhaupt dahin gebracht dem Gedichte schon jetzt fremd gegenüber zu stehn; ich habe noch mehr heraus zu stechen, als Sie anmerken, und zweifle nicht, daß Sie mir recht geben werden. Das besonders Gelungene haben Sie ganz im Einverständniß mit mir herausgehoben, d. h. das Erwachen des Kindes, die Szene im Walde und die Wallfahrt, die im Zusammenhange mit der vorher möglichst zartgeschilderten Entfaltung der physischen Mädchenhaftigkeit, denn diese ist gemeint, das Mädchen über jene eigentümliche, religiös-mystische Reaktion hinauszubringen bestimmt ist, die stets mit dem Eintritte der Pubertät zusammenfällt. Ich glaube nicht, daß man diese anscheinend triviale, widerwärtige, in der Tat aber von der Natur geweihte Phase weiblicher Entfaltung glücklicher durch die Scylla der Niedrigkeit und die Charybdis abgeschmackter Phrasenreiterei führen kann, als dies von mir dort geschehn ist. Daß in solchen Augenblicken höchster Spannung die Knospe jäh aufspringt, wenn von Außen Rauhes kommt, ist unbedingt wahr, — und darum die Partie dort mit Geschick angelegt. Glücklich scheint mir auch der alte Pfaffe mit seinem Einfall, die Knospe durch ein „Ave Maria!" aufhauchen zu wollen; wie denn auch als Motiv die nächtlichen Gestalten, die Cordula durch den Ladenspalt sieht, am rechten Orte stehn.

Waldau an Stahr.

20. August 1851.

Schrieb ich ihnen von Josef Rank's „Aus dem Böhmerwalde"? Das Buch hat mir, trotz seiner kolossalen Unfertigkeit in Allem, was Fabelschürzung heißt, ungemein gefallen. So aus der echten Bauernnatur Herausgelauschtes hat noch keine Dorfgeschichte gebracht, und in dieser Richtung ist das Werk einzig in seiner Art. Es ward mir so lieb, daß ich in der leipziger Geschmacksherberge**) eine Studie darüber von einem ganzen Bogen niederlegte. Und dieser Aufsatz hat mir Freude gemacht. Zuerst schrieb mir Prutz darüber in einer Weise, daß ich schier glauben mußte, ich hätte mir in allen Ehren die kritischen Sporen verdient, und hinterher kam der Verfasser selbst mit einem ganz netten Briefe. Und ich hatte ihn nicht etwa geschont. Seh'n Sie, das macht mir Freude. Robert Franz in Halle schickte neue Lieder, von ihm komponiert, Simrock ein paar Bücher, Schlodtmann einen Stoß Verlagswerke, worunter ein Buch von meinem neuen Lieblinge, den Sie entweder schon lieb haben oder doch in Kürze lieben werden. Ich meine Otto Roquette. Eine solche jugendliche Jugendkraft ist mir noch gar nicht vorgekommen. Ist der reich. Sie müssen gestehn, sein „Waldmeisters Brautfahrt" ist ein köstliches Ding. Ich bin ganz glücklich über diese urkräftige, sorgenlose Frische. Sein „Orion" wimmelt von Fehlern, nichts ist ausgeführt, Alles skizzirt, Alles durch einander gehetzt, aber auch hier wieder Reichtum über Reichtum. Ist es ein Beweis der Meisterschaft, mit kleinem Apparat Großes zu leisten, so ist es ein Beweis von naturwüchsiger Kraft, wenn ein junger Autor so recht mit vollen Händen um sich wirft und dabei gewissermaßen auf die Taschen klopft: hier ist noch tausendmal mehr. Fertig ist nichts an ihm als das Wollen und die Streblust; aber täusche ich mich nicht arg, so geht aus diesem Wirrwar eine prächtige, auf eigenen Füßen ruhende Künstlernatur hervor. Es gibt nichts hoffnungsloseres als eine tugendhafte Jugend. Die einzig giltigen Tugenden der Jugend sind ihre

*) Die „Cordula".
**) Die „Blätter für literarische Unterhaltung".

Fehler, Roquette ist allem Anscheine nach sehr jung und hat genug Fehler, um eine tüchtige Zukunft zu versprechen.

Uebrigens hab' ich die Nächte durch unmenschlich viel gearbeitet. Brockhaus hat eine ganze Mappe voll Kritiken, Prutz Reiseskizzen bekommen und die neue Oderzeitung Anzeigen und Leitartikel. Dabei geht's fort in meinem „Jongleur" und einer Ueberraschung. Wenn ich nicht immer dächte, ich könnte morgen schon tot sein, würde ich mich mehr schonen. Aber ich habe noch so viele, viele Pläne auszuführen, da muß ich hasten. Mein Herz mahnt mich jetzt wieder ab und zu derb daran, daß es krank ist und daß ich eines schönen Morgens mitten in der Provence ein gellendes: Halt für immer! vernehmen kann, das nichts Anderes ist als die Stimme meines gesprungenen Herzens. Auch diesem Bewußtsein gegenüber gehört dämonischer Zwang dazu den Kopf hoch zu behalten. Trifft das Unvermeidliche zu früh für meine Arbeiten ein, für die angefangenen wenigstens, so hab' ich Bestimmungen getroffen, die meinen Schweiß wenigstens nicht ganz untergehn lassen werden. Auch an Sie, lieber Freund, ist sehr gedacht. Vorläufig bin ich indeß noch auf den Beinen und will sehn, was ich selber vor mich bringen kann, da nun doch immer noch nichts von bleibendem Werte getan und geleistet ist. Die zweite Auflage „Nach der Natur", wo Sie den zweiten und dritten Theil nicht nur umgearbeitet, sondern etwa 150 Seiten neu finden werden, hab' ich endlich vor 14 Tagen abgeschlossen. Ich will lieber drei neue Bücher schreiben als eins umarbeiten. Man thut Niemand einen Gefallen damit und sieht sich seine eignen Fehler zum Ekel. An Fleiß, Ueberlegung und Mühe, so wie (Th. 2 u. 3) an peinlichster Befolgung Stahrscher Stilregeln, so weit er sie mir brieflich zu Theil werden ließ, hab' ich nicht gespart. Das ganze Buch war noch ein Mal Manuskript. Ob ich's Ihnen und Denen, deren Urteil Wert für mich hat, Recht gemacht habe, weiß ich nicht. Ich schicke es Ihnen, sobald es nur da ist, bis jetzt hab' ich erst von 1½ Theilen Aushängebogen; mögen Sie es nochmals lesen, desto besser für mich.

Neulich bekam ich einen Brief unter dem Kommandantur-Siegel von Silberberg. Er war von Th. Held, Staatsgefangenen auf dem Donjon von Silberberg, und sagte mir Komplimente, wollte aber zugleich Beiträge für freigemeindliche Blätter. Ich gebe verzweifelt wenig auf die freien Gemeinden und mag nur principiell ein Wort für sie reden. Ich dankte also rund und nett für die gute Meinung, bedauerte aber, keine neuen Verpflichtungen eingehn zu können.

Wie steht es denn nun mit Ihrem neuen Organ für Kunst? Das wäre doch etwas, wo man mit Liebe arbeiten könnte.

Im „kritischen" Paket lief heute auch ein: „König und Dichter, ein Kinkel-Album." Das mahnt mich wieder an die große wiener Puppe, die eine Menge Geld kostet und so häßlich ist, daß meine Schwestern nicht erlaubten sie fortzuschicken. Sie liegt noch im Pappkasten, wie sie kam. Auch einer meiner verunglückten Einfälle, wie ich denn überhaupt mit Kinkels Unglück gehabt habe. Ich begreife jetzt vollkommen, wie meine Person Johanna K. angekältet und befrembet haben muß. Wohl zehn Menschen, lauter Demokraten, hatten mich konsequent gegen sie eingenommen und mir namentlich Fabeln über ihr leidenschaftliches Wesen erzählt, das daran Schuld sein' sollte, daß Kinkels Befreiung bei der Assisenfahrt verunglückte. G. Weerth z. B. hatte Campe so positiv aussehende Notizen gegeben, daß ich daran glaubte und der Dame selbst gegenüber überzeugt war, da ich sie rascher fand, als ich mir's hatte träumen lassen. Nun denken Sie unsre Situation. Sie hoffte damals schon bestimmt auf Kinkels Befreiung und sprach, als wenn er schon frei wäre. Ich, der ich von dem Plane, auf den sie wiederholt anspielte, keine Ahnung hatte, verstand Alles, was sie sagte, ganz anders, da ich erst in Hamburg durch Strodtmann den Schlüssel erhielt, und redete demnach von meinem Unwissenheitsstandpunkte ganz verständig, für sie (J. K.) aber zu hart und bestimmt, als daß sie mir selbst hätte ein Licht anzünden können. Wir verstanden uns ganz und gar nicht, und ich mag ihr wie ein Jesuit oder wie ein Esel vorgekommen sein. Mich drückt das schwer, aber ich konnte nach meinen Prämissen nicht anders und reime mir erst jetzt zusammen, welche fatale Rolle ich damals

gespielt habe ohne es zu wissen, daß ich überhaupt eine Rolle hatte. Ich war umsomehr niedergeschlagen, als ich auf ein Zusammentreffen mit dem Grafen v. d. Gröben gerechnet hatte, das nur durch die hessischen Geschichten fehlschlug. Ich wollt' ihm ein gutes Wort für Kinkel als Hochzeitsgeschenk für mich abtrotzen .... Wahrhaftig mein Sinnen und Trachten in jener Zeit war ebenso oft mit Kinkel beschäftigt als mit meiner Braut. Wundern Sie sich nun, wenn es mich betrübt, daß etwas zwischen mir und Jenen liegt und daß ich mich ärgere, wenn ich in der Rumpelkammer den Karton mit der Puppe sehe?

Wissen Sie übrigens, wer der größte exploiteur unserer Zeit ist, wer nur Fremdes kombinirt hat ohne irgend etwas Neues, ohne einen einzigen bedeutenden eignen Satz zu bringen? Das ist A. von Humboldt, und wenn Schiller heute aufstände und läse den Kosmos, so würde er auf seinen Briefwechsel mit Körner weisen und sagen: Ich hab' ihn doch von vornherein richtig gefaßt! — Eine gewaltige Fantasie kann viel Wissen ersetzen, aber selbst das kolossale Wissen dieses wissendsten der Menschen schlägt noch keine echte Produktion heraus. H. ist doch nichts als ein exploiteur und résumeur. Wie schade, daß der Mann, auch so keinen Funken Fantasie hat und Alles nur weiß. Das Bewundernswürdigste an ihm ist mir nächst seinem Wissen alles dessen, was Andere so gütig waren ihm vorzuwissen, sein herrliches Darstelletalent. Ja, das Zusammenfassen versteht er, und im Kosmos steht glatt und sauber, was man bis zum heutigen Tage über das Weltganze gedacht und ergründet hat, aber auch nicht eine Linie drüber. Halten Sie Leibnitz gegen Humboldt! Kommt Ihnen Humboldts Buch nicht vor wie das große Kassabuch eines Kaufmanns, der seine letzte Bilanz zieht? Morgen kümmern ihn Aktienkurse und Falliments nicht mehr, morgen ist er außer allem Geschäftsverkehr, er hat sein Alles flüssig und beisammen. So steht H. als Kassirer der Weltwissenschaft von einst bis heute da, und summirt. Morgen kommt eine neue Phase über die Welt, morgen mit dieser Phase eine neue Aera für die Wissenschaft. Die Wissenschaft der Vergangenheit hinterläßt der Zukunft im Kosmos eine „kurzgefaßte Uebersicht", ein Protokoll ihrer Amtsverwaltung, überliefert die Register und bittet um Decharge ...

Meine arme Rose, der ich von dieser Offerte*) sage, meint, daß sie mich sicher nicht genommen hätte, wenn sie geahnt, daß ich so verschwenderisch mit der Zeit meiner Freunde umgehe. — Eine köstliche Rezensentin ist sie, und es hält schwer Ihnen hier einen ernsten Brief zu schreiben, während sie keuchend und stöhnend auf meiner Chaiselongue liegt und Bücher aufschneidet. Auf jeder Seite liest sie zehn Worte und macht ihre Bemerkungen. Jetzt ist sie über Ihren „zwei Monaten)"** her und fängt von hinten an. Heine interessirt sie sehr, und da sie in dem Buche so viel über ihn sah, erklärt sie kategorisch, — das werd' ich ganz lesen. Sie wissen, daß Campe bei Heine war und einen Band Gedichte erobert hat, von dem Heine sagt: er sei der Ruin des ‚Buches der Lieder'. — Auch hat sich der Kranke zweimal für C. zeichnen lassen. C. hatte einige Literaturbriefe von mir mitgenommen, deren zum Theil schonungslose Kritiken, die eben nur für C.'s Buchhändleraugen geschrieben waren und nur Antworten auf seine Fragen gaben, trotz alledem Heine gefallen zu haben scheinen. Mir war es lieb, daß H. auf diese Weise irgendwie mit mir bekannt gemacht wurde, da ich C. vorher geschrieben hatte, daß ich dem kranken Dichter die zweite Auflage von N. d. N. zueignen und entsprechend bevorworten wollte. Ich glaube, der kurze Brief an H., den ich vordrucken lasse***), wird Ihnen zusagen. — Chikanirt hat mich bei Beachtung Ihrer Kritik die Stelle über Hartmann. Es ist nun doch nicht anders, die Impetuosität seiner Gaben macht und wird ihm immer Grazie und Anmut unmöglich machen. Er bleibt als Dichter eine jener germanischen Urnaturen, in denen die übermächtige Kraft das Uebergewicht behält, und die sich weder in das fremde,

---

*) Uebersendung eines franz. Buches an Stahr.

**) Stahr: Zwei Monate in Paris.

***) Eine solche Widmung wurde nicht vorgedruckt. Über die Beziehungen Waldaus zu H. vgl. meine Biographie des ersteren. (Ztschr. f. Bücherfreunde, Febr. 1905.)

anerkannte Schönheitsgesetz finden können, noch ein eignes mit sich bringen. Wiese ihn Jemand, von dem er sich weisen läßt, auf das Feld des Humores, und ließe es seine Gemütstimmung zu sich dort heimisch niederzusetzen, so hätte er Schönheitsgefühl zur Genüge weder Karikaturen zu zeichnen noch burlesk in's Grobe zu werden, — was man aber reine und ideale Kunstleistung nennt, davon erwarte ich von ihm nichts. Prächtige Stellen sind in seinem Idyll, prächtige Szenen in seinen Schatten, aber gerade diese schönen Einzelheiten sind so schlimm, weil sie zeigen, daß man sich nicht einer Mittelmäßigkeit gegenüber befindet, die man nun einmal „hinnehmen" muß. — Campe war neulich so freundlich mir eine Folge Soltau'scher Zeichnungen zu Kinderliedern zu schicken, die er jetzt bringen will. Nachdem ich mich an den großentheils hübschen, wenn auch mittelalterlichen Zeichnungen ergetzt hatte, las ich die Lieder und fand sie nett und lesbar, bis ich plötzlich mittendrin auf jenes wunderschöne lettische Lied von der Wintersonne und dem Waisenkind stieß, das Sie ja kennen werden. Mir stieg das Wasser in die Augen, aber ich wußte nun auch, daß alles Vorhergehende und Folgende eben Schund war. So ruckweise wandre ich durch Hartmanns Dichtungen. Bin ich streng gegen Andere und mild gegen mich? Ich mag an mir so wenig gut heißen, was schlecht ist, als an Anderen, auch wenn ich's nicht besser machen kann. — Ich habe den Passus geändert und so gefaßt, daß er nun gerecht sein wird, wenn Sie im Auge behalten, daß eine Jahrzahl für die Handlung, und zwar das Jahr 1847 existirt. Bringen Sie Hartmann doch zu einer Komödie. Ich meine, daß er im Lustspiel erschütternd wirken könnte. Mir thut die Stelle leid, weil sie sich schwer wird zu einer Brücke machen lassen, die uns verbindet, und doch kann ich sie mir nicht verneinen. H. ist in ästhetischer Hinsicht excentrisch, das werden doch wohl Sie nicht leugnen wollen.

Ich wollte, Sie richteten mit Hettner Ihr Blatt ein, bis ich mit meinem Jongleur fertig bin; gehe ich dann, wie ich hoffe, wenn ich nämlich noch lebe, nächstes Jahr mit Kind und Kegel nach Italien um mich dort zu erholen, so sollen Sie eine Serie von Aufsätzen haben, so gut und frisch ich nur kann. Ich weiß nicht, warum mir bei dem Worte „frisch" immer der Roquette einfällt; er kommt mir vor, als wenn er mein (nie zu Tage gekommener) Frühling wäre. Bei mir war's schon Herbst, als die Knospen hätten schwellen sollen. Ich meine nicht, daß ich blasirt oder verlebt wäre, denn damit löge ich und verschwärzte mich. Ich habe nie gewüstet, meine Erziehung war aber von der Art, daß ich von meinem achten Jahre an alle Kraft auf Opposition verschwenden mußte und so alle Blütenkeime in Dornenaugen umzuwandeln verdammt war. Der instinktive Kampf meiner Natur ward eine Gewohnheit, er ward mit den Jahren ein vollbewußter, und ihm verdanke ich das üble Geschenk einer kalten, völlig leidenschaftslosen aber unversöhnlich bittren Heftigkeit. Die tappige Gläubigkeit der kolossalst gutmütigen Dummheit, die um die „Seele" zu retten den Menschen vertilgen und den Leib zum Sündenbocke machen will, übernahm das reizbare, fragesüchtige und strebsame Kind um es drei Jahre lang nebst Latein und Griechisch mit katholisch-dogmatischen Abhandlungen zu füttern. Das Kind vomirte dem Herrn die ekle Speise bald ins Gesicht zurück. Ich erinnere mich des Platzes noch, wo ich, der noch nicht neunjährige Knabe, dem Landpfarrer, dem ich überlassen war, die Erklärung abgab, daß die Dreieinigkeit ein Unsinn sei, den er sich schämen sollte mir einzwingen zu wollen. Ich wurde hart, sehr hart gestraft und war nie wieder so ehrlich. Ich lernte all das Zeug auswendig, machte aber inwendig die bitterste Opposition. Das fraß an mir und untergrub frühe meine Gesundheit. — Die Dummheit übergab mich der intermittirenden Despotie, einem Pfaffen, der sich monatelang nicht um mich kümmerte, soff und — — —, hinterher aber plötzlich mich die ganze Schwere seiner Autorität fühlen ließ. — Von da fiel ich in die Hände des ausgebildeten schleichenden und schmeichelnden Raffinements. Man wollte mich pfäffisch stimmen und womöglich zum Pfaffen machen. Zu letzterem Zwecke wurde mein Ehrgeiz gehetzt und gespornt, mein Talent gepriesen, so daß ich wohl mit 16 Jahren gründlich hochmütig geworden wäre, wenn nicht der Widerspruch gegen Alles, was von da kam, schon zu stark gewesen wäre. Den Ersten, der au fond nicht besser konnte, bedauerte ich, am Zweiten lernte ich verachten, am Dritten —

— hassen. Diese Leiter war mit 17 Jahren durchlaufen, wo soll da der Frühling herkommen? Meine Mutter war mir fremd geworden, wir fanden uns erst später wieder. Es ist recht schade um diese herrlich begabte, lebhafte Natur; sie ist in den Verhältnissen verkümmert oder doch nie zu voller Entfaltung gekommen. Waise mit 7 Jahren, ohne Liebe aufgewachsen, mit 25 Jahren nach einer überaus harmonischen Ehe Wittwe, als ich noch nicht 6 J. zählte, in einer kleinen Stadt bei ihrem Schwiegervater lebend und wenig andere, einigermaßen gebildete Menschen als die Dreizahl der Ortsgeistlichkeit sehend, war es bei ihr kein Wunder, daß sie der Kirche zufiel.

Es ist mein größter Triumph, daß ich sie wenigstens aus den Kraßheiten wieder herausreißen konnte, — indeß ist sie nicht frei. Politisch ja, aber religiös und social ist sie nicht mehr leicht zu bewegen, dazu ist sie nicht jung und gesund genug. Sie ist an's Entsagen gewöhnt, und hat mir zu Liebe gar Vielem entsagt. Es gab für mich in gewissen Jahren nichts Schmerzlicheres als der Gedanke an meine Mutter, an der ich natürlich sehr hing, und Sie sollten sehen, wie ich heute noch wehre, wenn in ihrer Gegenwart das Gespräch auf ein Thema kommt, von dem ich weiß, daß es sie verletzt. —

An Fanny Lewald.

20. 12. 51.

. . . Den kleinen Aufsatz über Roquette, so wie meinen besten kritischen Artikel über Josef Rank habe ich leider gar nicht mehr. Ich schenkte sie den beiden Herrn. Sie stehn in den Bl. f. lit. Unterhaltung. Dagegen wies ich Wehl*) an, Ihnen nach dem Abdruck eine Ballade von mir zuzusenden. — Begreifen Sie das? — Eine Ballade von mir? Hoffentlich meinen Sie nicht, daß ich mit dem Herrn Vogl oder Seidl rivalisieren will. Mir gefiel der Stoff und die eine Bearbeitung, die davon existirt, ist so sehr ohne poetischen Takt arrangirt, so verballhornt, daß ich mich darüber her machen mußte, obgleich ich wohl der Dichter bin, der bisher in diesem Genre das Allerdümmste geliefert. Nun, es ist ein Versuch, nichts mehr. Wollen sehen, ob ich diesen ächten Balladenstoff zu packen verstand, d. h. ob er in meiner einfachen Fassung die Leserinnen mit dem gehörigen Schauer überrieselt. — Auch im D. M.**) finden Sie ein Gedicht von mir, einen Roman in nuce. — Im Düsseldorfer Künstleralbum von 1852 habe ich eine kleine Leiche!!! Ein Herr Vautier***) war so freundlich, den illustrirenden Totengräber zu spielen. — Schade! — Nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß alle Verse in dem Bande nicht weit her sind, obgleich Sie fast lauter bekannte Namen finden, wird es nicht zu unverschämt klingen, wenn ich offen bekenne, daß meine vier Strophen so ziemlich das Einzige sind, was Gedicht heißen kann. Auch Hartmann hat nichts Besonderes, Geibel geradezu Schund. Ich habe 3 Anzeigen geschrieben. Da ich mich nicht loben konnte, lobte ich einmal das erbärmliche Ding von Bodenstedt und die anderenmale Wolfgang Müllers hausbackene Romanzen. Mundus vult decipi. Ich möchte, daß Sie meinen Aufsatz über Heine in Nr. 128 d. Bl. f. d. lit. Unterhaltung lesen. Ich glaube, der würde Ihnen conveniren. Im Übrigen müssen Sie nicht zu viel auf meine Recensionen geben. Das sind lauter Igel, denen ich zuvor die Stacheln ausgerupft. Ich mag Niemand wehtun, denn ich, der ich Tadel nicht blos vertrage, sondern zu nutzen weiß, war dennoch durch Stahrs „Prinziplosigkeit" verletzt. Sie fanden den Aufsatz über neue Romantik im D. Museum. Gerade weil ich überzeugt bin, daß Niemand weniger an meine Prinziplosigkeit glaubt als Stahr, that es mir weh, daß er sie mir an den Hals warf. Einen Moment wollte ich scharf entgegnen, und weder das Wort noch die Waffen fehlten mir. Ich konnte ihn durch den Nachweis, daß dann Louise

---

*) Feodor Wehl, damals Herausgeber der „Jahreszeiten".

**) Deutschen Museum, herausgegeben von Prutz.

***) Der später so berühmt gewordene Genremaler der Düsseldorfer Schule, damals 22 Jahre alt.

Mühlbach die deutschen Musterromane geschrieben haben müßte, ganz tüchtig zwacken, — aber gerade die Leichtigkeit der Abwehr und die bereitwillige Aufnahme, die ein Angriff auf Stahr allenthalben gefunden hätte, machten mich ruhig. Ich werde nur privatim meine Vertheidigung übernehmen. Warum braucht Stahr aber gegen mich so häßliche Worte wie „Nachsicht“ . . ? Ich meine, die deutsche Sprache habe kein demütigenderes. Ich mag lieber, daß man mir sagt, wie dumm haben Sie das gemacht, als daß man Nachsicht übt. Hole der Teufel die Nachsicht! Die bringt mich nicht vom Fleck. Einen Abend lang konnten die übrigen Lobsprüche des Artikels mich nicht über die Nachsicht wegbringen. Nie hab' ich gebettelt, nicht eine Zeile hab' ich geschrieben, um mir ein Ding wie Nachsicht zu sichern, und darum fühlte sich mein Stolz verletzt. Ich übersah keinen Augenblick, daß das Alles so schroff gesagt ist, um hinterher als Folie zu dienen, — aber Stahr soll keine Unwahrheit sagen. So überlegen steht Cordula meinen Arbeiten gar nicht gegenüber. Als der erste Ärger vorbei war, lachte ich. Nichts einfacher, als die „sauren Trauben“ gut zu machen. Ich werde ein Ding schreiben, so schulgerecht, daß es ein Spaß sein soll. Wenn's weiter nichts ist! Louise Mühlbach läßt sich schon noch erreichen. Dann will ich Freund Stahr aber schön auslachen. Stahr hat nur *ein* schulgerechtes Ding geschrieben, „Lucia“, und das ist doch richtig das einzige magre, unbedeutende und eben nur formell zum Dasein berechtigte, das er geschaffen. Kritische Leser fesselt's einmal der Form wegen, aber es verliert bei jedem neuen Lesen, während sein Italien ein echtes Kunstwerk ist, ein Buch, an dem man sich nicht satt liest. Ich muß mit Stahr einmal tüchtig boxen. Glauben Sie aber nicht etwa, daß ich am anderen Morgen noch ärgerlich war.

An Stahr.

T. 12. Juni 1852.

[Nach seiner Krankheit.]

. . . Seltsam genug war und ist es, daß *Sie* in den ungeheuerlichsten Fantasien stets eine thätige Rolle hatten. Sie waren der Unvermeidliche. Mehr als einmal war ich außer mir darüber, daß Sie Ihr Gesicht immer wieder in eine Ecke des Spukbildes steckten, in der ich Sie eigentlich nicht zu verwenden wußte. Es gab tolle, wunderbare Arabesken. Auf so spontaner und nicht zu bändigender Hetzjagd hab' ich meine Fantasie noch nie betroffen. Ich möchte denn auch wohl wissen, ob die Zeichnungen von Menschen und Gegenden, die mir von dieser giftig schönen Fata Morgana im Gedächtniß blieben, der Wirklichkeit entsprechen werden. Studien werden es zeigen. Ich zweifle nicht an der Richtigkeit der Umrisse, denn mein Zustand hatte etwas Ekstatisches, und daß ich magnetischen Einflüssen zugänglich bin, spürte ich erst neulich wieder lebhaft. Ein Mädchen, älter als ich, das mir in der ersten Jugendwallung sehr nahe stand, von dem ich aber seit 8 Jahren fast nichts gehört und an das ich seit 5 Jahren kaum noch gedacht, wird durch die Verhältnisse gezwungen sich jetzt zu verheiraten. Ich wußte nicht einmal, daß die Arme Braut geworden, konnte also auch ihren Hochzeitstag nicht ahnen und doch dachte ich diesen Tag immer an sie, mußte ein Miniaturbildchen hervorsuchen, das ich von ihr habe, und träumte endlich auch von ihr. Ich dachte, sie sei gestorben. Da kam aber zwei Tage später ein mit zitternder Hand geschriebenes Billet, von ihrem Hochzeitstage datirt. Auch sie hatte an mich gedacht. Wollen Sie solchen Rapport für Aberglauben halten? Wie käm' ich dazu? Oder soll der dämonische Zwang durchaus „Zufall“ heißen? Haben wir denn wirklich alle Naturkräfte schon so ausgespürt, daß wir sagen könnten, wo sie aufhören? Die Magnetiseurs sind Charlatane, der Magnetismus aber darum noch keine Charlatanerie. Oder sollte dies auch nur ein Verrücktheitssymptom sein? Es erscheint mir doch heute noch glaublich und vernünftig, während ich mich bei Tische heiser gesprochen habe, um einen Aberglauben zu bekämpfen, den die Sage durchaus auch zu einem „Zeichen“ adeln will.

Seit einigen Jahren lebt bei uns eine Wienerin, Frau Baronin von Berghof. Sie trägt als Broche ein verglastes Miniatur-Aquarell, das ihren jüngsten Sohn, Oberlieutenant

in Verona, darstellt. Gestern muß sie das Bildchen des Abends an einen Ort gelegt haben, wo Wasser vergossen war, die Feuchtigkeit drang ein, löste ein wenig Farbe auf und bildete nun eine eigentümlich entstellende Zeichnung. Es sieht aus, als liefe eine breite und tiefe Wunde, wie mit einem schweren Säbel oder Beil geschlagen, von oberhalb der linken Schläfe über die Stirn bis fast an das Auge. Weiter abwärts ist das Gesicht wie mit Blut übergossen. Die Frau ist außer sich und erwartet nun fast mit Bestimmtheit die Nachricht, daß der junge Mann ein Duell gehabt und beschriebenermaßen verwundet ist. In diese Irrgänge mag ihr folgen, wer dazu geneigt ist. Ein Tropfen Wasser, der zufällig auf den Toilettentisch verschüttet worden, dürfte schwerlich zum Träger magnetischer Botschaften dienen können. Eine solche bedarf nur der Nerven. — Ich verstehe davon nichts, denn ich habe nicht einmal die vorhandenen Arbeiten gründlich studirt und ebenso wenig mit einem Magnetiseur von Metier zu thun gehabt. Ich will also auch keine Erklärung dessen bieten, was ich oben als einen Akt magnetischer Beziehungen erwähnte, aber ich halte dies plötzliche Gezwungensein, an eine ferne, gleichgiltig gewordene Person zu denken, die lebhaft an mich gedacht, für magnetischen Rapport. Haben Sie niemals Ähnliches gespürt, so werden Sie mich am Ende auch für einen Charlatan halten, oder meinen, daß mein Paroxismus noch nicht vorüber ist.

An Stahr.

T. ersten August 1852.

Trotz alledem brauche ich sehr viel Geld und habe immer Schulden. Wie ich das anfange? Sie bekommen literarische Bettelbriefe, ich außer diesen, von denen ich Ihnen auch eine schöne Collektion senden kann, noch andere täglich. Ich komme nie an mich. Seit Jahren möchte ich mir gern den kaulbachschen Reinecke kaufen, — aber ich kaufe ihn immer für Jemand, der sich ihn noch mehr wünscht. So erwarb ich ihn schon dreimal, zuletzt für Gottschall. Ich hatte so viele hübsche Sachen, jetzt bin ich arm wie eine Kirchenmaus, denn Jeder, der kam, nahm etwas mit, da ich mir die spanische Anbieteformel zu eigen gemacht habe. Ich besitze kaum ein Buch, das ich nicht mehrmals gekauft und immer wieder verschenkt. Campe, der von dieser Passion weiß, schickt mir immer gleich mehrere Exemplare, so neulich wieder vom „Buch der Lieder" in der eleganten Ausgabe. Meine Schwestern hatten Besuch und — fort sind die Goldfliegen. So ernsthaft ich am Schreibtische bin, so sorglos bin ich draußen. Wir könnten wahrscheinlich Stunden nebeneinander sitzen, ohne daß Sie auf die Ahnung kämen, ich sei Hauenschild. Anders als lustig und zu jeder Ausgelassenheit fähig, sieht mich die Welt gar nicht. Sie müssen es schwarz auf weiß in der Schlesischen Zeitung lesen, daß ich letzthin in Breslau von 7 Uhr Abends bis Morgens 7 Uhr gezecht und — zu meinem eigenen Erstaunen — fast ununterbrochen perorirt wie ein Buch. Wissen Sie worauf mich das brachte? Ich muß es doch mit dem Drama versuchen, der direkte Verkehr mit dem Publikum hat doch großen Reiz. Wiederholt, ehe noch der Wein zu Kopfe stieg, gelang es mir, die ganze Gesellschaft geradezu zu elektrisiren und aus einer Stimmung in die andere zu hetzen. Ich hatte mich für schwerfälliger, abgebrauchter gehalten. Herr J. Urban Kern, der breslauer Verleger, der sich auch zu uns gefunden hatte, sagte mir beim Auseinandergehen auch noch die dicke Schmeichelei, daß er bedaure keinen Stenographen da gehabt zu haben, denn mein Geschwätz wiege zwei „Salons" von Heine auf. Diese ganze Geschichte war aber insofern auch klebrig, als ich die Zeche bezahlen soll, d. h. nicht die im Weinhause. Die ganze Schlesische Zeitung war auf den Beinen und belagerte mich, um ein festes Engagement für ihr Feuilleton zu erzielen. Aber die Herren kamen nicht durch. Ich versprach nur „gelegentlich" etwas zu schicken, und da Gutzkow 30 Rth. pro Bogen bekömmt, verlangte ich 10 fr. d'or. Kurnik schreibt es ihm brühwarm und G. wird sich schmählich ärgern. Mir war das überaus komisch, meine geldgierige Forderung nämlich, denn ich schreibe seit Jahren für die neue Oderzeitung und die Bresl. Zeitung gratis. Hier gibt's indessen keine Schwierigkeiten, Korn (der Eigentümer) ist kolossal reich und hat die Marotte lauter schlesische Kräfte zu verwenden. So

zahlt er Dr. Max Kurnik 1000 Rth. für die soi-disant Redaktion des Feuilletons und die Theaterberichte. Gottschall kam nur einen Tag zu spät. G. ist auch ein Schlesier. Heute bekamen die Herren den ersten Artikel: „Goethe, Adolf Stahr und die literar-historischen Engel." Ich unterzeichne diesen Aufsatz nicht, und zwar, wie ich ehrlich gestehen will, nur um Prutz willen. Da haben Sie den Ersten, der in die Patsche tappt und Frau von Stein mit seiner Galanterie gegen Ihren Angriff verwahrt. Unrecht haben Sie, wie ich glaube, nur insofern, als Sie der Dame eine Schuld beimessen. Sie ist in ihrer Rolle, sie ist Weib, wie Goethe als Mann sich emancipirt. Daß die Trennung des schönen Verhältnisses aus der beiderseitigen Charakterentschiedenheit als Notwendigkeit resultirt, ist ein Unglück für Beide. Schuld ist nur da, wo die Absicht ist Schlimmes zu thun. Sie machen sie zum gewöhnlichen eifersüchtigen Weibe, und die Eifersucht ist zwar ein gewöhnliches Laster, aber die Geliebte Goethes, gerade diese Charlotte, doch kein gewöhnliches Weib. Sie werden lachen über den Artikel; ich traktire die Herrn Engel, die durchaus nicht verstehen wollen, wie ein Mann neben einer platonischen Charlotte noch eine Christiane fordern kann, mit dem niedlichsten Humor. — Wahrhaftig, auch aus diesem Briefe müssen Sie sehen, daß ich ganz guter Laune bin. Wenn ich Sie nur auch erst wieder vollständig in Ihrer Haut wüßte. Ja, und ganz sollen Sie in Ihrer Haut sein, auch nicht unter dem kritischen Pantoffel der Freundin. Sie haben ganz und gar vergessen, Sie alle Beide, daß Leopold Schefer ein Original ist, das man unmöglich wie einen Zinnsoldaten auffassen kann, der aus bestimmter Form kommt. Gefällt Ihnen das Genre nicht, so fragt sich's immer noch, was er in seinem Genre ist. Ich betrachte das Buch als eine Waffe, gestehe zu, daß sie besser schneiden könnte, finde aber, daß sie auch so schneidet. Den faulen Fleck erkannte ich recht gut. Sie werden auch bei Allem, was irgend auf die Plastik hinaus will, leicht meine Einschiebsel erkennen, denn davon war keine Spur da. Aber neu machen konnte ich das Buch nicht. Ihr Urteil, liebe Freundin, unterschreibe ich als Publikum mit Freuden, ein Kritiker-Urteil aber ist es nicht, denn wer mit vorgefaßten Antipathien und Sympathien an ein Werk geht, kann kein unbefangenes Urteil fällen. Sie kämpfen mit Recht für den Realismus und konkrete Fassung, aber Sie sollen auch dies nicht von einem abstrakten Standpunkte aus. Ich feinde gerade bei der herkömmlichen vornehmen Kritisirerei Das an, daß die Herrn immer mit dem fertigen Urteil an das Buch treten und die Intention des Autors vollständig ignoriren. So wird die Kritik unfruchtbar.

An Stahr.

27. Aug. 52.

Gestern war mein Hochzeitstag! . . . . Da kam ein Paket von L. Schefer und ich wurde heiter, so daß ich laut lachen mußte. Was sagen Sie, meine lieben Freunde, zu folgendem Streiche: Er läßt sich für mich zeichnen und das Porträt wird wirklich in nicht unbedeutendem Maßstabe à deux crayons ausgeführt, und zwar nach Rock, Weste und Händen zu urteilen, sehr sorgfältig und von einem wohlgeübten Zeichner. Was thut aber Schefer? Er schneidet den Kopf genau heraus, so daß die Zeichnung mit der Halsbinde abschließt, und schreibt dazu:

„Des Dichters Phantasie wird meinen Kopf ersetzen!
Getroffen ward ich nie; so werd' ich Dich ergetzen."

Sm. Freunde Hauenschild. Leopold Schefer.

Und man kann sich wirklich einen Kopf, ja wahrscheinlich den richtigen, in den Ausschnitt hineindenken, da er eine Menge anleitender Conturen bietet. Ist der Einfall nicht köstlich originell und dies Albumblatt eines der interessantesten, die überhaupt existiren? Außerdem schickte er einen von ihm gezeichneten Heine mit folgenden, etwas verzweifelt konstruirten Distichen

Heinrich Heines neuestes Testament v. 1852.

„Μηδὲν ἄγαν!"

Opfre der Schönheit, was du nur hast; nicht Opfer, — Entzücken
Ist's! nie wird dich's gereun, höher verwertest du's nie!
Laß dein Leben ihr selbst — nur Eins, Eins halte zurück dir,
— Opfr' ihr Verstand, Gold, Glück, — deine Gesundheit nur nicht.

Ferner ein Capriccio zu 4 Händen, seine Ouvertüre zu seiner Tragödie „Sophocles Tod" und eine Trias poetischer Erzählungen aus seiner „Chamber of horrors", in der Vieles den großen Herrn verzweifelt mißfallen wird, da alle selbstverständlichen Nutzanwendungen sie treffen. Es ist kolossal, was der Mann noch für Vorrat hat. Lasen Sie jemals das erste Gedicht seines „Weltpriesters"? Sicher nicht, Sie hätten sonst manches Wort Ihrer Recension nicht geschrieben. Schefer's Tochter hat sie mir kopirt und geschickt, daher kenne ich sie. Schefer gibt zu, daß Sie meistenteils sehr Recht haben, aber er wundert sich gleich mir darüber, daß Sie mehr sagten, als gerade auf die Sibylle paßt, was Diejenigen nicht wissen können, die das Buch nicht gelesen haben, so daß denn Ihr Aufsatz durch seine gelegentliche Philippika einer Totschlägerarbeit ähnlich sieht, die auffallend genug wird, da Sie nun doch wollen, daß man das Buch liest. Daß ich im Wesentlichen Ihre Ansicht teile, namentlich was die mangelhafte Ausführung des für den Raum viel zu großen Planes anbelangt, das wissen Sie ja aus meinem großen Briefe, auch schrieb ich Campe von vornherein, „Jeder Andere hätte mindestens 2 dicke Bände aus dem Stoffe zuwege gebracht". — Das ist so die übertriebene Ehrlichkeit unserer Partei; während die Andern es wagen durften, selbst einen Redwitz zu einer Größe zu lügen, nergeln wir uns aus lauter kritischer Gewissenhaftigkeit selbst unsre Waffen zu nichts. Wenn Jemand, der Ihren Artikel gelesen hat, noch Lust zeigt, die Sibylle zu lesen, so halte ich ihn für einen Esel erster Größe; wäre ich Redakteur der „deutschen Volkshalle", so druckte ich die Recension mit Glossen nach und schickte Ihnen doppeltes Honorar. Tröstlich ist mir nur eins, nämlich der Beweis, daß auch Sie Beide selbst da irren können, wo Sie einen Nachdruck auf Ihre Behauptung legen. Das ist das Kapitel von der Ironie, von dem Rechte des Autors sich in gewissen Fällen über den Stoff zu stellen. Sie sind vorsichtiger, aber unsre verehrte Freundin schüttet in ihrem Briefe an mich gar das Kind mit dem Bade aus. Ich werde Ihre Sätze erst dann theoretisch bekämpfen, wenn ein ganz vortreffliches Mittel ohne Erfolg geblieben sein sollte, ich bitte Sie nämlich den Orlando furioso zu lesen, den Sie ja doch wohl nicht eine „Albernheit" werden nennen wollen. Ariost steht mit vollem Bewußtsein auf dem Boden, den Sie ohne Weiteres verwerfen, und was noch mehr ist, er steht prächtig fest. —

Ich habe wieder viel ausgestanden, und viele Nächte schlaflos hingebracht an der Wiege meines Kindes, das zum Skelett eingeschrumpft ist durch eine mehr als achttägige Ruhr, die hierherum epidemisch grassirte und mehr als hundert Kinder hingerafft hat. Der arme Junge litt sehr, aber er schrie nicht, er stöhnte nur und sah mich immer starr mit seinen trüben Augen an. Auch ich selbst war und bin physisch krank, ähnlich wie Max.

[An L. Schefer.]*)

Tscheidt März, 3. 1854.

Ganz bestimmt habe ich die ungetrübteste Freude an der schönen, frischen Lebhaftigkeit Ihres Geistes, die sich auch hier wieder in ihrem heiteren Reichtume manifestirt. Aber bei diesem meinem Sondervotum soll es nicht sein Bewenden haben, und wahrlich, hätte ich Ihnen vor vierzig Jahren zur Seite stehen können, dann würden Sie mir nicht in Ihren letzten Briefen geschrieben haben: „Was weiß ich vom Eindrucke meiner Blüten auf das Volk." „Meine Leser sind keine Armee". „Ich bin genannt, aber nicht gekannt".

*) Dieser Brief mußte als notwendige Ergänzung zu dem vorigen eingefügt werden.

Verzeihen Sie mir, daß Ich, den noch Niemand, selbst seine Eltern nicht, nennen konnte, als Sie schon von Tausenden gekannt waren, heute aus diesen drei Sätzen drei Selbstanklagen herauslese. Ein Mann von Ihrer großartigen Begabung, von Ihren menschlich wohlwollenden Absichten und von Ihrer, auch äußerlich so glücklichen Ausrüstung hatte nicht allein das Recht einen immensen Wirkungskreis für sich zu fordern, sondern es lag ihm sogar die gebieterische Pflicht ob, sich einen solchen zu erringen. Sie mußten kennen lernen, was für Eindruck Ihre Arbeiten machten, Sie mußten beseitigen lernen, was Ihnen Eigentümliches den Kreis Ihrer Hörer verengte, Sie mußten endlich selbst einen Teil Ihrer Originalität opfern, Sie mußten um so viel „gewöhnlicher" werden, als zu einer Brücke zwischen dem Kerne Ihres Wesens und dem gewöhnlichen Verständnisse nötig war. Ihr Wesen hat seinen Schwerpunkt nicht in der Abstraktion und Transcendenz, Sie sind nicht Tiedge oder Klopstock, deren wesenhaft einseitige Erhabenheit von vornherein und principiell auf allgemeinste Sympathien verzichten mußte, Ihre Richtung ist eine lebenspraktische, die Seele Ihrer Poesie eine Apotheose des Realen, des Wirklichen, und ich meine, daß damit schon ebenso principiell die Notwendigkeit eines direkten und intimen Verhältnisses Ihrer Arbeiten zu den Sympathien aller irgend empfänglichen Menschen gegeben ist. Niemand konnte oder dürfte sich weniger mit einem exclusiven Publikum begnügen, als Sie, Sie waren als poetisch thätiger Mensch M a n n, Sie hatten zu zeugen, so viel in Ihrer Zeugungskraft lag. Wandten Sie Ihre Kraft nicht an naturgemäßes, fruchtbringendes Zeugungswerk, d. h. kümmerten Sie sich nicht um das weibliche, empfangende Princip im Publikum, so ist Ihr Dichten ja Selbstschwächung, also ein Laster gewesen. So schlimm stellt sich nun die Sache freilich nicht, da Sie immerhin befruchteten, wenn auch, durch eigene Schuld, nicht in dem Maße als Sie sollten, aber der Vorwurf bleibt Ihnen, daß Sie nicht mit Ihrem Pfunde gewuchert, daß Sie dem Hause und den nächsten Beziehungen nicht bloß gaben, was dieser Richtung gebührte, sondern auch viel von dem Ihres Wesens, was den M e n s ch e n gehörte. Sie waren, mit einem Worte, privatim zu sehr befriedigt, als daß Sie in einen rechten klaren Austausch von Forderungen mit der Öffentlichkeit getreten wären. Vielleicht beneide ich Sie von dem einen Standpunkte um dies Glück, während ich als Kritiker im Interesse der Literatur und der Menschen die Folgen dieses Absorbirtseins im Austausch mit Wenigen zu bedauern gedrängt bin. —

Daß ich die Mehrzahl der Hindernisse jener universellsten Popularität, für welche Sie prädestinirt waren, in Ihrer Darstellungsweise und im Stil, also in Äußerlichkeiten vorwiegend finde, setzte ich Ihnen schon letzthin des Weiteren auseinander. Ungewöhnliche originelle Ansichten müssen dem gemeinen Verständniß formell vermittelt werden, damit wenigstens e i n e bekannte und verwandte Seite da ist, die uns die Assimilation des Gedankens erleichtert. Der praktische Verstand wehrt sich gegen das Barocke und Bizarre, zumal gegen das in der Form Bizarre, weil er dahinter instinktiv unausgegohrene Gedanken, bloße Spiele des Scharfsinns und der Fantasie, oder doch unfruchtbare Paradoxen wittert. In der Regel hat er es nicht umsonst vorgefürchtet, denn absolut Fertiges gibt sich einmal gern geradeaus wie Sonnenstrahlen; bei Ihnen aber birgt sich auch hinter dem bizarrsten Wortwirbel noch ein gesunder, nicht allein poetisch fühlbarer, sondern auch praktisch tüchtiger, geradezu verständiger Kern, und wer bis zu ihm durchgedrungen ist, bedauert um so tiefer, daß er eben nur für Jene vorhanden ist, die geistigen Eigenbesitz genug mitbringen, um bis zu ihm zu gelangen, und Mut und Ernst genug haben, ihre Kraft der Lektüre gegenüber geltend zu machen. Neulich, als Sie mir die Sache selbst zugaben, verteidigten Sie den Hergang dennoch, obgleich Sie mir zu glauben schienen, daß seine Wirkung eine schädliche war und ist. Es hilft aber nichts, ich muß auch diese Ihre Verteidigung umwerfen, sie hält durchaus nicht Stich. Mag es immerhin wahr sein, daß das „Volk" Anakoluthien und stylistische Ellipsen im täglichen Verkehre braucht, dergleichen ihm also verständlich und geläufig sein müßten; S i e wenden weder die volksmäßige Ellipse an, noch sind Ihre Gedankenreihen dem Denken des Volkes so analog gebildet, daß es a priori befähigt wäre, die Ergänzung zu besorgen.

. . . Mit Alledem hätte man Ihnen beim ersten Auftreten schon in die Parade fahren müssen, ehe Sie durch Ihre persönliche Zurückgezogenheit der direkten Erfolgsstudien beraubt waren, — und, wäre das geschehen, dann wäre Leopold Schefer heute nicht bloß als ein Phänomen ohne Gleichen bewundert, wie er bewundert wird von Allen, die sich mit seinem hellen, jugendfrischen Geiste in Rapport gesetzt haben, — sondern er lebte als Prophet und Apostel, populärer als jeder Andere, recht mitten im Herzen des Volkes, denn es gibt nicht einen deutschen Dichter, der mächtiger und mehr für Alle bestimmt ausgerüstet wäre als Sie. Das ist meine unverhehlte Überzeugung. Die Schuld, daß Sie bis zur Stunde die Aufgabe, die Ihnen vom Geschicke ward, noch nicht vollkommen gelöst haben, liegt vorzugsweise auf den Schultern der Kritik. In Ihren jüngeren Tagen, wie heute, hatte die Kritik die Unart, sich auffallend produktiven Talenten gegenüber, oder eigentlich immer, pure pathologisch analysirend zu verhalten; sie zeichnete in ihrer Chronik mit Tadel und Lob verbrämt die Fasten der Produktion auf, versuchte aber, mit fast alleiniger Ausnahme des großen Lessing, niemals direkt auf die Produktion zu wirken und mit ihr in schaffende Wechselbeziehungen zu treten. Selbst jenes laisser aller!, das sie gern zur Devise nimmt, wenn sie auf junge, ungewöhnlich bedeutende Naturanlagen stößt, ist unrichtig angebracht, denn was in Wesen und Form zunächst oppositionell genial auftritt und durch seine Urgesetzmäßigkeit frappirt und hinreißt, wird ohne den Verkehr mit verständigen, wohlwollenden Einflüssen gar zu leicht einseitig und friert in einer Form fest, die wir dann Manier zu nennen das Recht haben. Gerade das Genie, das seine eignen Bahnen wandelt und vom frischen Verkehr mit dem Außen absteht, ist der Gefahr dringend nahe, sich in Gedankenkreise und Darstellungswendungen zu verrennen, über die es später schon aus Gewohnheit nicht mehr hinauskann, und wir sehen das unliebe Schauspiel, eine universell begabte Natur, fortan zu einer Maschine geworden, dasselbe Material immer mit denselben Prägestempeln bedrucken. Sie, mein theurer Freund, hat nur der unendliche Reichtum Ihres Lebens und Ihrer Anschauungen vor diesem Fluche bewahren können. Wenigstens ist die Sache, auch wenn sie nicht vollständig zu vermeiden war, Ihnen nicht zu einem vernichtenden Fluche geworden. Die Beweglichkeit Ihrer Denkkraft und Ihrer einkleidenden Fantasie äußert sich zwar gewissermaßen stereotyp und darum manierirt, aber kenntlich und verständlich atmet darin doch stets ein Hauch jugendlichster, ursprünglichster Frische und Resolutheit, so daß man captivirt wird und keine Mißstimmung empfinden kann. Mit einem Worte: das, was ich auch bei Ihnen „Manier" zu nennen gezwungen bin, hat nicht jenes Handwerkmäßige, das bei den Andern, die sich immer nur selbst copiren, so widerwärtig wirkt. Wie mächtig gesund und auf das großartig Einfache gerichtet Ihr Kern, Ihre Naturanlage ist, das liest sich aus nichts schlagender heraus als aus Ihrem klassisch edlen Albrecht Dürer. Ich weiß nicht, was dort höher steht, der Menschenkenner, der Lebensverständige, der Dichter oder der Darsteller; Alles ist in seiner Schlichtheit prachtvoll, in seiner Weichheit energisch und erschütternd. Diese Novelle ist, meiner Ansicht nach, eine der ersten Zierden unserer Literatur. Hieran waren Sie zu halten; man durfte Sie nicht locker lassen; man mußte Ihnen mit Strenge zurufen: Mensch, Du hast, wenn Du Dich nicht überstürzest und in einander malst, Waffen um zu wirken, Waffen, wie sie kein Zeitgenosse besitzt und nur Wenige vor Dir besessen haben, Du darfst nicht Dinge zu Markte bringen, in denen Du als Bacchantin der Logik einen wirbelnden Confusionstanz aufführst und mit dem Thyrsusknittel eines zu unrechter Zeit losgelassenen Humors die Zuschauer auf die Schädel haust, daß sie betrübt werden und den Kreuz- und Quersprüngen noch weniger folgen können. Wer ohne Anstrengung und vor der dritten Lesung nur einigermaßen Licht sucht im „Bauchredner", den will ich für einen Meister im Diviniren halten, aber Ihr Verdienst ist es nicht, wenn aus dieser Novelle überhaupt ein Leser klug wird. Der Bauchredner ist der Höhepunkt Ihrer literarischen Ausschweifungen, er ist geradezu ein hors d'œuvre: Sie hätten ihn nie so schreiben können, wäre zur Zeit eine vertraute kritische Stimme zu Ihnen gedrungen.

An Stahr.

7. Juni 1854.

Wie kolossal Sie übrigens mich schon beeinflußt haben, das geht in's Weite. Die Meisterstelle meiner neuen Cordula, das Sterbelied des alten Mönchs, ist nicht bloß in Ihrem Geiste, sondern fast in Ihrem Stile geschrieben. Freilich war der Gedankengang schon vorgezeichnet, ehe ich mich noch ganz in Ihr Wesen vertieft hatte, und das Zusammentreffen ist somit nur ein neuer Beweis von einer mir sehr lieben Anschauungsverwandtschaft, aber daß ich den Knittelvers in Choriamben zerfällte, hab' ich Ihnen nun doch geradezu nachgemacht.

An Stahr.

1854.

. . . Aber Sie, lieber Freund, sind mir auch seltsam und unbegreiflich, wenn Sie — bloß weil das Conclusum über Gutzkow Ihren Wünschen entspricht — Julian Schmidt's literarhistorisches Pamphlet für eine Literaturgeschichte gelten lassen. Gibt es erbärmlichere Buchmacherei als ein Convolut von Grenzbotenreferaten ohne weitere Durchsicht und organische Verbindung unter solcher Firma auf den Markt zu werfen? Nur der Artikel Gutzkow ist ausgearbeitet, ist Arbeit überhaupt; sonst ist der ganze zweite Band Geschmiere, in das sich nur dort und da ein Körnchen verlaufen. Was will Gutzkow? Der Erste, Oberste aller Derer sein, die heute die Feder führen. Was beweist J. S. durch seine Literaturgeschichte? Daß Gutzkow der Erste und Oberste aller Derer ist, welche da schreiben, — denn ihm gilt der ganze Band, die Anderen sind nur als Abfall behandelt und überhaupt nur erwähnt, wenn und falls ihre Verleger den Grenzboten Exemplare schicken. Nennen Sie das Literaturgeschichte? Vieles von dem, was über Gutzkow dort gedruckt ist, habe ich Ihnen schon vor Jahren geschrieben, ich stimme mit dem Meisten vollkommen überein, halte auch von J. Schmidt's Scharfsinn alles Mögliche, — aber einen so fleißigen Autor, mag er immerhin principiell und anders wie mein Gegner sein, von einem Burschen so behandelt sehen, — das lob' ich nicht, das ertrag' ich nicht. Ich mag von dem Menschen Gutzkow nichts wissen, ich halte verzweifelt wenig von dem Poeten Gutzkow im Großen und Ganzen, da er doch nur quasi indirekt produktiv ist, — „Mützenmacher aus Fellen, die Andere abgezogen", nannte und wies ich Ihnen den edlen Herrn schon früher nach, — aber ein Mann von so rührigem Streben und doch nicht so gar nichtswürdigen Fähigkeiten ist nicht dem absprechenden Urteile eines Menschen verfallen, der niemals noch aus Erfahrung erprobt hat, welch ein Unterschied ist zwischen der Analyse eines vorliegenden Romanes und der Synthese der erbärmlichsten Almanachserzählung. Ist die Cameraderie der Producirenden gefährlich für die Lesewelt so ist solche „Kritik" dennoch schwerlich fruchtbringend für das Fortschreiten der Schriftsteller. Ich werde mir den Spaß machen J. Schmidt ohne eine Zeile meine neuen Sachen zu schicken, und freue mich im Voraus auf sein Urteil von oben herab. Von der Seite wird mir auch das Schlimmste humoristisch, denn Sie können nicht glauben, wie grenzenlos erbärmlich, wie absichtlich, wie bloß pamphlethaft ich den bewußten zweiten Teil gefunden habe und wie betrübt mich daher Ihr Lob desselben hat. Betrübt deshalb, weil ich sah, wie sehr Ihr Urteil in der Gewalt einer Antipathie sein kann. Sie hassen Gutzkow und mögen ehrlichen Grund dafür haben, aber gerade Sie sind dazu berufen, nicht zu dulden, daß man ein Pamphlet gegen einen einzelnen Schriftsteller „Literaturgeschichte" tauft. Ich scheue mich, wie Sie sehen werden, nicht, Gutzkow Dinge zu sagen, die ihm empfindlicher sein werden, als Manches dort, weil sie nicht das Gepräge verbissener Feindschaft tragen, das jedes Urteil verdächtig macht. Geschadet hat J. Schmidt seinem Gegner garnicht, aber er hat ihm auch nicht, wie ein Kritiker soll, zum Guten und Schönen fortgeholfen, — und damit ist das Ganze Quark. Werfen Sie das Buch in's Feuer! Animosität, die sich zum Richter macht, wird

unedel. Zabel that in der That Ihnen und implicite mir einen Gefallen dadurch, daß er Ihren Aufsatz ablehnte. Es wäre mir schwer leid gewesen, Sie bei einem Handel beteiligt zu sehen, der zu Tode geschwiegen werden muß, weil er für die ganze Literatur nicht sonderlich ehrenhaft ist. Alle Welt weiß, daß Sie Gutzkow gram sind, lobten Sie jenen, der nun einmal nicht zu loben ist, so verdächtigen Sie sich selbst am meisten, — und ich möchte nun doch, daß die Leute Ihnen nur Dinge vorwerfen können, die Tugenden sind.

An Stahr.

14. November 1854.

. . . Die alte, viermal umgeschmolzene Marotte „Rahab“ wird Ihnen Campe gesandt haben. Ihnen mißfiel schon die Idee zu sehr, als daß Sie Sinn haben könnten für die sicher vorhandenen Einzelschönheiten. Ich glaube nämlich trotz Ihrer Abneigung, daß dies Gedicht deren wirklich hat, sowie ich mir auch einbilde, daß diese Verse keinen Raum brauchen, um zu klingen; endlich weiß ich, daß Rahab erschütternd und mit ursprünglicher Gewalt auf die verschiedensten Naturen wirkt. Der Präsident Wenzel, den Sie ja auch kennen und der sich gern mit Poesie befaßt, schrieb mir, daß er sich seit undenklicher Zeit nicht so in der dämonischen Gewalt poetischen Einflusses gefühlt und so mit empfunden habe als hier. Die Möglichkeit einer solchen Wirkung ist mindestens bedingt durch das Gelingen des Versuches: die pathologisch psychologischen Elemente des Monologs so sehr durch die dramatische Aktion des Augenblicks zu kreuzen, daß die Entwickelung des inneren Prozesses nicht den Leser lähmt. Die Naturen mögen verschieden sein, ich z. B. kann in höchster Erregung auch allein absolut nicht schweigen, sondern monologisire in einemfort, namentlich im Wagen, so daß sich oft der Kutscher umdreht und fragt, was ich will. Diesen „subjektiven“ Zug hat Rahab von mir, sonst ist mir dort Alles fremd und nicht eines Haares Breite meines inneren Wesens beigemengt. Ich wollte durch diese Studie ein paar Probleme lösen und mich auf einem Felde versuchen, das dem gemeinsamen, bleibenden Kerne meiner anderen Bestrebungen fern liegt, um nicht eine gewisse Eintönigkeit aufkommen und in Form und Wesen zur Manier werden zu lassen. Hat die Arbeit aber nicht als auf sich selbst ruhende, in sich abgeschlossene Dichtung einen gewissen Kunstwert, so ist sie überhaupt ohne jeden Wert und ich gebe sie preis. Mich verurteilen Sie damit nicht, sondern ein Experiment, eine ästhetische Marotte.

Ganz anders wäre es mit der endlich — nach Jahresfrist — fertig gedruckten neuen Cordula, die indeß erst nach Neujahr ausgegeben wird, da das Buch nicht in den Weihnachtsrummel kommen, sondern sich seinen Weg durch sich selbst suchen soll. Diese Cordula ist meine Zusammenfassung aller in mir vorhandenen Werdelust und Lebensfrische auf düstrem, angetrübtem Hintergrunde. Das Gewitter entladet sich, die Wolken zerreißen und eine in sich wie historisch zukunftberechtigte Menschengruppe steht froh und fest im ganzen Sonnenlichte. Meine Welt steckt still und bescheiden in diesem einfachen Rahmen. Wer C. verwirft, verwirft meine Weltanschauung, meine Erfahrungen und gesetzhaften Lebensresultate, meine poetische Theorie und meine praktische Anwendung derselben, kurz, er verwirft mich selbst als Mensch und als Dichter in Einem. Und doch schuf ich die Gestalten nicht aus mir, sondern ließ sie, wie sie waren, — die Handelnden sind sie selbst, nicht Masken für mich. Der Stoff war aber recht eigentlich für mich da und deshalb konnte ich aus dem Gegebenen ohne Fälschung das Gewollte machen. Ich liebe dies Gedicht, es hat mir wohlgethan es zu schaffen, und ich hoffe, daß man es liebbehalten wird.

Ich zweifele nicht, daß Ihnen dies ganze freundlich markige, nirgend weichlich und conventionell werdende Leben behagen wird; Einzelnes daraus, z. B. die Sterbehymne des Mönches, die ein Jubellied ist, aus welchem wahrstes menschliches Wohlwollen klingt, riß doch sogar den Corrector in Campe's Laden, Henning, so hin, daß er mir die herzlichsten

Dankworte für diese Figur auf den Bogen schrieb. Indes möchte ich doch nicht, daß die Richtung Sie so sehr captivirt, daß Sie darüber vergessen könnten, daß ich ein episches Gedicht schreiben wollte, das den Anforderungen entspricht, die ich für das moderne Epos in No. 40 der Bl. f. lit. Unterhaltung aufgestellt und begründet habe. Was ich speziell wollte, präcisirt überdies das an Sie gerichtete Eingangsgedicht, das Sie in letzter Fassung noch nicht kennen, genau und scharf. Habe ich meine Aufgabe gelöst, so ist dies Kind meiner Liebe, wenn auch in anderer Weise als Ihr Torso, ein wirklicher Gewinn für die Literatur und außerdem eine Arbeit, die für alle Menschen da ist als eine erfrischende Gabe. Ob ich in meiner Vorliebe für das Ganze nicht zu leicht über die mir im Augenblicke noch verborgenen groben Schwächen hinweggehe, die gleichwohl da sein können; ob ich nicht Manches hineingepfuscht, Anderes verpfuscht habe, einzelner kleinerer Lahmheiten nicht zu gedenken, — das Alles wird man mir wohl seiner Zeit derb genug sagen; jetzt aber kann ich nur wiederholen, daß ich in Cordula die erste und einzige meiner Schöpfungen sehe, die mir als das Gelingen eines ernsten, recht aus dem Herzen und ebenso aus dem Kopfe entsprungenen Strebens gegenüber steht. Es ist ganz, dieses Gedicht. Von welcher neueren Arbeit können Sie das sagen? Aber freilich wollte ich, indem ich mich an ein Gedicht so bedeutenden Umfanges wagte, nicht rivalisiren mit dem großen Haufen, nichts relativ Besseres, sondern schlicht und recht ein Gutes liefern. Mißlang mir dies, so ist's eben vorbei und meine Kraft reicht nicht aus.





Aus Italien.

Von

Helene Zimpel †*).

I.

Der Engel
des Luca della Robbia.

Im Dom am Arno, in der Sakristei,
Da kniet ein Engel selbstvergessen still
An des Erlösers Kreuze, in der Hand
Den Kelch mit bittrem Trank, gemischt aus Leid.
Doch spielt ein Lächeln um des Engels Mund,
Denn selig tönet schon Triumphgesang
Vom Himmel nah und immer näher her. —
Auch deinem Kreuze kniet ein Engel, Mensch,
Und lächelt deinen Wunden, zählend still
Minute für Minute dir das Leid,
Wie es des Kelches bittrem Grund entsteigt;
Denn sieh, auch er hört schon Triumphgesang
Von fernen Scharen: schwer hast du gekämpft;
Doch jetzt auch du, Mensch, sollst ein Sieger sein!

---

*) Helene Zimpel (gest. am 19. April 1905 in Breslau) wurde am 15. Februar 1855 in Hohlstein bei Löwenberg als Tochter des fürstlich Hohenzollernschen Rentmeisters Konstantin Krause geboren, machte ihr Lehrerinnenexamen und leitete von 1881—1889 die ehemals Eitnersche höhere Mädchenschule in Breslau. 1884 verheiratete sie sich mit Oberlehrer (jetzt Professor) Zimpel in Breslau. — In dieser Zeitschrift sind von ihr folgende Aufsätze, meist Kleist-Studien, erschienen: Heinrich von Kleist und die Romantik (Bd. 77; 1896). — Heinrich von Kleist und die beiden von Eugen Wolff ihm zugeschriebenen Jugendlustspiele (Bd. 87; 1898). — Heinrich von Kleist und die Frau (Bd. 92; 1900). — Ibsen-Studien (Bd. 103; 1902). — Kleist der Dionysische (Bd. 108; 1904). — Die obigen Gedichte sind die letzte Arbeit der Verstorbenen. D. Red.

II.

Elegie.

(In der Medicikapelle zu Florenz.)

Wie stand ich einst an meiner Sehnsucht Ziel,
Erschauernd, daß die Wirklichkeit so schön,
Und schöner noch, als je mein Traum geahnt!
Und wieder bin ich, mit der Seele, da:
Die Sehnsucht ist's, die mich im Zauberflug
Zu jenen fernen Wunschgestalten trug
Auf Flügeln, schwerbeschwingten, südwärts fort.
Und ich bin da, und wieder sind sie mein:
Die Dämmerzeiten links, rechts Nacht und Tag.
Und wie ich meine Seele in des Tags
Schwarz funkelnd, feurig leuchtend Augenpaar
Versenke (wie doch Stein, ein kalter Stein
So auf die Seele brennen kann!) — da hebt
Ein leises, leises Tönen an,
Wie Memnons Säule in der Wüste singt,
Wenn sie der Sonne Strahlgefunkel küßt.
Der Marmor hier des Michelangelo,
Er ist die Sonne, die die Seele weckt
Mit ihrem Feuerkuß vom Himmel her.
Es strahlt und strahlt von allen Steinen her,
Und Harmonien schweben durch den Raum:
In meiner Seele tönt das Lied der Welt.
Ich seh, wie sich im Anbeginn das All
In seinen Tiefen regt, und seinem Schoß
Entringen Urgewalten sich, der Tag,
Der strahlende, die Nacht voll dunkler Ruh',
Die Dämmerzeit, der Übergänge zart
Geweb', des Lebens Geister und der Zeit.
Und über dionysischem Getos
Seh' ich den Menschen thronen, der die Zeit
Erfüllt mit Leben und ihr doch gehorcht.
Lorenzo rechts*), erhaben über Tag
Und Nacht. Wann saß auf einem Nacken je
So stolz ein Haupt, und wann war je ein Hals
So voller Kraft gespannt wie der? Wann zeigt
Zugleich der Anmut Zauber eine Männerhand
Wie diese Hand, die auf den Feldherrnstab
Gelehnt? Und diese Fürstenhand zeigt doch
Denselben Geist, der drunten in dem Bild
Des Tags zu Füßen ihr sich reckt und bäumt
Mit riesenhafter dionysischer
Gewalt. Und wie das Aug' des Tags, so blickt
Das Aug' Lorenzos: voller Tat, die heut

*) Vf. folgt der Auffassung Hermann Grimms.

Geschieht. Denn will's die Not, so springt er auf
Und bringt den Sieg, wo jetzt sein Auge still
Befiehlt: ganz Fürst, ganz Glanz, ganz Tat! Die Nacht
Wie fern, wie fern, die doch so nahe ihm
Zur Rechten ruht, in tiefen Schlaf gesenkt.
Ein Bündel Mohn stützt ihren Fuß; es hat
Die Eule an dem stolzen Körper Schutz
Gefunden; aus dem Fels, auf dem der Arm
Ihr ruht, grinst eine Maske hohl hervor:
Das sind die Träume, die die Nacht jetzt träumt,
Die Riesennacht, die hier zur Ruh' gestreckt,
Die Herrscherin. Die rechte Hand berührt
Der Mondessichel zartes Diadem,
Das, eine Krone, ihre Stirn umschmiegt,
Ein Zeichen ihrer dunklen Königsmacht,
Des Schlafes Majestät. Der Busen nur
Scheint leise sich zu heben ihr. Es geht
Ein leises Lied um ihren hehren Leib:
„Süß ist's, zu schlafen, schlafen ist so süß . . ."
Und immer nur die eine Melodie.
Wer hörte je ein Schlummerlied zu oft?
Da — wehe! weh! Ein Ton so gellend schrill,
So unermeßlich bang! Wo kam der her?
Ist hier ein Spielmann aus der Geisterwelt?
Ist eine Seele mitten hier entzwei
Gesprungen? Ach, Lorenzo! dort, dort war
Der Ton. Es schaudert mich. Denn eine Nacht
Seh' ich ihm sinken, nah und näher schon,
Die tiefer noch als diese hier. Es reift
Der Mohn, der zwischen Anemonen ihm
Zum Ruhm geleuchtet, für sein frühes Grab.
Die Nachtigallen von Fiesole,
Sie sind verstummt, und um die Sakristei
Streicht scheu das Totenkäuzchen schon, und ach,
Dies Heldenangesicht, jetzt angespannt
Und heißen Lebens voll, das seh' ich jäh
Zur Totenmaske fahl entfärben sich.
Und hier auch sinkt wie auf dem Kapitol
Ein Fechter. Grinsend heischt der Tod
Den Strahlenkranz Lorenzos abzumähn, —
Und ist des andern langgehegter Wunsch,
Des „Pensieroso", wie die Welt ihn nennt.
Es liegt ein überird'scher Glanz auf ihm,
Dem Todesdenker. Viel hab' ich gesehn
Des Leuchtenden, der Marmorbilder viel,
Doch Leuchtenderes als Giuliano nicht.
Ist es die Kriegerrüstung, die so glänzt,
Der Römerhelm, der ihm das Haupt erhöht?

Nicht Kriegerrüstung glänzt, nicht Römerhelm:
Gedanken- und nicht Kriegestaten sind's,
Die durch den Harnisch hier bedeutet sind,
Und einen Geistesritter krönt der Helm.
Und was sein Geist zu denken sich vermißt,
Das stellt in Dunkel aller Schönheit Glanz
Und kühnster Fürsten Taten. Denn es thront
Der Fürst der Fürsten hinter dieser Stirn:
Vermessener Verneinung Allgewalt.
Daher der Glanz um seiner Augen Kranz,
Ein stolzer Schmerz des Denkens, der in Stein
Den Denker mählich zu verwandeln scheint.
Den Unwert unsres Lebens sinnt er aus,
Das schnell dahin uns fährt, als flögen wir
Davon, und wenn es Arbeit war und Müh',
Wird von dem Weisen köstlich es genannt.
Und sieh, wie eine Blume blüht der Mensch,
Die abgehauen wird und schon verdorrt,
Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr, —
Denn eine andre blühet auf, wo sie
Geblüht. Und weiter sinnt Giuliano noch
Als der Psalmist. Wozu die Lust, mit der
Ein Gott des Lebens Fackel ihm einst hat
Entzündet? Und wozu erst eine Welt,
Die Galle gibt nach süßem Honig dir,
Dem gläub'gen Herzen? Wo der Schlechte sich
Hohnlächelnd setzt auf des Genusses Thron?
Die mehr der Tränen hat als Meeresschoß
Der Tropfen? Unerfüllter Wünsche mehr,
Als Blumen Düfte in die Luft verstreun? —
Wozu die Sonne erst, die uns nur weckt,
Um zu zerstören uns und unser Tun? —
Er sinnt und sinnt im Schatten seines Helms.
Wem ist die Zeit zeitlos wie ihm? Wie ihm
Wem wunschlos Tag und Nacht? Die Dämmerzeit
Allein, der Übergänge zart Geweb',
Sie schlägt um diese wehe Seele weich
Verwandter Stimmung süßen Zauberbann.
Gefühl wird alles, was Gedanke war,
Zur Himmelssehnsucht wächst der Erdenwunsch,
Und Giuliano sinnt ein neues Lied,
Vor Zarathustra Zarathustras Lied:
Das Lied vom freien Tod. „O Menschenkind,
Du gabst dir dieses Leben nicht; du darfst
Es kühnlich nehmen dir, wenn's an der Zeit.
Für eines trage Sorge nur, o Mensch,
Daß reif zum Tode du, ganz reif du dann
Zum Tode seist.“ Und immer tönt der Sang

Von drüben her: „Zu schlafen ist so süß.
Süß ist's, zu schlafen." Doch hier tönt's zurück:
„Noch süßer ist's, von Stein zu sein! Weck mich
Nicht auf, der du vorübergehst! Sprich leis,
Sprich leise du!" — Wie heiter hier der Nacht
Entgegensinkt, der kühlen Todesnacht
Der müde Greis im Abenddämmerschein*)!
Um dieses Haupt wie Glanz des Tags noch webt's,
Der in die Weite zieht auf goldnem Roß,
Und Duft der Nacht zugleich, die mählich naht
Mit silbernem Gespann. Es küssen sich,
In seiner Seele sich begegnend leis,
Verklärtes Denken des Gewesenen
Und des Vergessens tiefe Seligkeit.
Auf seiner Stirn steht des Psalmisten Wort:
„Wenn unser Leben Arbeit war und Müh',
Dann war es köstlich." Diesem Abend ist
Des Tages Mühen köstlich: er sinkt hin,
Und eine Welt nicht zwänge ihn mehr auf.
Wer doch das Auge, das empfindsame,
Niemals aufschlüge mehr gleich diesem Greis
Zu öder Wirklichkeit Ernüchterung!
Doch also will's das eherne Gesetz,
Daß weh Erwachen folgt auf süßen Schlaf.
Und also wacht Aurora auf: sie muß.
Es liegt auf diesem Frauenangesicht
Etwas wie tiefster Denker Schmerzenstraum,
Und ohnmachtsvolles Stammeln doch zugleich
In unbewußtem, überschwenglichem
Gefühl: im Nichts war Ruhe, Seligkeit,
Nichtsehn, Nichthören, ein erhabnes Glück.
Doch ach — kein Wesen darf verharrn im Nichts,
Und selbst im Stein nicht darf Aurora ruhn:
Der Meißelschlag ertönt, und sie wacht auf.
Noch spricht sie nicht, noch kämpft sie mit dem Schlaf,
Das Schmerzenslied, das von den Lippen einst
Ihr tönen wird, ist noch im Stein erstarrt.
Nur leise öffnet sie den Mund. Sie wehrt
Das Leben ab, denn es ist ihr verhaßt.
Doch dringen Luft und Töne auf sie ein,
Die ganze ferne Symphonie des Tags,
Sie schlägt schon an ihr fein empfindend Ohr.
So leise noch und doch so schmerzlich schon:
Denn jeder grelle Mißton kommt ihm nah,
Und, ach, kein Wehelaut kann ihm entgehn.
Und alle Farben drängen auf sie ein,
Und alle Lichter dieses nah'nden Tags,

*) Il crepusculo = die Abenddämmerung.

Sie tun schon dem geschloßnen Auge weh.
Der Tag wird schwül sein, wie sie alle sind,
Und jeder birgt des Lebens Natternbiß.
Das ist das Gift, das Seelen töten kann,
Der Falschheit, der Verleumdung Schlangengift
Und des Verrats: sie hört, wie sie schon zischt,
Die Schlange, und sie sieht sie listig nahn
Mit des geschloßnen Seherauges Blick.
Aurora zieht den Schleier vors Gesicht:
Und ihre Seele, sie befiehlt sie Gott.
Dem ist sie gut empfohlen. Und es nahn
Ihr unsichtbare Scharen, tragen sie,
Und wenn der Schleier fällt von ihrem Aug',
Erblickt es ew'gen Lebens Herrlichkeit.
Dort die Madonna sieht sie vor sich stehn,
Die milde, hohe Himmelskönigin,
Die Mutter Gottes ist's des Angelo.
Weitab flog ihr der Erdenstaub des Glücks,
Die sel'ge Mutterfreude ird'scher Frau'n,
Und göttlich Leben ist's, das sie erfüllt,
Und göttlich Leben teilt sie göttlich mit
Ihr, die vom Tode ein zum Leben ging. —
Und wo ich jetzt steh', seh' ich einen stehn
Im Geist, der kam vom hohen Norden her
Und senkte seine große Seele ganz
In dieses Größten Künstlerseele ein.
Und was er hier erlebt, bewegte er
Fortan in seinem Herzen, so daß ihm
Die Morgendämm'rung Offenbarung ward
Und Auferstehung ihm und ein Symbol,
Ein marmorn Gleichnis für sein letzt Gedicht,
Darin die Toten auferstehn und fort
Aus dunklen Furchen ihrer Erdengruft
Empor zum Licht, dem göttlich strahlenden,
In ew'gen Lebens Herrlichkeiten ziehn. —
Ich Arme aber wende mich zum Gehn,
Die ich ein göttlich Leben ahnen wohl,
Doch nimmer schauen kann: befangen ist
Mein ganzes Wesen in der Endlichkeit.
Doch Abglanz ist hier von dem Ewigen
Und Ahnung auch: sie macht die Seele reich,
Und reich darf sie von hinnen wieder ziehn,
Nach Norden, in des Alltags Pflichtenwelt. —
Die dort im Süden leuchten strahlend fort,
Die sieben ew'gen Sterne, die du dir
Gleich Himmelsblumen stolz im Adlerflug
Zur Krone der Unsterblichkeit gepflückt
Für deine Stirn, o Michelangelo!



Ein Großstadtmärchen.

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

— Berlin. —

Motto: **Ihr habt gehört die Kunde**
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Vielhundert Jahre schlief . . .

Im Tiergarten zu Berlin gibt es Werktags am Morgen noch ganz stille Bezirke, wo die wundervollen uralten Bäume sich zu schweigenden Domen wölben, grauschäftige Buchen sich zu Säulengängen ordnen und phantastische Tore sich auf eine tiefe, grüne Gasse öffnen. Man sieht nicht, daß der Weg nicht allzu weit führt, weil er sich biegt, und gern glaubt man der Täuschung und wähnt sich im Walde verloren, verirrt. . . . . Der Großstädter wird so begierig nach Natur und lernt mit so wenigem sich bescheiden. Er genießt dieses gnädige Grün, das die Häuserwüste den Augen verbirgt, gieriger und unersättlicher, als den wirklichen Wald, und nie ist der Lichtzauber des Sommermorgens beglückender. Die Bäume scheinen sich höher zu wölben, der weite Raum scheint tiefer und ausladender. Nur das Ohr hört von ferne das Donnern der Eisenbahnzüge und den Todesschrei der Lokomotiven. Aber man achtet nicht darauf; man träumt und genießt, so gut es geht. Unsichtbare Hände bewegen und beugen die Baumkronen. Wie heiße Milch trifft die Glieder der Sonnenstrahl, der durch das Blätterdach träuft. Man wähnt sich dem Banne eines Zauberwaldes verfallen. . . . . Kleine Reitertrupps ziehen zwischen den Bäumen vorüber. Sie stören die dürstende Phantasie nicht; im Gegenteil, sie werden zu Ritterzügen, die ins ferne Morgenland reiten. Man blickt ihnen

nach, wie sie zwischen den Bäumen verschwinden, und träumend gewartet man des Augenblicks, wo das fabelhafte Einhorn aus dem wuchernden Unterholz tritt und beim Anblick der Menschen scheusam entflieht. Denn es läßt sich nur von einer reinen Jungfrau fangen und trägt sie auf seinem Rücken willfährig durch den Tann. . . . .

Halb schlafwandelnd war ich an meinen Lieblingsplatz am Ende des Tiergartens gelangt. Es ist ein stilles Eckchen an einem kleinen See, eine vorspringende Halbinsel voller Bäume, zu der ein hoher Brückenbogen herüberführt. Dichte Äste hängen ins sonnenglitzernde Wasser, und die tausend glänzenden Wellchen halten ihr Widerspiel in der dunklen Unterseite des Blattwerks. Über dem Wasserspiegel schwebt, leicht wie ein Hauch, eine smaragdschillernde Libelle. Kein schändender Maschinenqualm, kein Eisenbahnrasseln und Straßenlärm dringt bis hierher, nur das leise Liebesgirren einer Nachtigall und das Säuseln des Morgenwindes, der schweren Akazienduft herüberweht. . . .

Ich schloß die Augen einen Augenblick, um diesem Atem der Stille zu lauschen und den duftenden Hauch voll zu schlürfen. Nach einer Weile hörte ich Schritte. Ein Kind kam auf mich zu. Ich erschrak, denn ich hatte mir Ruhe an diesem stillen Orte erhofft, und nun sollte ich wohl gar mit Kindern und Dienstmädchen die Bank teilen. Ich blickte ärgerlich den Weg entlang, auf dem das Kind gekommen war, aber ich sah nichts, als die huschenden Sonnenlichter, die wie smaragdene Edelsteinflüsse durchs Zweiggrün sickerten, und das Silberlaub einer Zitterespe flirrte beim leisesten Lufthauch. Sonst war alles still. „Kommt deine Mutter auch noch?" fragte ich zur Vorsicht. Das Kind blickte mich aus großen blauen, erstaunten Kinderaugen an und schüttelte den Kopf. „Nein," sagte es, „meine Mutter kommt nicht hierher, aber wenn du willst, will ich dich zu ihr führen."

Ich war sprachlos. Ein Kind, das ausgeht, um seiner Mutter fremde Herren zuzuführen, ist selbst in der Großstadt eine Seltenheit. Mich hatte hier draußen wohl schon ein Mädchen angeredet, mich nach der Uhr gefragt und mit mir anzuknüpfen versucht, wenn wir zusammen auf einer Bank saßen; einmal sogar bat mich eine junge Person mit verweintem Gesicht um einen Bleistift und kritzelte mit zitternden Fingern ein paar Zeilen auf die leere Seite eines zerknitterten Briefes, den sie aus der Tasche zog. Ich habe mir später vorgeworfen, daß ich dies Abenteuer nicht weiter verfolgt hatte; denn es schwebte ihr auf den Lippen, mir ihr Herz auszuschütten oder mich um Rat zu fragen. Aber mein ablehnendes Wesen hatte sie abgeschreckt; vielleicht war sie ins Wasser gegangen, als sie von meiner Bank aufstand und davoneilte. . . .

Diesmal wollte ich die Gelegenheit nicht versäumen. Ich wollte

dem Kinde nachfolgen, meiner Neugier gehorchen; das Abenteuer reizte mich. Doch da hatte es mich schon an der Hand gefaßt, als hätte es mir das Einverständnis von meiner Stirn abgelesen. Wir gingen über den schlanken Brückenbogen und folgten einem stillen Weg am Wasser. Dann bogen wir rechts ab. Der Weg kam mir unbekannt vor, obschon ich jeden Steg im Tiergarten zu kennen meinte, und ich freute mich über diese neue Entdeckung. Denn man ist in der Großstadt dankbar für jeden neuen Grashalm, der die bis zum Überdruß bekannten Wege verändert. Wir mußten ganz am Ende des Tiergartens sein. Auf der einen Seite lief im Gebüsch eine hohe Mauer, hinter der spitze Giebel hervorsahen, also schon das angrenzende Häuserviertel. Man baut jetzt hier viele Häuser und Villen im altdeutschen Geschmack, echt bis auf die Fratzen der Wasserspeier, von denen Efeu und Geißblattgeschlinge in schweren Trauben herabhängen. Das Haus war fürwahr wie ein Dornröschenschloß, das aus wildwucherndem Gehege hervorlugt. Auch die blaue Blume, die das Kind angesteckt hatte, brachte mich auf Märchengedanken. Es war ein hübsches Kind mit blondem Haargelock und aparter Kleidung, die mir jetzt erst auffiel.

Ein ungewöhnlich großer und schöner Schmetterling kam über die Mauer geflogen und streifte mich mit seinen seidenbewimperten Flügeln. Ich wollte ihn dem Kinde haschen, aber er entrann mir. „Oh, es gibt noch viel schönere, die in allen Farben schillern," wehrte das Kind ab. „Ja, in heißen Ländern, weit über das Meer," nickte ich. Das Kind lächelte. „Und schimmernde Paradiesvögel gibt es und Pfauen mit glänzenden Schweifen und kleinen nickenden Krönchen auf dem Kopf, wie der Schlangenkönig im Märchen," fabelte das Kind.

Ein Eichkätzchen huschte über den Weg und war im Nu an dem glatten Baumschaft emporgeklettert. Aus einer Astgabel blickte es neckisch herab, wie ein kleiner Kobold, und schien uns einen dürren Zweig nachzuwerfen. Ich blieb stehen. Ein trompetenartiger, rauher Ton erklang. Es war ein Pfauenschrei. Aber auch ein seltsames Pochen ward hörbar. Wahrhaftig, ein Specht! Ein echter Waldeslaut, wie man ihn hier so selten vernimmt, kein Maschinengestampfe! Dann rief auch ein Kuckuck. Er rief lange, lange; er gab mir noch manches Jahr. Es ist so eigen, wenn man dem Kuckuck lauscht! Man hört den Schall und weiß doch nicht, woher er kommt! Der Raumsinn schwindet. Man steht und horcht und vergißt auch die Zeit. Schließlich gingen wir aber doch weiter; das Kind zog mich mit sich fort. „Wo ist denn aber die Mama?" wollte ich fragen, da standen wir plötzlich vor einem verwachsenen Tor in der Mauer. Hier war ich bestimmt noch nicht gewesen.

Das Tor war nach innen geöffnet — oder es schien sich gerade aufzutun. Ich blieb mit einem Ausruf des Staunens stehen. Ein

verwachsener Garten, wie in absichtlicher romantischer Verwilderung gehalten, tat sich vor uns auf. Schwere Akazienbolden schaukelten im Morgenwind. Es war gerade die Zeit der Scheide zwischen Lenz und Sommer, wo die Natur ihre Blüten und Düfte am verschwenderischsten ausstreut. Die eine Seite dieses verwunschenen Schlößchens, das zwischen dem Grün hervorschimmerte, war mit Rosen bis zum Söller hinauf überwuchert. Die Wildnis ringsum war erstaunlich. Von den uralten Bäumen hingen schwere Efeugirlanden herab, und in den Gebüschen schmachteten seltsame Blumen, und handgroße Schmetterlinge wiegten sich bald wie verzaubert darüber, bald schossen sie zuckenden Flugs nach einem anderen balsamatmenden Blütenkelche. Es war ein betäubender, einschläfernder Duft. Ich hätte träumend niedersinken mögen an der sanftrauschenden Fontäne, deren Kühle angenehm uns entgegenwehte; aber ich stand wie verzaubert vor einem noch holderen Gaukelspiel. Hohe Palmen neigten sich über das Buschwerk. In ihrem Rahmen erschien plötzlich statt der altdeutschen Giebel ein maurisches Türmchen mit runder Kuppel und hufeisenförmigen Fensterwölbungen, die auf zierlichen bunten Säulen ruhten. Von dem blendend weißen Altan hingen kostbare Teppiche herab, und durch das geöffnete Tor blickte man in einen dämmernden Säulenhof.

Aber das Ganze mußte doch ein Irrtum sein; das Kind hatte sich im Hause geirrt. Hier waren wir ersichtlich in ein Besitztum geraten, das ein phantasiereicher Millionär sich mit märchenhafter Pracht und unerhörtem Raffinement aus dem märkischen Sumpf- und Sandboden hervorgezaubert hatte. . . . Aber das Kind zog mich weiter, und ich folgte ihm, ohne mehr zu wissen, warum. Jetzt lag das Haus unmittelbar vor uns. Es war eigentlich ein Komplex ineinander greifender Bauten, ein Gemisch von Moschee mit schlanken Minaretts und deutschem Kaiserschloß mit gedrungenem, blumenknäufigem Säulentor; eine gotische Schloßkapelle mit dem steinernen Wald ihrer spitzenfeinen Architektur fehlte ebenso wenig wie die hölzerne Schlichtheit des altdeutschen Stadthauses: ein Stilkarneval, der aller Baugesetze zu spotten schien, aber von einem erlesenen, abenteuernden Geschmack ersonnen!

Mir war, als vernähme ich gedämpfte Musik. Dann wieder war es wie Trompetengeschmetter, das an mein Ohr drang, und mehrere Gestalten kamen die Marmortreppe herab in den Garten. Ward hier ein Mummenschanz gehalten, zu dem man sich aus Mutwillen auch einen wildfremden, modern gekleideten Herrn herbeilockte? Herolde mit wappengeschmücktem Wams und buntem Trompetenbehang schritten voran; Ritter und Frauen folgten ihnen ins Freie, und die Brünnen und Halsgeschmeide funkelten im Sonnenlicht. Zwei Riesen standen mit erhobener Hellebarde am Eingang, und auf einem der Torpfeiler, aus denen eine murmelnde Wasserkunst rieselte, saß ein schimmernder Pfau. Nun

schritten auch Männer in morgenländischer Tracht hinterdrein, den Fes auf dem Kopfe, die Glieder von Wüstensonnenglut gebräunt, wie auf Bildern der Anbetung der Könige. Aber alle, die uns entgegenkamen, schienen zerstreut und müde, wie nach durchschwärmter Nacht, und beachteten uns nicht. Ihre goldenen Sporen und Brokatschleppen glitten lautlos über die Marmelsteine; es war alles so unbestimmt und traumumflort, wie eine Spiegelung in einem Zauberspiegel. Ich faßte mir mit der Hand an die Stirn; ich fühlte mich an der Grenzscheide zwischen Traum und Wachen; an allem, was ich sah, auch an mir selbst, ward ich irre. Ich hatte ein deutliches Bewußtsein dessen, was ich sah, und zweifelte doch an allem, wie ein Träumer im Schweiße des Alptraums, der sich zuraunt: „Das alles ist nicht wahr." Ich hatte Lust, den Kopf in das kühlende Becken zu tauchen, und faßte die Hand des Kindes fester, als könnte es mir zum Halt dienen. Es lächelte siegesgewiß.

Ich suchte mich aus meiner Betäubung aufzurütteln, aber die Bilder, die da an uns vorüberglitten, verwirrten meine Sinne vollends. Mich deuchte, als wandelten wir im Traume. Wir waren bereits in das Haus eingetreten, aus dem es uns kühl und geheimnisvoll entgegenschlug. Aber gingen wir überhaupt noch, oder zogen diese Räume an uns vorüber, wie der Widerschein einer Zauberlaterne? Bald war es ein maurischer Hof mit träumerisch rauschendem Brunnen, zu dem sich weiße Tauben niederließen, bald die weihrauchduftende Dämmerung einer gotischen Kirche, in die wir hineinblickten. Farbige Fensterscheiben warfen bunte, wechselnde Lichter in das Halbdunkel, und der Goldschmuck eines Marienbildes flimmerte im Dämmer der ewigen Lampe. Dann wieder war es wie ein Ausblick auf Waldesgründe und Triften, auf denen weiße Hindinnen grasten. Aus der Nacht eines Cypressenhaines leuchtete ein weißer Marmortempel hervor, und eine schlanke Feuerlilie züngelte auf einem Altar in die reine Himmelsbläue; weiß verschleierte Gestalten schienen magisch darauf zuzuschreiten. Im nächsten Saale erblickten wir einen Reigen von Jünglingen und goldlockigen Jungfrauen, auf den sich grüngoldenes Märchenlicht dämmernd herabgoß, woher, war nicht sichtbar. Da war nichts heilig als das Schöne, und Spiel war alles. Dazu eine schmachtende, sehnsüchtige Musik, hinschmelzend wie das Lied der Nachtigall, berauschend und sinnbetörend wie die Zauberklänge des Venusberges. Auch woher *sie* kam, sah man nicht. Plötzlich war der schöne Trug verschwunden, und wir standen in einem hohen Thronsaale. Durch die säulengeteilten Fensteröffnungen rankten blühende Rosen hinein und erfüllten den ganzen Raum mit zartem Rosenlicht. Auf dem Throne saß, von gewappneten Rittern umgeben, ein königliches Weib, vor dessen Schönheit ich sprachlos aufs Knie sank.

„Vergebung," stammelte ich verlegen, „aber ich kam wohl durch Zufall hierher."

„Durch Zufall?“ wiederholte das Weib im Brokatgewand und lehnte sich stolz in das Thronsgestühl. „Durch Zufall kam noch keiner.“

Also mit Absicht hatte das Kind mich hierhergelockt, und welchem Bann war ich nun verfallen?

„Nur ist es heute leichter, den Weg zu finden,“ fuhr die Königliche mit einem Blick auf das Kind fort, das sich stolz zu ihr gesellt hatte und der Mutter die Hand gab. „Damals, ja, da war alles wild und verwachsen; da galt es hohe Hecken nehmen und Zauber brechen.“

Ihre Augen leuchteten plötzlich auf, und ihre Züge schienen auch aufzuleuchten in plötzlicher Jugendschöne.

„Aber das wißt ihr ja alles längst,“ fuhr sie ernüchtert fort, „der erste blieb mir nicht treu. Es gab eine Zeit, wo er sein Herz der schönen Buhlerin Helena verschrieb, und er selbst ward ein anderer. Der Märchenprinz, der mich in heißer Jugendglut umfangen, kam als ein Fremder zu mir zurück, und wir waren uns fürder nur Freunde. Eine Schar von Mannen brachte er mit, die ihm die Herzogsschleppe trugen und ihn mit ihren Leibern deckten. Mit ihnen aber geschah es umgekehrt, als mit ihrem Herrn und Meister. Sie vergaßen den Süden über den Urwaldschauern und den heiligen Tiefen des deutschen Waldes. Und je kühler er ward, desto mehr begannen sie mich zu umwerben. Ihretwegen hat er mit mir gebrochen. Und doch bleibt er mir bis heute lieber als alle. Er hat die ahnende Jungfrau geherzt, und die Gefühle dieser Stunden sind ewiger als alle Ewigkeit, reiner als Schnee und höher als alle Berge der Welt. Durch männlichen Wagemut drang er zu mir; durch Schöpferkraft nahm er den Zauber von mir; sie aber geigten und schmeichelten sich in mein Herz mit klingenden Liedern. Damals war es, wo ich eitel und üppig ward und mein Erbe mit vollen Händen vertat, um mich des ersten zu getrösten. Einer von ihnen blickte mich mit großen bewundernden Kinderaugen an, wie eine Madonna; Liebe und Glaube waren ihm eines, aber er starb zu früh, der Schwärmer! Ihm war ich eine Göttin, aber den anderen . . . .“

Sie richtete sich hoch auf, und ihre Augen blitzten von wildem Begehren.

„Ja, es waren wilde und tolle, lust- und verzweiflunggewürzte Zeiten! Rausch, Wollust, Triumph wechselten mit Hohn und Haß und weltflüchtigem Abscheu. Genossen haben wir und entbehrt, und hatten wir all unseren Launen gefrönt, so retteten wir uns in die Abgründe der Mystik und in die weihrauchduftende Kirchennacht. Die Hufe unserer Pferde zerstampften das Korn des Volkes, wenn ich, den Falken auf der Faust, beim Schalle des Hifthorns zur Jagd ritt, und doch bückten wir uns nach den Blumen im Korn und schlürften aus dem schlichtklaren Quell des Volksliedes, wie von den Tränken urältester Weisheit. Und alle Weisheit hinderte uns doch nicht, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und mit der Pritsche Schimpf und Kurzweil zu treiben. Ha!

Es war ein Mummenschanz und Karneval, dem Kasteiung und Buße nachhinkten. Sie entthronten mich von dem Sockel der Jungfrau und hängten mir schändliche Namen an. Sie taten mich in Verruf, mich und jeden meiner Getreuen, und sagten mich tot. . . . Und wahrlich, ich wähnte selbst, mich würde zum anderen Male der Schlaf umfangen, der Zauberschlaf des großen Schwarzkünstlers Tod, dessen Bann kein Wunder mehr bricht. . . . .

„Andere wieder bedauerten meinen Fall und Sturz und wollten in Züchten meine Ritter sein, um meiner Tugend aufzuhelfen. Die ritten auf kläglichen Kleppern mit mir zur Beize, bis mich der Ekel ergriff, daß ich meinem Zelter die Sporen gab und eilends von dannen ritt. . . .

„Bis daß mir wieder ein Ritter begegnete, nicht so schön zwar und morgenfrisch wie der erste, der Unvergeßliche, aber mir treuer und fester im Sattel als alle, und ritterlich stritt er für meinen Ruhm in einer gewandelten Welt. Von ihm habe ich dies junge Leben hier, mein liebes Kind und Erbe; denn noch bin ich reich, eine Königin!

„Du aber kehre in meinen Burgfrieden ein, so oft dir das Herz danach steht, und trittst du dereinst unter die Freier und Werber, die sich um dieses Kind stellen werden, so sei willkommen!“

Das Kind blickte mich lächelnd an, dann fiel sein Blick auf die blaue Blume, die es angesteckt trug, ganz wie die schweigenden Ritter der Königin.

„Gib deine Blume mir,“ bat ich, „auf daß ich aus dem Irrgarten der großen Stadt zurückfinde in dieses Zauberschloß.“

Doch das Kind wehrte mir. „Suche sie,“ sagte es keck. Da griff ich mit Gewalt nach der Blume, — aber das Kind begann erbärmlich zu schreien; es war ein mißtöniger, quärrender Laut — —

Ich schlug die Augen auf und saß noch immer auf der Bank am Wasser, auf der ich eingeschlafen war, und neben mir hatte ein Dienstmädchen mit einem Kinderwagen sich niedergelassen und suchte das quärrende Kind mit der Flasche zu stillen. Da stand ich auf und ging heim.





Illustrirte Bibliographie.

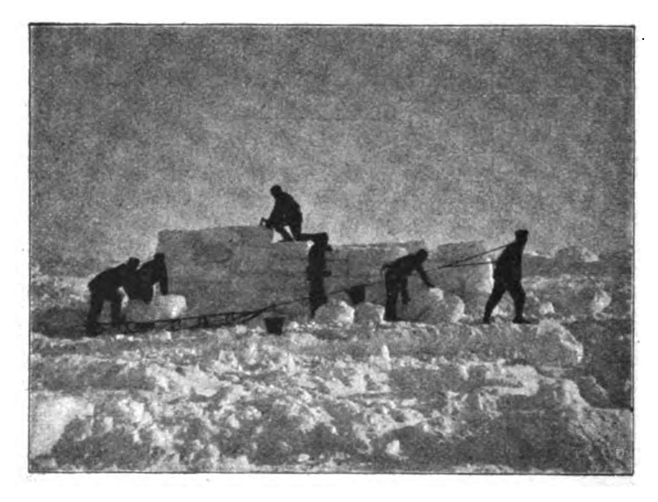
Zum Kontinent des eisigen Südens. Von Erich von Drygalski. Deutsche Südpolarexpedition, Fahrten und Forschungen des „Gauß“ 1901—1903. Mit 400 Abbildungen und 21 Tafeln und Karten. Berlin, Georg Reimer.

Mit dem Ablauf des 19. Jahrhunderts war, auf Grund internationaler Verständigung, das Problem der Erforschung des Südpols in den Vordergrund getreten. Vier Expeditionen, darunter eine deutsche mit dem Schiffe „Gauß“, sollten an die Lösung der schwierigen Aufgabe gehen, das Land resp. Meer jenseits des Südpolarkreises zu erforschen. Es war das ein Unternehmen von großartigem Umfange, bei dem Deutschland nicht zurückstehen durfte. Der Leiter der deutschen Expedition, Erich von Drygalski, hat in dem vorliegenden, umfangreichen Werk (668 S.) eine zusammenfassende und ausführliche Darstellung von dem Verlaufe dieser Expedition entworfen und hierbei, chronologisch geordnet, nicht nur



Bidlingmaier.
v. Drygalski. Rüser. Enzensperger. Werth.
Aus: „Zum Kontinent des eisigen Südens.“ Von Erich von Drygalski. Berlin — Georg Reimer.

alle Erlebnisse und Abenteuer geschildert, sondern auch die Resultate der wissenschaftlichen Arbeiten sorgfältig verzeichnet. Es ist hierdurch auch weiten Kreisen ermöglicht, einen Einblick in den Verlauf der Expedition zu gewinnen. In den ersten Kapiteln gibt der Verfasser ein Bild von der Entstehung der Expedition, von ihren Mitgliedern und deren Organisation, sowie von dem Bau und der Ausrüstung des „Gauß". Es waren zunächst in besonderen Kommissionssitzungen im März 1896 in Berlin und Ostern 1897 in Jena die allgemeinen Gesichtspunkte für eine Südpolarexpedition entworfen worden, und war daraus die Bildung eines Aktionskomitees entstanden, das die Beschaffung der nötigen Geldmittel in die Hand nehmen sollte. Eine wesentliche Förderung erfuhr die Verwirklichung der geplanten Expedition durch das ihr seitens des Chefs der nautischen Abteilung des Reichsmarineamts, des damaligen Kapitäns z. S. Graf von Baudissin, entgegengebrachte Interesse. Wirklich in Fluß kam aber erst die ganze Angelegenheit nach einer Immediat-Eingabe an S. M. den deutschen Kaiser, in der die für die Expedition erforderlichen Geldmittel, durch Einstellung derselben in den Reichshaushaltsetat, erbeten wurden. Die kaiser-

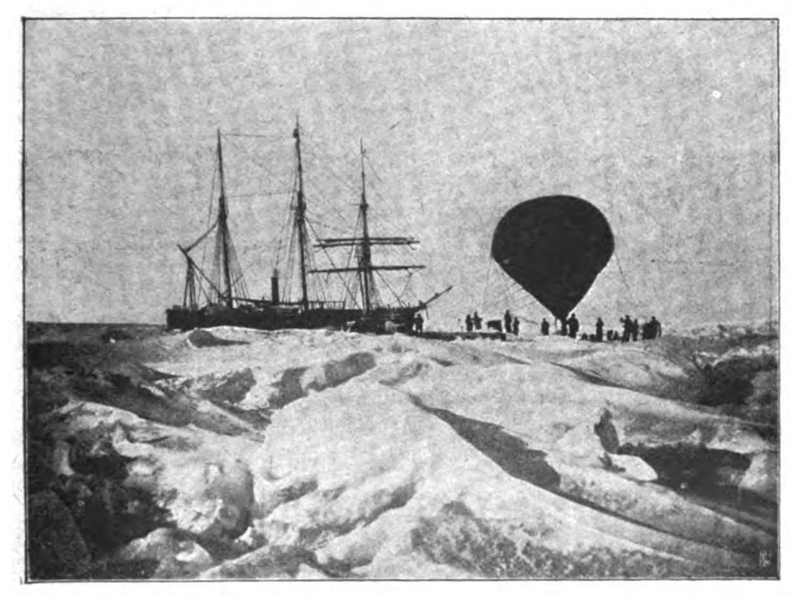


Bau des ersten magnetischen Variationshauses.

Aus: „Zum Kontinent des eisigen Südens." Von Erich von Drygalski. Berlin — Georg Reimer.

liche Genehmigung hierzu erfolgte im April 1899, und wurde danach alsbald mit der Organisation der Expedition begonnen. Für dieselbe wurden zunächst an wissenschaftlichen Mitgliedern gewonnen: Prof. Dr. Vanhöffen, Dr. Philippi, Dr. Bidlingmayer und Dr. Gazert, ferner als Kapitän der „Gauß" Rüser, Obermaschinist Stehr und 3 Offiziere, Lerche, Vahsel und Ott. Über diese Personen gibt der Verfasser kurze Notizen. Zur Besatzung des Schiffes gehörten 22 Mann. — Auf Grund eines aufgestellten internationalen Programms war die von der Expedition des „Gauß" zu nehmende Route und seine südlich der Kerguelen vorzunehmende Forschung im allgemeinen festgelegt worden. Nach einem an den Reichskanzler gerichteten kaiserlichen Erlaß sollte die Expedition im August 1901 Kiel verlassen, sich nach den Kerguelen begeben, daselbst eine magnetische meteorologische Station errichten und dann die Fahrt nach Süden fortsetzen. Als Forschungsfeld wurde die indisch-atlantische Seite des Südpolargebiets bezeichnet. Die Rückkehr war nach den Bestimmungen des Expeditionsleiters im Frühjahr 1903 oder spätestens im Frühjahr 1904 anzustreben. Bei prachtvollem Wetter verließ der „Gauß" am 11. August 1901 den Kieler Hafen. Seine Route ging zunächst an Madeira vorbei nach den Kapverdischen Inseln. Dieser erste Teil der Reise bot vor allem Gelegenheit zur Verständigung der Mitglieder der Expedition untereinander, deren Stimmung im allgemeinen eine vorzügliche war. Demnächst wurden Erfahrungen mit dem „Gauß" und seiner Ausrüstung gesammelt; es zeigte sich bald eine Leckage, die an sich zwar nicht schlimm war, aber doch Aufmerk-

samkeit erforderte. Am 11. September waren die Kapverdischen Inseln erreicht, und wurde daselbst ein fünftägiger Aufenthalt zur Vornahme verschiedener wissenschaftlicher, namentlich auf magnetischem Gebiet gelegener Arbeiten genommen. Weiter ging nun der Kurs nach Passierung des Äquators am 1. Oktober, wobei durch Lotung eine Tiefe von 7200 Meter gemessen wurde, direkt nach Süden; vom 1. November ab wurde der Kurs nach Osten eingeschlagen. Die Hitze hatte nachgelassen, und das Wetter war bei bedecktem Himmel vielfach regnerisch. Die ausführliche Beschreibung der Tätigkeit und des Lebens an Bord während dieser Fahrt ist recht fesselnd. Am 23. November wurde unter herzlichem Empfang in Kapstadt gelandet, woselbst der Aufenthalt bis zum 7. Dezember währte, und von da ging der Kurs über die Crozetinseln nach den Kerguelen. Nach einigen Tagen befand sich das Schiff in dem kühlen Wasser des subantarktischen Meeres, und wurde nun auch die Luft kälter. Für die Errichtung einer meteorologischen Station auf den Kerguelen



Füllung des Fesselballons.
Aus: „Zum Kontinent des eisigen Südens.“ Von Erich von Drygalski. Berlin — Georg Reimer.

waren drei Gelehrte gewonnen worden: Josef Enzensberger, Dr. Luyken und Dr. Werth. Von dem Aufenthalt auf den Kerguelen, vom 2. bis 31. Januar, von den dort vorgenommenen Arbeiten und Ausflügen, sowie von den dort vorgefundenen Tieren, Pflanzen und Gesteinen gibt der Verfasser eine interessante Beschreibung. Nun ging der Weg über Heard Eiland nach der Eiskante. Die bereits früher erwähnte Leckage des „Gauß“ machte sich jetzt bemerkbar und erforderte dreimal tägliches Auspumpen. Sonst war die Situation durch Schneefall, Nebel und Eisberge wesentlich verändert. In sehr klarer Weise bespricht der Verfasser die Gründe für die gewählte Kerguelenroute und für den Eintritt in die Eisregion von Osten her. Seine Absicht war, mit der Erforschung der Küste zwischen Knoxland und Kempland zu beginnen. Es war daher von Heard Eiland aus der Kurs südöstlich direkt auf die Position von Terminationsland genommen worden. Am 11. Februar wurde der 60. Breitengrad überschritten, und 3 Tage später erfolgte der Eintritt in die Eiswelt, in der die Verhältnisse, wie der Verfasser des näheren erörtert, ganz anders liegen wie im Norden. Unter Volldampf wurde nun an der Eisküste entlang zwischen vielen mächtigen Bergen gefahren, die öfter Land vortäuschten. Wo aber das Terminationsland war, blieb eine offene Frage. Es würde zu weit führen, auf

den Kurs des „Gauß" in diesem Zeitpunkt näher einzugehen. Sehr bedenklich wurde die Situation, als der Wind einmal zum Schneesturm angewachsen und der „Gauß" zum Spielball der Elemente geworden war. Man verfolgt hier mit Spannung die Schilderung des Verfassers von dem Kampfe mit dem Eise. Unzweifelhaft erschien es, daß das Eis im Süden auf Land lag und daß das Inlandeis mit einem Steilrand von 40—50 Meter Höhe im Meere endete. Eisfreies Land war aber nicht zu sehen. Anfang März vom Eis umschlossen, wurde mit der Einrichtung der Winterstation in der Höhe des südlichen Polarkreises begonnen. Für den Bau des magnetischen Observatoriums wurde eine besonders passende Scholle ausgesucht und die Arbeit vom 8. bis 17. März durchgeführt. Zum Bau wurden große Eisquadern verwendet; die Innenwände wurden mit Korkplatten und der Boden mit Asbestpappe bekleidet. 200 Meter davon wurde das astronomische Observatorium errichtet. Die nächsten Kapitel, in



Aufbruch der Schlitten.
Aus: „Zum Kontinent des eisigen Südens." Von Erich von Drygalski. Berlin — Georg Reimer.

denen der Verfasser in eingehender Weise das Leben und den Betrieb in der Winterstation, die zu Schlitten vorgenommenen Expeditionen, sowie die Freuden und Leiden der Winternacht beschreibt, beanspruchen ganz besonderes Interesse. Im allgemeinen gaben die Touren über das Eis viel Abwechselung und trugen wesentlich zum Wohlbefinden bei. Auf der ersten mehrtägigen Schlittenreise am 18. März war eisfreies Land gefunden und der Gaußberg erreicht und bestiegen worden. Inzwischen hatte die Vorbereitung zu einem Aufstieg mit dem Fesselballon stattgefunden; zur Füllung des Ballons wurde in Stahlcylindern mitgeführtes Wasserstoffgas benutzt. Der Verfasser, der den Aufstieg unternahm, schildert die Rundsicht bei 500 Meter Höhe als grandios. Am 4. April ging eine zweite Schlittenexpedition ab, die nach 13 Tagen wieder glücklich zurückkehrte. Ausführlich werden die Tiere der Eisregion geschildert: „Robben, Raubmöwen und Pinguine"; auch der Verkehr mit den Hunden und ihre Verwendung zum Ziehen der Schlitten erfährt eine nähere Schilderung. Die wissenschaftlichen Arbeiten nahmen ihren Fortgang, und namentlich erregte der jetzt anhaltende Betrieb der magnetischen Station lebhafte Befriedigung. Nach Rückkehr der zweiten Schlittenexpedition wurde vom Verfasser selbst eine größere Schlittentour unternommen, von deren Verlauf er eine ausführliche Beschreibung gibt. Diese Schlittenreisen hatten umfangreiche wissenschaftliche Ergebnisse gebracht, namentlich aber auch eine

bessere Übersicht über die Lage der Expedition. So ging allmählich das Jahr 1902 seinem Ende entgegen, und es begannen nun ernstliche Erwägungen in den Vordergrund zu treten, was zur Befreiung aus dem Eise vorzunehmen sein würde. Zu letzterem Zweck wurde mit Eissprengungen begonnen und hierzu Roburit und Pikrinsäure verwendet. Das Kapitel „Aufbruch des Eises" enthält die Erwägungen über die demnächst zu ergreifenden Maßnahmen, namentlich auch bezgl. einer event. zweiten Überwinterung. Indes war die Zeit herangekommen, wo das Eis allmählich sich in Bewegung setzen mußte, doch konnte an ein Vordringen nach Süden nicht gedacht werden. Der Verfasser gab daher die Order zum Kurse nach Nord. Wie er schreibt, „war dieser Entschluß ein schwerer, sicherlich der schwerste, den er gefaßt," aber er war notwendig geworden. Ein festes Winterlager gab es hier nicht, und neue Versuche es zu erreichen, waren in dieser Jahreszeit vergeblich. Man soll nicht erwarten, so schreibt der Verfasser, auf diesem Wege hohe südliche Breiten erreichen zu können; wer sein ganzes Bestreben auf den Rekord richtet, der bleibe davon fern. Nach des Verfassers Ansicht würde eine neue Expedition ihr Streben auf weitere Erforschungen am Nordrande des Südpolarkontinents zu richten haben. Am 8. April 1903 wurde die Rückreise angetreten. Der Kurs ging über die Kerguelen nach den Inseln St. Paul und Neu-Amsterdam, alsdann im großen Bogen nach Port Natal an der Ostküste Afrikas und von da nach Kapstadt, wo von Anfang Juni ab ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Hier erhielt die Expedition nähere Nachricht von dem Ergehen der Kerguelenstation. Enzensberger war daselbst zur großen Betrübnis aller Teilnehmer der Expedition gestorben, und Dr. Werth war längere Zeit am Beriberi schwer erkrankt gewesen, so daß schließlich die Arbeit meist auf Dr. Luyken geruht, der sie aber trotz der traurigen Verhältnisse im vollen Umfange zu Ende geführt hat. In Kapstadt traf Anfang Juli bei der Expedition des „Gauß" die amtliche Weisung zur Rückkehr ein. Die weitere Rücktour ging über St. Helena, Ascension und die Azoren nach Kiel, woselbst der „Gauß" am 25. November 1903 eintraf und damit die Expedition nach einer Abwesenheit von 2¼ Jahr ihr Ende erreichte.

Das Werk ist vorzüglich ausgestattet, mit einigen hundert recht guten Abbildungen, von denen wir nebenstehend einige Proben geben, sowie mit Tafeln und Karten versehen; eine größere Karte bringt in vortrefflicher Weise die Hin- und Rückfahrt des „Gauß" mit dem Vermerk der einzelnen Daten und der erloteten Meerestiefen zur Anschauung. Man folgt den Schilderungen des Verfassers bis zu Ende mit steigendem Interesse, und kann das Werk nur aufs wärmste empfohlen werden. K.

Bibliographische Notizen.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski, Königl. Preuß. Hauptmann a. D. — Heft 4. Mit einer Anlage und 5 Skizzen. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.

Als weitere Fortsetzung ist jetzt das am 10. September v. J. abgeschlossene Heft 4 erschienen. In demselben hat der Verfasser die nachstehenden Kapitel bearbeitet: „Neue russische Kreuzerfahrten, völkerrechtliche Verwickelungen, die Belagerung von Port Arthur nebst Durchbruchsversuch der russischen Flotte, Verstärkungen und Neugliederungen der russischen und japanischen Armee, Einfluß des Krieges auf die Volksstimmung sowie finanzielle Fragen, der Feldzug in der Mandschurei, Schilderungen der einzelnen Gefechte und der Schlacht bei Liaujang, schließlich Betrachtungen über die entwickelte kriegerische Leistung der Russen und Japaner." — Auch in diesem Hefte ist die klare, fachmännische Schilderung der kriegerischen Ereignisse und ihre vorurteilsfreie, kritische Beleuchtung, namentlich im Schlußkapitel, ganz besonders hervorzuheben und das allgemeine Interesse auf die Arbeit des Verfassers hinzulenken. K.

Katharina Regina von Greiffenberg. Ein Beitrag zu der Geschichte deutschen Lebens und Dichtens im 17. Jahrhundert von Hermann Uhde-Bernays. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 1903.

Viel Interessantes ist der längst vergessenen Dichterin, die unter den Dichtern ihrer Zeit keine bedeutende, kaum eine selbständige Stellung einnimmt, nicht abzugewinnen, und nicht der Gegenstand macht diesen Beitrag Uhde-Bernays' zur Geschichte deutschen Lebens und Dichtens im 17. Jahrhundert wertvoll, sondern die Art der Be-

handlung, wie er besonders vor dem histori- schen, reich belebten Hintergrunde das Leben der Dichterin aufbaut. A. F. K.

Das Ewig-Weibliche bei Wilhelm Busch. Von Dr. Adolph Kohut. Leipzig, Elischer. Pr. 2 Mk.

Ein Kommentar zu Wilhelm Busch! Die meisten Leser des großen Humoristen und Satirikers in Bild und Schrift werden sich fragen, ob denn zu seinen Geschichten überhaupt Erläuterungen nötig sind. Wer es bezweifelt, möge diese Schrift von Dr. A. Kohut zur Hand nehmen, so wird ihm klar werden, daß bei Busch so manches zwischen den Zeilen steht, was einem Leser, der nur rein äußerlichen Genuß sucht, entgeht. Kohut läßt sämtliche weiblichen Personen, die in Buschs Schriften auftreten, an uns vorüberziehen und charakterisiert sie in lustig- ster und treffendster Weise. Nimmt man dann nach der Lektüre eines solchen Ab- schnittes die entsprechende Geschichte bei Busch vor, so liest man sie mit verdoppeltem Interesse, und das bezieht sich nicht nur auf die wichtigeren Personen wie Julchen, fromme Helene u. a., sondern auch auf die nur episodisch auftretenden oder nebenbei er- wähnten. Bei Amalie in den „Bildern zur Jobsiade" bedauert der Verf., daß wir von ihr bei Busch nichts weiter erfahren; aber der Dichter hat ja auch nur einige Episoden aus der Jobsiade verwertet; wer sich weiter über Amalie unterrichten will, findet ihren weiteren Lebenslauf von ihr selbst erzählt im 27. und 28. Kap. des dritten Teiles der Jobsiade. Dort lesen wir auch, daß sie als steinreiche Witwe stirbt und Jobs zum Erben einsetzt, der ihr ein schönes Monument er- richten läßt:

Auch sieht man bei einem marmornen Asch- topfe
Die Figur von einem weißen Totenkopfe,
Dabei steht ein großes lateinisches A,
Und bedeutet solcher Buchstabe Amalia.

Doch dies nur nebenbei! Kohuts Buch bedeutet eine wesentliche Ergänzung zu den Schriften von Wilhelm Busch, dem auch die lustige und geistvolle Art der Darstellung bei Kohut gerecht wird. Wer sich den Sinn für gesunden Humor bewahrt hat, dem wird er in dem vorliegenden Buche ausgiebig ge- boten. H. Sch.

Oscar Wilde. Von Carl Hagemann. Minden, J. C. C. Bruns.

Hagemann ist sicher ein sehr tüchtiger und ein sehr guter Mensch. Er besitzt Fleiß und Freude am Schreiben und weiß gar nicht übel Gedanken anderer nachzudenken und mitunter auch auszudrücken. Eine leicht weibliche Natur, disziplinlos im Stil, schnell im Unterstreichen, aber recht unglücklich in der Wahl des Betonenswerten, in schwerer, schwerbedeutsamer Wiederholung sehr leichte, sehr nichtige und oft banale Sentiments pathetisch aufstutzend, mit Gedankenstrichen und Punkten ausgiebig spielend, ohne etwas zu verschweigen, leicht zuredend, von hübschem, aber zahmem Eifer, bemüht in recht vieles einzudringen, immer ganz tief, ganz restlos ausschöpfend, niemals ganz ausdeutbar zu sein — sollte er nicht beinahe das Gegen- teil Oscar Wildes sein? Wildes, dieses wohlerzogenen Lieblings der Grazien, der leicht war und elegant beherrscht, ein Tänzer und Sänger von Unerhörtem und Niege- wesenem, spielerisch, gaukelnd, der Schwere entkleidet, der Plattheit entrückt, freigeworden und schwebend — Wildes des Könners, der im Fluge haschte, wovon er geben konnte — Wildes des soignierten Viveurs, der den Schweiß unausstehlich fand und die Gebärde des gebückten, gedrückten Eiferlings souverän belächelte? — Ein Buch über Wilde ver- langt einen Hauch Wildeschen Geistes; ihn hat nur einer in Deutschland, Franz Blei, der dieses Buch nicht schrieb. Ein Buch über Wilde verlangt eine Spur seines Talentes: aber nur einer in Deutschland hat seinen beschwingten, gefederten Stil, seinen gebändigten Schwung, seine sichere, nie versagende Elastizität — er schrieb dieses Buch nicht. — Hagemann nahm einen Gegen- stand, der nur Reife interessiert, und machte ein Buch, an dem nur die Unreifen Genüge finden: wer soll nun sein Buch lesen?

A. K. M.

Aus dem dramatischen Irrgarten. Polemische Aufsätze über Berliner Theater- aufführungen von Paul Goldmann. Frankfurt a. M., Rütten und Löning, 1905.

Mit Klarheit und Glanz weiß uns Dr. Goldmann zu unterrichten. Ich liebe sehr seine durchsichtig heitere, so ungemein geist- reiche Art des Plauderns und Belehrens. Diese Sammlung von Kritiken soll ein Bild von der Wirrnis der modernen Dramen- schreiberei geben. Sie gibt das versprochene Bild, aber sie gibt weit mehr. Ich möchte mich darum, ob er als Hauptmann-Ketzer recht hat oder nicht, gar nicht kümmern. Geistvolle Ketzereien sind jedenfalls schmack- hafter als Richtiges, Allzu-Richtiges. Ich lese Hanslicks Besprechung der Meistersinger mit ungetrübtem Behagen. Er hat überall

recht und in Summa dennoch unrecht. Vielleicht steht es auch mit Goldmann so; denn die Melodienarmut scheint mir bei Wagner ungefähr einen ebensowenig verdammenden Umstand wie der Espritmangel bei Gerhart Hauptmann zu bildn.

Goldmann hat Esprit, und wer Esprit liebt, muß Goldmann lieben, der diese edle Gottesgabe mit so verschwenderischer Eleganz an uns austeilt. Der Esprit ist das innerste Wesen seiner Kritik, er vergoldet die scharfen Spitzen der Polemik und lindert alles Weh, das Widerspruch in unserer dem Leid zugänglichen Welt nun einmal anrichtet, er mäßigt etwa aufwallendes allzu lyrisches Empfinden zu leiserem Gekräusel. Bisweilen habe ich beim Lesen dieser Theaterbesprechungen die Empfindung, es herrsche mehr Leben in ihnen als in den Dramen, die das Verdienst besitzen, sie hervorgerufen zu haben. H. L.

L'Oeuvre de Zola. Trois Conférences de Bernard Bouvier, prononcées dans la grande salle de l'Université de Genève. Les 11, 13 et 16 Mars 1903. Genève, Ch. Eggimann et Co.

Im März 1903 hielt der Genfer Professor Bouvier Vorlesungen über Zola, die jetzt als kleines Büchlein gedruckt vorliegen. Bouvier ist kein begeisterter Zolajünger, mit nüchternem Ernste bespricht er die Lebensarbeit des großen Mannes. Bouviers Kritik ist wohl berechtigt und zeugt von feinem Kunstgeschmack und ehrenhafter Besonnenheit. Den Menschen Zola stellt Bouvier über den Schriftsteller und Denker, da Zola durch seine unerschrockene edle Menschlichkeit im Leben einen Grad von persönlicher Freiheit erreicht hat, der die etwas dogmatische Wissenschaftsschwärmerei in Zolas Werken unendlich überragt. Es ist gewiß eine schwere Aufgabe, dem Lebenswerke Zolas volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sagen wir von Zola, er sei ein unfreier Denker gewesen, in Abhängigkeit von Wortaberglauben und Zeitvorurteilen, sogleich erhebt sich die Frage: sind wir das nicht selbst auch, wenn wir zu reden anfangen? H. L.

Poesie des Weltalls. Naturwissenschaftliche Gedichte von Alfred Rehtz. Leipzig, Gustav Vogt.

Die Kunst sucht das Wesen in der Erscheinung; die Wissenschaft die Erscheinung im Wesen. Die eine sieht ihre Aufgabe in der Gestaltung, die andere in der Zerlegung. Wie reimt sich das zusammen? — A. R. will das Unmögliche möglich machen. Wohl gelingt es ihm zuweilen, besonders im zweiten Teile, durch Formgewandtheit über diesen Zwiespalt hinwegzutäuschen, aber gerade dann spielt seine materialistische Weisheit keine hervorragende Rolle. Ungerecht ist auch der in dem ersten Gedicht „Wahre Träume" erhobene Vorwurf: Der Dichter singt den alten Sang. Sowohl im Roman und Drama, als auch in der Epik und Lyrik sind die Ergebnisse neuester Forschung genügend verwertet worden. Wie tief hat z. B. schon Wilh. Jordan in seinen „Andachten" den Gedanken, Poesie und Wissenschaft zu versöhnen, aufgefaßt! Immerhin verdient „Die Poesie des Weltalls" höher eingeschätzt und mehr beachtet zu werden als der alltägliche Klingklang gedankenloser Reimschmiede. N.

Das letzte Lied. Gedichte von Max Viola. Berlin, Siegfried Cronbach.

Nicht nur der Inhalt, sondern schon das Vorwort weist darauf hin, daß dieses Buch ein Widerklang „jener einfach alten Weisen, die voll Liebe und voll Treu sind und die niemand wagt zu preisen, weil sie, ach, weil sie nicht neu sind." M. V. kritisiert sich selbst in dem Gedicht „Alltagsdinge": „Der kühnen Geister hoher Schwung, mir ward er nicht gegeben, mein Feld, das ist die Niederung, das stille Alltagsleben. Ich hab' kein Meer je aufgewühlt und war kein Menschheitsretter, bloß das, was Hinz und Kunz gefühlt, das weht durch diese Blätter." Aber ist nicht der ein Dichter, der dem gemeinsamen Gefühl schönen Ausdruck gibt, der das ausspricht, von dem die anderen nicht wissen, daß sie es wissen? — N.

Basile Alexandris Pastelle. Aus dem Rumänischen übertragen von Konrad Richter. Berlin, Mayer und Müller.

Alexandris, des rumänischen Dichters, Pastelle sind nicht leicht zu verdeutschen. Keine Geringere als Carmen Sylva hat es bereits versucht. Herr Richter ist entschieden kein Poet; dafür ist er nicht verantwortlich, aber für manchen Zwang, den er der deutschen Sprache angetan, sowie für viele Verstöße gegen die Metrik. Diese Übersetzung gibt nicht einmal eine Ahnung von den Schönheiten und der Grazie des rumänischen Originals. M. Kr.

Istiu. Ein Schauspiel im nordostarabischen Mesopotamien zur Zeit der Gründung Babels, in 4 Akten. Von Max Voigt-Aly. Dresden, Hans Schultze Verlagsbuchhandlung.

„Zeit der Handlung: Zur Zeit der Gründung Babels um 5000 vor Beginn europäischer Zeitrechnung."

Inhalt?

Der Verfasser sagt's in einer Vorrede, die geradezu eine Abhandlung zu nennen ist: „Das Bild einer frühen Menschheit darzustellen nach den geschichtlichen Quellen, soweit sie erforscht sind, ist der leitende Grundgedanke des vorliegenden Schauspieles, das keine Probleme lösen will —"

Nein, wirklich: „Das Bild der frühen Menschheit" ist furchtbar undramatisch, und fesselnd ist es auch nicht.

A. H.

Kaspar Hauser. Drama in 4 Akten von Kurt Martens. — Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 1903.

Die seltsame Findlingsgestalt des Kaspar Hauser ist wohl kaum eine dramatische Figur, und auch Kurt Martens hat sie nicht dazu machen können. Wohl hat er seiner Persönlichkeit tiefere Bedeutung zu geben versucht, indem er sie als allgemeines Symbol des menschlichen Daseins faßte. Der Leitspruch auf dem Titelblatte schlägt dieses Motiv bereits an: „Ich komme, ich weiß nicht von wo? Ich bin, ich weiß nicht was? Ich fahre, ich weiß nicht wohin?" Die über dem Menschen stehende schicksallenkende Macht symbolisiert Martens geschickt durch einen geheimnisvollen, fremden Agenten, der das Geschick des Findlings aus dem Verborgenen, Hauser unsichtbar, lenkt und ihn am Schluß meuchlerisch niederstreckt. Aber auch durch diese Vertiefung des Problems, die auf der Bühne kaum sich durchringen und klar hervortreten wird, ist das Stück kein wirksames Drama geworden — eher hätte es eine Novelle werden können; aber dafür war der romantische Stoff doch wohl ein bißchen zu sehr verbraucht.

A. F. K.

Treibende Wracks. Roman von Eva Gräfin v. Baudissin. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Die Verfasserin beseelt ein ernstes Wollen. Sie enthüllt in ihren Erzählungen mit Vorliebe soziale Gefahren und möchte gern an die offenen Schäden unsres gesellschaftlichen Lebens die helfende, heilende Hand legen. Von dieser edlen Absicht zeugt auch der vorliegende Roman. Seine Grundlage bildet die fein ausgesponnene Moral: Wie auf hoher See treibende Wracks, Schiffe, die steuer- und ziellos Wind und Wellen überlassen sind, manches Unheil anrichten, so gefährden und zerstören im Meer des alltäglichen Lebens oft zügellose, willensschwache Seelen das Glück anderer Menschen.

N.

Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Dritte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Hermine Spies ist 12 Jahre tot, und noch immer hat sie als Liedersängerin keine ihr gleichwertige Nachfolgerin erhalten. Das liebevoll und warm geschriebene Buch schildert ihr Leben und Wirken und wird nicht nur von denen gern gelesen werden, die sie gehört und bewundert haben, sondern ist auch für alle diejenigen von Wert, die sich mit der Geschichte und dem Wesen des deutschen Liedes in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beschäftigen. Eine wertvolle Bereicherung ist der vorliegenden dritten Auflage dadurch zuteil geworden, daß der rege Briefwechsel der Sängerin mit Johannes Brahms und Hans Groth ausführlich mitgeteilt ist. Beigegeben ist ein wohlgetroffenes Bildnis der unvergeßlichen Künstlerin.

E. B.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Andersen. — Der grösste Dichter Dänemarks. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage Hans Christian Andersens. Von Dr. Adolf Kohut. Literarische Warte VI, 7 (April 1905).

Andersens Jugend. Von Ott. Stauf von der March. Nord und Süd. Heft 338 (Mai 1905).

Bennigsen. — Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. IX. Deutsche Revue 30, April 1905.

Blücher und Bismarck. Von G. v. Bismarck. (Schluss.) Die Grenzboten 64, 13 (30. März 1905).

Dorfnovellistik in alter und neuer Zeit. Von Dr. A. Dreyer. Literarische Warte VI, 6 (März 1905).

Hagen, Theodor, der Senior der Weimarer Künstler. Von Otto Eggeling. Westermanns Monatshefte 49, 8 (Mai 1905).

Halm, Friedrich, und das Wiener Burgtheater. (Mit ungedruckten Mitteilungen aus Halms Nachlass.) Von Anton Schlossar Bühne und Welt VII, 12 (März 1905).

Hanstein, Adalbert von. Eine Studie von Max Behr. Literarische Warte VI, 6 (März 1905).

Hohenlohe-Schillingsfürst. — Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Das Jahr 1848 und die Reichsgesandtschaft. IV. Von Friedrich Curtius. Deutsche Revue 30, April 1905.

Ibsens Briefe. Von Heinrich Stümcke. Bühne und Welt. VII, 12 (März 1905).

Ibsen. — Das Lebendige und Vergängliche in Ibsens Werken. Eine literarhistorische Studie von Dr. Alois Wurm. Literarische Warte VI, 6 u. 7 (März u. April 1905).

Kaisertum des Mittelalters. — Das Kaisertum des Mittelalters nach seiner sozialen und politischen Bedeutung. Von Dr. von Schulte (Bonn). Deutsche Revue 30, April 1905.

Karlsschülers Jakob Rieter, Das Stammbuch des. Ein Beitrag zur Schillerfeier. Von Louis Bobé. Westermanns Monatshefte 49, 8 (Mai 1905).

Kunst, Über griechische. Von A. Furtwängler. Deutsche Rundschau 31, 7 (April 1905).

Leben und Tod in der Auffassung der Alten. Von Dr. R. Salinger. Preussische Jahrbücher 120, 1 (April 1905).

Menzel, Adolf. Von Karl Voll. Hochland II, 7 (April 1905).

Niese, Charlotte. Von Heinrich Danneil. Das literarische Echo VII, 13 (April 1905).

Rodin, Auguste. Von Paul Clemen. I u. II. Die Kunst. VI, 7 (April 1905).

Schillers Beruf. Von Arnold E. Berger. Nord u. Süd. Heft 338 (Mai 1905).

Schillers Kinder. Mit besonderer Berücksichtigung Emiliens von Gleichen-Russwurm geb. v. Schiller. Von Hans Brand. Westermanns Monatshefte 49, 8 (Mai 1905).

Schiller in drei Jahrhunderten. Eine Festbetrachtung zum hundertsten Todestage des Dichters. Von Otto Harnack. Westermanns Monatshefte. 49, 8 (Mai 1905).

Schiller. — **Die Entstehung des „Don Karlos".** Von Alfred Gercke. Deutsche Rundschau 31, 7 (April 1905).

Segantini. Von Rudolf Klein. Nord und Süd. Heft 338 (Mai 1905).

Spitteler, Carl. Von Kurt Walter Goldschmidt. Nord und Süd. Heft 338 (Mai 1905).

Terramaren Italiens, Die. Ein Beitrag zur Kenntnis des ersten Auftretens der Städte. Von Dr. S. Baglioni. Die Umschau. IX, 16 (April 1905).

Uhde, Fritz von. Von Eduard von Keyserling. Kunst und Künstler. III, 7 (April 1905).

Wagner. — Ein ungedruckter Entwurf Richard Wagners zu einer Operndichtung nebst Briefen. Herausgegeben und eingeleitet von Oberregierungsrat Dr. Hubert Ermisch. Deutsche Rundschau 31, 7 (April 1905).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben unter Mitwirkung anderer von Dr. Hans Gross. 18. Band. Heft 4. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Baer, Marie Hermes v., Irdische Engelchen und Bengelchen. Kinderbilder. Dresden, E. Piersons Verlag.

Beta, Ottomar, Die andere Ehe als Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis. Rudolstadt, Karl Keil.

Bleibtreu, Karl, Vivat Fridericus! Psychologische Schlachtdichtungen. II. Band. Von Zorndorf bis Torgau. Berlin, Alfr. Schall.

Bojanowski, Eleonore v., Schiller-Gedenkbuch. Weimar, Hermann Böhlaus Nachflg.

Brunetière, Ferdinand, Histoire de la Littérature française classique 1515—1830. Tome premier. De Marot à Montaigne 1515—1595. 2. Partie. La Pléiade. Paris, Librairie Ch. Delagrave.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 27. Jahrgang. 8. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dralle, Robert, Aus meiner Wandermappe. Verspieltes Glück, Glashütte am Fjord. Stuttgart, Strecker u. Schröder.

Dreyer, A., Karl Stieler, der bayerische Hochlandsdichter. Mit einem Bildnis des Dichters, einer Bibliographie seiner Schriften, sowie einigen bisher ungedruckten Gedichten und Briefen Karl Stielers. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Eckart, R., Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer. 1. Lieferung. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franck'sche Verlagshandlung

Friedmann, Oskar, Der Zahltag. Wiener Schauspiel in drei Akten. München, Albert Langen.

Fürth, Jacob, Die Dornenkrone. Drama in 4 Aufzügen. Wien, Stern und Steiner („Die Wage").

Georgy, Ernst August, Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus. Die neue Weltanschauung. Beiträge zu ihrer Geschichte und Vollendung in zwanglosen Einzelschriften. Berlin, Albert Kohler.

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 2. Auflage. 1. Heftausgabe. Luther-Klopstock. Berlin, Volkserzieher-Verlag.

— Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 5. Heftausgabe. Schiller. 2. Auflage. Berlin, Volkserzieher-Verlag.

Goldschmidt, Ludwig, Kants „Privatmeinungen" über das Jenseits und die Kant-Ausgabe der Königlich preussischen Akademie der Wissenschaften. Ein Protest. Gotha, E. F. Thienemann.

Grunsky, Dr. Carl, Musikgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig, G. J. Göschen.

Gysae, Otto, Die Schwestern Hellwege. Roman. München, Albert Langen.

Hegeler, Wilhelm, Flammen. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Heilborn, Ernst, Ring und Stab. Zwei Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel.

Heine, Anselm, Aus Suomi-Land. Erzählungen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Heraldisch-Genealogische Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter. Monatsschrift zur Pflege der Heraldik, Genealogie, Sphragistik, Epitaphik, Diplomatik, Numismatik und Kulturgeschichte von Prof. L. Oelenheinz und H. von Kohlhagen. 1. Jahrgang 1905. Nummer 12. Bamberg, Kommissions-Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg.

Hertzsch, Robert Hugo, Welchen Wert haben Hofrat Professor Dr. Hermann Kluges freie oder philosophische Aufsätze in seinem Buche „Themata zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen" für die studierende Jugend? Eine kritische Untersuchung. Leipzig, R. H. Hertzsch, Hardenbergerstr. 24.

Hippel, H. v., Schweigt und geht! Drei Novellen. Berlin, Hermann Krüger.

Hondrey, Georg, Der Buckelmajor. Ewige Ostern. Dresden, E. Piersons Verlag.

Huber, Rudolf Wilhelm, Die Wolke. Eine Künstlerkomödie in fünf Akten. Frauenfeld, Huber & Co.

Kaboth, Hans, Aus meiner Waldkanzel. Jägerliches Allerlei. Berlin, F. Fontane & Co.

Katalog religiöser Bilder. München, Franz Hanfstaengl, Kunstverlag.

Katscher, Leopold, Mit, nicht gegen einander! Zeitgemässe und wichtige Hinweise für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Dresden, Verlag der Albanus'schen Buchdruckerei. (Hans Furrer.)

Kienzl, Hermann, Dramen der Gegenwart. Graz. Leuschner & Lubensky.

Kirchbach, Wolfgang, Friedrich Schiller der Realist und Realpolitiker. Schmargendorf b. Berlin, Verlag „Renaissance" Otto Lehmann.

Klassiker der Kunst in Gesamt-Ausgaben. Vollständig in 70 Lieferungen. I. Serie. Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer, Rubens. 1. Lieferung 50 ₰. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Klett, Prof. Dr. Richard, Unsere Haustiere. Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. 1. Lieferung. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kuhn, Alexander, Zum Eingeborenenproblem in Deutsch-Südwestafrika. Ein Ruf an Deutschlands Frauen. Mit 25 Bildern. Berlin, Diedrich Reimer (Ernst Vohsen).

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Ein Buch der Erhebung und des Genusses. 2. Lieferung. Berlin, Wilh. Spemann.

Lie, Jonas, Der Konsul. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Loeb, Moritz, Seine Majestät der Reisende. Glossen aus dem Geschäftsleben. Mit Illustrationen von Rich. Gutschmidt. Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung.

Lohmann, Peter, Lieder. Leipzig, J. J. Weber.

Lucas, Stanislaus, In der Heimat Mirza Schaffys. Kulturbilder aus dem Kaukasus. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Meier-Graefe, Alfred Julius, Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache, von Dr. Heinr. Sabersky und Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 24 und 25 und 1. Beilage. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache, von Emil Jonas, Ebbe Tuneld, C. G. Morén. Brief 24 und 25. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— **Der kleine Toussaint-Langenscheidt.** Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Englisch. Zur schnellsten Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht. Verfasst von H. Baumann. Berlin, Langenscheidt'che Verlagsbuchhandlung.

Müller, Prof. Dr. Ernst, Schiller-Büchlein für Schule und Haus. Leipzig, G. Freytag.

Müller-Ems, Dr. Richard, Otto Ludwigs Erzählungskunst. Mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse nach den Erzählungen und theoretischen Schriften des Dichters. Berlin, Albert Kohler.

Nossig, Alfred, Göttliche Liebe. Drama in 3 Aufzügen. Zweite Auflage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Reiner, Dr. Julius, Aus der modernen Weltanschauung. Leitmotive für denkende Menschen. Hannover, Otto Tobies.

Rodenbach, Georg, Im Zwielicht. Nachgelassene Novellen. Eingeleitet und übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Mit Bildnis des Verfassers. Autorisierte Ausgabe. Dresden, Carl Reissner.

Scherf, Johann Christian, Einsame Gänge. Leipzig, Georg Merseburger.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Zweiter Band: Gedichte II. — Erzählungen. Dritter Band: Die Räuber — Fiesco — Kabale und Liebe. Fünfter Band: Wallenstein. Achter Band: Dramatischer Nachlass. Sechzehnter Band: Vermischte Schriften. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger. I. Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schönbach, Anton E., Über Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge. Siebente, stark erweiterte Auflage. Graz, Leuschner u. Lubensky.

Schroeder, Osw., Mit Camera und Feder durch die Welt. Schilderungen von Land und Leuten nach eigenen Reise-Erlebnissen. II. Band: Ägypten, das Land der Pyramiden. Leipzig, Wanderer-Verlag G. m. b. H.

Selge, Paul, Wem gehört die Zukunft? Zwei Aufsätze zur Reform der höheren Schulen. Leipzig, Raimund Gerhard.

Siebert, Margarete, Marie. Ein Roman Berlin, Gebr. Paetel.

Simon, Heinrich, Fragmente von Novalis. München, Albert Langen.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 18. Jahrgang. 1905. Heft 2. 3, 4 und 5. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stoll, Dr. Hans, Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Leipzig, Verlag: Reichs-Medizinal-Anzeiger.

Viebig, C., Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 13. Jahrgang. 3. Stück Schillers Stellung in der Entwicklungs-Geschichte des Humanismus von Dr. Ludwig Keller. Zweiter Versand. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.

Wachs- Wachtl, Heinrich, Ein Stück aus dem Leben. Volksstück in fünf Akten. Dresden, E. Pierson.

Weislein, Carl, Myrten und Cypressen. Zwei Geschichten, Dichtung und Wahrheit. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wrangell, F. von, Russlands innere Lage. Leipzig, Georg Wigand.

Wust, Martin, Das dritte Reich. Ein Versuch über die Grundlagen individueller Kultur. Wien, Wilhelm Braumüller.

2 Photogramme der Schiller-Büste von Sandor Járay. Berlin 1905.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

